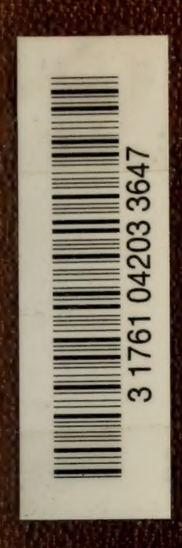
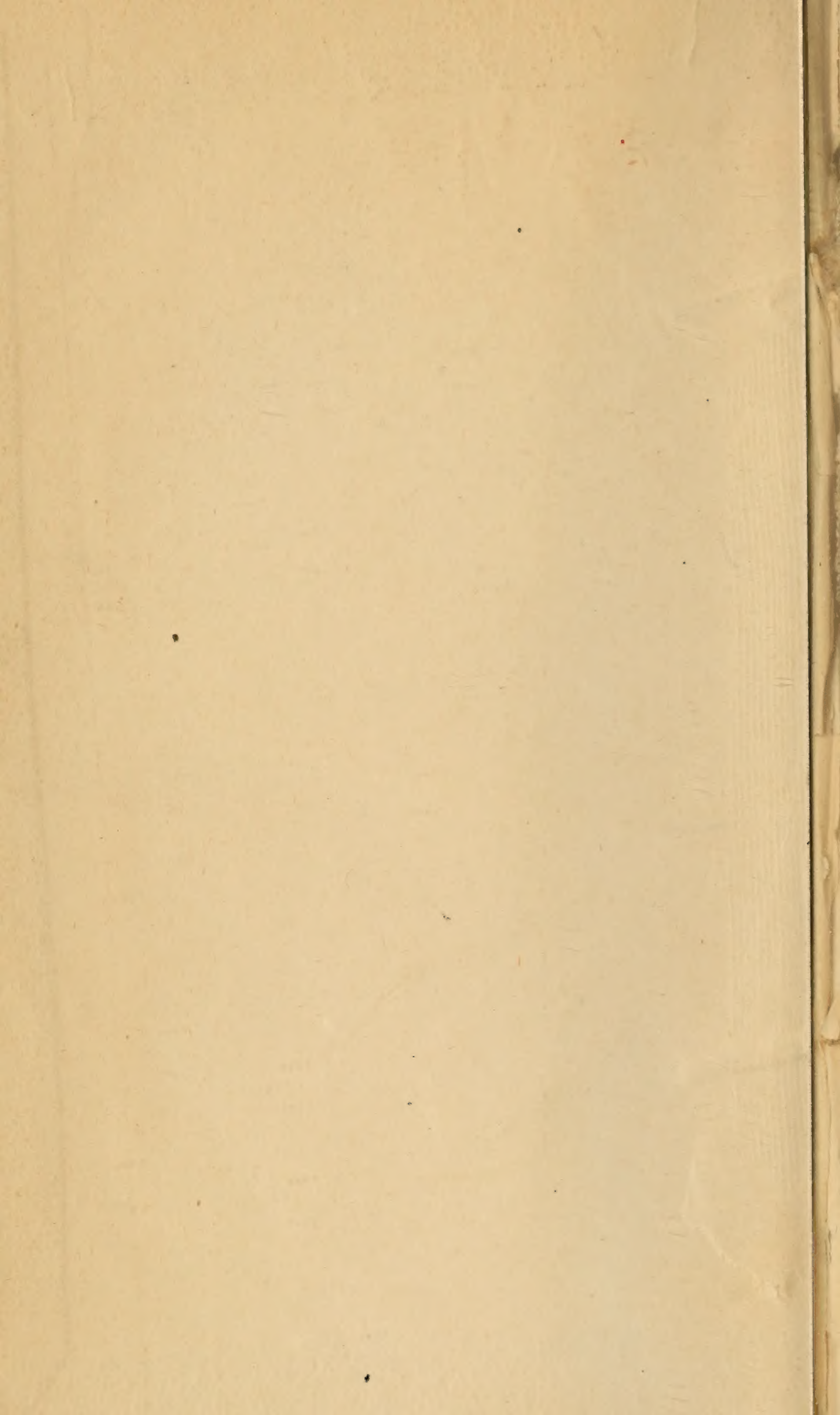
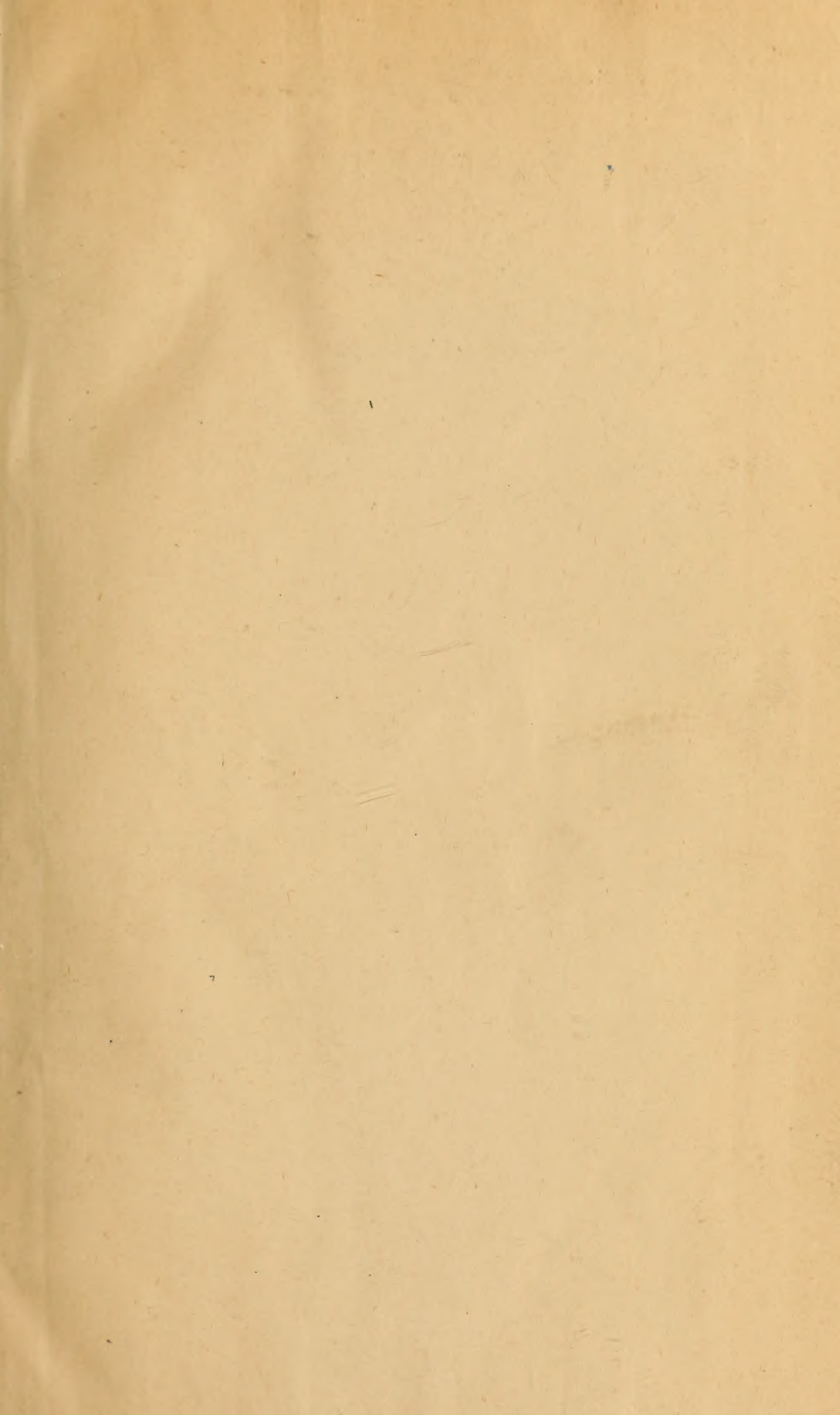
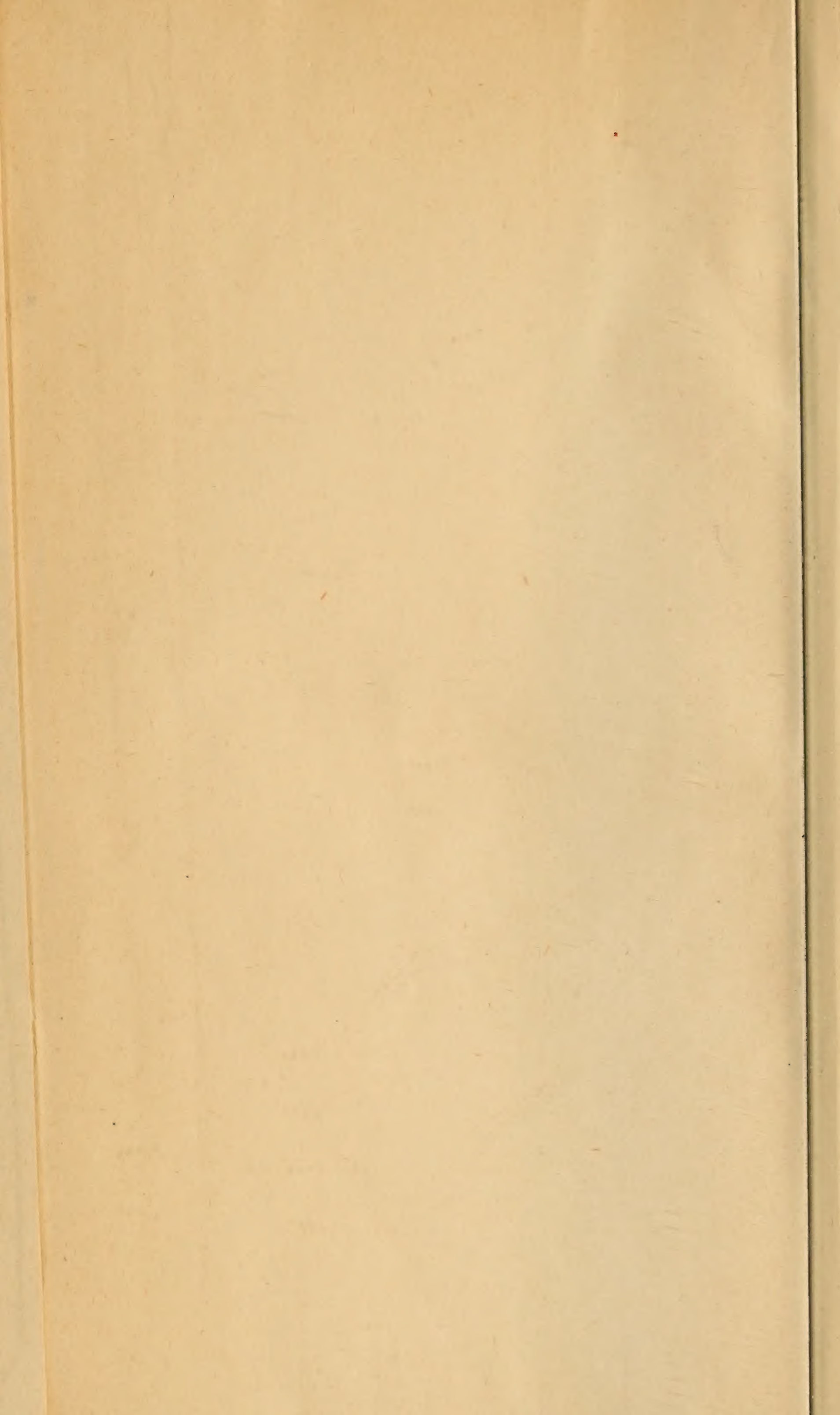
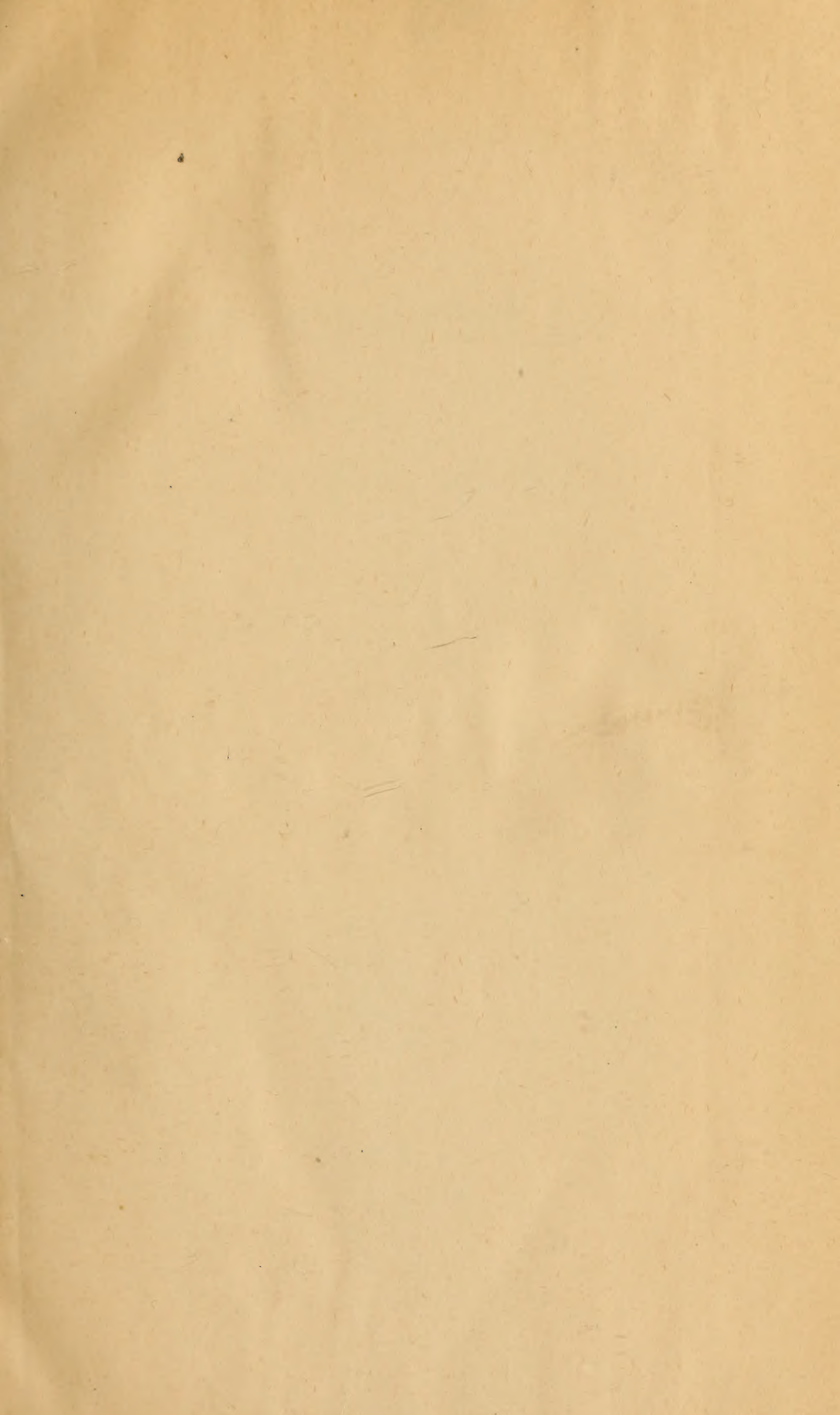
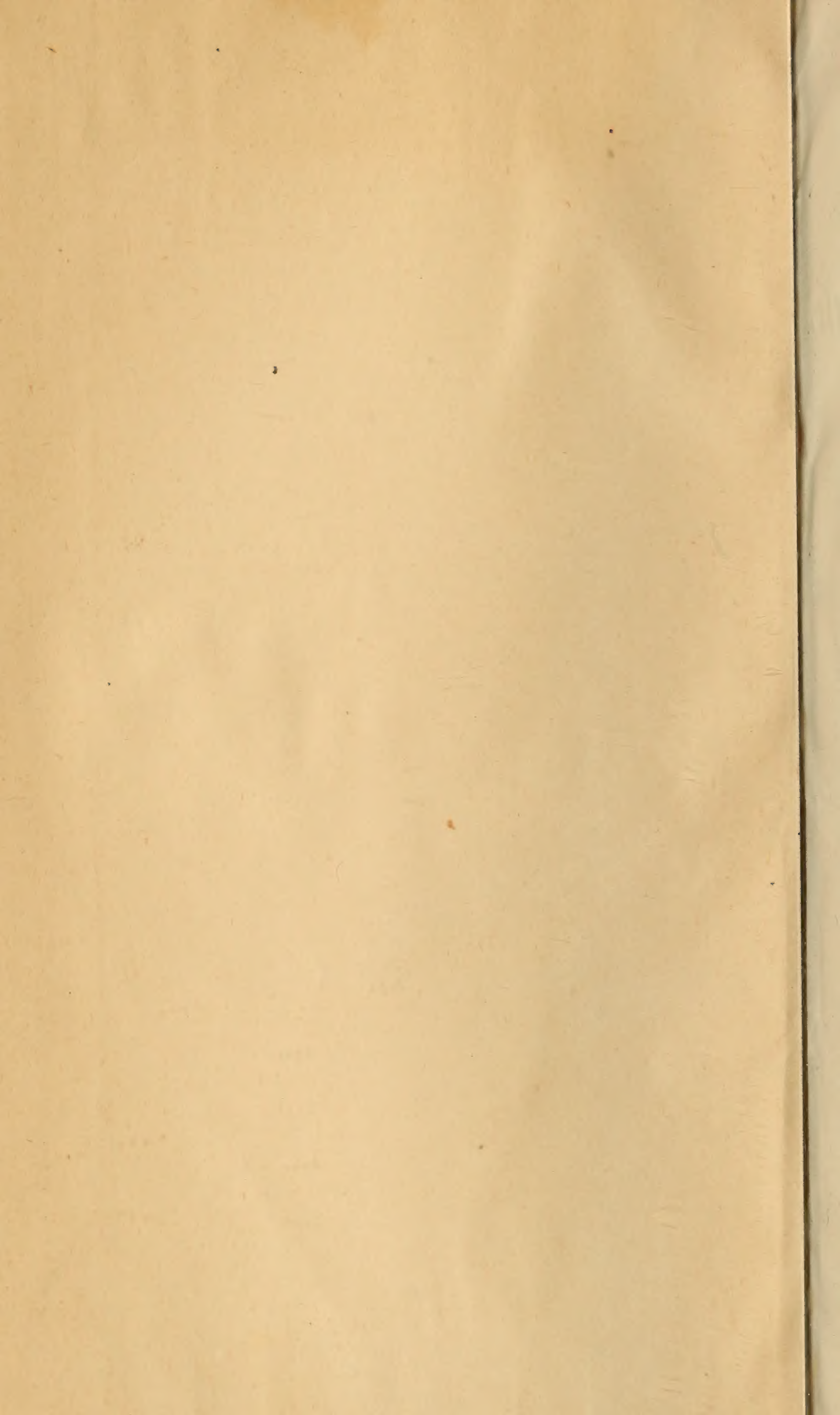












Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Erster Band.

Erste Abtheilung:

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Erster Theil.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1871.

Denkwürdigkeiten

des

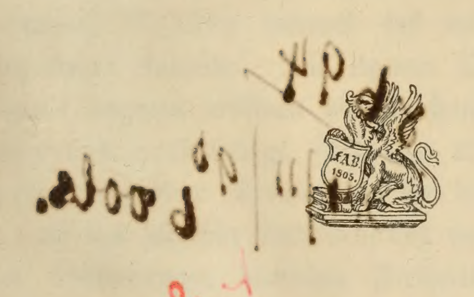
eignen Lebens.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Dritte vermehrte Auflage.

Erster Theil.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1871.

Vorwort.

Varnhagen von Ense ist als einer der glänzendsten Sterne in der deutschen Litteratur geschätzt und anerkannt. Seine Lebensbeschreibungen von Kriegshelden, Dichtern, Schriftstellern und Staatsmännern, ausgezeichnet durch glänzende Karakteristik wie durch gewissenhafte Treue, haben ihm die erste Stelle als Biographen unbestritten angewiesen, und vielfach ist ihm der Name des deutschen Plutarch ertheilt worden; diese Schriften schildern so lebendig eine bedeutungsvolle Vergangenheit des Vaterlandes, daß deren große und ruhmvolle Gestalten dadurch fast wie Zeitgenossen in die Gegenwart eintreten. Die eigenen Denkwürdigkeiten Varnhagen's dagegen eröffnen die Anschauung in die ganze bewegte und merkwürdige Zeit, die er selbst durchlebte; die große französische Revolution, der deutsche Befreiungskrieg, die auf ihn folgende Unterdrückung von Innen, die Kämpfe und Bestrebungen deutschen Freiheitssinnes und deutschen Geistes, das Fest des Fürsten von Schwarzenberg in Paris, der Wiener Kongreß, Kotzebue's Ermordung und ihre Folgen ziehen in wechselnden Bildern an uns vorüber. Mit den meisten großen und einflußreichen Persönlichkeiten seiner Epoche wurde Varnhagen durch die Ereignisse und durch

seine Stellung in Berührung gebracht, und so treten sie Alle in buntem Wechsel vor uns hin: Prinz Louis Ferdinand, Blücher und Tettenborn, Napoleon und Metternich, Stein, Hardenberg, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Friedrich August Wolf, Fichte, Goethe, die beiden Schlegel, Chamisso, Gentz und Adam Müller, Rahel und der genial geistreiche Kreis, der sie umgab, Frau von Staël u. s. w., u. s. w. Diese Namen mögen genügen; aber noch viele wären zu nennen, denen man in diesen Aufzeichnungen begegnet! Und überall zeigt sich zugleich Varnhagen's eigenes Wesen, die Höhe seines überschauenden Geistes, wie die Tiefe des edelsten für Vaterland, Freiheit, Wissenschaft, Dichtkunst, Liebe und Freundschaft glühenden Herzens. Varnhagen war Patriot im vollen Sinne des Wortes, und in allen Verwickelungen und Verlockungen der Begebenheiten immer seiner reinsten Ueberzeugung folgend, stets dem Fortschritt zugewandt, widerstand er allen glänzenden Darbietungen, die seinen ausgezeichneten Talenten nicht fehlen konnten und ihm von preußischer wie von österreichischer Seite wiederholt zu Theil wurden; eine würdige und edle Zurückgezogenheit, die einer unabhängigen und rastlosen Thätigkeit Raum ließ, den angebotenen Ministerposten mit ihrem diplomatischen Schimmer vorziehend. Nur der Wahrheit dienend, blieb er sich selbst stets getreu, gleich fleckenlos als Schriftsteller und als Patriot wie in seinem Privatleben.

Die Schriften Varnhagen's in neuer Ausgabe erscheinen zu lassen, erschien um so wünschenswerther, da viele derselben bereits seit Jahren vergriffen, und dadurch der jungen Generation unzugänglich geworden sind. Die neue Ausgabe erhält aber noch eine besondere Bedeutung und einen doppelten Werth dadurch, daß viele Anmerkungen, Aufschlüsse und Ergänzungen von Varnhagen's Hand, die in den frü-

heren Ausgaben aus politischen Rücksichten wegbleiben mußten, so wie auch zarte und stürmische Herzensbeziehungen Varnhagen's hier zum erstenmale eingefügt sind, da nun der Zeitraum erreicht ist, den er selbst für die Veröffentlichung bestimmte. Keine persönlichen Gefühle können dadurch noch verletzt und aufgeregt werden, denn der Tod löst alle Dissonanzen der Herzen, und erhebt die Personen zu poetischen Gestalten, die als solche der Litteratur angehören, und so wie Goethe's Neigungen zu Lilli, Frau von Stein und Anderen uns heute klar vorliegen und durch ihren psychologischen Reiz anziehen, so mögen auch hier Varnhagen's Beziehungen zu Fanny Hertz und Mariane Saaling ihren Platz finden, und Antheil und Interesse erwecken. Mißverstanden kann alles werden, aber das thut auch nichts; wenn es nur von denjenigen verstanden wird, für die dergleichen aus den Tiefen der Seele geschöpfte Bekenntnisse geschrieben sind, und solche können in Deutschland niemals fehlen! —

So möge denn die neue Ausgabe nach vielen Seiten förderlich wirken, und zugleich ein lebendiges Denkmal zum Ruhm und zur Ehre eines Schriftstellers sein, der in jeder Beziehung ein ächt vaterländischer genannt zu werden verdient.

Florenz, im August 1870.

Ludmilla Assing.



Inhalt.



Erster Abschnitt.

Herkommen. Erste Jugend.

Düsseldorf, 1785—1790.

Familiennachrichten und Geschlechtsregister hat man bisher hauptsächlich nur aus Absichten der Eitelkeit und des äußern Vortheils gesammelt und aufgestellt, es ist aber kein Zweifel, daß solche auch zu einer tiefen und wichtigen Belehrung gereichen könnten, wenn man sie zu solchem Behuf einrichtete. Die Aufeinanderfolge, Verbreitung und Dauer eines Geschlechts, die Mischungen, welche es durch Aufnahme und Abgabe von Gliedern erfährt und bewirkt, die Verpflanzungen nach andern Orten und Ländern, die Wandlungen der äußern Verhältnisse, die Gestaltungen der Karaktere und der Talente, alles dies würde, in gehöriger Masse bestimmter Einzelheiten übersichtlich dargelegt, der Gegenstand ungemein anziehender und lehrreicher Betrachtungen sein. Solche Fäden des Privatlebens — denn auch die Königsgeschlechter dürften in diesem Sinn keine andre Auffassung ansprechen —, durch größere Zeiträume fortgeführt, müßten selbst den Lauf der weltgeschichtlichen Ereignisse in einer eignen, neuen Verwebung und Färbung zeigen. Die fortschreitende Wissenschaft der geselligen Lebensverhältnisse, wozu doch, aus ihren geringen Anfängen, die statistischen Bemühungen sich künftig emporheben müssen, hätte die neuen Thatsachen zu ergreifen, und würde unfehlbar die außerordentlichsten,

überraschendsten Folgerungen und Anwendungen daraus gewinnen. Es entstünde solchergestalt eine neue Art die Genealogie zu treiben, in einem höheren Sinn und zu edlerem Zweck, als die bisherige, nur der äußern Vornehmheit dürftig — und nicht selten unwahr — dienende. Freilich käme hierbei alles auf den eindringenden Blick und die ordnende Hand des Bearbeiters an. Ich will keineswegs ein solches Muster zu geben hier unternehmen, inzwischen mögen im Sinne des Gesagten einige flüchtige Familiennachrichten, die sich grade darbieten, meiner eignen Lebensschilderung vorangehen.

Der Stamm, dem ich angehöre, ist altsächsisch, in Westphalen von frühsten Zeiten heimisch und ausgebreitet. Das „uralte, berühmte, ritterliche Geschlecht von Ense", wie der westphälische Geschichtschreiber von Steinen es nennt, theilte sich früh in zwei Linien, deren eine, mit Beibehaltung des goldnen Wappenfeldes, von der im Walde bei Arensberg gelegenen und in der Soester Fehde zerstörten Burg Varnhagen sich mit diesem Namen nannte, die andre ein silbernes Feld und den Namen Schnidewindt annahm. Schon im zwölften Jahrhundert werden die von Ense genannt, und vom dreizehnten an kommen sie als Ritter, Burgherren, Drosten, fürstliche Räthe, Domherren und Freistuhlherren, im Kreise der westphälischen Heimath zahlreich vor, bald kriegerisch bewegt, bald friedlich seßhaft. Gleich darauf erschienen auch die beiden Linien, von welchen die Varnhagen'sche sich als die hervorragende zu erkennen giebt. Im fernern Verlaufe der Zeit finden wir dies Geschlecht von den Waffen und Fehden des Ritterlebens mehr und mehr ablassend, hingegen desto stärker dem geistlichen und gelehrten Stande nachgehend, wo die Ehrenvorzüge kaum geringer waren, und mit Wohlfahrt und Bildung zusammen gingen.

Diese Richtung gewann entschiednere Stätigkeit durch Konrad von Ense genannt Varnhagen, kölnischen Kanonikus, der als Pastor zu Iserlon daselbst im Jahre 1520, mit Vollmacht des Kurfürsten-Erzbischofs von Köln, eine Blut- und Erbvikarie zu St. Martin stiftete, und mit Grundbesitz und für die damalige Zeit beträchtlichem Einkommen aus-

stattete. Diese Predigeranstellung besteht noch heutiges Tages mit mannigfachen Vortheilen, als ausschließlicher Besitz der Familie Varnhagen. Gleich der erste Inhaber jedoch, Johann von Ense genannt Varnhagen, nahm eifrigen Antheil an der durch Luther bewirkten Glaubens- und Kirchenreformation, führte sie, nach manchem Widerstreit, in Iserlon siegreich ein, und mit ihm wurde, unter Zustimmung des Stifters, sowohl die Vikarie als auch die übrige Familie protestantisch. Die nächste Folge davon war die Verheirathung des bisher ehelosen Vikarius. Seine erste Frau — denn er heirathete später zum zweitenmal — war eine von Kettler, Schwester des nachherigen Herzogs von Kurland, Gotthard von Kettler, und aus dieser Verbindung entsprang die Reihe meiner näheren Vorfahren, die nun fast ohne Ausnahme, indem auch jene Stiftung fortwährend einwirkte, sich vorzugsweise dem gelehrten, und, neben dem geistlichen, besonders noch dem ärztlichen Stande widmeten.

Hieraus aber entsprang für die nachfolgende Stellung der Familie allmählig eine bedeutende Aenderung. Da bei evangelischen Predigern nicht, wie bei katholischen Geistlichen etwa für höhere Pfründen, der adelige Stand in Betracht kam, den Gelehrten ohnehin die lateinischen Titel ihrer Würden mehr galten als irgend eine Bezeichnung ihrer Abkunft, und außerdem durch Heirath, Aemter und Lebensweise die innigere Verbindung mit dem Bürgerthume stets zunehmen mußte, so hießen die Vikarien, Doktoren, Rathsherren und Bürgermeister aus dem Geschlechte Varnhagen bald nur schlechtweg mit diesem Namen, ohne weitere Bezeichnung eines Adels, der für die wohlkundigen nächsten Mitlebenden ausdrücklich festzuhalten unnöthig und besonders hervorzuheben überhaupt keine Veranlassung war. So geschah es, daß der Namen von Ense sich allmählig aus dem Gebrauch verlor, und zuletzt, abgerechnet das im Siegel erhaltene Wappen, die Familie ihre Herkunft nur als geschichtliche Merkwürdigkeit im Gedächtniß aufbewahrte. Befriedigt in heimischem Ansehen, mittlerem Wohlstand und gedeihlichem Wirken lebte sie lange Zeit still fort, ohne aus dem engeren vaterländischen Bezirk herauszutreten. Doch nannte sich der letzte Vikarius

zu Iserlon, mit dem die ältere Reihe vor dreißig Jahren ausstarb, auf Reisen und in Bädern noch immer Herr von Ense, wie mir der Hofprediger Strauß, der ihn genau gekannt, mit andern solchen Sachen von ihm erzählte.

Das frühste Beispiel eines in weiterer Welt sich versuchenden Sinnes gab einer von Johann von Ense's Enkeln, der während des dreißigjährigen Krieges in Rostock studirt hatte, dann des Königs Gustav Adolph von Schweden und später der Königin Christina Leibarzt geworden war; er ließ sich in Schweden häuslich nieder, und hatte daselbst eine ansehnliche Nachkommenschaft, deren Fortbestehen noch in neuern Zeiten kund war, und erst in den neusten aus Mangel an Nachrichten ungewiß geworden ist.

Ein Bruder dieses nach Schweden gegangenen Varnhagen hatte die Rechte studirt und war Bürgermeister in Altena geworden; sein Sohn, mein Aeltervater, folgte ihm in diesem Amte, war aber zugleich Doktor der Arzneikunde, die er nach dem Vorgange jenes Oheims ebenfalls in Rostock studirt hatte, und deren Würden und Ausübung fortan in dieser Linie sich durch alle Geschlechtsfolgen herab vererbten.

Doch geschah in andrer Hinsicht eine wichtige Unterbrechung des gewohnten Familienganges durch meinen Urgroßvater Johann Bernhard, der sich als Arzt in Paderborn niederließ, und daselbst durch das überwiegende Einwirken der Jesuiten, welche von jeher viel Anziehendes für gelehrte und kluge Leute hatten, zur katholischen Kirche übertrat. Dieser Glaubensweg leitete nun natürlich auch seine Nachkommen, und zwar äußerlich trennend genug von dem protestantisch gebliebenen Theil der Familie, innerlich aber nicht ohne die starke Zugabe eines freien Untersuchens und Zweifelns, mitunter sogar eines in Scherz und Ernst muthvollen Widerspruchs, welchen die herrschenden Einflüsse der spätern Zeit ohnehin mächtig hervorriefen, und den auch die Beschäftigung mit Natur- und Heilkunde nur noch förderte.

Mein Großvater studirte gleich wieder auf einer protestantischen Universität, zu Leyden in Holland; machte dann große Reisen, besuchte Rußland und Oesterreich, und wollte

Wien zu seinem Wohnort erwählen, wo aber seine Niederlassung durch ausgebrochene Verdrießlichkeiten mit dem berühmten und einflußreichen Arzte van Swieten gestört wurde. Er kam darauf nach Düsseldorf, wurde kurpfälzischer Rath daselbst, und nahm, ungewöhnlich in der Familie, eine Frau aus weiter Fremde, die Tochter eines Kaufmanns aus St. Petersburg. Das gute Ansehen, in welchem er bei Stadt und Regierung gestanden, verschafften seiner Wittwe nach seinem frühzeitigen Ableben die nicht unbedeutende Hofstelle einer Oberkammerfrau (Garde des Dames) bei der Gemahlin des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, dessen Hof in Mannheim durch Kunstbildung und Glanz sich vor vielen auszeichnete.

Mein Vater, Johann Andreas Jakob, zwischen einer ältern Schwester und einem jüngern Bruder mitten inne stehend, genoß zwar auch zuerst bei den Jesuiten den gewöhnlichen Schulunterricht, doch ohne daß ihre Leitung und Gesinnung ihn einnehmen konnten; er studirte dann, dem Beispiele der Voreltern folgend, die Arzneiwissenschaft, erst in Heidelberg, darauf in Straßburg und Paris, heirathete, nicht ohne Bedenken seiner sehr katholischen Mutter, eine Protestantin, die Tochter eines Rathsherrn Kunz in Straßburg, mit der er sich schon während der Universitätsjahre verlobt hatte, und erhielt bald die Anstellung als kurpfälzischer Medizinalrath und Stadtphysikus in Düsseldorf. An diesem Orte kam ich den 21. Februar 1785 zur Welt.

Daß die Stellung der Himmelskörper im bestimmten Augenblicke der Geburt eines Menschen auf dessen ganzes Geschick einen entscheidenden Einfluß übe, kann man schon gelten lassen; wenigstens liegt in dieser Annahme der Sinn eines großen Verhältnisses, in welchem der Mikrokosmus zu dem Makrokosmus unmittelbar zu stehen sich wohl berühmen darf. Näher indeß, als die Berechnung und Deutung jenes Einflusses der Gestirne, drängt sich uns heutiges Tages als bedingend für das anhebende Einzelleben die Stellung der Geschichtsbahnen auf, in welche die neue Geburt eintritt; und von Goethe'n hierzu angeleitet, müssen wir diesen einige

Betrachtung widmen, um den nachherigen Verlauf klarer einzusehen.

Das Jahr 1785 bezeichnet, wie jeder Zeitpunkt der Geschichte, eine ganz bestimmte Stufe von Gewordenem und Werdendem, und darin für jeden, der diesem Moment angehört, ein unwiderruflich gegebnes Schicksal. Was auch die Umstände sonst, günstig oder ungünstig, darbieten, wie auch Gesinnung und Kräfte innerhalb des freigelassenen Raumes auf die Schranken selbst zurückwirken, immer bleibt die allgemeine Nothwendigkeit jenes besondern Moments das Umfassende und Bedingende, dem nicht zu entfliehen ist. Auch in meinen Lebensereignissen kann ich das Entscheidende jenes Anfangspunktes überall deutlich genug verfolgen, und daß ich damals, dort, und unter solchen Umständen geboren wurde, erkenne ich, wenn auch nicht als meine erste That, wie ein Freund es einst allzustark ausdrücken wollte, doch als meine erste Habe und unverlierbare Mitgift, deren Signatur in allen meinen Begegnissen sich wiederfindet.

Das achtzehnte Jahrhundert hatte seine weitaussehenden, mit allgemeiner Anstrengung verfolgten Aufgaben bereits tüchtig gefördert, das Mühsamste und Undankbarste seiner Arbeiten war gethan, das Wünschenswertheste glaubte man nah, die bewegteste Entwickelung war im Gange, die gewaltsamsten Erfolge aber standen noch bevor. Die eigentliche Mitte, von woher eine gänzliche Umwandlung aller europäischen Lebenszustände betrieben wurde, war Frankreich; religiöse Denkart, Staatsverfassung, Erziehung, Geselligkeit, alles wollte sich auf neuen Grundlagen völlig verändert erheben, die alten Verhältnisse wichen, der Staat selbst erwies sich alsbald fügsam, und die lebhafte, geistreiche, für Umgang und Mittheilung höchst ausgebildete Nation wirkte durch ihre Gaben und Thätigkeit unwiderstehlich auf die andern Länder ein, selbst Polen und Rußland nicht ausgenommen, welche weder entlegen genug, noch so weit zurück waren, um sich dem anmuthigen und verheißenden Einfluß entziehen zu können. Die neue Richtung gewann die Häupter der Nationen, die Kaiser, Könige, Fürsten, und hatte sich der höheren Stände längst vollkommen bemächtigt, ehe

sie zu den mittlern und untern gelangen konnte. In Nordamerika hatte dieser Einfluß zu einer neuen Freiheitsgestalt mitgewirkt, gegen welche die in England und Holland, in der Schweiz, und zum Theil auch in Deutschland, bestehenden Formen der Freiheit nur noch als ein Schein galten.

Man würde jedoch sehr irren, wenn man den Antheil der Deutschen an der umfassenden Arbeit dieses Jahrhunderts für geringer halten wollte, als den der Franzosen, obgleich der Glanz des voranschreitenden Thuns meist bei diesen war; jene hatten nicht minder einen völlig neuen Lebensinhalt hervorgearbeitet, der seiner neuen Formen harrte, und inzwischen nachhaltig überall einwirkte, wo diese daheim und in der Fremde sich öffneten. Der preußischen Monarchie leuchtete noch das letzte Jahr Friedrich's des Großen, für die österreichischen Erblande und das deutsche Reich wirkten schon die lichten Bestrebungen Kaiser Joseph's des Zweiten. Auf größeren und kleineren Thronen sah man die Zöglinge der Menschenfreundlichkeit, der Aufklärung, der Duldungs- und Gleichstellungslehren; in vieljährigem Frieden war Wohlstand, Verkehr, Untersuchung und Einsicht aller Art gewachsen; alle Stände befleißigten sich der Bildung, der Ablegung von Vorurtheilen, und die Nation hatte für ihren allgemeinen Aufschwung, für ihre Gesinnung, für ihre Gemüths- und Gedankenkraft, eben jetzt in Litteratur, Sprachausbildung und Kunstbestreben so glückliche als harmlose Organe errungen. Indeß hielten die alten Einrichtungen noch vor, und das Leben wogte frisch und kräftig, aber zugleich bescheiden und erfreulich, zwischen seinen oft seltsam verbauten oder ganz vernachlässigten Ufern hin.

Am Niederrhein schlugen die Wellen dieser deutschen Fluthen besonders lebhaft und vielartig. Dem Handelsverkehr mit Holland und England offen, nach Frankreich in beständiger Theilnahme an dortiger Bildung und Mode hingewandt, von Oesterreich in Belgien, noch näher von preußischer Macht berührt, aus fürstlichen Gebieten, freien Reichsstädten, erzbischöflich-kurfürstlichen und andern geistlichen Herrschaften zusammengesetzt, ritterschaftliche, mönchische,

bürgerfreie Elemente vereinend, boten diese Gegenden das wunderbarste Gemisch von lebendiger Wechselwirkung.

Düsseldorf ragte in mannigfacher Beziehung günstig hervor. Früher eine fürstliche Residenz, und noch stets, wiewohl die kurpfälzische Hofhaltung immer in Mannheim blieb, als solche angesehen und gehalten, als Hauptstadt der Herzogthümer Jülich und Berg der Sitz einer eigenen Landesregierung, nach bequemer Lage am Rheinhandel theilnehmend, heiter gebaut und fortwährend erweitert und verschönert, durch gebildete Einwohner von freiem und munterm Sinn, durch zahlreiche Beamte, Militair, benachbarten reichen Adel und viele Fremde belebt, welche zum Theil wegen der berühmten Bildergalerie verweilten, im Winter auch wohl um des zu Zeiten wohlbesetzten Schauspiels willen kamen, durfte diese Stadt unter die vorzüglichsten und angenehmsten am Rhein gezählt werden. Als namhafte Repräsentanten dieses Lebenskreises kann ich zuvörderst den Kanzler Grafen von Nesselrode nennen, der mir als ein edles Bild hoher Amtswürde und milder Vornehmheit noch vor Augen steht, dann seinen Sohn, der innig befreundet mit Jacobi und in brieflichem Verkehr mit dem Grafen von Mirabeau war, den Freiherrn von Hompesch, den Hofkammerrath Beuth, der eine schöne Kunst- und Naturaliensammlung besaß, den Medizinalrath Brinkmann, den Regimentsarzt Nägele, ferner manche Offiziere, Kaufleute, Künstler und Schauspieler, die durch Talent und feines Betragen zu der besten Gesellschaft Eingang hatten; als Frauen von höchster Auszeichnung sind zwei Gräfinnen von Hatzfeldt, die beiden Schwestern Jacobi's und die jüngere Gräfin von Nesselrode, schon aus anderweitigen Erwähnungen bekannt; unter den gebildeten Damen der vornehmen Klasse fehlten aber auch solche nicht, deren glänzende Vorzüge nicht immer günstig zu beurtheilen waren.

Durch Jacobi's Nennung ist schon ein Mittelpunkt bezeichnet, mit dem die ersten Geister des Vaterlandes in Verbindung standen, und dessen Strahlen sogar über Deutschland hinaus sich verbreiteten. Zunächst aber gehörte er durchaus dem Niederrhein und dessen Nachbarschaft an, indem mit Köln, Aachen, Koblenz, und auf andrer Seite mit Elberfeld,

Duisburg, Xanten, Münster, der lebhafteste Verkehr unterhalten wurde. In Pempelfort, neben einer bedeutenden Fabrikanstalt, gab ein schönes großes Wohnhaus und angenehmer Garten die reichste Gelegenheit zur edelsten Gastfreundschaft, die selten in solcher Ausdehnung mit glücklichem Maß, und ohne allen Prunk so reichlich, ausgeübt worden. Dies Verhältniß war für Düsseldorf, wo Jacobi seines Amtes wegen eben so oft wie in Pempelfort war, überaus belebend, und Geselligkeit, Litteratur und Kunstbildung hatten ihren festen Anhalt an ihm. Ich habe späterhin oft bedauert, daß von diesem Hause, mit welchem doch mein Großvater schon wohlbekannt gewesen, mein Vater sich aus einer ich weiß nicht welcher stolzen Verstimmung zurückgehalten hat. Er pflog niemals Umgang nach jener Seite hin, wiewohl er die Personen nach Gebühr achtete, und von ihrem Dasein und Wirken vielfach berührt sein mußte.

Meine frühesten Eindrücke und Erinnerungen sind nicht aus dem städtischen Leben, sondern von Garten und Flusse her. Das kleine Haus, welches wir in einer Seitenstraße bewohnten, ging rückwärts auf den Rhein, dem hier noch grade so viel Boden abgewonnen war, um ein Gärtchen und ein schmales Weidenufer zu bilden, durch einige vorgelagerte Felsenstücke gegen den Andrang des Stromes, selbst bei einigem Schwellen desselben, ziemlich geschützt. Aus einem Fenster des Wohnzimmers führten Treppenstufen in diesen Raum hinab, der in seiner engen Umhegung, nach kleinstem Maßstabe mit Rasen und Beeten, Sträuchern und Bäumchen versehen, bei großem Himmelsblick und reicher Aussicht aufwärts auf die mächtig vorüberströmende Wasserfluth und ihre jenseitigen Ufer, bei nährend gesunder Luft, von Sonnenwärme und frischem Hauche zugleich getroffen, in seiner stillen, gedrängten Abgeschlossenheit uns Kindern ein wirkliches Paradies war, und als solches mir noch jetzt vor Augen schwebt. Ich erinnere mich deutlich des genossenen reinsten Glücks, der unschuldigsten Freudigkeit des Gemüths, des klarsten Auffassens der Welt und des harmlosesten Verbringens schöner Tage. Meine Schwester, Rosa Maria, doch gewöhn-

lich Röschen genannt, um anderthalb Jahr älter, gewährte mir das Glück einer lieblichen, in Spiel und Ernst gleich wohlthätigen Genossenschaft, und dabei eines reiferen Vorbildes, für Rath und Anhalt immer bei der Hand. Wir liebten uns wahrhaft, hatten ein unbeschränktes Kindervertrauen zu einander, und wenn ja kleine Zänke eintraten, dessen ich mich doch kaum erinnere, so gingen sie schnell und spurlos vorüber.

Selten wagten wir die Hecke des Gärtchens gegen das Wasser hin zu überschreiten; die Gefahr stellte sich uns um so erschreckender vor Augen, als eines Morgens sich ergab, daß ein Rabe, der zahm und redend uns so vertraut geworden als wunderbar geblieben war, sein Gitterhaus über Nacht durchbrochen, und wahrscheinlich, da er nicht fliegen konnte, seinen Tod im Rhein gefunden hatte. Um so reizender war es, wenn wir denn doch zuweilen, unter Aufsicht des Vaters, über die strenge Gränze vorgingen, das mit Weiden und Gebüsch bewachsene Ufer durchstörten, die daran festgelegten schwimmenden Floßbalken betraten, möglichst nah die großen Schiffe und die ungeheuern Flöße, die von vielen hundert Armen fortgerudert nach Holland hinabgingen, stolz vorbeiziehen, Nachen heranrudern, zuweilen Schwimmer sich ergötzen sahen, oder auch nachsinnend zu unsern Füßen das lebendige Spiel der Wellen und Wirbel betrachteten, und wohl gar in das reine Wasser unsre Stückchen Weißbrod eintauchten, die so benetzt uns das labendste Gericht dünkten.

Von meinem dritten Jahre ungefähr bis über mein fünftes hinaus sind meine Erinnerungen in dieser Gartenlust zusammengedrängt, als das Bild eines ununterbrochenen großen Sommers, so wie die dazwischenliegenden Winter gleichfalls zu einem zusammenhängenden Ganzen sich mir ausgeschieden haben. Die Zeitbestimmung meines fünften Jahres wird mir durch den Umstand sicher, daß mir ein anhaltendes allgemeines Glockengeläut, welches aus den kurkölnischen Ortschaften, und besonders von Neuß her, lange Zeit tagtäglich in regelmäßigen Fristen erschallte, durch sein betrübendes Einerlei, das der Rhein als Leiter nur allzuhell heranführte, zur unleidlichsten Qual wurde, dieses Geläute

aber geschah wegen des Ablebens Kaiser Joseph's, der am 20. Februar 1790 gestorben war.

Mit dieser stillen Gartenlust wetteiferte bald ein buntes Theilnehmen an lebhafterem Verkehr. Der schöne Hofgarten wurde mit beiden Eltern und der Schwester häufig besucht, ich fing an, den Vater auf vielen seiner Ausgänge zu begleiten, zu städtischen Besuchen, auf das Land zur geselligen Einkehr in nahen Gärten und Dörfern, oder auch zu entfernteren Ortschaften, nach Grafenberg, Benrath, Neuß, Ratingen, Zons, wohin den Vater zum Theil Amtsberuf, zum Theil das Bedürfniß größern Ausflugs führte. War die Wanderung zu Fuß, so trieb ich gewöhnlich dabei ganz für mich ein Spiel abentheuerlicher Vorstellungen und abgesonderten Hinlaufens, welches ich beim Nachhausegehen dann wohl mit peinlichster Ermüdung büßen mußte, wenn nicht mein Vater, dessen Liebe sich gränzenlos erwies, dadurch zu Hülfe kam, daß er mich weite Strecken zärtlich auf dem Arme trug. Auch in das Theater, welches jeden Herbst in Düsseldorf sich einfand, wurde ich frühzeitig mitgenommen, und habe zwischen Mutter und Schwester, obwohl ich sogar letztere manchmal darüber lächeln sah, bei rührenden Vorgängen, die ich doch nur im Allgemeinen als solche fassen konnte, heiße Thränen geweint.

Was aber inmitten aller dieser Dinge meinen Sinn und ganzes Dasein außerordentlich erhob, und meinem Bewußtsein einen ungewöhnlichen Schwung gab, war die Sonderbarkeit, daß ich, wenigstens zum Ausgehen, als Türke gekleidet war. Das achtzehnte Jahrhundert hatte in seinen Zügen, ehe sie schrecklich wurden, ungemein viel Kindisches, besonders in Deutschland, wo die Vorstellungen und Triebe eines lebhaft angeregten Bessern, zu dem man strebte, für die Ausübung in die engsten Schranken geklemmt waren, und da, wo sie sich nun doch Luft machten, oft nur als närrische Spielereien hervorkamen. Sprachbildung und Kinderzucht waren die jedem Thätigen am nächsten offnen Gebiete; wer sonst nichts konnte, machte sich eine eigene Orthographie, worin die Deutschen, zwischen den siebzig und neunziger Jahren, zahllose Versuche angestellt, oder bearbeitete seine

Kinder, was niemand wehren konnte. Durch Jean Jacques Rousseau's dringende Mahnungen war man auf bequeme, der Gesundheit vortheilhafte Bekleidung der Kinder allgemein bedacht, er selbst trug sich armenisch, die orientalische Tracht überhaupt hatte unläugbare Vorzüge, und mit ihr stimmten die neuaufgebrachten Kleidungsstücke wenigstens in Weite und Fülle überein. Es war nur ein Schritt auf diesem Wege weiter, machte aber dennoch allgemeines Aufsehn, als mein Vater, mit eigengesinnter Kühnheit, seinen Knaben völlig türkisch gekleidet einhergehen ließ. Ich war lange Zeit für Erwachsene und Kinder ein Gegenstand des Staunens, des Bewunderns, wohl auch des Neides, denn mein Kaftan und meine Schärpe leuchteten in buntem Glanz, und mein Bund war mit Perlen und Steinen reich besetzt. Das Aergerniß einiger pfäffischgesinnten Leute, welche von solcher, den Ungläubigen nachgeahmten, Kleidung auch auf die unchristlichen Grundsätze schließen wollten, die sich darin argwöhnen ließen, konnte nur den Trotz verstärken, und die Befriedigung erhöhen, welche mein Vater dabei empfand, daß dieser Augenscherz auch ein erfreuliches Bild sein wolle, das auf die allgepriesene Toleranz so glücklich hindeutete. —

Ich überstand die meisten Kinderkrankheiten sehr früh und glücklich; von dem Leiden, das die Blattern mir verursachten, habe ich noch deutliche Erinnerung, besonders auch aus den Tagen des Genesens, wo meine erwachenden Augen eines Morgens durch die Zaubergewalt bunter Bilderbogen, die neben meinem Bette an die Wand geklebt waren, mit unaussprechlichem Reiz eingenommen wurden. Solche Bilderbogen beschäftigten mich tagelang und konnten meinen ganzen Sinn fesseln; da ich einer Scheere habhaft geworden, begann ich die bunten Gestalten theils nach den vorgezeichneten Umrissen auszuschneiden, theils aus freier Hand nachzuahmen, wozu auch mitunter Zinnfiguren zum Vorbilde dienten. So unvollkommen diese Versuche ausfielen, so freute sich doch mein Vater sehr darüber, und förderte die Uebung, die bald dahin gedieh, daß sie als etwas Auffallendes von allen Leuten bemerkt und gepriesen wurde. Ich soll nicht viel über drei

Jahre alt gewesen sein, als dieses Talent sich zu äußern anfing, und mein Vater bewahrte lange Zeit einige der frühsten Proben. Ich schnitzte Figürchen, um damit zu spielen, und that dies bald in Gemeinschaft meiner Schwester leidenschaftlich; die Eindrücke des Theaters kamen uns dabei trefflich zu Statten, und der Stoff ging uns zu ganzen Tagen nicht aus. Diese Art von Spiel, Hand und Sinn zu bildender Selbstthätigkeit leitend, geräuschlos und reinlich, kaum eines Theilnehmers bedürftig und zu Zweien schon gesellig genug, hat unstreitig einen bedeutenden sittlichen Einfluß auf mich gehabt. Bis in die Jünglingsjahre erstreckte sich dasselbe mit seinem zwar ausgebildeteren, aber dem Wesen nach unveränderten Zwecke, das Vergnügen nämlich nicht sowohl im Ausschneiden zu finden, als vielmehr im Gebrauche des Ausgeschnittenen, wobei denn alles mehr oder minder in dramatische Gestaltung übergehen mußte. Durch Ehrgeiz und Ruhmsucht angespornt, fing ich daneben in meinem sechsten Jahre auch schon an, Blumen und Landschaften zum bloßen Zeigen und Verschenken auszuschneiden, und ich brachte diese Gabe später zu solcher Höhe, daß ich wenigstens an Feinheit und Schärfe des Gebildes sie kaum übertroffen gesehen habe. Diese Fertigkeit ist in der Folge für mich eine große gesellige Annehmlichkeit, eine gleichsam unterscheidende persönliche Auszeichnung geworden, und hat mir bei Männern und Frauen, bei Erwachsenen und Kindern mehr Beifall und Ruhm, Gunst und Schmeichelei, Ansehn und Vortheil des Augenblicks verschafft, als alle andern guten Eigenschaften und Gaben, die ich besitzen mag, zusammengenommen. Mir selbst aber gewährt sie noch in reifen Jahren das unschätzbare Glück, für geliebte mich umgebende Kinder ein unerschöpfliches Vergnügen stets bereit in meiner Hand zu haben, dem sie mit lebhaftestem Eifer und mit dankbarster Zuneigung nachstreben. In dieser Beziehung durfte ich nicht versäumen, der ersten Anfänge eines solchen Talents hier zu gedenken. Auch meine Schwester eignete sich dasselbe mit fast gleichem Entwickelungsgange bestens an, und übte dasselbe in eigenthümlicher Art.

Ein Gefühl von Einsamkeit, das ich freilich damals mir nicht deutlich zu machen wußte, begleitete mich aus der Stille auch in Geräusch und Lärm. Ich hatte keine eigentlichen Spielkameraden, nur gelegentlich und auf abgerissene Stunden fand ich solche Gesellschafter, meine Sinnesart und Tagesgewöhnung aber floß nie mit der ihrigen zusammen, ich behielt in der größten äußern Hingebung innerlich etwas Fremdes gegen sie, wie überhaupt etwas Absonderndes gegen die Welt und ihre Darbietungen. Meinem Vater hing ich mit der größten Zärtlichkeit an, und ich hatte ein unbegränztes Vertrauen zu ihm, allein dasselbe sollte schon früh durch einen Vorfall beträchtlich leiden.

Eines Tages, bei schönem Sommerwetter, trafen wir auf dem Grafenberg eine muntre Gesellschaft, worunter auch mehrere unsrer Schauspieler und Schauspielerinnen. Nichts konnte reizender für mich sein, ich fand unter diesen wunderbaren Wesen meine Lieblinge leicht heraus, und konnte mich besonders an einer Madame Lange gar nicht satt sehen. Ich hatte für sie ein so eignes und starkes Gefühl, daß ich dem Bedürfnisse, davon zu reden, nachgeben mußte, ich zog meinen Vater abseits, und vertraute ihm so bewegt als verschämt, daß ich in diese Dame verliebt sei. Schon sein Lachen über diese Eröffnung machte mich betroffen, nichts aber glich meiner Bestürzung und meinem Aerger, als er, der Gesellschaft mich wieder zuführend, der Dame vor dem ganzen Kreise nun laut mittheilte, welche Eroberung sie gemacht, und ich darauf mich den Gegenstand vielfachen Scherzes werden sah. Ich war empört über diesen Mißbrauch meiner Zutraulichkeit, und verdachte meinem Vater um so mehr sein gegen mich begangenes Unrecht, als mir auch höchst empfindlich auffiel, daß die schöne Frau durch jene Entdeckung zu keiner weitern Aufmerksamkeit für den Knaben veranlaßt wurde; hätte sie mich wenigstens an sich gezogen, mir geliebkost und mich geküßt, wie ich es fast nun erwartete, so hätte ich mir den Erfolg der Sache noch gefallen lassen, die mir jetzt, da sie durch Gleichgültigkeit von der einen und Scherz von der andern Seite nur verwundend für mich war, den Rest des Tages verdarb.

Ich hatte nun schnell und gründlich gelernt, daß es Regungen gebe, die man, um sicher zu sein, ganz für sich bewahren und gegen niemand äußern müsse. Diese Erfahrung wurde von andrer Seite her durch Eindrücke verstärkt, wo Nachdenken und Schweigen vereint die Folge waren. Unser Wohnhaus hatte an einem nebenangebauten Schlachthause eine unangenehme Nachbarschaft, welche den Kindern jedoch nur als großer Reiz der Neugierde bemerklich wurde. Ich hatte schon manches Niederwerfen und Abschlachten des brüllenden Hornviehes mit schaudernddem Vergnügen mit angesehen, als eines Tages eine Kuh geschlachtet wurde, die, wie sich später zeigte, trächtig war. Das Herausnehmen des kleinen noch nicht belebt gewesenen Kälbchens aus dem geöffneten Leibe blieb mir nicht verborgen, und ich mußte stets darüber sinnen, bis mir endlich mein Vater, bestürmt von meinen unabläßigen Fragen, die Sache nach der Wahrheit erklärte. Ich befand mich nun aber in noch größerer Verwirrung als vorher, besonders da ich weiter zu fragen theils mich scheute, theils vergeblich fragte. Doch fühlte ich mich im Besitz eines wichtigen Aufschlusses und einer seltenen Kenntniß, die ich andern Kindern fehlen, den Erwachsenen aber auffallen und von vielen mißbilligen sah; und seltsam genug, ich selbst ahndete etwas, als ob mein Vater auch diesmal, freilich zu meinen Gunsten, im Mittheilen zu bereitwillig gewesen sein möchte, besonders, da er weiteres sichtbar verschwieg, und mich im Dunkel lassen wollte. Ich aber mußte mit meinem angeregten Nachdenken und empfangenem Halbvertrauen wieder auf mich selbst zurückgewiesen bleiben.

In meine frühere Kindheit fällt auch ein Besuch im Kloster zu St. Barbara-Garten in Rheinberg, wo meines Vaters Schwester Eleonora Nonne war. Dieses für adelige Fräulein bestimmte Kloster war ihr durch die Gunst des Hofes eröffnet worden, wiewohl sie keine Ahnenprobe ablegen konnte, und leicht entschloß sich die jugendlich Unerfahrne zum dargebotenen Seligkeitswege. Schon als Novize jedoch soll sie ihren Entschluß bereut haben, den sie aber dennoch, aus Scham und Rathlosigkeit, unwiderruflich ausführte. Wir

fanden sie noch jugendlich schön, freundlich vornehmen Wesens, gefaßt und leidlich zufrieden. Sie spielte die Orgel vorzüglich gut, zeichnete und schrieb vortrefflich, und wußte sich auch außer ihrem geistlichen Berufe so würdig als angenehm zu beschäftigen. Mein Vater, den sie Herr Bruder und Sie nannte, sprach mit ihr allein, fragte genau nach ihrem Zustande, und erbot sich, ihr aus dem Kloster herauszuhelfen, sobald sie es verlange; er machte sich anheischig, dieses, wenn nicht im Guten, wie er hoffte, auch mit List und Gewalt durchzusetzen, und für solchen äußersten Fall gewährte die Nähe der preußischen Gränze die beste Zuflucht und Sicherheit. Das Anerbieten wurde indeß mit Dank abgelehnt, die Tante hatte sich in ihr Verhältniß gefunden, und wußte ein anderes sich weder vorzustellen noch zu wünschen.

Dies alles wurde mir natürlich erst späterhin erzählt; damals erfüllte mich nur der Eindruck der schönen Räume, der guten Bewirthung und fröhlichen Besuchgesellschaft, die sich von mehreren Seiten zahlreich eingefunden hatte, so wie der einladenden Spielplätze in Hof und Garten, wo man den schönsten Nachmittag im Freien genoß. Ein schauerlicher Reiz von Ernst und Abgeschlossenheit, worauf doch manches in dem Klosterwesen deutete, so wie einzelne Worte von Mitleid und Bedauern, die ich für die armen Nonnen hatte äußern gehört, machten mir doch am Abend die Rückfahrt ganz lieb.

Das Geschick der guten Tante erfuhr späterhin noch die trauervollste Wendung. Sie erblindete und ihre Geisteskräfte wurden schwach. Sei es daß ihrem Zustande an sich eine strenge Behandlung in den Augen der übrigen Nonnen gemäß dünkte, sei es, daß eine aus früherer Abneigung gegen das Kloster jetzt wiedererwachende Unzufriedenheit sich in Aeußerungen zeigte, die man als widerspenstige und gottlose bestrafen zu dürfen glaubte, genug die Unglückliche wurde von den Schwestern grausam in ein abgelegenes, dunkles, fast unterirdisches Gemach verstoßen, wo sie in trostloser Einsamkeit unter den härtesten Entbehrungen viele Jahre zubrachte. Ihr jüngerer Bruder Franz, als Professor in Köln lebend, wollte sie mehrmals besuchen, konnte aber nie bis zu

ihr dringen, wie sehr er auch darauf bestand, sie wenigstens zu sehen. Nachdem aber die Franzosen jene Länder als Sieger besetzt hatten, nahm er die Gelegenheit wahr, und eines Tages, von französischen Beamten und Gendarmen begleitet, forderte er unvermuthet im Namen der Obrigkeit augenblicklichen Einlaß, der nun nicht zu verweigern war; die Nonnen fanden keine Frist zu irgend einer Vorbereitung, man drängte sie und folgte ihnen auf dem Fuße, und so mußten sie ungemildert den jammervollsten Anblick offenbaren. Auf bloßer Erde saß die Unselige ohne alle Bekleidung; kein Gewand, kein Stroh, weder Tisch noch Stuhl, nur die nothdürftigsten Gefäße! Man brachte ihr zu essen, die Nonnen boten ihr zwar Löffel und Gabel dringend an, sie aber achtete nicht darauf, sondern nahm die Speisen eilig mit den Fingern, schon längst jener Werkzeuge entwöhnt, wie sich jetzt deutlich ergab, so gern die harten Schwestern es verbergen wollten. Als der Bruder sie anredete, erkannte sie sogleich seine Stimme, weinte, bejammerte ihren Zustand, wollte aber niemand anklagen, und wünschte nur, es möchte ihr fortan etwas besser gehen. Sie war allerdings schwachsinnig und abgestumpft, wer weiß ob nicht zumeist in Folge der langen so schrecklich hingebrachten Leidensjahre, aber durchaus nicht rasend, wodurch allein solche Einkerkerung und Entblößung noch wäre scheinbar zu begründen gewesen; ihre Freundlichkeit und Sanftmuth im Gegentheil blieben sich durch alle Folgezeit unverändert gleich, und Werke der Andacht und frommen Milde fortdauernd ihre tröstliche Beschäftigung. So lebte sie zu Köln in einer Stiftung, wohin sie auf Kosten des Klosters versetzt worden war, noch viele Jahre in schwachem doch leidlichem Zustande, still und sanft, erfreut durch den öftern Besuch des Bruders und der Frau und Kinder desselben, mit denen sie sich zwar wenig aber doch gern unterhielt, und starb eines seligen Endes versichert um das Jahr 1814 in hohem Alter.

Noch ein anderes Klosterleben öffnete sich damals meinen Augen, und zwar ebenfalls in ganz heitrer Weise. Nicht fern von Düsseldorf lag ein Kloster von La Trappe, dem

strengsten und abschreckendsten aller Mönchsorden, der auch in der Welt am wenigsten Ausbreitung gefunden hatte, denn außer jenem Kloster, und einem in Italien gelegenen, bestand nur noch in Frankreich das eine berühmte, welches der Stifter selbst eingerichtet und bewohnt hatte. Man erzählte grauenvolle Dinge von der harten und abgetödteten Lebensart der armen Klosterbrüder, denen neben tiefstem Schweigen und unaufhörlicher Todesbetrachtung auch noch die rauheste Feldarbeit auferlegt war; doch wenn diese Unglücklichen tief beklagt und sie als Opfer des wahnsinnigsten Aberglaubens geschildert wurden, so gab dies gewöhnlich Anlaß, auch die Wohlthaten der Aufklärung zu preisen, deren Wirkungen selbst in diese finstersten aller Klostermauern eingedrungen seien, und diese am Ende sprengen würden. Von dieser Einwirkung sollten bald einige Merkmale mir sichtbar werden, damals für mich gewöhnliche sinnliche Eindrücke, welche das Gedächtniß aufbewahrte, bis eine spätere Zeit Verständniß und Urtheil dazu lieferte. Die Mönche hatten meinen Vater zum Arzt erwählt, und da sich häufige Krankheitsfälle ereigneten, so fehlte es nicht an Wanderungen nach Düsselthal, wohin ich fast immer mitgenommen wurde. Das düstre Innere des Klosters blieb uns verschlossen, dort mag es übel genug ausgesehen haben, aber die zur Aufnahme der Kranken und zur Bewirthung der Fremden eingerichteten Zimmer hatten nichts Unheimliches; hier war auch die strenge Regel aufgehoben, die Mönche plauderten mit den Besuchern nach Herzenslust, tranken von dem Weine, der diesen vorgesetzt wurde, fröhlich mit, und gewöhnlich kam auch Obst und Kuchen zum Vorschein, von denen mein Theil so reichlich ausfiel, daß mir die Taschen auch noch für den Rückweg mit solcher Labung angefüllt wurden. Vor dem Knaben that man sich keinen Zwang an, man sah ihn mit Heiligenbildern und Rosenkränzen beschäftigt, die man ihm zum Spielen hingegeben, und achtete seiner nicht weiter. Unwillkürlich aber hörte ich Dinge, deren volle Bedeutung ich wohl nicht faßte, die mir jedoch genugsam als solche einleuchteten, die nicht ganz richtig waren, und mir den Begriff gaben, daß auch die großen Leute Unarten und Schelmereien hätten;

wo mir die Worte nichts oder wenig sagten, da sagte mir der Anblick alles, das spöttische, selbstzufriedne Lächeln, oder die wegwerfende, dreiste Gebärde, von denen manche Aeußerungen begleitet wurden. Auf dem Heimwege fragte ich einst meinen Vater, wann denn ein gewisser Pater, der mir besonders freundlich zu sein pflegte, wieder krank sein würde, um auch wieder zu sprechen und wieder Wein zu trinken? Es wurde klar, daß ich die Vorstellung hatte, die armen Leute nähmen der Krankheit als eines Vortheils wahr, und machten es unter einander nach Gutdünken ab, wer ihn haben und genießen solle. Daß ich nicht ganz fehlgegriffen, erkannt' ich aus der muntern Laune, mit der mein Vater einige Worte lachend vor sich hin sagte, ohne mir weiter eine Antwort zu geben.

Wenn zuweilen ein paar schmutzige Kapuziner, die für ihr Kloster Lebensmittel einsammelten, auch bei uns einsprachen, die empfangene Beisteuer in den Sack steckten, und dabei mit der Magd, die sie ihnen gereicht, in gemeinster Volkssprache und Sinnesart zu scherzen versuchten, so war das auch kein Eindruck, um für das katholische Pfaffenthum besondere Achtung einzuflößen; eben so wenig war hierzu das widrige Plärren von Litaneien geeignet, oder die Aermlichkeit der Prozessionen, mit denen die nahe Franziskanerkirche uns früh bekannt machte. Vergebens war das Beispiel der Ehrfurcht und Unterwerfung, welche diesem kirchlichen Schauwesen abseiten des Volkes noch bezeigt wurde; das Volk, welches in den Augenblicken seiner aufgerufenen Gläubigkeit hastig niederkniete, um schnell wieder in all seiner Rohheit aufzustehen, hielt sich für den kurzen Zwang gleich wieder schadlos, und übte nur größere Frechheit und Schamlosigkeit.

In der That war es in den Ländern am Rhein damals mit der Religiosität schlecht bestellt; die Abwendung von allem, was ihr sichtbar angehörte, war zuverlässig ein besseres Heil, als die Hingebung an ihre Formen. Schon in meinen frühsten Jahren erlebt' ich Vorgänge, welche der unverdorbenen Kinderseele den entschiedensten Abscheu erweckten. Ein Beispiel diene statt vieler. In unsrer Straße wohnte eine arme Familie, die durch Schmutz, Lärm und Unordnung uns Kin=

dern immer schon ein Gegenstand des Mitleids, der Neugier und der Furcht gewesen war; den Vater, der sich dem Trunk ergeben hatte, raffte ein schneller Tod dahin, er war die erste Leiche, die ich sah; sein ältester Sohn, etwa zwölfjährig, stand neben mir, baarfuß und in Lumpen, aber trotzig und frech und ohne eine Spur von Traurigkeit; die Mutter führte einen Franziskaner herbei, der einige Gebete verrichtete und auch uns aufforderte, unsre Fürbitte bei Gott einzulegen, daß der Gestorbene in den Himmel käme. Ich faltete, gleich den Andern, die Hände und war dem Weinen nahe. Nur der Sohn sah unterdessen dreist umher, und sagte mir ins Ohr: „Ich bet' mich nicht für meinen Vater, denn er hat mir auch nichts verspart!“ Diese Worte machten mir einen schrecklichen Eindruck; der elende Bube wollte an seinem Vater Rache üben, weil er ihm nichts hinterlassen, und versagte ein kleines Gebet, das jenem in den Himmel helfen sollte! Gläubig aber war der Bösewicht, denn er traute dem Gebet alle Kraft zu, und unterließ es gerade deßhalb; ja er rühmte sich oftmals gegen mich, daß er gut katholisch sei, und daß er sich der Religion ganz widmen wolle, denn sein höchstes Lebensbild war, Kapuziner zu werden! Niemand wird sich wundern, daß ein Knabe, in dessen Herz noch kein böser Keim gefallen, mancher gute aber früh entwickelt war, von solchen Erscheinungen, die er als katholische bezeichnen hörte, keine besondere Anziehung erfahren konnte.

Mit dem Aberglauben und Pfaffenwesen stand mein Vater längst in offnem Kriege. Schon seine Heirath mit einer Protestantin hatte sehr mißfallen, noch mehr aber wurde ihm übel genommen, daß, während man diese sich fleißig zu ihrer Kirche halten und selten am Sonntage die Predigt versäumen sah, er selber die katholischen Gebräuche gänzlich vernachlässigte und auch sein Söhnchen ohne deren sichtbare Uebung aufwachsen ließ. Wer mit ihm in näheres Gespräch kam blieb auch nicht lange zweifelhaft über seine Denkungsart, die er freimüthig und heiter vortrug, und mit Gründen und Beispielen geschickt zu belegen wußte. Die Mehrzahl seiner Mitbürger, die Vornehmen durchaus, der Mittelstand aber größtentheils, stimmten im Wesentlichen mit ihm überein, die

Aufklärung war von allen Seiten wirksam, nicht nur von der weltlichen, sondern auch von der geistlichen selbst, Bischöfe und Aebte, Pfarrer und Mönche wetteiferten in dem Bestreben, sich selber als Theilnehmer an dem wohlthätigen Lichte des Jahrhunderts darzuthun, und dieses Licht auch im Volke zu verbreiten. Die Meisten wollten hierbei doch mit einiger Klugheit verfahren, und mußten es auch, in sofern sie den eigenen Boden, der sie trug, einstweilen noch zu schonen hatten; Andre hingegen trieben ihr Werk mit rücksichtslosem Ungestüm, den eingebornen Fanatismus, der unter andern Umständen die Ketzer verfolgt hätte, jetzt gegen das Dogma selbst wendend. In den obern Ständen waren zwei Richtungen auffallend zu unterscheiden, die eine, verfeinerten und verwegenen Geistes, läugnete und verspottete alles, was dem Verstande und den Sinnen nicht genehm war, wollte aber, weltmännisch klug und herzlos selbstsüchtig, dieses vermeinte Höherstehen für sich allein behalten und das gemeine Volk in Wahn und Dumpfheit halten; die andre Richtung, weniger stark in sich, aber um so verbreiteter, wagte nicht zu läugnen und zu verspotten, was sie im Tiefsten stets noch als ein geheimer Schauder durchzuckte, betäubte sich aber gegen alles, was sie im sinnlichen Genusse des Lebens stören wollte, und begnügte sich, kaum Einmal im Jahre, oder auch wohl erst beim Annähern des Todes, in kirchlichen Aeußerlichkeiten eine Art schwächlicher Abfindung mit dem Himmel zu suchen. Keiner dieser beiden Richtungen gehörte mein Vater an; von der letztern trennte ihn sein freier, durch Bildung und Nachdenken selbstständiger Geist, von der erstern mußte seine allgemeine Menschenliebe ihn scheiden, sein warmes Herz für das Volk, das er nicht der Bevormundung dünkelhafter Selbstsucht Preis gegeben, sondern zur Theilnahme an jeder Bildung und Freiheit emporgehoben sehen wollte. So stand er unter scheinbar Gleichdenkenden mit seiner Gesinnung doch ziemlich allein, stützte sich auf keine Genossenschaft, hielt sich zu keiner Parthei. Diese Art wird von gegnerischer Seite immer am ersten und heftigsten angefeindet und fällt ihr am schnellsten zum Opfer. Im Allgemeinen achteten und liebten ihn seine Mitbürger, die Armen wußten ihn zu

ihrer Hülfe stets bereit, auf seine Redlichkeit, seinen Eifer konnten Alle rechnen. Aber ein Kern von Pfäffischgesinnten, der sich im Dunkel enger zusammengezogen hatte und sich im Stillen stets wirksam erhielt, wählte ihn früh zum Ziele des Hasses und der Verfolgung. Anfangs lachte er des machtlosen und ihm, wie er glaubte, unschädlichen Bestrebens, und fand die ausreichendste Genugthuung in dem Zutrauen, welches auch die entschiednen Feinde ihm als Arzt erwiesen, denn in ernsten Krankheitsfällen wurde nur immer er zu Rathe gezogen, mit großem Aerger eines frömmeren Kollegen, der fleißig in die Messe und zur Beichte ging, und an dessen Seelenheil dieselben Leute nicht zweifelten, die ihr leibliches doch lieber in andre Hände legten! In späterer Zeit, als die pfäffische Feindschaft mit weltlichen Umständen sich verbünden konnte, wußte sie ihre verkannte Kraft leider rücksichtslos genug fühlbar zu machen. —

Zwei Gattungen von Menschen hingegen, welche in jener Zeit als entschiedenster Gegensatz alles Pfaffenwesens galten, waren meinem Vater besonders befreundet, die Militairpersonen und die Schauspieler, beide auch für mich Knaben natürlich von größter Anziehung. Das kurpfälzische Militair war freilich in großem Verfall, den man größtentheils den Verwaltungsmaßregeln des vom Kurfürsten Karl Theodor begünstigten Engländers Thompson, des nachmaligen Grafen Rumford, beimaß, den ich damals in Düsseldorf und Mannheim nie so lobwürdig nennen hörte, als wohl in späterer Zeit und an fremden Orten; die Mannschaft war unansehnlich, nicht nach der Tauglichkeit, sondern nach besondern Rücksichten ausgewählt, schlecht ausgerüstet und verpflegt, in allen Uebungen vernachlässigt, die Offizierstellen wurden häufig nach Hofgunst verliehen, öfters auch verkauft, und die Gesammtheit stand in geringen Ehren; allein es gab auch ehrenwerthe und tüchtige Männer darunter, die mit Unwillen diesen Zustand beklagten und alles, was in ihrer Macht lag, anwandten, um ihn zu verbessern. Vorzüglich ein Oberst erwies sich unermüdet in thätiger Sorge für das Wohl seiner Untergebenen, er suchte Offiziere und Gemeine zu tüchtigen Soldaten zu bilden, zeigte im Dienste die größte Strenge,

sonst aber gegen jederman die gütigste Freundlichkeit. Dem Exerziren zuzusehen, welches selten ohne Strafen ablief, war ein schauerliches Vergnügen; auf Kaffeehäusern, in den Gärten vor der Stadt und andern Lustorten nahm das Militair sich weit angenehmer aus: da wurden Scherze getrieben, Kriegssachen verhandelt, und vor allem die Großthaten der Preußen gerühmt, die seit dem siebenjährigen Kriege das unerreichbare Vorbild aller deutschen Truppen waren; die Kaiserlichen waren dagegen die Zielscheibe des Spottes, und dabei bemerkte man mit Bitterkeit, daß man leider ihnen mehr als den Preußen ähnlich sei. Diese früh vernommenen Urtheile machten einen tiefen und dauernden Eindruck auf mich.

Ich habe schon meines frühen Schauspielbesuchs erwähnt und eines Vorfalls gedacht, wo meiner Neigung zu einer schönen Sängerin übel mitgespielt wurde. Doch meine Freude am Theater erlitt dadurch keine Störung; die Tage, an denen gespielt wurde, erschienen mir schon am frühen Morgen in aller Macht des Zaubers, der sich am Abend herrlich entfalten sollte. Ein großer Theil meines Kinderglückes bestand in diesen Festen der Phantasie, in denen eine zweite Welt mir aufging. Selten geschah es, daß eine Vorstellung versäumt wurde, denn da mein Vater als Arzt von den Schauspielern keine Vergütung nehmen wollte, so hatten wir wenigstens freien Eintritt, den wir gern benutzten. Die deutsche Schaubühne gehörte damals zu den Ehrensachen der Nationalbildung, die jeder Strebende zu fördern verpflichtet und für welche der ernstlichste Eifer entzündet war. Doch mit Schauspielern und Schauspielerinnen nähern Umgang zu haben, war noch ungewöhnlich, und mein Vater, der, wie in andern, so auch in dieser Vorurtheilslosigkeit munter voranging, erwarb sich den Dank und die Liebe der durch ihn Gehobenen. Der ganze Stand hatte damals wohl nicht weniger Bildung als jetzt, viele seiner Mitglieder waren nicht für ihn erzogen, sondern für einen höhern, dem sie aus Laune oder Unglück entsagt hatten; frisches Leben aber und geniale Kraft fanden sich in reichsten Maßen ausgetheilt, auch bei den wandernden Gesellschaften, welche in ihrer wechselvollen Freiheit vor den spätern Hof- und Stadtbühnen

und deren gebundenem Amts- und Schulwesen manchen Vorzug behaupteten. Es traf sich nicht selten, daß Schauspieler sich mit meinem Vater in lateinischer Sprache ganz fertig unterhielten, bei andern bewunderte man die Meisterschaft in ritterlichen Uebungen; aus der Hof- und Staatswelt sogar hatten sich Liebhaber angefunden, die unter selbstgewählten Namen sich um den Beifall des Publikums bemühten, denn den angeborenen Namen zu führen, wurde den Schauspielern noch nicht zugemuthet. Nicht zu übersehen ist auch der Umstand, daß die rheinischen und süddeutschen Bestandtheile damals beim Theater vorherrschten, wie in späterer Zeit die norddeutschen, worin sich ein bedeutender Unterschied angiebt, den der Kundige wohl wird zu würdigen wissen.

Die guten Tage, welche mir unter wechselndem Vergnügen oder doch in stiller Zufriedenheit dahinflossen, wurden durch kein frühzeitiges Lernen getrübt. Die herrschende Denkart war aller geistigen Anstrengung der Kinder durchaus entgegen. Die Kenntnisse, welche schon dem zartesten Alter mit Mühe und Pein pflegten eingetrieben zu werden, kamen in scharfe Prüfung; ein Theil wurde als unnütz geradezu verworfen, die andern einer reifern Zeit vorbehalten. Ich lernte zwar keine Buchstaben, aber dafür desto mehr Sachen, durch Anschauung und Benennung vieler Gegenstände, durch Mitgehen in so vielen Bewegungen und Verhältnissen des Lebens. Vermöge Hörens und Nachsprechens machte ich zwar einen Anfang im Französischen, aber ich wußte kaum, daß dies ein Lernen sei. Das Einzige, wobei mir zum erstenmale bekannt wurde, was ein Lehrmeister bedeute und was Lehrstunden seien, war dem Anscheine nach die vergnüglichste Unterhaltung, nämlich das Tanzen, welches als nützliche Leibesübung früh zugelassen wurde. Doch mir wurden gerade diese Stunden und der ganze Unterricht bald unsäglich verhaßt. Der Meister war ein griesgramiger Pedant, von roher und tückischer Gemüthsart, der die kleinen Schüler unaufhörlich schalt und strafte, so daß wir selten ohne Weinen abkamen, und uns auch wohl, wenn wir den gefürchteten Mann kommen sahen, im Garten vor ihm verbargen, welches fruchtlose Bemühen unser Loos bei ihm nicht

verbesserte. Meine entschiedene Abneigung hatte zur Folge, daß, als der Unterricht zufällig auf einige Zeit ausgesetzt worden war, seine Wiederaufnahme weit hinaus verschoben blieb, und die Umstände fügten es so, daß er nie mehr Statt fand; denn meinen nächsten Jahren fehlte jeder Wunsch darnach, und den spätern der Entschluß, mich in dieser Sache noch als Anfänger zu gebärden, während ich in andern Dingen schon vorgeschritten war.

Zweiter Abschnitt.

Brüssel. Straßburg.

1790—1792.

Ein großes Ereigniß war es für mich, daß ich meinen Vater auf einer Reise nach Brüssel begleitete, zu der ihn dort lebende Freunde veranlaßten. Sie erstreckte sich auf vierzehn Tage, und ich war nicht wenig erstaunt, als ein Tag nach dem andern verging, ohne daß ich Mutter und Schwester wiedersah. Die Begegnisse der Reise, die neuen Landschaften und Städte, die ich zu sehen bekam, beschäftigten mich indeß auf das angenehmste, besonders Brüssel selbst, die prächtige, volkreiche Stadt, mit dem schönen Park, dem zahlreichen österreichischen Militair und den vielen guten Leuten, bei welchen wir einsprachen und die es mir vom Morgen bis zum Abend an Unterhaltung nicht fehlen ließen. Wiewohl noch so jung, empfing ich doch nicht ohne Nutzen die Eindrücke so vieler und bedeutender Gegenstände; von dem, was die Sinne fassen konnten, ging mir nichts verloren, und das frische, durch keinen Zwang verkümmerte Gedächtniß hielt alles in treuem Gewahrsam fest. Hätte ich Brüssel später nie wiedergesehen, so würde mir doch von jenem erstenmal ein allgemeines und in vielen Zügen höchst bestimmtes Bild der Stadt und ihrer Einwohner, der Trachten und Sprachweisen, der gottesdienstlichen Aufzüge, und was sonst in die Augen fiel, zeitlebens verblieben sein, ungerechnet das

denkwürdige Wahrzeichen des Manneken-Piss, dieses wunderlichen Brunnenmännchens, das freilich meine Begriffe äußerst in Verwirrung brachte, denn hier war ganz öffentlich zur Schau gestellt, was in jedem andern Falle für höchst unanständig erklärt wurde. Daß dieses Manneken nun gar ein Bürger von Brüssel sein sollte, an gewissen Tagen festlich geschmückt wurde und der ganzen Stadt als ein Pfand ihres Wohlergehens theuer und fast heilig war, hatte für mich zwar keinen Sinn, doch reimt' ich es zusammen mit der Verehrung, die ich auch andern Bildern von Stein oder Holz erweisen sah, und die ich eben so wenig begriff.

Mein Prüfungs- und Widerspruchstrieb wurde auch in Betreff der österreichischen Truppen lebhaft erregt, denn ich hatte von diesen oft genug mit Geringschätzung reden hören, und nun sah ich die prachtvollsten Regimenter, die herrlichsten Reiter, die schönsten Grenadiere, die mir alle vortrefflich gefielen und die ich von allen Leuten geehrt und bewundert sah. Einige Offiziere schenkten mir ihre Gunst, und auch mit manchen Grenadieren hatte ich bald gute Bekanntschaft, so daß ich an großen und kleinen militairischen Vorgängen wohlbeschützt Theil nehmen konnte. Das war ein andres Wesen, als mit unsern Pfälzern! Höchst unwillig ließ ich mich über diejenigen aus, die mir eine so falsche Meinung beigebracht hatten; ich war wie beleidigt, und freute mich schon, die Leute nach meiner Heimkehr zur Rede zu stellen und ihnen zu sagen, daß sie falsch gesprochen. Es bedurfte der ernstlichen Autorität meines Vaters, um mich zu beruhigen; er verwies mir meine Ungebärdigkeit, und meinte, ich würde nur ausgelacht werden, gegen welchen Spruch denn auf's neue mein Inneres sich auflehnte und trotzige Zweifel nährte. Die österreichischen Truppen aber blieben meinem Herzen über alles werth, und es gehörte die nachhaltige Wirkung der französischen Freiheitskriege dazu, um jene frühe Zuneigung zu verdunkeln, die dann in späteren Jahren doch noch einige Spuren zeigte.

Die Widersetzung und Kampflust, welche in mir unwillkürlich entstehen mußte, sowohl durch alles, was ich von dem Vater sah, als durch die täglichen Gespräche, die ich

mit anhörte, wurde in manchen Fällen unbequem, war aber nicht so leicht auf ein kluges Maß zurückzudrängen. Denn Kinder lassen sich zwar leicht einreden, was sie für gut und recht halten sollen, wollen dann aber auch nicht die geringste Abweichung gestatten, und überdies gefällt sich die Eitelkeit im Trotz und Eifer. So geschah es mir eines Tages, als eine prächtige Prozession Statt fand, wegen deren ich mit den Hausleuten auf die Straße getreten war. Die Grenadiere machten Spalier und hielten die blumenbestreute Bahn frei, das Volk drängte sich und jubelte in Erwartung des feierlichen Aufzugs. Endlich erschien dieser in glänzendem, bunten Gepränge. Die höchste Aufmerksamkeit war auf den Thronhimmel gerichtet, unter welchem das Allerheiligste getragen wurde, und dem die Schwester des Kaisers Joseph, Erzherzogin Marie Christine, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen und Gouvernante der österreichischen Niederlande, unmittelbar folgte. Alles Volk und die Truppen fielen auf die Kniee, so wie der Thronhimmel nahe kam. Ich aber wollte nicht knieen, und sträubte mich gegen die Nachbarn, die mich dazu nöthigen wollten. Solch Aergerniß rasch abzuthun, legte ein Grenadier seine Hand auf meine Schulter und augenblicks lag ich auf den Knieen, brach aber, empört über die Gewalt, die mir unvermuthet angethan worden, in heftiges Weinen aus, so daß die Erzherzogin herüberblickte und über mich lachen mußte. Das vermehrte nur meine Unseligkeit und ich klagte und drohte noch lange, denn auch die Auszeichnung, welche mir, wie die Leute behaupteten, darin widerfahren sei, daß die Erzherzogin mich so fröhlich angesehen, wollte mir keineswegs gefallen. Die größte Kränkung erfuhr ich indeß durch meinen Vater selbst, der mein erlittenes Unrecht nicht sehr beachtete, und mir nur den Rath gab, mich künftig bei solchen Gelegenheiten nicht vorzudrängen.

Bereichert an Bildern und Erfahrungen, kehrt' ich mit meinem Vater von Brüssel endlich wieder heim zu Mutter und Schwester, nach denen meine Sehnsucht in den letzten Tagen immer heftiger verlangt hatte. Bis ich ihnen erzählt, was alles mir begegnet war, was ich geschaut und genossen

hatte, konnte ich gar keine Ruhe finden. Mit stolzem Selbstgefühl breitete ich meinen kleinen Schatz vor ihnen aus, dessen Bestandtheile sie doch meist anders würdigten, als ich, nur hatte ich die Befriedigung, von der Mutter wegen meines Nichtknieenwollens belobt zu werden. Manche mitgebrachte Bilder und Spielsachen wurden von der Schwester freudig aufgenommen. Woran aber Mutter und Schwester vereint den größten Antheil bezeigten, das waren meine eignen Ausschnitte, die sich während des Brüsseler Aufenthalts ungemein vervollkommnet hatten; in dem Hause, wo wir gewohnt, waren nämlich Porzellantassen im Gebrauch, auf welchen kleine Landschaften gemalt standen, die mir nachzuahmen ziemlich gelungen war. Es war das erstemal, daß ich dies Ausschneiden nicht zu meinem Spielbedarf, sondern aus Ehrgeiz, um es Andern zu zeigen, ausgeübt und mich daher einer besondern Feinheit beflissen hatte. So nachhaltig übrigens blieb dieses erste Vorbild meinem Sinn eingedrückt, daß in allen spätesten Erzeugnissen dieser kleinen Kunst etwas von jenen Brüsseler Tassen sich erkennen ließ.

Nicht lange waren wir heimgekehrt, als eine neue Trennung Statt fand, und meine Mutter und Schwester eine Reise nach Straßburg machten. Hatte ich früher das Scheiden als Abreisender empfunden, den neue Aussichten reizen und wechselnde Gegenstände zerstreuen, so war mir nun beschieden, das Loos des Zurückbleibenden zu erfahren, dem sich alles Bekannte und Gewohnte plötzlich verödet, und der ein verringertes Leben einsam fortsetzen soll. Schon in dem begünstigten erstern Falle hatte ich den Schmerz der Trennung tiefer empfunden, als ein sonst leichtsinniges Naturell es erwarten ließ, und mitten in den größten Zerstreuungen war meine Sehnsucht oft ungestüm erwacht; jetzt aber, als das Schiff, das die Geliebten aufgenommen, stromaufwärts meinen Augen entschwand und diese zurückblickten in das leere Haus, den stillen Garten, da kannte meine Wehmuth kein Maß. Die Spielsachen, das Gartengeräthe, alles, was ich noch am Tage vorher mit meiner Schwester gemeinsam besessen und gehandhabt, erregte meine heißen Thränen, alles war mir

allein überlassen, und keine Freude mehr haftete daran. Ich durchlief klagend die mir leeren und übergroßen Räume, nicht Essen noch Trinken behagte mir, und nur als mein Vater mich zu einem weiten Spazirgang mitnahm und bei guten Freunden einsprach, wo fröhliche Jugend in Busch und Feldern sich tummelte, vergaß ich etwas des Leides, das mir zu Hause fortbestand. Am nächsten Morgen war es derselbe Schmerz, dieselbe Angst, und ich fühlte wohl, daß alle Tröstungen, die man mir bot, keine waren, daß niemand wußte oder wissen wollte, was ich litt, und ich glaube wirklich, daß man im Allgemeinen das Weh und Leid, welches Kinder empfinden können, zu gering anschlägt. Mein Vater, dessen Gesellschaft allein mich beruhigte, konnte mich doch nicht immer an seiner Seite haben, und sah sich genöthigt, mich für die Zeit der Abwesenheit von Mutter und Schwester in eine befreundete Familie zu geben, wo mir denn unter Kindern die Tage bald wieder angenehm hingingen.

Das frühere Dasein ungetrübter Kindheit in stiller Häuslichkeit und Gartenlust war jedoch unterbrochen und schien in voriger Weise nicht wiederkehren zu sollen. Denn auch, als meine Mutter und Schwester von Straßburg zurückkehrten, und mir das Glück des Wiedersehens, von mitgebrachten Geschenken und unerschöpflichen Erzählungen begleitet, durch viele Tage sich immer neu fortsetzte, war es nicht mehr die Absicht, sich der früheren Lebensgewohnheit behaglich wieder einzufügen, sondern es wurde schon daran gedacht, diese ganz zu verlassen, und neue Verhältnisse in der Ferne zu begründen. Die Eindrücke von Straßburg hatten in meiner Mutter das lebhafteste Heimweh nach der geliebten Vaterstadt erweckt, wo viele theure Bande sie anzogen, und die Mittheilungen, welche sie meinem Vater brachte, hatten auch ihm die alte Vorliebe für die Stadt seiner Studien aufgeregt. Man verglich den Glanz und die Behaglichkeit des Lebens in der großen und reichen Hauptstadt des herrlichen Elsaß mit dem kleinen und ärmlichen Zuschnitt der Verhältnisse in Düsseldorf, wo eine ehemalige Residenz mehr und mehr in eine Provinzialstadt versank, und ein schwaches Bürgerthum von üppigem Beamtenwesen erdrückt wurde,

dessen Kabalen und Ränke, wie am fernen Hofe, so auch am Orte selber, sich durch alle Lebensgebiete hinzogen. Mein Vater war von namhaften Männern aufgefordert, an der blühenden Straßburger Universität, welche kürzlich die berühmten medizinischen Lehrer Spielmann und Lobstein verloren hatte, eine Professur anzusprechen, wobei ihm der Erfolg als gewiß und sein künftiger Wirkungskreis als der glänzendste vorgestellt wurde. Ein Mann, der sich in seinem Fache vollkommen tüchtig fühlte, und der seine Gabe des Vortrags und Lehrens in manchen Gelegenheiten erprobt hatte, konnte wohl gereizt sein, solchem Rufe zu folgen, und Verhältnisse, in denen er mühsam zu ringen hatte und einen Theil seiner Fähigkeiten nutzlos ruhen sah, mit solchen zu vertauschen, in welchen allen seinen Kräften geförderte und fruchtbare Thätigkeit gesichert schien. Doch zu diesen persönlichen Bestimmungsgründen kam noch ein allgemeiner hinzu, der jene mit aller Macht fortriß und sie alle weit überflügelte.

Die im Jahre 1789 in Frankreich ausgebrochene Revolution hatte überall die Geister lebhaft angeregt, und alle Freunde des Lichts, der Freiheit, des Menschenwohls überhaupt, erwarteten von der großen Bewegung ein neues, allgemeines Heil der Welt. Mein Vater war nicht der letzte gewesen, diese schönen Hoffnungen aufzufassen und zu verkündigen. Zwar hatte sein Gemüth bei den Auftritten der Pöbelwuth und Grausamkeit, die gleich im Beginn Statt fanden und von Zeit zu Zeit wiederkehrten, sich heftig empört, und wollte für den hohen Zweck nur milde und menschenfreundliche Mittel angewendet sehen; allein jene Unthaten verloren sich noch als Einzelheiten in der großen erfreulichen Strömung, die fortwährend die wichtigsten Anliegen der Menschheit einem glücklichen Ziel entgegen zu tragen schien. Zudem war die Bewegung nun in einem Zuge, der zu einer festen und ruhigen Ordnung leiten mußte, das Werk einer neuen Konstitution wurde von der Nationalversammlung eifrig gefördert, die Grundsätze fanden begeisterte Zustimmung und der Abschluß des Ganzen konnte nicht fern sein. Dem neuen Reiche der Freiheit und des Gesetzes, des Bürger-

thums und der Bruderliebe anzugehören, schien das glücklichste Loos, dessen wohldenkende, edle Menschen theilhaftig werden könnten.

Was meine Schwester mir von ihrer Reise und insbesondere von Straßburg erzählte, stellte meine eignen Anschauungen leicht in Schatten, sie hatte größere und reichere Gegenstände gesehen, als ich, und hatte sie sicherer und reifer aufgefaßt. Auch die Begeisterung für Freiheit war ihr nicht entgangen, sie hatte die frohen Feste gesehen, mit denen die neue Gottheit war gefeiert worden, sie hatte die Zeichen derselben, die Nationalfarben, überall vor Augen gehabt, und sie trug selber eine Schärpe dreifarbigen Bandes, auf welches sie nicht wenig stolz war. Sie theilte mir gar leicht eine Stimmung mit, die ihr aus natürlichem Nachahmungstriebe so lieb und eigen geworden war. Was sie von den Herrlichkeiten des Münsters, diesem für keine wiederholte Erzählung erschöpfbaren Wunder, von der Pracht der Spazirgänge und Lustörter, von den liebevollen Verwandten und zahlreichen Spielkammeraden, ja von den kindischen Genüssen, dem herrlichen Obst und vortrefflichen Backwerk und von anderm Wichtigen dieser Art hinzufügte, verschmolz mir mit jenen dunkeln unfaßlichen Worten von Freiheit zu einem gemeinsamen Ganzen unermeßlicher Vorzüge, in welchen Straßburg vor allen Städten prangte. Die Mutter hatte nicht versäumt, auch ihr eignes Geburtsrecht hervorzuheben und sich als Straßburgerin zu rühmen, wonach ihr denn auch der Name einer freien französischen Bürgerin zukäme, und wir hörten oft genug, unser Vaterland sei eben so gut in Straßburg als in Düsseldorf.

Der Entschluß, letztere Stadt zu verlassen und sich in jener anzusiedeln, kam bei den Eltern bald zur Reife, und zufällige Umstände halfen ihn beschleunigen. Mein Vater hatte, zwar ohne seinen Namen, aber doch für diejenigen, die ihn näher kannten, leicht errathbar, auswärts eine Schrift drucken lassen, welche in volksverständlicher Weise mancherlei gemeinnützige Gegenstände, besonders aber die Gesundheitspflege behandelte, und in solchem Betreff manche Vorurtheile und Mißbräuche scharf kritisirte, wobei denn auch die An-

stalten sowohl der Kirche als des Staates nicht geschont blieben. Durch die Aufdeckung von solchen Uebelständen wurden viele Leute verletzt, am meisten erbitterte der Ton, in welchem sich menschenfreundliches Pathos mit schneidender Satire mischte. Die Pfaffen vorzüglich machten großen Lärm, und da sie fühlten, daß sie in eigner Sache schon weniger Gunst fanden, so spielten sie ihre Anklagen lieber auf die Staatsseite hinüber, beschuldigten den ungenannten Verfasser der Auflehnung gegen die Obrigkeit, der Schmähung von Behörden, und brachten es dahin, daß selbst das Medizinalkollegium, von welchem mein Vater Mitglied war, in solchem Sinne verfahren und die Schrift öffentlich mißbilligen wollte. Die Klemme, in welche mein Vater gerieth, war sehr unangenehm, sein Muth drängte ihn, frei hervorzutreten und sich zu nennen, die Klugheit aber gebot, den Schutz der Halbanonymität nicht aufzugeben und die Gegner nicht in Vortheil zu setzen. Die Reibungen, welche aus diesen Mißverhältnissen entstanden, die Kleinlichkeiten, die sich dabei zeigten, und die fortgesetzte Gehässigkeit und Verläumdung, welche sich bis zum Hof des Kurfürsten nach München erstreckten, alles dies verleidete meinem Vater den Aufenthalt in Düsseldorf, der in seinen Augen um so mehr sinken mußte, wenn er damit den Lebenskreis verglich, der sich ihm in Straßburg eröffnete.

Als bekannt wurde, daß er damit umgehe, seine Vaterstadt zu verlassen, hätte er sein Vorhaben fast wieder aufgeben mögen, so groß war der Zudrang und die Beeiferung seiner Freunde, die ihn zurückhalten wollten, ja viele lernte er erst jetzt als solche kennen; gleichwohl gestanden die meisten, daß auch sie, wenn nur die Verhältnisse es ihnen erlaubten, am liebsten desselben Weges mit ihm zögen, denn die heimischen Zustände lagen drückend auf jedem nur einigermaßen freien Muthe. Von der andern Seite hingegen fand mein Vater für seine beabsichtigte Verpflanzung jede mögliche Bereitwilligkeit. Man erleichterte ihm den Entschluß auf alle Weise, und gewährte ihm als besondere Gnade, seine kurfürstliche Bedienung an einen Befähigten, der sogleich gefunden war, verkaufen zu dürfen. Nachdem alle Hindernisse

beseitigt waren, gingen die Anstalten rasch ihren Gang. Wir sahen nach und nach unsern Hausrath verschwinden, die geringern Sachen wurden verkauft, die bessern eingepackt, Kisten und Koffer zu Schiffe gebracht, und eines Vormittags, nachdem schon viele Tage das Abschiednehmen uns ermüdet, diesmal aber eine dichte Schaar mit lauten Segenswünschen uns zum Ufer begleitet, stiegen wir selbst in einen Nachen, der uns an Bord eines großen holländischen Schiffes brachte, das unmittelbar darauf seine Bergfahrt fröhlich antrat.

Diese Rheinreise gehört zu den vergnüglichsten Ereignissen meines jüngern Lebens, die früheren Trennungen ließen mich das Reisen im Zusammensein mit beiden Eltern und der geliebten Schwester als ein neues Glück empfinden, und die Schwester, welche diese Fahrt schon doppelt gemacht hatte, stand mir als erfahrene und kundige Erklärerin höchst erfreulich zur Seite. Das Schiffleben hatte den größten Reiz, der innere Raum war gemächlich eingerichtet, für unser Bedürfniß übergroß, dabei vollkommen sicher; am erwünschtesten war uns aber der Aufenthalt auf dem Verdeck, wo wir jedoch, der mancherlei Gefahr wegen, unsere Freiheit sehr beschränkt sahen und keinen Augenblick ohne Aufsicht blieben. Wir machten mit den Schiffknechten gute Bekanntschaft, erfuhren den Gebrauch so mancher Geräthe, den Zweck so vieler Anstalten; Mitreisende machten uns aufmerksam auf die Gegenstände am Ufer, nannten die Ortschaften; auch Erzählungen fehlten nicht, alte Sagen und neue Vorfälle; aber auch schweigend in die bewegte hellgrüne Wasserfluth hinabzublicken und die Wellen und Wirbel zu verfolgen, konnte uns stundenlang vergnüglich beschäftigen. Die Fahrt, als eine zu Berge, ging langsam; weit vor uns auf dem Leinpfade des Ufers sahen wir die lange Reihe hinter einander gespannter Pferde unser Schiff mühsam fortziehen; die Mitte des am hohen Maste befestigten Zugseils verlor sich unsern Augen meist im Wasser, wenn aber bei stärkerem Anziehen, wie bisweilen Krümmungen des Ufers oder heftigere Strömungen des Wassers es veranlaßten, der dünne Faden triefend aufschnappte und straff in der Luft glänzte, so war dies für uns ein köstlicher Augenblick, dem wir oft lange Zeit geduldig ent=

gegenharrten. Erhob sich günstiger Wind, so wurden auch Segel aufgespannt, selten kam die Anstrengung hinzu, daß auch Stangen zum Abstoßen gebraucht wurden. Mich dünkt, die Schiffahrt auf dem Rheine war in jener Zeit nicht minder belebt, als heutiges Tages, die Dampfschiffe natürlich abgerechnet, ja die kleine Schiffahrt sogar belebter, als jetzt, wenigstens hat meine Erinnerung ein Bild unaufhörlichen Begegnens und Vorüberfahrens bewahrt.

Was uns das größte Wunder blieb, war die Kleinheit, in der uns die Menschen und Thiere am Ufer oder auf den Bergeshängen erschienen; diese kleinen Kinder, die wir sahen, waren große Leute, wie man uns versicherte und wie wir uns in manchen Fällen auch selbst überzeugten; mit diesen Pferdchen und Wägelchen hätten wir spielen mögen, diese kleinen Nachen schien man mit der Hand aus dem Wasser nehmen zu können. Mächtig groß erhoben sich im Gegensatz die Städte, zu denen wir dicht heranfuhren und wo wir zu Mittag und Abend einzukehren pflegten. Das vom Flusse her sich prächtig darbietende Köln, Bonn mit seinem schönen Schloß und hohen Bäumen, dann das heiter daliegende Koblenz und die hoch drohende Festung Ehrenbreitenstein, alle diese Anblicke sind mir aus damaliger Zeit fest im Gedächtnisse geblieben und keine folgende fand wesentliches daran zu ändern.

In Neuwied fanden wir gastliche Aufnahme in dem Hause eines ehemaligen Universitätsfreundes meines Vaters. Er hieß van Tondern und hatte, als Herausgeber einer in jener Zeit sehr verbreiteten Wochenschrift, der berühmten „Politischen Gespräche im Reiche der Todten,“ sich zu ansehnlichem Ruf und Wohlstand emporgeschrieben. Große Lebhaftigkeit des Geistes und bewegliche, das Was und Wohin nicht allzu genau nehmende Sinnesart befähigten ihn für damalige Zeiten zu einem glücklichen Zeitungsschreiber, der denn doch aus allen Abweichungen, zu denen die Umstände ihn fortrissen, sich immer wieder in die eigne Bahn zurückzufinden wußte. Mir ist von ihm besonders erinnerlich, daß er und mein Vater, wie sie es als Stubenkammeraden auf der Universität schon gewohnt gewesen waren, mit ein=

ander immer Latein sprachen, so geläufig und bequem, als es ihnen die Muttersprache hätte sein können; sie führten ernsthafte Erörterungen und scherzendes Gespräch voll Munterkeit und Lachen, die künstlichen Wendungen selber, zu denen der Zwang der fremden Sprache nöthigte, ergötzten und belebten die Unterhaltung und nahmen ihr die Bitterkeit, die sie sonst hätte haben müssen, denn die beiden Freunde waren in vielen Dingen ganz entgegengesetzter Meinungen. Die Fertigkeit im Lateinsprechen fand sich in katholischen Ländern und besonders am Rhein ehemals sehr häufig, und eine gewisse Meisterschaft darin wurde immer sehr hoch geschätzt; wer in ihrem Besitze war, durfte sich mit Erfolg darin sehen lassen. Späterhin war ich oft verwundert, in protestantischen Ländern diese Fertigkeit weder so häufig, noch so geschätzt zu sehen, indem selbst anerkannte Gelehrte sich darauf nicht einlassen wollten, und sogar Philologen es verschmähten, eine Uebung zu erwerben, die nach ihrer Meinung nie der Maßstab ächter und tiefer Sprachkenntniß sein konnte, sondern als ein überflüssiges Beiwerk nebenherlief. Mir aber ist aus meiner frühesten Zeit stets ein besonderer Respekt für das Lateinreden verblieben, und wenn mir späterhin dergleichen vorkam, hatte ich immer sogleich van Tondern und meinen Vater vor Augen.

Von Koblenz aufwärts blieben wir in Einem Entzücken. Die vielen Bergruinen, Felsenmauern und Thürme belebten sich uns mit allen Bildern des Ritterwesens, von dem uns schon das Theater einigen Begriff gegeben hatte. Die Felsen im Rhein selbst, die Bank von St. Goar, der Unkelstein und andere gefährliche Stellen, welche man uns zeigte und dabei der furchtbarsten Unglücksfälle erwähnte, des rettungslosen Zugrundegehens, fuhren wir mit angstvollem Staunen vorbei, allzu froh und glücklich, daß wir mit den Eltern so gräßlichem Verderben entgangen seien. Die Schiffknechte rühmten sich wohl, daß wir unser Heil bloß ihrer Geschicklichkeit zu danken hätten, und wir gaben ihnen gern dafür unser Taschengeld; als ich aber hörte, daß einige von ihnen nicht schwimmen könnten, schloß ich alsbald, daß, wenn wir scheiterten, auch sie mit untergehen müßten, wo-

durch ihre Fürsorge für uns mir sehr im Werthe zu sinken schien.

In Mainz machten wir einen längern Aufenthalt. Mein Vater hatte dort viele Bekannte; Sömmerring stand als naturforschender Arzt in größtem Ansehen, der Arzt Wedekind war in seinem Fache ausgezeichnet, noch mehr aber durch den politischen Eifer bekannt, der ihn bei der nachherigen Mainzer Revolution in große Wirksamkeit, aber auch in gefahrvolle Verwickelungen brachte. Ich weiß es nicht mit Sicherheit, aber ich habe Grund zu vermuthen, daß auch Georg Forster mit meinem Vater in freundlichem Verhältnisse stand. Wir machten Ausflüge in den Rheingau, nach Wiesbaden, Schwalbach und Ems, ja wir müssen damals lahnaufwärts auch Montabaur, Limburg und Weilburg besucht haben, denn als ich nach vielen Jahren diese Orte wiedersah, dämmerte mir die Erinnerung eines früheren Eindrucks derselben Oertlichkeiten deutlich und deutlicher aus jener Kinderzeit hervor. Dagegen ließen die Besuche in Frankfurt am Main, in Offenbach und Hanau wohl die Erinnerung der Namen dieser Städte, nicht die ihres bestimmten Anblicks in meiner Seele.

In Mannheim verweilten wir ebenfalls einige Zeit, denn meines Vaters Mutter lebte hier und wollte uns so schnell nicht wieder abreisen lassen. Sie war, wie schon erwähnt, Garde des Dames oder Oberkammerfrau der Kurfürstin Marie Elisabeth, der Gemahlin Karl Theodor's, und stand am Hofe in großem Ansehn. Gleich ihrer Herrin, deren ganzes Vertrauen sie besaß, hatte sie sich der eifrigsten Frömmigkeit ergeben, befolgte mit aller Sorgfalt die Vorschriften der Kirche und ging in strengen Andachtsübungen so weit, daß ihr Beichtvater ihrem Eifer Einhalt thun mußte. Uns gegenüber fand sie sich in einer sonderbaren Lage, schon über die lutherische Schwiegertochter und Enkelin mochte sie oft im Stillen seufzen; allein sie half sich in diesem Falle mit der Hoffnung, welche den Frommen ihrer Art immer zur Hand ist, daß nämlich die ewige Gnade noch zu rechter Zeit die Irrenden erleuchten werde, ein Ziel, das jeder Gläubige durch andächtige Fürbitten helfen könne näher zu rücken, und

gewiß ließ sie es an Gebeten zu diesem Zwecke nicht fehlen; doch bei dem Sohne und Enkel konnte solche Hoffnung schwerer Statt finden, denn diese waren ja katholisch, und dennoch für die Kirche fast verloren! Mein Vater, der um keinen Preis täuschen wollte, gestand offen seine freie Denkart, und daß er weder selbst die kirchlichen Gebräuche mitmachte, noch seinen Knaben in dieser Richtung erzog; aber er that alles Mögliche, um die gute Mutter zu beruhigen, versprach ihr, dem katholischen Glauben nie förmlich zu entsagen, stellte ihr vor, wie selbst nach ihren Grundsätzen alle Versäumnisse wieder gut gemacht werden könnten, und brachte endlich, was ihr am meisten galt, das Zeugniß eines alten Jesuiten bei, den er in Mannheim von alter Zeit her kannte, und der ganz gleichmüthig versicherte, solche Leute, wie mein Vater, seien noch gar nicht vom Himmel ausgeschlossen. Gutmüthig und traulich, wie sie übrigens war, that uns die alte Frau gern alles zur Liebe, was in ihren Kräften stand; ihre auserlesene feine Lebensart, verbunden mit der reinsten Herzlichkeit, hatte selbst für uns Kinder etwas Gefälliges und Anziehendes, wir liebten sie aufrichtig und folgten ihr ohne Widerstreben, wenn sie uns unter dem Vorwande eines Spazirganges mit in die Messe nahm, was ihr jedesmal wie ein errungener Sieg vorkam; auch die Heiligenbilder, die sie uns verehrte, hielten wir in großem Werthe, freilich empfingen wir aus derselben Hand reichlich das vortrefflichste Naschwerk, das uns noch je vorgekommen war. Die Großmutter sorgte dafür, daß wir auch der Kurfürstin vorgestellt wurden, welche gegen uns sehr gnädig war und uns schön beschenkte, meinem Vater aber ernstlich abrieth, in das neue französische Wesen einzugehen; sie wünschte vielmehr, daß er in Mannheim bliebe, und bedauerte nur, selber keinen Einfluß zu haben. Dies letzte sagte sie mit Bedeutung und ging dann zu vertraulichen Aeußerungen über, für welche sie bei meinem Vater alle Theilnahme voraussetzte. Jederman wußte, daß die Lebensweise Karl Theodor's nie von der Art gewesen, um ein zufriedenes Eheverhältniß zu begründen. Die Kurfürstin hatte ihrem Gemahl, als er mit seinem ganzen Hofstaate nach München zog, dahin nicht folgen wollen,

sondern gesagt, sie sei eine geborne Pfalzgräfin bei Rhein und wolle bei ihren Pfälzern leben und sterben. Wegen dieser Gesinnung wurde sie von den Mannheimern leidenschaftlich verehrt. Manche Stimmen behaupteten zwar, ihr sei zu verstehen gegeben worden, sie brauche nicht nach München zu kommen, aber ihre Anhänger widersprachen und wollten der Kurfürstin das Verdienst ihres Entschlusses nicht schmälern lassen. Uebrigens war am Hofe derselben, und für sie selbst, ein eifriges und tägliches Geschäft, alle Sittenverderbniß, die noch immer den Hof des Kurfürsten in München bedrängte, genau zu wissen und zu besprechen, welches mit der Frömmigkeit und Strenge, die sonst in allen Dingen herrschte, einen seltsamen Gegensatz machte.

Mannheim zeigte noch glänzende Reste der früheren Hofhaltung. Zahlreicher Adel war hier angesiedelt, die vornehmste und feinste Geselligkeit belebte die oberen Kreise, die mittleren thaten es ihnen nach, in Künsten wurde Vorzügliches geleistet, besonders standen Musik und Theater auf einer hohen Stufe. Auch pflegten viele Fremde hier zu verweilen und das Leben in der Stadt und Umgegend sehr angenehm zu finden. Wir ebenfalls besuchten Oggersheim, Frankenthal, Schwetzingen und Heidelberg; es waren die schönsten Lustfahrten, begünstigt durch den Namen der Großmutter, der uns überall Eintritt und vorzügliche Aufnahme verschaffte. Allein diese hellen Vorzüge hatten einen dunkeln Hintergrund, dem Glanz und der Ueppigkeit der Hauptstadt ging das Elend des ausgesogenen und zertretenen Landes zur Seite; das Volk erlag der Willkür, dem Eigennutze der Beamten. Dieser Zustand entging auch uns Kindern nicht, wir begegneten Auswanderern, deren Noth und Jammer sich deutlich genug aussprach, wir sahen die Armuth in den Dörfern; was uns an Verständniß noch fehlte, schöpften wir aus den Gesprächen, die wir mit anhörten, ohne daß man uns diese Aufmerksamkeit zutraute, und so bestärkten wir uns in der Gesinnung, die wir uns schon angeeignet hatten, die Länder der Knechtschaft und Unterdrückung gern zu verlassen und froh dem Lande der Freiheit zuzueilen, das vor uns lag. —

Von Mannheim reisten wir zu Wagen weiter, ein Wechsel, der uns, nach der bequemen sanften Wasserfahrt, sehr verdrießlich fiel. Es war wenig zu sehen, man fühlte sich beengt und bald ermüdet, und dies Unbehagen ist auch wohl der Grund, daß von diesem letzten Theile der Reise mir weiter nichts im Gedächtnisse verblieben ist; erst als wir über Rastatt hinaus in weiter Ferne den Münsterthurm erblickten, wachten unsere Lebensgeister wieder auf, und alles gewann ein fröhlicheres Ansehen; immer näher kamen wir dem Wunderzeichen, immer größer und deutlicher stieg es vor unsern Augen empor; bei einer Wendung, die wir machten, wurde die bisher dunkle Gestalt plötzlich durchsichtig, ein zauberisches Netz von zarten Fäden stand klar in der Luft, dem durchströmenden Lichte überall geöffnet. Diesem ersten Eindrucke des Münsters stellt sich kaum ein späterer gleich, er überwältigt den Sinn, doch nur, um die Einbildungskraft zu steigern; er gewährt Befriedigung und erregt Ungeduld; in der Macht dieses Anblickes ist es unmöglich zurückzugehen, man fühlt sich unwillkürlich vorwärts gezogen, und alle andern Gegenstände schwinden vor dem einen, der bei jedem Schritte sich verändert darstellt und die Aufmerksamkeit nicht losläßt. Nachdem wir in Kehl, an der Rheinbrücke, und zuletzt bei der Mauth schmerzlich aufgehalten worden, fuhren wir endlich durch das Metzgerthor ein, und waren in Straßburg.

Im Gasthofe zum Geist, wo wir eingekehrt, weilten wir nicht lange; wir wurden sogleich zu dem Vater meiner Mutter abgeholt, der uns bei sich aufnahm. Er besaß ein eignes Haus und galt für einen vermöglichen Mann; sein hohes Alter aber trennte ihn gänzlich von der Welt, er lag schon seit Jahr und Tag immer zu Bett und ließ sich von einer älteren Tochter pflegen, die selber längst Wittwe war. Die übrigen Geschwister meiner Mutter waren verheirathet, theils in Straßburg, theils auswärts ansässig, die zahlreichen Verwandtschaften, von denen ich mich plötzlich umringt sah, wußt' ich auch in der Folge nicht zu entwirren, ich war zufrieden, daß meine Schwester es konnte, und daß wir unter ihnen einige Kinder fanden, mit denen wir unsre Spiele

trieben. Nur fühlte ich bald, daß meine Schwester, von den schon entwickelteren Basen angezogen, sich weniger mit mir abgab, und da die Eltern ihrerseits überaus in Anspruch genommen waren, die Vettern aber bei ihren Spielen mich als zu klein oft vernachlässigten, so befand ich mich in dem bewegten Treiben sehr allein und dachte wehmüthig an Düsseldorf zurück, wo sich alles mehr nach meinem Sinn und Bedürfniß gestellt hatte. Dies Gefühl der Einsamkeit und daß die Andern nichts von mir wüßten, ich ihnen im Grunde doch nicht angehörte, übernahm mich oft in den lebhaftesten Zerstreuungen, und gab mir eine unsägliche Bangigkeit, die ich auszudrücken unfähig war und also meinem Vater auch nicht vertrauen konnte, dem ich sonst alles ohne Rückhalt zu sagen pflegte. Natürlich dauerte solche Stimmung nie lange, sondern wurde leicht und schnell von dem Vergnügen und Reiz überwunden, die mir aus neuen Gegenständen und fröhlichen Vorgängen in Fülle zuströmten.

Das Münster ist für jeden Straßburger mit Recht die Zierde und der Stolz der Stadt, ein Schatz und ein Ruhm, den der geringste der Einwohner sich aneignet. Meine Schwester war schon eingebürgert genug, um gegen mich Neuling die Straßburgerin zu spielen, mir das Münster als größte Sehenswürdigkeit der Welt anzupreisen und mich in Begleitung älterer Personen sofort hinzuführen und das Wunder anstaunen zu lassen. Man kann nicht erwarten, daß ein Knabe die Schönheit des Münsters zu fassen gewußt habe, aber das darf man mir glauben, daß der Eindruck ein ungeheurer gewesen. Der Anblick der mächtigen, durchbrochenen und doch durch und durch festen Wand, die über den Haupteingängen der Kirche senkrecht zu der Plattform aufsteigt, von wo ab sich der Thurm allein erhebt; die herrliche Aussicht von der Plattform über die Stadt rings in die grüne Landschaft hinaus, durch die sich der helle Glanz des Rheins windet; dann der Blick die kühnen Schneckenstiegen hinauf, die freistehend von außen den Thurm auf jeder seiner vier Ecken begleiten und hoch oben in ihn übergehen, der sich nun allmählig verengt und zuletzt in den Knopf und das Kreuz endet, wo kaum das Auge zu weilen

kühn genug ist: alles dies ist von der Art, daß auch ein roher und kindischer Sinn unfehlbar davon getroffen wird. Nur Eines entsprach meiner Erwartung nicht ganz, und dies war freilich ein Hauptstück; nach allem, was ich von der Höhe des Thurmes hatte hören müssen, war er mir noch nicht hoch genug, und ich sagte das ganz unbefangen. Aber wie erging es mir da! Gleich einer Narrheit wurde meine Aeußerung verlacht, gleich einem Verbrechen gescholten, und als wir nach Hause kamen, mußte ich sogar bei dem Vater mich verklagen hören, der ebenfalls meine Ungebühr rügte, weil er meinte, ihr liege ein eitler Trotz zum Grunde, willkürlich anders zu urtheilen, als die Andern. Ich war aber bei jener Bemerkung unschuldig dem sinnlichen Eindrucke gefolgt, von dem relativen Werth einer bestimmten Höhe hatte ich keinen Begriff, und anstatt einer unermeßlichen Höhe, die man mir verheißen, fand ich eine sehr absehbare, in der meine damals scharfen Augen noch jedes Einzelne erkannten, was den Andern schon unkenntlich dünkte. Als mir auch letzteres abgestritten und ich eines unwahren Vorgebens beschuldigt wurde, konnt' ich das Unrecht nicht länger tragen und brach in heftiges Weinen aus. Nun suchte man mich wohl zu beruhigen und redete mir freundlich zu, aber noch immer in der Voraussetzung, daß ich meine Schuld fühlen sollte. Niemand sah mein Inneres, niemand wollte mir beistehen, ich erschien mir völlig allein in der Welt, denn Vater und Mutter standen mir als Fremde gegenüber; es war eine schreckliche Empfindung, eine frühe Schmerzensweihe zu mancher späteren.

Diese gleich anfangs um des Münsters willen vergossenen Thränen verleideten mir doch nicht im geringsten den Wunderbau selbst, der mir im Gegentheil mit jedem Tage lieber und vertrauter wurde. Ich könnte genauer sagen: mit jedem Abend, denn diese Zeit war es, wo wir gewöhnlich und stundenlang ihn vor Augen hatten, seine Vorzüge besprechen und Merkwürdigkeiten von ihm erzählen hörten, und, indem wir an seinem Fuße spielten, immer wieder zu ihm emporblickten, uns von dem übermächtig Großen durchschauern zu lassen. Eine Tante nämlich bewohnte ein Haus auf dem

Münsterplatze, welches der Falkenkeller genannt wurde, und meine Mutter versäumte selten, dort mit uns die Abende zuzubringen. Da wurden wir mit dem schönsten „Zowes-Essen“ — wie in Straßburg das Vesperbrot hieß — bewirthet, besonders mit unvergleichlichem Obst und feinem Gebäck, beides Zierden der Stadt. Mit den Kindern des Hauses fanden wir uns besser und lieber zusammen, als mit allen andern unsrer Bekanntschaft, und der Raum vor dem Hause begünstigte unsre Spiele vortrefflich. Mochte die Sonne noch so sehr brennen und den Münsterthurm oben in allem Zauber wechselvoller Beleuchtung glühen lassen, hier unten war tiefer Schatten und erquickende Kühlung, die von Alt und Jung in froher Unterhaltung genossen wurde. Mit dem Tageslicht aber schwanden gewöhnlich die Spazirgänger, die Straßen wurden stiller und nach dem Zapfenstreich, im späteren Abenddunkel, gehörte der ganze Münsterplatz nur uns. Wir alle waren gutgeartete, wohlgezogene Kinder, und unsern Freuden blieben grobe Unarten und Bosheit fremd; fanden sich bisweilen rohere Gespielen ein, um an unsern Erlustigungen Theil zu nehmen, so schieden sie bald wieder aus, wenn sie merkten, daß ihre Art mißfiel oder auch wohl scharf gerügt wurde. Hier geschah mir selten ein Leid, ich fühlte mich von den Größeren nicht nur geduldet, sondern berücksichtigt und gefördert, und genoß ein schönes Jugendglück, schöner noch, als ich es am Rhein in Düsseldorf genossen, weil die Zahl der Theilnehmer so viel größer war. Und ich wußte, daß ich Glück empfand, wußte es mehr, als ich die Andern es wissen sah, die sich der zufälligen Lust ohne vieles Besinnen hingaben, und sie auch leicht entbehrten, wenn es sich so fügte. Ich aber wollte sie festhalten, wiederholen und bereiten, und war unwillig, wenn dies fehlschlug. Dagegen konnt' ich bisweilen von selbst aus dem Spiele zurücktreten, einsame Stellen suchen, mit aufgeregter Phantasie die mondbeschienenen Heiligenbilder und Schnitzwerke betrachten, an welche die Revolution ihre frevelnde Hand noch nicht gelegt hatte, und mich in mährchenhaften Träumen ergehen, zu denen es an stofflicher Nahrung hier nicht fehlte. Merkwürdig ist mir noch geblieben, daß ich, wiewohl von frühester

Zeit her alles Unheimliche und Gespenstische fürchtend, nie beim Münster etwas dieser Art empfand, sondern in Nacht und Einsamkeit diesen Mauern und Bildern ohne Schrecken nahen konnte. Wäre hiervon der Grund in der wohlthuenden Anordnung des Ganzen, in der durchgängigen Heiterkeit der Verhältnisse und Bildungen zu suchen, so hätte man dem Erbauer ein in obiger Beziehung neues Lob zu ertheilen, dessen hier meines Wissens zum erstenmale Erwähnung geschähe. Nur von dem Innern der Kirche darf ich nicht das Gleiche rühmen, besonders die Gänge hinter dem Chor flößten mir bange Schauer ein, und der schlechte Spaß bei dem unterirdischen Brunnen, wo man hingeführt wurde, um den Esel zu sehen, und dann sich selber im Wasser gespiegelt sah, machte mir den unheimlichen Ort doppelt verhaßt.

Mancherlei Geschichten verknüpften sich dem Münster, deren Erzählung wir uns oft mit demselben bangen Vergnügen, das wir beim erstenmal gefühlt, wiederholen ließen. Der schwindelnden Höhe hatten sich von jeher Verwegenheiten und Gefahren verknüpft, die nicht selten zu traurigen Unglücksfällen geworden waren. Auf dem Rande des hohen Brustgeländers, welches um die Plattform und den Thurm herumgeht, sahen wir die Spur zweier Füße eingehauen, zur Bezeichnung der Stelle, an der ein tollkühner Mensch, nachdem er in Folge einer Wette zweimal auf dem Geländer glücklich seinen Umlauf ausgeführt, beim drittenmale in Zittern und Schwanken gerathen und rettungslos in die Tiefe gestürzt war. Den meisten Antheil nahmen wir an dem Bericht von dem Glück eines Schornsteinfegers, der, als armer Wanderer in Straßburg angelangt, von lustigen Gesellen angereizt worden, auf dem Knopf des Thurmes freistehend ein Glas auf das Wohl der Stadt zu leeren, und nach glücklichem Vollbringen dieser That durch die Gunst der Bürger in der Stadt ansässig geworden und zu großem Wohlstande gekommen sei; eine Begebenheit, welche meiner Schwester späterhin zum Stoff einer überaus anmuthigen und wohldurchgeführten Erzählung dienen durfte. Man pries auch einen verwegenen Mediziner, der noch in neuerer Zeit das unerhörte Wagstück ausgeführt hatte, sich auf das Kreuz

des Knopfes rittlings zu setzen und von da herunter vergnügt eine Weile die Stadt zu betrachten: zu dem in früher Kindheit namenlos Vernommenen und viele Jahre staunend im Gedächtniß Bewahrten sollte mir eine späte Zeit auch den Namen liefern und den Mann selber zeigen, es war der berühmte Berliner Arzt Geheimrath Heim, der als Jüngling jenes Stück verübt hatte und bis in sein hohes Alter sich dessen rühmte. Wir sahen auch, daß man die Namen, welche sich hin und wieder in die Quadersteine des Thurmes sorgfältig eingehauen fanden, mit Aufmerksamkeit las und besprach; daß darunter aber auch ein Stein war, der Goethe's und seiner jungen Freunde verbundenen Namen trug, konnte freilich damals für uns nicht den geringsten Werth haben.

An gutem Willen fehlte es den Straßburgern nicht, eine zweite Sehenswürdigkeit ihrer Stadt möglichst hervorzuheben, und sie meinten, nach dem Münster — den großen Abstand einmal zugegeben — verdiene nur sie noch genannt zu werden. Dies war das in der Thomaskirche dem Marschall Grafen Moritz von Sachsen errichtete Denkmal von dem Pariser Bildhauer Pigalle. Der Marschall war von den wenigen Kriegshelden, welche Frankreich in der Zeit Ludwig's des Fünfzehnten gehabt, ohne Frage der ausgezeichneteste, und hatte sich um den König sehr verdient gemacht, der ihn deßhalb durch ein prächtiges Grabmal ehren wollte. Was aber im Leben wenig beachtet und kaum bemerkt worden war, kam bei dem Tode gewichtig zur Sprache, und erzwang die bestimmteste Rücksicht, nämlich der Umstand, daß der Held äußerlich dem protestantischen Glauben angehört habe. Dies war dem Hofe verdrießlich genug, aber doch nicht zu ändern, und so mußte eine protestantische Kirche der Ort des Begräbnisses und Denkmals werden. Die seit der Vereinigung Straßburgs mit Frankreich unaufhörlich gedrückten und besonders von den Jesuiten hart bedrängten Protestanten erhoben stolz das Haupt ob des ehrenvollen Ereignisses, und in dem Marschall sahen sie ihren Glauben, ihre Gemeinde verherrlicht, wenigstens mußten die Katholischen es mit ansehen, daß der allerchristlichste König seine dankbare Anerkennung der höchsten Verdienste in einem Tempel der Protestanten

darbrachte. Eine so große, dem Stolze der Straßburger so schmeichelhafte Thatsache sollte nun auch von dem höchsten Kunstwerthe getragen sein, und es war gäng und gäbe, von dem Werke Pigalle's nicht anders zu reden, als ob dessengleichen nicht mehr in der Welt wäre. Lange hat diese übertriebene Anrühmung sich in künstlicher Geltung erhalten, bis in neuerer Zeit das Werk wieder zu sehr herabgesetzt worden ist; die technische Ausführung ist verdienstlich genug für jene Zeit, welche mit der Erfindung vollkommen zufrieden war. Mich ließ der Anblick nur gleichgültig, ich dachte, die Rühmenden würden wohl Recht haben, und verhehlte nur nicht, daß mir die braunrothen Bildsäulen des Münsters doch lieber wären, als dieser weiße geisterhafte Marmor.

Nicht umsonst aber lachte das schöne Sommerwetter, wir folgten gern seinen Lockungen in's Freie; die Gärten und Lustörter in der Nähe, der Wasserzoll, Kehl, besonders aber die Rupprechtsau, wurden fleißig besucht; die letztere, ein ausgedehnter, fester Wiesenboden, mit vereinzelten großen Bäumen besetzt, war ein Lieblingsort der Straßburger, wo ganze Familien sich schon im ersten Frühroth einfanden, lustwandelten oder Spiele trieben und, unter den hohen Bäumen im Grase gelagert, ihre mitgebrachten Erfrischungen verzehrten, denn ein Wirthshaus war nicht vorhanden, und bei der hergebrachten einfachen Sitte auch nicht nöthig. Wir machten aber auch größere Ausflüge zu Wagen, besuchten Zabern und das schöne Schloß des Kardinals von Rohan, das Städtchen Baar und den nahen Odilienberg, wo uns die Legende von der heiligen Odilie, der Tochter des Herzogs Eticho, welche hier ein Kloster gebaut hatte, umständlich erzählt wurde. Ein Herr von Türckheim war auf dieser Fahrt mit uns, ob vielleicht der Gatte von Goethe's Lili? wüßt' ich nicht zu sagen. Den Namen Schöpflin hört' ich bei dieser Gelegenheit auch mit großer Verehrung nennen, für die Alterthumskunde des obern Rheinthals, und des Elsasses insbesondere, war er die höchste Autorität. Von den größeren Ausflügen erinnere ich mich zumeist der Ermüdung, mit der ich von ihnen zurückkehrte; mein Vater wollte meine Kräfte

früh zur Anstrengung gewöhnen, und mochte ihnen bisweilen doch wohl zu viel zumuthen.

Die Straßburger Frauentracht, von welcher Goethe so anmuthig erzählt, habe ich auch noch gesehen und zwar in ihrer letzten Zeit, denn im Verlaufe der Revolution scheint sie schnell seltener geworden und bald gänzlich verschwunden zu sein. Das Bild meiner Mutter als Braut war schon in französischer Kleidung gemahlt, das Haar aber dabei noch im altbürgerlichen Staat der unendlichen Zöpfe. Jetzt waren auch diese nebst den kurzen runden Röcken nur noch in den untersten Klassen übrig, und am vollständigsten in den kleinern Orten auf dem Lande. Diese Tracht, so wie die landesübliche deutsche Mundart, wurde von den Aufgeklärten und Bestrebsamen sehr bespöttelt, und da den Spöttern selbst ein erträgliches Deutsch oft nicht erreichbar war, so nahmen sie ihre Zuflucht zum Französischen, worin sie aber gleichfalls, durch die abscheulichste, dem Oberrhein und einem Theile der Schweiz eigne Falschbetonung, sich als gute Elsasser auswiesen. Das Straßburger Deutsch klingt freilich ungeschlacht, und besonders schadet ihm, daß so viel verdorbenes Französisch hineingeknetet ist; doch ein guter Kern ist darin unverkennbar, und der viele Scherz und Mutterwitz, der in der ansehnlichen lebhaften Stadt seit uralter Zeit in gangbaren Redensarten sich angesammelt und fortgebildet, macht diese Mundart zum täglichen Gebrauch geschmeidig und anmuthig genug. Ich verstand bald, was in ihr gesagt wurde, machte jedoch kaum den Versuch, darin zu sprechen, denn die Personen, mit denen ich umging, wollten alle mit mir lieber Hochdeutsch reden, und die Kinder besonders wurden zu diesem, und mehr noch zum Französischen, angespornt.

Das Französische mußte in der That vermittelst der Revolution rasch die Oberhand gewinnen. Vor dieser wußte und fühlte noch jederman die deutsche Stammgenossenschaft, und suchte mit Fleiß alte Sitte und Gewöhnung zu bewahren. Die Sprache, die Religion, die Tracht, die städtische Ordnung, alles stand den französischen Einflüssen entgegen, die von Seiten des Hofes nur absolutistische und katholische sein konnten; als aber von Paris her die Freiheitsgrundsätze

kamen, alles bisher Gefürchtete verschwand und die herrlichsten Hoffnungen an die Stelle traten, da mußten alle Schleusen sich öffnen und die wogende Fluth durfte frei hereinströmen. Mit der Freiheit und dem Bürgerthum verbrüderte man sich unbedenklich, mit den wiedergeborenen Franken wollte man gern in Ein Volk zusammenfließen; schwache Fäden alter Gewöhnungen hielten nicht gegen die neuen starken Bande des Geistes und der Gesinnung.

Wirklich war in Straßburg kaum ein Schritt möglich, ohne den neuen Ideen in Thatsachen oder Zeichen zu begegnen. Gleich die ersten Bewegungen zu Paris hatten im Elsaß begeisterte und kräftige Zustimmung gefunden, und die Straßburger besonders waren leidenschaftlich in die neue Richtung eingegangen. Ueberall hörte man die neuen Wahlsprüche, den Leberuf der Freiheit, des Gesetzes, der Nation, überall brachen die Zeichen des neuen Lebens hervor, man sah Freiheitsbäume aufgerichtet, die Farben und Schlagwörter der Revolution in Tafeln, Schildern und Inschriften vervielfältigt, die dreifarbige Kokarde an jedem Hute, dreifarbige Fahnen auf jedem öffentlichen Gebäude, die Frauen schmückten sich mit dreifarbigen Bändern, Tag und Nacht erklangen die patriotischen Gesänge. Das berühmte Volkslied ça ira war im vollen Schwange, jeder Straßenjunge wußte die wenigen scharfen Worte, und sang sie nach der leichten rohen Weise mit aller Kraft der Lungen. Das Lob der Patrioten und das Verderben der Aristokraten waren die beiden Hauptthemen jenes Liedes und vieler andern, die mit ihm wetteiferten. Man kannte damals noch keine anderen Partheien, als diese beiden, der Name des Königs galt noch auf jeder, wenn schon in verschiedener Bedeutung, ja die Patrioten feierten ihn am meisten, da er ihrer Sache damals willig diente. Mir sind eine Menge jener Lieder und Verschen, zu denen sich kein Dichter hätte bekennen mögen, im Gedächtnisse geblieben, aber ich erinnere mich durchaus keiner deutschen, alle waren französisch, und bei der reichen Zufuhr aus dem Innern war kein Bedürfniß eigner elsassischen Erzeugung. Der bekannte Eulogius Schneider, der nach Aufgebung seiner Professur in Bonn

um jene Zeit in Straßburg revolutionair zu wirken begann, widmete wohl den Freiheitsgegenständen auch seine scharfe Dichtergabe, jedoch keins seiner derartigen Erzeugnisse hat sich im Volke Bahn gemacht.

Am lebendigsten und glänzendsten spiegelte sich das Freiheits- und Bürgerwesen in Straßburgs Nationalgarde. Jeder wehrhafte Mann war eingeschrieben, uniformirt, bewaffnet, exerzirte und that Wachtdienste. Die gesammte Truppe nahm sich vortrefflich aus, sie konnte sich dreist neben die Linientruppen stellen, und hatte sogar ein vornehmeres und muthigeres Ansehen. Blaue Röcke mit rothen Kragen und Aufschlägen, und weiße Unterkleider und Kamaschen, hielten auch hier die beliebten Nationalfarben stets vor Augen, die ganze Körperschaft, welche öfters in ihrer imposanten Masse ausrückte, und jede Schildwacht, die auf dem Posten stand, schimmerte trikolor. Dies fiel um so mehr auf, als die Linientruppen noch ihre weißen Uniformen hatten, mit schwarzen, grünen und noch anderen Aufschlägen; sie hatten schon die dreifarbige Kokarde am Hut, die Nationalgarden dagegen führten an den Rockzipfeln noch die Lilien, diese beiden Zeichen waren gemeinsam. Uebrigens bestand gegen die Linientruppen einiges Mißtrauen, man wußte, daß ihre Stimmung nicht durchgängig revolutionair, sondern getheilt war, und daß besonders die Offiziere die Volkssache nicht begünstigten; viele der besten Unteroffiziere waren von den Regimentern abgegangen, um als Lehrer der Waffenübung und des Dienstes bei den Bataillonen der Nationalgarde einzutreten, die gemeine Mannschaft aber bestand aus ungleichartigen, zum Theil ausländischen Elementen. Die Nationalgarde hatte daher das Selbstgefühl ihres entschiedenen Uebergewichts; ihre Einigkeit in sich selbst und ihr Rückhalt an der revolutionairen Kraft des ganzen Landes ließen sie keinen Zusammenstoß mit den Linientruppen fürchten, auch waren diese am meisten bemüht, einen solchen zu vermeiden, und ließen den Nationalgarden überall den Vortritt. Die Entschlossenheit und Leichtigkeit, mit denen sich Bürger, sobald ein ernster und großer Antrieb sie bewegt, in Soldaten ver-

wandeln, hat immer die Welt überrascht und in Erstaunen gesetzt, doch vielleicht niemals mehr, als in jenen ersten Zeiten der Revolution. Die Stürmung der Bastille, die Vendée, Saragossa und die spanischen Guerillas, die österreichischen und preußischen Landwehren, und zuletzt wieder die Pariser in den Julitagen, haben die Stärke, welche den Volksbewaffnungen inwohnt, noch oft genug dargethan; in jenen Tagen aber hielten die zünftigen Kriegsmänner für ganz unmöglich, daß ein zusammengerafftes Bürgervolk — oder Schuster und Schneider, wie man sich gern ausdrückte — alten geübten Soldaten widerstehen sollte. Die Straßburger wußten recht gut, daß auch sie von jenseits des Rheines her verlacht wurden, allein sie ließen sich dadurch nicht irren, setzten ihre Uebungen fleißig fort, hielten auf Zucht und Ordnung und brachten es in kurzem so weit, daß die wichtige Festung kaum einer andern Besatzung zu bedürfen schien. Die Bürger hatten auch einige Reiterei und besonders tüchtige Artillerie errichtet, die mit der Königlichen in bester Eintracht lebte, denn grade dieser Zweig des alten Heeres zeichnete sich, wie in ganz Frankreich, so auch hier, durch Hinneigung und Eifer für die Volkssache aus.

Mein Vater leistete den vorgeschriebenen Bürgereid, und wurde demzufolge nun auch Mitglied der Nationalgarde. Als ich ihn zum erstenmal in der Uniform sah, schlug mir vor Freuden das Herz; nun glaubt' ich, daß wir dem neuen Vaterlande völlig angehörten. Ihn bei seinem ersten Wachtdienste zu besuchen, unter so vielen muntern, ihm und mir so ausnehmend freundlichen Kammeraden, so nah und vertraut allen Gewehren, Trommeln, Fahnen, das war ein Fest, dessengleichen sich im Leben selten ereignet. Ich war stolz darauf, meinen Vater als einen Vertheidiger der Freiheit zu sehen, die ich von allen Seiten als das höchste Gut preisen hörte, und für welche zu sterben als das schönste Loos gerühmt wurde. Ich erfuhr, daß auch mir nun die Ehre gesichert sei, als französischer Bürger einst an der hohen Bestimmung Theil zu nehmen, die mein Vater jetzt erfüllte, und die ich mehr beneidete, als alles andere, was

die erwachsenen Leute vor mir voraus hatten. Abends fand ein Gastmahl im Wachthause Statt, wo sich mehrere hohe Befehlshaber einfanden, der Zapfenstreich wurde von kriegerischer Musik begleitet, man sang patriotische Lieder, und zuletzt fielen sogar Freudenschüsse, die von anderen Posten beantwortet wurden, und berauscht von Entzücken kehrte ich in später Nacht aus dem Zauberkreise nach Hause, wo mich heimkehrende Nationalgarden sicher ablieferten. Unfähig zu erzählen, was ich erlebt hatte, konnt' ich Mutter und Schwester nur bedauern, nicht mit dort gewesen zu sein, ja es schien mir sehr traurig, daß ihnen nicht derselbe Beruf werden könne, dem ich unfehlbar entgegenging! La nation française, liberté, egalité, — welch süße, stolze Worte damals dem Ohr! Wer mir damals gesagt hätte, daß diesen Franzosen, diesen Nationalfarben und dieser Losung ich einst, aus freier Wahl und mit heißem Eifer, feindlich gegenüberstehen würde! — Die Begeisterung erstieg den höchsten Gipfel und ein goldenes Zeitalter schien wirklich anzubrechen, als von Paris die Heilverkündung erscholl, der König habe die von der Nationalversammlung ausgearbeitete Konstitution angenommen und beschworen. Dieser Tag, der 14. September 1791, wurde durch ganz Frankreich festlich nachgefeiert, und Straßburg zeichnete sich vor vielen Städten durch großartige Anordnungen aus. Kanonendonner verkündete den Anbruch des Tages, die Linientruppen und Nationalgarden waren mit dem frühsten in Bewegung, die von Musik und Jubel begleiteten Hin- und Herzüge bewaffneter Abtheilungen wollten nicht enden; zuletzt vereinigte sich alles zu einer großen Parade, einem erhebenden Schauspiele, aus Ernst und Fröhlichkeit gemischt, denn nach einigen Waffenübungen wurden die Gewehre zusammengestellt und unter dem Jubelgeschrei vive le roi, vive la nation! fraternisirten die Truppen mit dem Volke; plötzlich drängten sich im Gewühl lange Reihen gedeckter Tische hervor, an denen in Gemeinschaft gespeist wurde. Hatte man sich an diesem Anblick ergötzt, so eilte man zu dem Münster, die Vorbereitungen zu sehen, die dort für den Abend getroffen wurden.

Die Munizipalität hatte eine Menge Volkslustbarkeiten veranstaltet, für die Armen fanden öffentliche Speisungen Statt, auch viele angesehene und reiche Bürger hielten ihre Mahlzeit auf offener Straße, riefen die Vorübergehenden heran, und diese allgemeine Theilnahme der Wohlhabenden und Gebildeten gab der Lustbarkeit ein gesittetes und elegantes Ansehen, durch welches auch die Rohheit und Wildheit, die sich etwa hätte zeigen mögen, leicht in Schranken gehalten wurde. Dieses Zumittagessen auf der Straße, die mannigfachen Gruppen der Familien, zwischen Frauen und Kindern die hellen Uniformen, denn Väter, Gatten und Brüder, alle waren ja Nationalgarden, dieser Anblick war einer der größten und eigenthümlichsten meines ganzen Lebens, man kann sich die Heiterkeit und Anmuth einer solchen Veranstaltung schwerlich vorstellen. Nachmittags strömte die Menge vor die Thore hinaus, wo gleichfalls mannigfache Vergnügungen angeordnet waren, die Rupprechtsau wimmelte von geputzten Menschen, Musikchöre waren vertheilt, und patriotische Lieder und frohe Tänze fehlten nicht. Die größte Herrlichkeit war indeß dem Abend vorbehalten, die ganze Stadt wurde prachtvoll erleuchtet, die öffentlichen Gebäude und jedes Bürgerhaus, die großen Plätze und jedes Gäßchen, alles fluthete von Lichtströmen. Nichts aber war dem Münsterthurme zu vergleichen, der, mit Hunderttausenden von Lampen bis zur höchsten Spitze beleuchtet, in dem dunkeln Nachthimmel riesenhaft emporragte. Man drängte sich heran, zu dem lichtübersäeten Ungeheuer in der Nähe aufzublicken, man suchte bald wieder das Weite, um aus einiger Ferne den Anblick noch wirkungsvoller zu genießen. So wogte die Menge hin und her, überall in fröhlicher Helle, überall von Lust umgeben. Dem gewaltigen, weit im Lande hin sichtbaren Leuchtthurm antworteten von den umliegenden Dörfern aufflammende Freudenfeuer, und entferntere Feuersäulen stiegen in den Vogesen empor. Bis tief in die Nacht blieben die Straßen von wogender Menge erfüllt. Nur selten erhoben sich in der allgemeinen Freudigkeit rohere Stimmen, die zu Haß und Gewalt anreizen wollten. Man gab die Häuser einiger Aristokraten als unerleuchtet an, und

rief das Volk auf, diesen Hohn und Frevel zu strafen, einige Schaaren zogen aufgeregt hin, aber die bezeichneten Häuser standen gleich den andern in hellem Glanz, und den Bewohnern wurde nun statt der beabsichtigten Mißhandlung einstimmiger Beifall und Lebehoch dargebracht. Erst in später Nacht gelang es einem Pöbelhaufen, einige Fenster in der Wohnung des Maire von Dietrich einzuwerfen und auf öffentlichem Platz einen Strohmann zu verbrennen, der diesen um die Stadt wohlverdienten, aber dabei dem Könige, wie es hieß, zu sehr ergebenen Mann vorstellte. Dieser verübte Unfug und besonders die Richtung, welche der tückische Haß hier gewählt hatte, wurden von meinem Vater laut und heftig gerügt; er war dem Maire von Dietrich befreundet, von der Redlichkeit des Mannes überzeugt und der politischen Denkart desselben stimmte er größtentheils bei, denn das Königthum hielt er für einen wesentlichen, nicht zu missenden Bestandtheil der neuen Ordnung, und die Anhänglichkeit an die Person Ludwig's des Sechszehnten hielt er durch die guten Eigenschaften des wohlmeinenden Fürsten vollkommen gerechtfertigt. Der Gedanke, daß die wilden Ausbrüche blinder und haßvoller Volkswuth, welche Paris im Anfange der Revolution gesehen hatte, sich auf diesem Boden wiederholen könnten, erfüllte meinen Vater mit Abscheu und Sorgen, und er unterließ nicht, am folgenden Tage an mehrern Orten die Nothwendigkeit auseinanderzusetzen, daß die Thäter jener Ungebühr entdeckt und bestraft würden. Allein seine Zuhörer theilten seinen Eifer wenig, der Vorgang schien unerheblich, einige Fensterscheiben, hieß es, seien leicht ersetzt und das Verbrennen in effigie habe dem Manne kein Haar versengt; im Drange der Neuigkeiten und Ereignisse jedes folgenden Tages war die Sache bald vergessen und hatte keine weitere Wirkung, als daß mein Vater wohl merken mußte, wie sein bei dieser Gelegenheit gezeigtes Benehmen manche Leute von ihm entfernte, die ihn bisher mit zuvorkommender Freundlichkeit anzuziehen gesucht, und daß er fernerhin Keime von Mißtrauen und Verdächtigung auf seinen Wegen ausgestreut fand, durch die sein offenes und reines Gemüth sich tief ge-

kränkt fühlte. In seiner Arglosigkeit hatte er freilich nicht geahndet, daß schon damals auch in Straßburg im Stillen eine Faktion wirkte, welche nicht am Aufbau, sondern nur am Umsturz Freude hatte, und diesen ohne Maß und Ziel fortzusetzen dachte, zu welchem Zwecke denn die Volkskräfte bearbeitet und an kleineren Versuchen für größere Unternehmungen geübt werden mußten. In dieser Richtung zeichnete sich später Eulogius Schneider besonders aus, der zwar die Mönchskutte abgelegt, aber den Fanatismus bewahrt hatte, sich sogleich in die gehässigsten Uebertreibungen warf, und besonders auch den Maire von Dietrich wüthend anfeindete. Ohne Zweifel würde er in der Jakobinerzeit meinen Vater, hätte er denselben noch erreichen können, nicht weniger unter das Beil der Guillotine gebracht haben, als den unglücklichen Dietrich.

Jedoch hatten jene Tage im Allgemeinen ein viel zu heiteres und versprechendes Ansehen, als daß es möglich gewesen wäre, so schwarze Ahndungen für die nächste Zukunft ernstlich zu hegen. Im Gegentheil verhieß die überall mit Begeisterung aufgenommene Konstitution eine Reihe glücklicher Entwicklungen; das Innere schien sich in der neuen Ordnung mehr und mehr zu befestigen und zu beruhigen, und wenn einige Gefahr drohte, so war dies nur von außen, und durchaus nicht von der Art, daß der Muth der jungen Freiheit hätte zagen dürfen. Man wußte, daß fast alle Höfe den Vorgängen in Frankreich nur mit Besorgniß und Widerwillen zusahen, daß das deutsche Reich gegen mancherlei Verfügungen, besonders gegen die im Elsaß ausgeführten Maßregeln, von denen deutsche Rechte getroffen waren, heftigen Einspruch that, daß der Kaiser mit dem Könige von Preußen, mit dem Kurfürsten von Sachsen und anderen Reichsständen einen Kreuzzug gegen Frankreich verabredet, daß selbst die Kaiserin Katharina von Rußland ihre Hülfe versprochen habe. Doch schien der Angriff noch nicht so nahe, und überdies die Einigkeit der Mächte, die bisher sich eifersüchtig einander entgegen gestanden, mehr als zweifelhaft. Näher drohten, aber ohne fremden Beistand völlig gefahrlos, die französischen Emigranten, welche sich in den

deutschen Gränzländern, besonders aber in Koblenz, täglich mehrten, sich in kriegerische Schaaren ordneten und den alten Zustand in Frankreich mit Waffengewalt herzustellen versprachen. Die Blüthe des Adels, die namhaftesten Generale und Offiziere, die durch Geburt und Rang ausgezeichnetesten Männer des Hofs und der Staatsverwaltung waren dort versammelt, der Namen der Königlichen Prinzen gab ihrer Sache das glänzendste Ansehen und niemand konnte wissen, welche Verbindungen in Paris und im Innern des Landes ihnen zu Gebote stünden. Allein die blinde Wuth, in welcher sie gegen alles tobten, was nicht unbedingt zu ihrer Seite stimmte, die Unmöglichkeit einer Ausgleichung mit der Nation, die Ohnmacht ihrer bisherigen Versuche, endlich ihre wahnsinnige und gehässige Aufführung, alles wirkte zusammen, um sie als einen Feind betrachten zu lassen, der keine ernstliche Besorgniß erregen könnte. Man verlachte und verhöhnte sie nur, machte Spottlieder und Zerrbilder gegen sie. Für die Straßburger war ein Anlaß dazu ganz in der Nähe. Jenseits des Rheins, im Breisgau und im Badischen, war der Vicomte von Mirabeau, der Bruder des Revolutionshelden, geschäftig und warb eine Freischaar, mit der er in den Elsaß einzudringen und diese Provinz dem alten Königthum zu unterwerfen versprach. Er hatte eine Anzahl ausgewanderter Offiziere um sich, aber die gemeine Mannschaft bestand aus allerlei Gesindel, das zum Theil wieder davonlief, und aus armen Landleuten der Gegend, die nur beim Uebergang über den Rhein und beim Handstreich auf Straßburg mitwirken, dann aber nach Hause kehren sollten. Die Nähe dieses Feindes war für die Straßburger eine tägliche Unterhaltung, man fragte scherzhaft nach seiner Stärke, seinen Fortschritten, man machte einen Spazirgang über Kehl hinaus, um den Waffenübungen, den Paraden zuzusehen. Der Vicomte von Mirabeau war ungeheuer dick, und führte daher schon lange den Spitznamen Mirabeau-Tonneau, natürlich wurde dieser jetzt mit Begier aufgefaßt, zu Witzworten und Abbildungen benutzt. Die Jungen schleppten aus den nächsten Häusern Holz und Kohlen zusammen, zündeten Abends auf der

Straße Freudenfeuer an und verbrannten regelmäßig eine Mißgestalt von Puppe, Mirabeau-Tonneau genannt; als die Freudenfeuer des sie begleitenden Unfugs wegen verboten wurden, wurde Mirabeau-Tonneau in der Ill oder Breusch ertränkt.

Der drohende, doch bisher unblutige Krieg belebte auch unsere Knabenspiele. Unsre Kleidung ahmte schon mehr oder minder die der Nationalgarde nach, Degen waren bald herbeigeschafft, ein paar leichte Gewehre fanden sich. Wir exerzirten nach Herzenslust, aber Kämpfe konnten wir nicht vorstellen, denn niemand wollte der Feind sein. Es fand sich ein anderer Ausweg, den Krieg zu führen, indem wir das Persönliche der Rollen aufgaben und Freund und Feind in gleichgültigen Schaaren gegen einander stellten. In Straßburg sah ich damals keine Bleisoldaten, sondern an deren Statt, viel schöner und zweckmäßiger, Soldaten von Karton, gut gezeichnet, scharf ausgeschnitten und nach Belieben bemalt; ein viereckiges Brettchen unten sicherte das Stehen. Solcher Truppen hatten die Vettern bald eine unzählbare Menge zusammengebracht, zum Theil wirklich ganz schöne Bilder, dazu Festungswälle mit Thoren und Zugbrücken, endlich kleine metallene Kanonen. Da wurden denn Stürme gemacht und abgeschlagen, im freien Felde gekämpft und geplänkelt, zuletzt wirklich mit Pulver und Blei, denn die Vettern wußten schon gut damit umzugehen. Eines Tages brachten wir die abentheuerliche Schaar von Mirabeau-Tonneau in's Gefecht, groteske Figuren, ebenfalls in jener Art gemacht, und wir beschlossen, es solle kein Mann mit dem Leben davonkommen, alle Kanonen der Festung wurden eiligst geladen und wiederholt losgeschossen. Zum Unglück wollte gerade Mirabeau nicht fallen, und einer der Vettern suchte mit der Hand ihn etwas besser in den Schuß zu rücken, da haute der Kanonier übereilt mit der Lunte auf und der Vetter war von dem Schrotkorn getroffen, das als Kanonenkugel diente. Unser Schrecken war gränzenlos; aber der Vetter faßte sich heldenmüthig und erklärte, niemand dürfe von dem Unglück hören, er schnitt selbst den Schrot aus dem Finger, verband die Wunde und verbiß allen Schmerz, so

daß wirklich der Unfall verschwiegen blieb. In Frankreich pflegen die Knaben bekanntlich sehr früh mit Pulver und Schießgewehr umzugehen, woraus wohl mancher Nachtheil erwächst, aber auch der Gewinn früher Gewöhnung an solche Gefahr und an muthiges und standhaftes Benehmen.

Neben dem Spiele von Krieg und Gefecht, dem sich einiger blutige Ernst unwillkürlich verknüpft hatte, trat mir einige Tage später ein wirklicher Kampf vor die Augen, der indeß keine schlimmen Folgen hatte. Mein Vater, getreu der alten Gewohnheit, nahm mich zu Spazirgängen und Ausflügen so oft als möglich mit, wobei es mit Wegen und Stunden eben nicht genau genommen wurde. Eines Abends kehrten wir von Kehl, wo wir einen Besuch gemacht hatten, ziemlich spät zur Stadt zurück, und nahmen mit Vergünstigung den kürzeren Weg durch die Citadelle. Wir eilten bei schon angebrochener Dunkelheit vorwärts, um noch zu rechter Zeit nach der Stadtseite wieder hinauszukommen. Da sahen wir plötzlich, dicht am Wege, Männer mit gehobenen Säbeln gegen einander stehen, doch da sie uns erblickten, hielten sie mit Wort und Gebärden inne; mein Vater faßte mich bei der Hand, und wir gingen schweigend vorüber. Wir hatten erst wenige Schritte gethan, so hörten wir die Waffen klirren, begleitet von heftigen, doch gedämpften Ausrufungen, offenbar war ein Zweikampf in vollem Gange. Da besiegte die Menschenliebe jedes Bedenken, mein Vater wandte sich eilig zurück, rief den Fechtenden Halt und trat entschlossen zwischen sie. Unwillig hießen sie ihn seiner Wege gehen, allein sein festes Wort hatte schon ihre Säbel gesenkt, der Umstand, einen Knaben an seiner Hand zu sehen, wirkte mit, sie kamen zur Besinnung, sagten meinem Vater, weßhalb sie kämpften, und nahmen ihn zum Schiedsrichter. Sie waren ursprünglich die besten Freunde, standen als Offiziere in demselben Regimente, hatten sich wegen Geringfügigkeiten veruneinigt; die Sache war leicht geschlichtet, sie umarmten einander, und dann unter heißen Dankbetheurungen meinen Vater. Aber nun war es spät geworden, die Citadelle verschlossen, und ohnehin durfte man sich jetzt

nicht sogleich wieder trennen. Die versöhnten Freunde führten uns in einen Gasthof, wo wir mehrere ihrer Kammeraden trafen, es wurde beschlossen, die Nacht fröhlich zusammen zu bleiben, leidliche Speisen und guter Wein waren bald aufgetragen, und unter Gesundheiten, Freiheitsliedern und mancherlei Erzählungen verfloß die Zeit rasch. Einige Grenadiere der Nationalgarde, die sich zufällig einfanden, mußten an dem Feste Theil nehmen, sie wurden für Brüder erklärt, zum Zeichen der Einigkeit setzten die Offiziere die Grenadiermützen, die Nationalgarden die Offizierhüte auf. Lange hatte mich das anziehende Schauspiel wach erhalten, endlich doch der Schlaf überwältigt. Die Morgentrommel weckte mich wieder, in erster Tagesfrühe, nachdem die Thore sich geöffnet, verließen wir die Citadelle, und hatten Mühe, in das Haus eingelassen zu werden, wo erst unser spätes Ausbleiben beunruhigt hatte und nun unser frühes Kommen befremdete.

Der Herbst war bald vorüber und der eintretende Winter brachte manche Veränderung. Die wichtigste und folgenreichste für uns war, daß sich nunmehr als gewiß erkennen ließ und als entschiedene Thatsache herausstellte, die Straßburger Universität sei als eingegangen zu betrachten. Sie war von jeher fast gar nicht von Franzosen, sondern hauptsächlich von Deutschen, Schweizern und auch von Russen besucht worden; diese fremden Studenten hatten sich schon während des Sommers merklich vermindert, mit dem Schlusse der Vorlesungen waren fast alle davongegangen; und da die Revolution noch kein Ende absehen, sondern im Gegentheil nahen Krieg befürchten ließ, so schien unter Volksunruhen und feindlicher Belagerung, die für Straßburg zunächst eintreten konnte, kein friedlicher Musensitz möglich, und die Studenten blieben sämmtlich aus. Mein Vater, der noch eben erst seine vorhabende Lehrthätigkeit durch eine gedruckte Epistola ad Argentinenses eruditos förmlich angekündigt hatte, sah plötzlich alle seine Hoffnungen zerstört, und sein Schiff, anstatt im erwünschten Hafen, auf das hohe Meer hinausgeschleudert. Für die altansässigen Professoren war das Mißgeschick ebenfalls empfindlich, allein sie hatten man-

nigfache Verhältnisse und wurzelten im bürgerlichen Boden zu fest, als daß sie von ihm sich hätten losreißen können; auch schmeichelten sich die meisten, daß die Unterbrechung von keiner Dauer sein würde. Solcher Täuschung gab mein Vater sich nicht hin, er sah hier eine Wendung der Dinge, bei der es auf lange Zeit werde verbleiben müssen, und der neue Boden, auf dem er stand, wurde ihm dadurch unsicher und fremd. Die Sorge für seine und der Seinigen Zukunft legte sich ihm schwer auf die Seele, sie war mit Erwägungen verknüpft, die über das persönliche Interesse des nächsten Augenblickes weit hinausgingen. Auf seine Ansichten und Gesinnungen hatten die veränderten Umstände nicht den geringsten Einfluß, den in der Revolution lebenden Ideen war und blieb er treu, er wünschte von Herzen deren Fortgang und Sieg, gegen sie legte er sein persönliches Gedeihen gar nicht in die Wage. Allein die Zeiterscheinungen boten neben dem Guten, das er freudig bewillkommnete und begeistert pries, auch Zweideutiges, das ihm Mißtrauen erregte, und Schlechtes, das er geradezu verwerfen mußte. Er war ein biederer, deutscher Karakter, in seiner Begeisterung durchaus ehrlich, für edle Zwecke wollte er nicht unedle Mittel; Arglist und rohe Gewalt waren ihm verhaßt. In Straßburg hatte er im Verlaufe mehrer Monate manches Bedenkliche hervortreten, die herrschenden Einflüsse trüber werden sehen, das Zusammenwirken deutscher und französischer Elemente schien beide nur zu verschlechtern; er konnte sich die Frage stellen, ob für ihn, nachdem sein nächster Beruf hier erloschen, dieser Aufenthalt noch der richtige, der einzige sei? Doch hierbei blieb er nicht stehen; er überlegte auch — was mir freilich erst in späterer Zeit kund wurde — ob er unter solchen Umständen seinen Kindern das angeborene deutsche Vaterland verschließen, so jung sie in die ungewissen Schickungen eines fremden Volkes auf immer verflechten dürfe? Solche Gedanken fanden weniger Eingang bei meiner Mutter, die persönlich manche Befriedigung genoß, und auch den allgemeinen Angelegenheiten heitres Zutrauen schenkte.

Ganz verborgen blieb es uns Kindern nicht, daß etwas

Ungewöhnliches und Unerfreuliches verhandelt wurde, daß besonders der Vater ernsthafter aussah und seine gute Laune seltener zeigte. Aber wir selber empfanden Verstimmung und Unbehagen, und der Grund lag nahe genug in der veränderten Jahreszeit; der Winter bedingte für uns ein Leben, das von dem während des Sommers geführten himmelweit verschieden war. Kälte und schlechtes Wetter beschränkten uns meist auf das Zimmer, wo uns noch oft genug fror und überhaupt unheimlich war, der Umgang mit den Gespielen hörte größtentheils auf, die Nähe des schwächer gewordenen Großvaters wurde uns zu hartem Zwang, und mancher lange Winterabend ging in trübem Mißbehagen dahin. Ich hatte noch den Vortheil, daß mich der Vater, wiewohl viel seltener als sonst, doch bisweilen zu seinen Gängen mitnahm, wo mir dann Auffrischung mancher Art zu Theil wurde; aber die arme Schwester blieb dann um so verlassener daheim. Ich fühlte ihr Leid mit, und wir sagten es einander, daß wir sehr unglücklich seien. Wir waren gewohnt, daß uns die Eltern immer erfreuten, wohlthaten, jedes Ungemach abwehrten; diesmal unterließen sie es, wir wußten nicht warum. Unser gegenseitiges Vertrauen wuchs in dem Grade, als die Eltern es weniger zu sich zogen, unsere Geschwisterliebe hatte ihre innigste Zeit, sie allein brachte wieder einigen Trost in unsre Tage. Daß wir die Eltern in manchen Zeiten nicht sehr einig sahen, bekümmerte uns tief, wir weinten bittere Thränen und hielten nur um so liebevoller zusammen.

So wider Willen zu leidenschaftlicher Wehmuth geführt und streitenden Empfindungen Preis gegeben, erfuhr ich nur zu sehr das Unheil zu früh entwickelter Reizbarkeit. Ich fühlte Stimmungen in mir, die mich unglücklich machten, und die ich auf keine Weise beherrschen konnte; zeigen aber durfte ich sie eben so wenig, denn da ich von ihnen keinen Inhalt anzugeben wußte, und überhaupt keinen Ausdruck für sie hatte, so wurde ich schlechthin zur Ruhe verwiesen, und mein unbestimmtes Sehnen, meine gegenstandlose Traurigkeit als unartiges und nichtsnutziges Wesen bestraft. Ich glaube,

daß Aehnliches bei vielen Kindern vorkommt, und daß man jungen Gemüthern manch Leid ersparen könnte, wenn man achtsamer auf ihre Stimmungen wäre, sie zu verhüten oder zu heilen suchte. Ein Abend, der noch jetzt ungeschwächt in meiner Erinnerung steht, war der Gipfel solch innerer Unseligkeit. Nicht zu bewältigende Angst erfüllte mich, das Herz erlag der nicht nennbaren Pein, meiner Schwester Theilnahme konnte mich nicht trösten, es trieb mich fort, ohne daß ich gewußt hätte, wohin. Da kam mein Vater nach Hause, legte Hut und Stock ab, und meinte, er würde nicht mehr weggehen. Noch nie hatte ich gewagt, meinen Vater zu bitten, mit mir auszugehen, auch war ganz undenkbar, daß er einer solchen Bitte, die als bloße Laune erscheinen mußte, willfahren würde. Diesmal trieb mich die Unruhe zu dem außerordentlichen Schritt, ich bat gelassen, aber dringend, er möchte noch einen Gang machen und mich mitnehmen. Ich fühlte, daß ein Nein mir wie ein Todesurtheil sein würde, und das Nein war fast gewiß. Aber ein Wunder geschah, mein Vater sah mich an und sagte ohne Zögern: „Nun ja, so komm!“ Ich war außer mir, ich fühlte mich gerettet und staunte über den unverhofften Erfolg, ich hatte ihn nicht für möglich gehalten. Die frische Luft, das rasche Gehen stärkten meine Nerven; Schnee lag auf den Straßen, dessen Schein mit dem der Laternen zusammen eine angenehme Helle gab; wir stießen auf Truppen und schritten mit im Takt ihrer Trommeln, zuletzt kehrten wir in ein Kaffeehaus ein, wo es allerlei zu sehen gab; ich war schon ganz guter Dinge, und kehrte dann fröhlich mit meinem Vater heim, ermüdet und schlafbedürftig. Am andern Morgen sprach ich mit meiner Schwester von dem Glück, von dem Wunder; sie sah es eben so an, wie ich. Aus dankbarer Liebe wollte ich nun doch meinem Vater auch sagen, welche Wohlthat er mir erwiesen, ich bekannte ihm voll Zärtlichkeit, ich hätte sterben können, wenn er meine Bitte abgewiesen. Erst verstand er mich nicht, dann, als er mich verstand, gerieth er in großen Zorn, schalt meine Albernheit und warnte mich, solche Einbildungen nicht zu wiederholen. Ich war erschrocken

und niedergeschlagen, mit all meinem Zutrauen schnöd auf mich selber zurückgeworfen; aber ich nahm es nicht so schlimm; gestern hatte er mir doch gewillfahrt, das überwog alles!

Aehnliche Anflüge von heftiger, nicht zu beschwichtigender Unruhe hab' ich in der Folge, auch in reifen Jahren noch mehrmals zu bestehen gehabt, aber keinen, der jenem gleichzustellen wäre. Er war mir in jener frühen Zeit ein Lebensereigniß für alle folgende: „Das ist, wie in Straßburg“, sagt' ich mir, wenn solche Stimmung mich auf's neue anwandelte, und ich konnte nie an Straßburg denken, ohne zugleich auch jenen Abend vor mir zu sehen. Wie hätte ich ihn hier schweigend übergehen dürfen! Erklären kann ich den Vorgang aber auch heute nicht; die äußern Anlässe und mitwirkenden Ursachen, die ich angegeben, sind dazu nicht genug; dergleichen gehört zu den Geheimnissen, die in den Grundlagen des einzelnen Daseins verschlossen liegen. —

Als der Schnee verging und wieder Frühlingslüfte zu wehen anfingen, wollte mein Vater eine Entscheidung in Betreff seiner Lage nicht länger aufschieben. In Straßburg konnte er jetzt kaum noch eine andere, als die politische Thätigkeit ergreifen, aber für diese hatte er wenig Neigung, besonders wenn er betrachtete, welche Parthei schon zusehends auf dem Wege war, die Macht an sich zu reißen. Einige Volksbewegungen, gegen angebliche Aristokraten gerichtet, die mein Vater aber als gute Patrioten kannte, gaben unzweideutig zu erkennen, was man von gewissen Seiten beabsichtigte. Bald glaubten auch redliche Freiheitsfreunde, die Konstitution könne nur durch gewaltsame Maßregeln geschützt und behauptet werden; um sie selber zu retten, zu diesem heiligen Zwecke dürfe man über sie hinausgehen. Dies wollte mein Vater in keinem Falle gut heißen, seine Widerreden erregten Mißfallen, er wurde von denen, die er für seine politischen Freunde hielt, gewarnt — und verlassen. Hätte er schon ein Amt gehabt, einen ausgesprochenen Beruf, so würde er keinen Fuß breit gewichen sein; bis jetzt aber band ihn keine Pflicht in Straßburg, er sah sich allein stehen mit

seiner Denkart und ganz wirkungslos. Der ganze Zug der Dinge, der von Paris her kam, gefiel ihm nicht, und er meinte, die durch unreine Elemente getrübte Revolution werde Jahre bedürfen, sich wieder zu klären, dieser Zeitpunkt sei in Ruhe abzuwarten. In diesem Gedanken schlug er eine ansehnliche Stelle aus, die man ihm bei der Medizinal-verwaltung des Heeres antrug, und zog vor, einstweilen nach Deutschland zurückzugehen.

Für meine Mutter galten andere Betrachtungen; sie befand sich in ihrer Heimath, unter Geschwistern, bei ihrem alten Vater, dessen Ableben gar nicht fern sein konnte; sie wünschte in Straßburg zu bleiben, bis sich erst bestimmt ergeben habe, welches unsere neuen Verhältnisse sein würden. Was zwischen den Eltern näher vorging und schließlich verabredet wurde, ist mir nie bekannt geworden, nur die große Neuigkeit ergab sich bald, daß mein Vater abreisen und mich mitnehmen, meine Schwester aber mit der Mutter in Straßburg zurückbleiben würde. So schrecklich mir die Ankündigung der nahen Trennung war, so war mir doch, mit dem Vater zu gehen, vollkommen recht; ihn zu missen, wäre mir doch am härtesten gewesen. Meine Schwester und ich täuschten uns nicht über das Loos, das uns verhängt war, wir fühlten den ganzen Werth unsres Zusammenseins, die ganze Bedeutung unseres Scheidens, wir fragten, ob wir uns denn gewiß wiedersehen würden, wir versprachen einander mit Thränen, wie lange es auch dauern möge, nie wollten wir einander fremd werden! Die letzten acht Tage vergingen unter Wehklagen und Zärtlichkeit, meine Schwester that mir alles zu Gefallen, schenkte mir alles, was ihr zu Gebote stand, sammelte Näschereien für mich und füllte mir alle Taschen so gut sie nur konnte. Ich sah mit tiefster Rührung ihr Bemühen: ich empfand die innigste Dankbarkeit, und wünschte, eben so liebevoll für sie thätig zu sein. Alle Leute beklagten uns; solche Geschwister, die sich so liebten, meinten sie, sollten nicht aus einander gerissen werden. Die Eltern selber schienen erst in unserm Schmerze recht zu fühlen, welch bittre Trennung uns Alle traf. Der Tag

der Abreise kam schnell heran; den mütterlichen und schwesterlichen Armen fast bewußtlos entwunden, fand ich mich an der Seite meines Vaters im Wagen wieder, der uns schon aus der Stadt entführt hatte und auf der Straße nach Landau dahinrollte. —

Dritter Abschnitt.

Brüssel. Aachen. Düsseldorf.

1792 — 1794.

Wir hielten uns in Landau nicht länger auf, als nöthig war, die Schwierigkeiten zu beseitigen, die sich unserer Weiterreise in den Weg setzten. Die starkbefestigte Stadt, welche für Frankreich gegen die deutsche Seite hin als das wichtigste Bollwerk angesehen wurde, war mit Truppen überfüllt, die Nationalgarde that den Dienst eifrig mit, und Bürger und Behörden offenbarten die heftigste Freiheits- und Kriegslust. Das Volk sammelte sich um unsern Wagen, die Verräther — hieß es — solle man nicht zum Feinde hinüberlassen, nur Aristokraten könnten jetzt das Land der Freiheit fliehen wollen. In der That weigerte sich der Postmeister, uns Pferde zu geben, bevor wir nicht eine besondere Erlaubniß der Behörde beibrächten; der Maire wollte sich mit der Untersuchung nicht befassen, erst nach dringender freimüthiger Ansprache gab endlich der Kommandant den verlangten Schein, daß die Papiere vollkommen richtig und die Reisenden unbedenklich zu befördern seien. So fuhren wir unter den Verwünschungen des Volks ab, die meinen Vater fast gleichgültig ließen, mich aber sehr erschütterten, so daß ich zu weinen anfing und bittere Klagen ausstieß, daß wir so verkannt würden, wir seien ja weder Verräther noch Aristokraten, und wenn nur mein Vater — meinte ich — zu

rechter Zeit gesprochen hätte, so würden uns die Leute, die es so gut mit der Nation und der Freiheit meinten, geliebt und geehrt haben. Aber mein Vater entgegnete mir, mit unvernünftigem Gesindel müsse man sich so wenig als möglich einlassen, und mehr als die Liebe zur Freiheit sei der Hang zu Gewaltthat und Plünderung in jenen Leuten rege. Das wollte mir nun wieder nicht einleuchten, und ich war überzeugt, mein Vater thue den Leuten jetzt Unrecht, wie vorher sie uns gethan. Noch vor kurzem in Straßburg hatte ich eben solche Leute gesehen, die durch die Straßen zogen und sangen und schrien, und diese hatte man als Patrioten höchlich belobt und beklatscht, nun sollten die in Landau Gesindel sein, die darunter gemischten Nationalgarden trugen dieselbe Uniform, wie die in Straßburg, ja wie mein Vater so stolz und wohlgefällig getragen, woran sollt' ich nun die Guten und die Schlechten unterscheiden? Ich hatte keine Vorstellung davon, daß beide Benennungen mit jedem leisen Wandel der Richtungen und Umstände wechselten, ich hielt sie den Menschen selber für angehörig. —

Ohne weiteres Hinderniß gelangten wir nach Neustadt an der Hardt und darauf nach Mannheim. Hier hatte sich seit unsrem früheren Besuche die Stimmung auffallend erhöht. Französische Emigranten, zahlreicher als je, genossen der größten Gunst in den obern Kreisen, und fachten überall die Gluth des Hasses gegen das revolutionaire Frankreich an; sie arbeiteten im Uebermuthe schon stark darauf hin, sich selber auch verhaßt zu machen, und manches Haus bereute schon, zu bereitwillig solche Gäste aufgenommen zu haben, allein politisch ließ man sich leicht von ihnen fortreißen, da sich als gewiß in Aussicht stellte, daß sie nächstens in Sieg und Glanz daheim die Meister sein würden; denn wie sollte doch das seiner ersten Häupter, seines besten Adels und seiner vornehmsten Offiziere beraubte Volk in Frankreich den vereinten Kriegsheeren des Kaisers, des Königs von Preußen und der französischen Prinzen widerstehen können? Der Kriegszug aber war unzweifelhaft, und daher der Untergang der Revolution ganz nahe. So dachte nun freilich mein

Vater keineswegs; er hielt die Revolution für festgegründet, ihre Sache für unbesiegbar, die nationalen Truppen dünkten ihn kriegerischer, als die heranrückenden fremden Heere. Doch dergleichen auszusprechen durfte man kaum wagen, die entgegengesetzte Meinung schien die allein erlaubte; da mein Vater aber sich dieser Tyrannei nicht unterwerfen wollte, sondern frei und wohl gar spöttisch den Hoffnungen und Aussichten der einen Seite die der andern gegenüberstellte, so entstanden Auftritte des Zorns, ja der Wuth, die nicht fern von Gewaltthat waren, und auf der Stelle zu tückischer Angeberei führten. Die würdige Mutter meines Vaters, verwirrt und erschreckt, den Sohn in solchem Widerstreite zu sehen, aus dem, wie sie wußte, hier nur Unheil für ihn erfolgen konnte, war nun selber froh, seine Weiterreise nahe zu wissen, gegen welche sie anfangs lebhaft und zärtlich Einspruch gethan. Wir gingen wieder zu Schiff und fuhren gemächlich den Rhein hinab.

Die Gesellschaft auf dem Schiffe war gemischt, und erwies sich bald in dieselben Bestandtheile gespalten, in welche die ganze Welt sich entzweien zu sollen schien. Einige Emigranten führten das große Wort, und niemand bestritt es ihnen, obwohl ihre Ungebärde, ihr Schimpfen und Wüthen den Andern lästig wurde. Unvermuthet fiel der Blick des einen auf ein an meiner Kleidung zufällig hervorblickendes Bändchen, es war unscheinbar, aber noch immer als dreifarbig zu erkennen. Als könne er seinen Augen nicht trauen, starrte er das Zeichen an, rief dann seine Gefährten herbei, und nun gab es einen verwünschten Lärm von Redensarten, die ich nicht verstand, die aber, wie ich wohl sah, meinen Vater hart angingen; er blieb den Gegnern nichts schuldig, allein sie hatten gegen den Einzelnen die Uebermacht und behaupteten, wir von der Revolution angesteckte dürften nicht weiter mitfahren, sie befahlen den Schiffleuten, anzulegen und uns auszusetzen; indeß hatten diese nicht die geringste Lust, einem solchen Ansinnen Folge zu leisten, und als die Emigranten nicht abließen, so veränderte sich die Szene plötzlich. Die übrigen Reisegefährten, welche bisher ruhig und schweigsam geblieben, deutsche Landsleute aus der Pfalz,

aus Worms und Mainz, erhoben sich gleichzeitig in demselben Antriebe, traten auf die Seite meines Vaters und erklärten den Welschen, wenn sie nicht auf der Stelle das Maul hielten, so würden sie in den Rhein geworfen, wozu die Schiffleute herzhaft einstimmten. Was war zu thun? Die Franzosen mußten wohl schweigen, denn sie sahen, daß hier vom Drohen zum Thun nur ein Schritt war, und die Wasserwirbel des Rheins plätscherten mahnend an die Planken. Die Deutschen überhoben sich ihres Vortheils nicht, sondern begnügten sich, jene zum Schweigen gebracht zu haben, kaum daß sie unter einander und mit meinem Vater durch das gemeinsame Auftreten zu einiger Annäherung gelangten, so fiel auch die Sache schon wieder, einige Herren bezeigten sich freundlich gegen mich, und eine muntere Dame, die mich liebkoste und mir Näschereien gab, schnitt mir heimlich das fatale Bändchen ab und gab es lachend meinem Vater, indem sie sagte, er selbst möge es tragen und vertheidigen, das Kind aber neutral lassen. Er war damit ganz einverstanden, denn er würde dergleichen Anstößigkeit von selbst entfernt haben, wäre er achtsam darauf gewesen; in Straßburg hatte schon niemand eine Absicht dabei, der Schneider, wo er ein Band anzunähen hatte, nahm das nächste beste, und das war damals ein dreifarbiges. Ich selbst war froh, des Zeichens los zu sein, denn die wüthenden Blicke der Emigranten ängsteten mich, und ich fing an für meinen Vater zu fürchten, wenn ich dachte, daß er später den Mehreren doch allein gegenüberstehen könnte.

In Mainz, wo wir landeten, waren die Emigranten die Ersten, welche das Schiff verließen, und wir verloren sie gleich aus den Augen; nach einem Aufenthalt von ein paar Stunden schwammen auch wir schon wieder in einem andern Schiff und in anderer Gesellschaft den Rhein hinab. Die Stimmung in Mainz äußerte sich schon lauter gegen die Emigranten, als die in Mannheim, und auf dem Wege nach Koblenz wurde mit offnem Hasse von ihnen gesprochen. Von ihrem Uebermuth, ihrer tollen Verschwendung, ihren empörenden Gewaltthaten und lächerlichen Eitelkeiten erzählte man hundert Geschichten. Koblenz war von ihnen über-

schwemmt, sie hatten dort ihre Waffenstärke gesammelt und spielten in Stadt und Land völlig die Oberherren, der Kurfürst von Trier, der sie aufgenommen, hatte gar nichts mehr zu sagen, seine Behörden wurden von den Fremdlingen mißachtet, seine Truppen verdrängt, es wurden französische Gerichtshöfe errichtet und sogar die Einheimischen gewaltsam vor diese geschleppt, wenn französischerseits eine Klage anhängig gemacht wurde. Alle bürgerliche Ordnung war aufgelöst, die Hausrechte wurden verletzt, junge Edelleute quartirten sich willkürlich ein, wo eine artige Frau, ein hübsches Mädchen ihnen in die Augen fiel, die Galanterie schlug nicht selten in die roheste Dreistigkeit um, und die frechste Sittenlosigkeit wurde öffentlich zur Schau getragen. Die Einwohner klagten dem Kurfürsten ihre Noth, und als er sich unfähig aller Abhülfe erklärte, verlangten sie nur seine Zustimmung, so wollten sie schon auf eigne Faust das fremde Gezücht aus dem Lande treiben, er aber bat sie um Gottes willen, doch nur noch Geduld zu haben. Dies war nun freilich ein verzweiflungsvoller Zustand, in welchem das Ansehen und die Ehre eines deutschen Fürsten bei dem eignen Volke schlimm fahren mußte. Die einzige Hoffnung war, daß der Krieg bald ausbrechen würde, da denn die lästigen Gäste insgesammt nach der Gränze vorrücken müßten. Ihnen selbst dünkte der unverzügliche, siegreiche Einmarsch in Frankreich so gewiß, der Gewinn aller Macht und alles Reichthums so unfehlbar, daß sie nicht daran dachten, ihre Hülfsmittel irgend zu Rathe zu halten, im Gegentheil, sie warfen das Geld auf die leichtfertigste Weise weg, als müßten sie es los werden, damit das neue, reichlichere, nur Platz fände. Ich sah Uebungen im Pistolenschießen, wobei die getroffenen Goldstücke jedesmal unter das Volk ausgeworfen wurden; ein Bauermädchen bot Blumensträuße zum Verkauf, und empfing, weil sie hübsch war, Gold über Gold; man stellte die üppigsten Gastereien an, und ergötzte sich, die Bürger in Champagner zu berauschen, ja die Schuljugend wurde aufgegriffen und betrunken nach Hause geschickt. Noch mehr aber, als dieser Unfug, empörte der Hohn, der gegen das Schwarzbrot verübt wurde; von ganzen

Broten wurde die Krume zu großen Kugeln geknetet, und mit diesen entweder Vorübergehende angeworfen oder Fenster beschädigt, die ausgehöhlte Kruste wurde zu Ueberschuhen gebraucht und darin herumgetanzt, bis sie auf den Steinen zerbrachen und sich im Schmutz verloren; alles öffentlich, von Marquis und Vicomtes und jungen Abbé's ausgeführt, unter großem Zulauf und Gelächter. Diese Versündigung an der Gottesgabe, wie man es zu nennen pflegte, war derjenige Frevel, den die Deutschen am wenigsten verzeihen wollten, sie riefen die Rache des Himmels dawider an, und wo es geschehen konnte, legten sie auch wohl Hand an die Frevler selbst. Wurden Emigranten in's Wasser geworfen, zerprügelt oder sonst mißhandelt, so geschah es mehr um des Schwarzbrotes willen, als aus jeder andern Ursache. Diese Einwirkung der Emigranten längs des ganzen Rheinstroms darf nicht übersehen werden bei Beurtheilung der nachfolgenden Ereignisse, als die Waffen der Revolution in diese Länder vordrangen und hier theilweise so günstig aufgenommen wurden.

Auch meinem Vater sollte hier wieder ein unangenehmes Abentheuer beschieden sein. Wir aßen Abends im Gasthof an der von zahlreichen Emigranten besetzten großen Wirthstafel, ich war im verwirrenden Lärm ermüdet eingeschlummert, als auf Einmal ein lauter Schrei neben mir mich aufweckt. Ich sehe meinen Nachbar, in der Gebärde der Abwehr eine zusammengefaltete Serviette als Schild erhebend, und auf meiner andern Seite meinen Vater, der zornerfüllt ein Messer wie zum Stoß ergriffen hat. Sogleich sprangen die Nächstsitzenden auf, der Wirth kam herbei und es gab viele Erklärungen und Verhandlungen, von denen ich nichts verstand, die sich aber doch endlich dahin beruhigten, daß man weiteraß, nur zuckte der Emigrant, so oft mein Vater sein Messer nahm, krampfhaft nach der Serviette, und dies Spiel wurde bald für die Zuschauer belustigend. Als die Tafel beendigt war, nahm der Bedrohte seinen Hut eilig zur Hand und dann, jede Blöße vermeidend, seinen Rückzug, worauf mein Vater einem emigrirten Elsasser deutsch den Anlaß des Vorfalls erzählte, den auf diese Art auch ich nun

erfuhr. Jener Franzose hatte aus irgend einer Angabe erkundet, daß mein Vater aus Straßburg käme, gab sich als Kammerdiener — versteht sich, daß nur ein Edelmann diesen Posten bekleiden konnte — des Grafen von Artois zu erkennen, und meinte, der Prinz würde gern Erkundigungen einziehen, wie es dort stände, welche Truppen dort wären, welcher Geist in der Nationalgarde, und mein Vater dürfe nicht säumen, die Ehre eines solchen Verhöres zu bestehen. Auf die schnödeste Abweisung, die er empfing, wurde der Emigrant nur zudringlicher, und wagte anzudeuten, man würde allenfalls auch Zwang anzuwenden wissen. Auf diese Drohung war mein Vater aufgefahren und hatte nach dem Messer gegriffen. „Hätten Sie den Kerl nur todtgestochen", sagte der Elsasser, nachdem er diesen Verlauf angehört; „die meisten von uns, die wir hier herum am Tische sitzen, hätten es ruhig geschehen lassen, er ist uns allen als ein übermüthiger und feiger Schwätzer verhaßt; überhaupt thut dieser Anhang der Prinzen, als wären wir, die wir ein paar Monate später gekommen sind, nicht so gute Royalisten, als die zuerst emigrirten, und wir haben vieles darum zu leiden; ich für mein Theil wünsche nur, daß wir bald in's Gefecht kommen, da werden wir doch dieser Höflinge ledig sein!" Wohl nicht ein zweitesmal hätte in Koblenz ein solcher Handel so glimpflich ausgehen können, es gehörte das seltenste Glück dazu, die Partheisucht durch innern Zwist auf dieser Stelle just entwaffnet zu finden. Bei derartigen Umständen aber, unter solchen immerwährenden Begegnissen war die Reise wirklich gefahrvoll und wenig angenehm. Mein Vater wurde vorsichtiger, hüllte sich mehr und mehr in Schweigen und Unbekanntheit, und so kamen wir ohne weitere Anfechtung glücklich in Brüssel an.

Was meinen Vater eigentlich hieher führte, habe ich nie erfahren, doch ist mir dunkel erinnerlich, daß in Mannheim schon die Rede davon war, wie nöthig und gerathen es sei, dort eine Erbschaftssache zu verfolgen, bei welcher unsere Familie betheiligt war. Ich freute mich unsäglich des Wiedersehens der bekannten Orte, der theuren Personen, die uns mit Herzlichkeit aufnahmen. Wiederum lustwandelte ich in

dem herrlichen Park, wiederum sah ich meinen alten Freund Manneken-Piss, wiederum wurde ich mitgenommen zu allen Sehenswürdigkeiten und Genüssen, welche die Kindheit reizen. Nur die österreichischen Soldaten wollten mir nicht mehr wie sonst gefallen, die französischen dreifarbigen dünkten mich viel schöner, und ich hatte auch immer gehört, die Blauröcke würden die Weißröcke unfehlbar aus dem Felde schlagen, welches ich um so glaubhafter fand, als ja schon andere Blauröcke, die Preußen, früher dasselbe sollten gethan haben. Daß die Freiheit in dem bevorstehenden Kampfe siegen würde, hörte ich auch hier öffentlich sagen, und die Brabanter, hieß es, würden nicht die letzten sein, den neuen Versuch zu wagen, auch ihre Freiheit zu erringen. Ich begriff nicht, warum mein Vater von diesen Dingen gar kein Heil erwartete, und immer den Kopf ungläubig schüttelte, wenn von den Patrioten in Belgien die Rede war, er meinte, die Oesterreicher wären ihm lieber als diese, und mit denen in Frankreich hätten sie nichts gemein als den Namen. Der Name ist aber allerdings in politischen Bewegungen ein mächtiges Einigungsmittel, und ungeachtet der in beiden einander scharf widerstreitenden Grundsätze kann man sagen, daß die belgische Revolution der französischen trefflich vorgearbeitet habe. —

Die frohen Tage dauerten nicht lange, eine unvermuthete Wendung setzte unsrem Aufenthalt ein nahes Ziel. Ob die Briefe aus Straßburg, die mein Vater auf der Post abholte, vorher gelesen worden und Argwohn erweckt, ob trotz seiner vorsätzlichen Behutsamkeit dennoch mißfällige Reden ihm entschlüpft, oder ob irgend sonst eine Verdächtigung Statt gefunden, dies vermochte er selber nicht auszuforschen, aber so viel ist gewiß, er empfing die Weisung, Brüssel zu verlassen. Jeder Einspruch von seiner Seite, so wie die angebotene Bürgschaft namhafter Männer, alles war erfolglos; man fabelte schon von revolutionairer Propaganda, und gab zu verstehen, ein vermuthliches Mitglied derselben könne man so nahe dem Schauplatze des bevorstehenden Krieges unmöglich dulden. Mir schien es, als sei mein Vater weniger unwillig und betrübt, als ich, der Abschied

kostete mich viele Thränen, und Brüssel stand lange Zeit vor meiner Einbildungskraft als ein Ort voll Reiz und Befriedigung, dem ich ungerechterweise zu früh entrissen worden.

Wir wandten uns nach Aachen, und ich hörte, wir würden einstweilen hier bleiben. Die damalige düstre, schmutzige, von ihren Vorstädten noch durch Festungswälle und Thore und Zugbrücken getrennte Reichsstadt Aachen konnte am wenigsten für das heitre, prächtige Brüssel schadlos halten. Es war ein trauriger Ort, und traurig auch bald meine Lebensart. Mein Vater war selten zu Hause, und hatte ich in Brüssel ihn fast immer begleiten dürfen, so geschah dies in Aachen höchst selten, ich war fast immer auf dem Zimmer allein, oder auf einem engen Hofraum, der ein paar Bäume und einige Sträucher hatte, nur ausnahmsweise besuchte ich die guten, aber beschränkten Hausleute, die in großer Abgeschiedenheit lebten, und deren Thüre nach der Straße beständig verschlossen war. Ich konnte mich nur mit Ausschneiden beschäftigen und mit den einsamen Spielen, welche sich hieran knüpfen ließen, denn Lesen hatte ich noch nicht gelernt. Jetzt mir diese Hülfe zu eröffnen, fand mein Vater dringend nöthig. Ich erinnere mich dieses Lernens kaum, so leicht ging es von Statten; ich weiß nur, daß ich bald mit unendlichem Vergnügen las, Geschichten, Sprüche, Lieder, wie die gewöhnlichen Kinderbücher sie darboten. Auch die alten Kalender im Hause spürt' ich auf und manchen kleinen Almanach, an dessen Bildern und Erzählungen ich mich ergötzte. Ich las aber sehr flüchtig und hastig, daher ungenau, und oft ein Wort für das andere, was mich im Verständnisse meines Textes wenig störte, mir aber von meinem Vater, wenn er es zufällig gewahrte, scharf verwiesen wurde; war ich indeß allein, so las ich doch nur wieder in jener holperigen Eile, die sich um die Endsilben nicht bekümmerte, ganze Wörter bloß errieth und oft falsch errieth, denn ich konnte bei meinem Lesen ja keinen andern Zweck haben, als möglichst schnell mit dem Inhalte bekannt zu werden, und also vor allem dem Ausgange zuzueilen. Der Fehler, sich selbst überlassen, schwand auch

allmählig durch sich selbst, und ich las bald so rein und sicher, wie andre Kinder meines Alters, nur meinem Vater gegenüber fiel ich, seltsam genug, noch lange nachher oft in die alte Uebereilung, vielleicht grade deßwegen, weil ich sie ängstlich vermeiden wollte, und an die harten Strafworte dachte, die ihr unausbleiblich folgten. —

Eine besondere Merkwürdigkeit fand im Betreff der Lebensmittel Statt, die wir genossen. Mein Vater frühstückte nichts, ich erhielt kalte Milch und Weißbrot, zu Mittag aßen wir Milchsuppe mit eingebrocktem Brot und dazugerührten Eiern, zum Abend wieder Milch und Weißbrot, und hierin fand gar kein Wechsel Statt, ich genoß Tag für Tag nur diese Kost, die mir freilich ungemein behagte und mich keine andre wünschen ließ. Mittags aß auch mein Vater nichts anderes, doch muß ich wohl glauben, daß er, des Weines gewohnt, weder diesen, noch Abends einiger derberen Speisen, wird entbehrt haben; ich aber hatte während ganzer sechs Monate ausschließlich nur jene Nahrung, und befand mich gut dabei. Ob mein Vater einen diätetischen Zweck bei dieser einfachen Lebensordnung gehabt, ist mir unbekannt; er hat mir dadurch aber für immer eine Liebhaberei am Einfachen und Geringen dieser Art eingepflanzt, die so oft es die Umstände erlaubten, immer wieder hervortauchte, auf der Universität zu Halle und später zu Tübingen, und ich habe jedesmal dabei die angenehme Sicherheit gefühlt, einer wünschenswerthen Freiheit von äußern Genüssen in diesem Betreff, wenn es je die Umstände forderten, wenigstens sehr nahe kommen zu können.

Als der Sommer verstrichen war, und die Wintereinsamkeit doch allzu schreckhaft bevorstand, ereignete sich eine glückliche Veränderung; eine junge Dame mit einem Söhnchen zog in das stille Haus bei uns ein, und wiewohl sie ganz in dessen abgeschlossene Einsamkeit sich fügte, so begann doch für mich im Innern nun ein neues Leben. Mit dem Kinde zu spielen ließ ich mich gern herab, dafür kam mir auch die Herablassung der Mutter zu gute, als welche nicht müde wurde, lange Abende die schönsten Mährchen zu erzählen, wobei ihr Söhnchen bald einschlief, ich aber bis zur späten

Nacht begierig zuhörte. Ich weiß noch genau die Physiognomie jener Abende, wie wir saßen, wie wir uns an die Erzählerin schmiegten, wie ganz befriedigt und glücklich meine Seele sich fühlte, und nur die einzige Sehnsucht bisweilen nicht unterdrücken konnte, daß doch meine Mutter und Schwester auch dabei sein, und besonders die Schwester mein Entzücken theilen möchte! In meine frühere Einsamkeit beide herbeizuwünschen, war mir weit weniger eingekommen. Uebrigens hörte ich leider fast nichts von ihnen, der Krieg war ausgebrochen und störte die Verbindungen, aller Briefwechsel stockte, und mein Vater berührte meine reizbare Empfindung ungern durch fruchtlose Erinnerung an die Entfernten, welche alle Gefahren und Gräuel der schon beginnenden Jakobinerherrschaft in Straßburg mit bestehen mußten.

Von allen diesen Vorgängen des Kriegs und der Revolution, die mir zu Straßburg täglich und stündlich im Ohr und Auge gewesen, vernahm ich hier fast nichts, und wiewohl ich an den Nachrichten, für die ich nicht reif sein konnte, eigentlich nichts entbehrte, so fiel mir doch der Abstand auf, der hierin meine jetzigen Tage von den früheren unterschied. Mein Vater, durch unangenehme Begegnisse gewitzigt, und bei der erhöhten Stimmung der Partheien hüben und drüben von mannigfacher ernsten Gefahr bedroht, diesseits als Revolutionair verschrieen und jenseits auf die Emigrantenliste gesetzt, scheint alles sorgfältig gemieden zu haben, was politischer Deutung unterliegen konnte. Seine Sicherheit in Aachen fand er nur dadurch, daß er im Verborgnen lebte, wie er denn auch nicht seinen, sondern einen angenommenen Namen dort führte; mich aber entzog er aller Berührung mit Fremden, weil es doch unmöglich gewesen wäre, mir für alle Verfänglichkeiten, denen meine eignen Einfälle oder die Fragen der Andern mich bloß stellen konnten, die nöthige Klugheit einzusprechen.

Diese Verhältnisse müssen sich plötzlich verändert haben, denn der Bann, worin ich bis dahin gehalten schien, hörte eines Morgens völlig auf, ich durfte meinen Vater wieder begleiten, und er selber zeigte sich munter und zuversichtlich wie in frühern Tagen. Er führte mich vor die Thore, in

die schneeschimmernde Winterlandschaft, an öffentliche Lust-orte, auf die Redoute, wo Emigranten große Spielbank hielten; und auch in das Theater kam ich nach langer Unter-brechung zum erstenmale wieder. Die vielfachen Zerstreu-ungen und heitern Ergötzlichkeiten nahmen mich doch nicht so sehr ein, daß ich der ruhigen Erzählungsabende, der trau-lichen Abgeschiedenheit des Hauswesens, und der reichen Phantasiegebilde, die sich in jener Enge glänzend entfaltet, so leicht vergessen hätte, vielmehr blickt' ich oft mit Sehnen auf die abgebrochenen stillen Freuden zurück, die nur ein paarmal noch sich erneuerten, aber auch dann leider schon von dem unruhigen Gefühl begleitet, daß ich wußte sie dauerten nicht, seien von Zufällen und Launen abhängig.

All dieser Wechsel schwand bald vor einem größern, wir verließen Aachen noch mitten im Winter und reisten nach Köln; die Fastnachtslustbarkeiten waren eben im Schwange, und wir sahen gelegentlich manches Stück davon; an solchen Zusammenhang in den Anstalten und an solche große Pracht-aufführung, wie die spätere Zeit sie hervorgebracht, war da-mals nicht zu denken, doch stand Köln schon immer vor allen rheinischen Städten im Rufe, den Faschingsfreuden den größten Spielraum zu gewähren, das Narrenthum am allgemeinsten und öffentlichsten zu betreiben. Uebrigens galt die Stadt für ein düstres, in Schmutz, Vorurtheil und Aber-glauben versunkenes Pfaffennest, dessen freireichsstädtisches Regierungswesen, veraltet und verwahrlost, nur noch Mitleid einflößte, und dem jeder hellere Sinn als das beste Glück wünschte, unter die ordnende Hand eines aufgeklärten Fürsten zu kommen. Mir konnte der Ort unmöglich gefallen, es war mir überall unheimlich und bang, und in dem lär-menden Gewühle, wie in der Oede so vieler wüsten Straßen und schaurigen Winkel, die mit jenem schroff abstachen, bot sich mir nirgends eine behagliche stille Zuflucht. Auch für die Sinne gab es wenig Anregendes. Von dem Wunderbau des Domes war kaum die Rede; so werth die Straßburger das Münster hielten, sich des herrlichen Besitzes unaufhörlich rühmten und freuten, so wenig machten die Kölner aus dem Dom, der auch, in seiner Unausgeführtheit, Verabsäumung

und Trübniß, allerdings an unmittelbarer Wirkung des Anblicks dem Münster weit nachstand. Das Besehen des Bauwerks war auch nur Nebensache in Vergleich des Verweilens bei Dingen, für welche die Aufmerksamkeit hauptsächlich in Anspruch genommen wurde; die Kostbarkeiten aller Art, Reliquien, Meßgewänder und dergleichen, wollten kein Ende nehmen, und die Heiligengeschichten, welche dabei vorkamen, wurden so gemein und ungeschlacht erzählt, daß auch der Knabe merken mußte, man glaube nicht daran, und wolle ihm Fabeln aufbinden. Mehr Behagen und Genuß, als diese Kirchensachen, gewährte mir die Besichtigung der berühmten Kunst- und Naturaliensammlung des Freiherrn von Hüpsch, wo sich ein helles Gebiet menschlichen Forschens und Bildens aufthat, das jenen Wundern an Wunderbarkeit nichts nachgab, und Sinn und Glauben immer willig fand, welche jenen erst erzwungen werden sollten.

Ein Ausflug nach Bonn hat mir keine Erinnerung zurückgelassen, als die des Schlosses zu Poppelsdorf und der Ruine von Godesberg, sodann eines freundlichen Bibliothekars Benfeldt, Aufsehers der Kurfürstlichen Bibliothek, den ich später in Hamburg, wohin er mit seinem Bücherschatze auf der Flucht verschlagen worden, wiedersehen sollte. Schärfer eingedrückt blieb mir ein Besuch in Mühlheim am Rhein, zumeist wegen einer Gefahr, die ich erlebte, und die von besondern Umständen und Gefühlen begleitet war. Mein Vater hatte in Deutz einen Freund abgeholt, und wir schritten über den hartgefrornen Boden munter vorwärts. Mir war der Weg nicht zu weit, und ich hatte früher schon größere Strecken rühmlich zurückgelegt. Allein die Kälte war sehr stark und nahm bei scharfem Ostwinde jeden Augenblick empfindlich zu. Bald konnt' ich nicht mehr widerstehen, ich fühlte mich erstarren, der Athem schwand, und ich vermochte kaum noch zu sagen, ich könne nicht weiter. Mein Vater wandte alles an, mich zu erwärmen, zu schützen, er wickelte mich ein und trug mich auf dem Arm, aber alles war vergebens; die Kälte ließ mich nicht athmen, und wenn mir das Gesicht eingehüllt wurde, so erstickt' ich aus Mangel an Luft. Die Verlegenheit wuchs mit jedem Augenblick, mein Vater sah,

daß mein Zustand auf's äußerste kam, und auf dem freien Felde, ohne Haus und Hütte, war so wenig zum Bleiben als zum Weitergehen ein Rath zu ersinnen. Wiederholt wurde der Versuch gemacht, mich irgendwie fortzubringen, aber kein Mittel wollte anschlagen. Endlich wurde beschlossen, einen Wagen zu holen, der Freund eilte deßhalb nach Deutz zurück, und mein Vater mußte suchen mich hinzuhalten, bis der Wagen anlangte. Der Wind erhob sich mächtiger und schneidender, mein Vater hatte seine Wildschur ausgezogen, und hielt sie schützend vor mir ausgebreitet, allein der Sturm drohte uns umzuwerfen. Nirgends war ein Dach, eine Wand, nicht einmal ein Graben zu entdecken, überall nur ebnes Feld; ein einziger Hügel erhob sich seitwärts vom Wege, und konnte einigen Schutz gewähren. Dahin brachte er mich, auch traf uns hier der Stoß des Windes nicht mehr, aber die Kälte wirkte grimmig fort, und ich glaubte ihr zu erliegen. Mein Vater legte sich mit mir nieder, hüllte mich ein, rieb mich, redete mir zu, hielt meine Glieder in Bewegung, und hinderte mich mit aller Gewalt am Einschlafen, das mich jeden Augenblick überfallen wollte. Endlich gelangen seine Bemühungen, ich fühlte wieder Lebenswärme, erholte und ermunterte mich, und die noch übrige Zeit bis zur Ankunft des erwarteten Wagens verging unter vergnügtem, spielenden Gespräch. Ich wußte, daß Einschlafen unter solchen Umständen tödtlich war, ich hatte überdies das Sterben mir nah gefühlt, und der Tod war mir nicht schreckhaft gewesen, aber lebhaft empfand ich nun die Wonne des Gerettetseins; meine Seele war in aufgeregtester Thätigkeit, ich dankte Gott innigst, ich dankte ihm besonders, daß er mir diesen Vater gegeben, dessen unendliche Bekümmerniß und Sorgfalt ich vor Augen hatte, dessen ganze Liebe, Selbstopferung und Entschlossenheit mir vorher nie so deutlich geworden war; mein Herz floß über in Zärtlichkeit, in Glück; ich dachte auch der Mutter und Schwester, wie die sich freuen würden, wie gut und lieb auch sie mir wären. Dieses erhöhte Dasein, welches ich empfand, war es auch darin, daß ich dasselbe nicht zu äußern versuchte; ich sagte nichts von dem, was mich beseelte, alles blieb

innerlich und geheim, ich war zum Mittheilen durch nichts gedrängt, mein Vater hatte mein Vertrauen zu solchen Bekenntnissen nie geweckt, in manchem Falle wohl gar verscheucht oder mißverstehend abgewiesen; er war der Gegenstand meiner Innigkeit, er war voll zärtlicher Liebe an meiner Seite, — da war nichts weiter zu sagen nöthig! Durch diese Fülle von innerem Leben, so dicht neben der Bedrohung des äußern, sind mir jene Augenblicke für immer in der Seele befestigt worden, sie gehören zu dem Entschiedensten, was ich erlebt habe, und solche Erhöhungen wiederholen sich in dem längsten Leben nicht so häufig, daß die Erinnerung sie nicht leicht alle bewahrte, doch am meisten die frühsten! Als der Freund mit dem Wagen ankam, wäre dieser fast nicht mehr nöthig gewesen, so ermuntert war ich und gestärkt, und auch das Unwetter milderte sich schon. Beim Aufstehen sah ich über uns einige Balken emporragen, und fragte, was das wäre? Es war der Galgen, unter dem wir geruht hatten, dessen Hügel uns zum Schutze gewesen war. Mein Vater scherzte mit dem Freund über diese Zuflucht, die mir damals nicht schlechter dünkte, als jede andre; später kam es mir aber doch bisweilen als etwas Eignes vor, daß ich einen Theil meiner besten Empfindungen hatte unter dem Galgen haben müssen!

Wir brachten einige Tage vergnügt in Mühlheim zu, wo meines Vaters Bruder, Professor an der Universität zu Köln, sich damals aufhielt, und fuhren dann nach Köln zurück. Ich wußte nicht anders, als wir würden bald wieder nach Aachen reisen, so hatte ich sagen hören, so schien es angenommen. Allein mit dem Frühjahr eröffnete sich unerwartet eine andere Richtung. Wir setzten uns in den Reisewagen, und ich erfuhr, es ginge nach Düsseldorf! Ich erhob ein Freudengeschrei bei dem Namen, mir schien, als müsse sich dort für mich alles Wünschenswerthe zusammenfinden. Ich sah, daß auch mein Vater innig froh war, und an meiner Freude sein Wohlgefallen hatte. Was ihn zu dieser Rückkehr bestimmte, mag etwa durch folgende Verknüpfung anzugeben sein. Bei dem Versuch einer Uebersiedlung nach Straßburg hatten sich seine persönlichen Erwar-

tungen getäuscht gefunden, die allgemeinen Aussichten aber, welche für jene hätten Ersatz oder Trost bieten können, sah er in noch schlimmerer Verdunkelung. Wenn das gewählte Vaterland nicht mehr den Sympathieen entsprach, welche das angeborne hatte vermissen lassen, so trat letzteres wieder in sein natürliches Vorrecht, und nur die Schwierigkeit, heimzukehren ohne scheinbare Verläugnung der fortbestehenden Gesinnungen und unveränderten Grundsätze, hatte die unmittelbare Rückkehr noch verhindert. Die Zwischenzeit beinah eines Jahres, in Zurückgezogenheit und Ruhe verlebt, wirkte vermittelnd ein, das Waffenglück der Franzosen hatte im Allgemeinen die Folge, daß die feindlichen Stimmen kleinlauter wurden, die Freigesinnten kühner auftraten, letztere, meines Vaters Freunde, waren zahlreich und thätig, sie riefen ihn heftig und ungestüm in ihre Mitte zurück. Er erfuhr, daß die Staatsbehörde ihn nicht anfechten würde, der ehrwürdige Kanzler Graf von Nesselrode benachrichtigte ihn sogar, er könne um so sicherer zurückkehren, als ja der Kaiser alle Deutschen, die sich von der Revolution in Frankreich hätten verlocken lassen, durch öffentliche Kundmachung von dort abrufe, und ihnen jede Verantwortung erlasse, so wie allen Schutz in der Heimath zusage. Mein Vater wünschte und bedurfte, wieder thätig zu sein, der Ruf seiner Mitbürger war ihm ehrenvoll und schmeichelhaft, er gab diesem und dem Zuge seines Herzens willig nach.

Die Freunde begrüßten ihn mit freudigem Jubel, und es fehlte nicht an Gastmahlen, Landpartieen und Abendmusiken, die zu seinen Ehren angestellt wurden. Er war in der That allgemein geliebt; der höheren Klasse durch französischen Geist und Scherz angenehm, durch Biederkeit und hellen gesunden Sinn den aufstrebenden Bürgern vertraut, hatte er doch seinen stärksten und treuesten Anhang im untern Volke, dem er stets als ein uneigennütziger Helfer oder doch als freundlicher Tröster erschien. Ich war Zeuge manches rührenden Ausdrucks von dieser Seite, sowohl der Dankbarkeit als des Zutrauens, die ihm bezeigt wurden; ich hörte arme Leute sagen, jetzt hätten sie wieder ihren Arzt, die ganze Zeit seiner Abwesenheit hindurch hätten sie gar keinen

gehabt. Es war bekannt, daß er zu einer Bettelfrau hinter der Ratinger Mauer mitten in der Nacht und im schlechtesten Wetter zu Fuß eben so beeifert eilte, als er in den Wagen stieg, der ihn zu einer kranken Gräfin abholte. Auch mir persönlich wurde dies gute Verhältniß in vielem Schmeichelhaften fühlbar, das, wie ich wohl erkannte, mir um meines Vaters willen erwiesen wurde, und nicht ohne Stolz und jedesmal mit bester Wirkung nannte ich seinen Namen, wenn ich gefragt wurde, wem ich angehörte.

Diese für einen Knaben doch nicht weit reichende Befriedigung war aber fast die einzige, die mir diesmal zu Theil wurde. Alle andern Glückseligkeiten, die ich von der Rückkehr in die Vaterstadt gehofft, die mir bei deren bloßen Namen vorgeschwebt, blieben aus, oder schwanden in Dunst dahin. Wie fand ich den Ort in der kurzen Zeit verändert! Die Straßen und Gebäude waren noch dieselben, aber mir war der Maßstab verändert, und alles in andre Verhältnisse gerückt. Das Haus am Rhein, das liebe Gärtchen, war mir fremd geworden, auch zeigte sich mir ja darin weder Mutter noch Schwester, deren Vorstellung sich mir unauflöslich mit der jener Räume vereinigt hatte, unbekannte Menschen walteten in diesen, und wir wohnten in einer mir früher kaum bekannten Straße, bei Leuten, die mich eher abschreckten, als anzogen. Das Schlimmste war, daß mein Vater gerade jetzt am wenigsten Zeit hatte, sich viel mit mir abzugeben oder mich nur bei sich zu haben, denn die Anforderungen seiner neuen ärztlichen Beschäftigung und der sonstigen Verhältnisse des Tages nahmen alle seine Stunden in Beschlag. Ich blieb also wiederum einer trüben Einsamkeit überlassen, einem traurigen Vergleiche dessen, was ich mir so schön vorgestellt, mit dem, was in Wirklichkeit dürftig vor mir stand; ich war mir bewußt, mit Recht so viel gehofft zu haben und ohne meine Schuld es zu missen, ich kam mir wie ein armer Knabe vor, der sehr viel Unglück trage. Stundenlang saß ich am Fenster, sehnlichst auf den Vater wartend, ob er nicht kommen und mich mit in's Freie nehmen werde, und oft lange in der einen Hoffnung, und dann schmerzlich in der andern getäuscht; oder ich sah nicht

minder sehnlich den lärmenden Spielen zu, welche die Jugend auf der Straße trieb, und an denen Theil zu nehmen mir verboten war; bisweilen ließ ich mich doch verführen, und ging zu ihnen hinab, doch die Tücken dieser rohen Jungen und die Strafe, welche mich unfehlbar traf, wenn ich unter ihnen bemerkt wurde, ließen mich der Versuchung nur in seltneren Fällen folgen.

Wollte ich nicht die meiste Zeit mit Lesen, wozu doch bald der Stoff mangelte, oder mit Bilderschnitzen, welches auch nicht allzu lange vorhielt, einsam ausfüllen, so blieb mir nichts anderes übrig, als die Gesellschaft der Hausleute zu suchen, und mir bei ihnen so gut es ging die Zeit zu vertreiben. Sie gefielen mir nicht, aber sie allein waren mir zugänglich. Diese Familie hat nachhaltig auf mein Gemüth eingewirkt, und ich muß sie daher etwas näher schildern. Ein Hausherr war nicht da, das Haupt der Familie war eine Wittwe, eine unförmlich dicke, aber rührige und sehr herrische Frau, welche zwei erwachsene Söhne und eine viel ältere aber unverheirathet gebliebene Schwester bei sich hatte; ihr Mann war ein Kanzleibeamter gewesen, und hatte sie dem Handwerksstande enthoben, was ihrem Dünkel sehr schmeichelte; doch dann als Wittwe wieder hinabsteigen und einen Gewürzladen führen zu müssen, war ihr die empfindlichste Kränkung, und eigentlich nur deßhalb der Verlust des Mannes schmerzhaft, denn aus manchen Aeußerungen entnahm sich leicht, daß sie schlecht mit ihm zufrieden gewesen und sich gar nichts aus ihm gemacht. Die höhere und die niedere Stufe, auf welche ihr eignes Leben sich vertheilt hatte, sah sie auch in ihren beiden Söhnen vor sich, denn sie hatte den einen mit großen Opfern die Rechte studiren lassen, den andern aber mit Seufzen doch wieder einem Handwerk übergeben müssen, einem edlen und reinlichen allerdings, der junge Mensch war ein Vergolder, ganz geschickt in seinem Fach und fleißig, und verdiente auch hübsches Geld, welches er gutmüthig und harmlos der strengen Mutter abzuliefern pflegte. Gleichwohl konnte sie diesen Sohn wenig leiden, ihre Zärtlichkeit oder vielmehr Verehrung war ganz dem ältern zugewendet. Dieser saß im gemeinsamen

Wohnzimmer an einem besondern Tische, als Herr gekleidet, die lange Tabackspfeife stets im Munde, von Büchern umgeben, an den Gesprächen der Andern selten theilnehmend, die aber jedem seiner kargen, oft schnöden und kränkenden Worte ehrerbietig lauschten; für ihn mußte immer zuerst gesorgt, ihm stets das Beste gereicht werden, die Andern waren ihm zu dienen bereit, von ihm wurde nicht das Geringste verlangt, es wäre sogar unanständig gewesen, daß er eine Handreichung gethan, eine Besorgung übernommen hätte, denn er war ja der Gelehrte, der Stolz und die Zierde des Hauses, und unzweifelhaft bestimmt, einst im Staat ein Mann zu werden, der seine Angehörigen dann kaum noch würde kennen dürfen! So wurde ich bald alles Ernstes von dem jüngern Sohne belehrt, der den Bruder wirklich als ein höheres Wesen ansah, dem er jeden Dienst schuldig sei, und als ich dies höhere Wesen einst in seinen Betrachtungen gestört hatte, empfing ich dafür von ihm selber einen so derben Schlag und einen so hämisch lächelnden Blick, daß ich den Eindruck nie vergessen habe, von der Mutter aber eine keifende Strafrede mit den schärfsten Verwarnungen, gegen diesen Sohn niemals die schuldige Achtung zu vergessen. In solche Ermahnungen stimmte dann auch die alte Jungfer von Schwester ein, welche im Grunde milderen Sinnes war, aber den heftigsten Eifer, wo sie es für nöthig hielt, trefflich zu heucheln wußte.

Diese ganze Familie nun war, neben den bezeichneten Eigenschaften, noch besonders durch kirchengläubige Frömmigkeit ausgezeichnet, nach streng katholischer Art. Unter allen Umständen und in jedem Wetter mußte wenigstens Ein Mitglied des Hauses täglich zur Kirche gehen, und da neben den Lasten des Glaubens um so mehr auch seine Erleichterungen gelten mußten, so machte man sich bestens zu nutze, daß die Kirche Stellvertretung gestattet, und es war dahin gediehen, daß die ganze Familie sich ihrer Pflicht vollkommen entledigt zu haben glaubte, wenn nur die alte Jungfer die Messe oder Vesper besucht hatte. Die alte Jungfer sah diese Zeit als ihre Erholung und als willkommene Gelegenheit zum Ausgehen an, und versäumte daher nie, mit an=

dächtigem Eifer den Dienst wahrzunehmen, ja sie wußte die Andern abzuhalten, wenn etwa jemand mit ihr gehen wollte, und sie versicherte dann, es sei ja gar nicht nöthig, und sie werde schon für jeden die erforderlichen Vaterunser beten. Franziskaner kamen häufig zum Besuch, wurden sehr verehrt und auch bewirthet, und erhielten reichliche Spenden für ihre Kirche. Mir wurde bei jeder Gelegenheit vorgestellt, wie sehr man diese ehrwürdigen Väter hochachten und ihnen gehorchen müsse, auch war es mehrmals darauf angelegt, mich von ihnen in Betreff meines Vaters ausfragen zu lassen, da denn leicht an den Tag kam, was freilich jederman wußte, daß mein Vater kein Kirchengänger war, und auch mir bis dahin keinen Unterricht in der Religion ertheilen ließ. Die Väter scheuten doch meinen Vater zu sehr, um in ihren Unternehmungen weiter zu gehen, und ließen es bei wenigem bewenden; ich hörte, wie ihnen gerathen wurde, eine verfängliche Frage zu thun, und sie es aus obigem Grunde ablehnten; die Leute glaubten, ich verstände ihre halben Worte und stummen Zeichen nicht, und doch war der ganze Zusammenhang mir vollkommen klar. Daß ich einen so tapfern Vater hatte, den diese Franziskaner fürchteten, gefiel mir außerordentlich, und sein Erscheinen bestätigte mir jedesmal sein unzweifelhaftes Uebergewicht, denn kaum trat er ein, so war alles voll Ehrerbietung und Beflissenheit, auch der Gelehrte stand auf, wie ihm vor einem Doktor und Rath gar wohl geziemte, und sprach mit süßlicher Schmiegsamkeit, erwähnte auch wohl gar des „lieben Söhnchens", die Weiber lächelten, ein Franziskaner sprach etwa ein Wort Latein, worauf mein Vater antwortete; so ging alles in bester Art, bis er sich wieder entfernt hatte, dann war das liebe Söhnchen schnell wieder ein unartiger Junge, ein gottloser Bube, der keine Religion habe! Ich war im Innersten empört über die Heuchelei und Zweizüngigkeit, ich fühlte die ganze Schlechtigkeit dieser Leute, allein ich wagte nicht, mit meinem Vater darüber zu sprechen, theils weil mir die Worte fehlten, und theils weil ich fürchtete, er möchte mir nicht glauben und die Sache anders ansehen, wie mir ja schon einigemal zu meinem größten Schmerze begegnet war. Er hielt mich in

der That bei diesen Leuten für gut aufgehoben, glaubte wenigstens, daß sie mich liebten und auf mich Acht hätten, und daß ich vor schlechten Einflüssen bei ihnen wohlbewahrt sei.

Nur der jüngere Sohn liebte mich, und er allein war mir eine Art von Anhalt. Ihm bei seiner Arbeit zuzusehen, mit ihm zu schwatzen, von ihm allerlei Sächliches zu erfahren, war mein bester Zeitvertreib, auch ließ er sich wohl herab, an meiner Papier- und Wachsbildnerei Theil zu nehmen. Von dem, was wir sprachen, durfte ich vor den Andern nie etwas erwähnen, eben so wenig von dem Naschwerk, das bisweilen er und öfter ich anzuschaffen wußte, und das wir dann gemeinsam verzehrten. Nach ihm schien die alte Jungfer mir noch am meisten gewogen, wenigstens half sie mir über manche Verlegenheit hinweg, und that mir oft zärtlich, aber ich empfand grade dann den unwiderstehlichsten Abscheu gegen sie, und ging ihr aus dem Wege, wo ich nur konnte. Von dem ältern Sohn und der Mutter fühlt' ich die entschiedene Feindschaft, nie hatten sie einen freundlichen Blick, eine gutmüthige Bewegung für mich, immer nur bösartig begegneten sie mir, immer setzten sie auch in mir alles Bösartige voraus, und oft entstanden mir aus solcher Voraussetzung die ungerechtesten Anklagen, welche die Mutter bei meinem Vater gehässig anbrachte, und dadurch mir harte Strafe zuzog, an deren Vollziehung sie sich weidete. Gewöhnlich war es ihr Ehrgeiz, den ich beleidigt haben sollte, und ich wunderte mich nur, daß sie auf meine Kindereien so großen Werth legen mochte, so daß ich mir fast etwas darauf einbildete, wenn ich ihretwegen gestraft wurde. Ich verachtete dieses Weib gründlich, hegte ihr aber keinen Haß, war ihr im Gegentheil gern gefällig, und dachte nur immer wie ich es wohl anfangen könnte, sie zufrieden zu stellen.

Ich entschloß mich in dieser Absicht sogar zu einer Heuchelei, bei deren Ausübung ich indessen jedesmal Gewissensbisse fühlte. Es war, ich weiß nicht welche Zeit eingetreten, wo die Kirche zu strengerer Andacht mahnte. Die Familie wäre hierin um keinen Preis zurückgeblieben,

und unter andern wurden regelmäßig jeden Abend zwei Stunden zum Beten bestimmt. Die Litanei wurde von Allen gemeinschaftlich laut hergesagt, und ich, aufgefordert, daran Theil zu nehmen, wagte nicht es abzuschlagen, wiewohl grade das mir eine Sünde däuchte, dergleichen ohne Glauben bloß äußerlich mitzumachen. Indeß trieben jene mit ihrem Glauben die Sache ebenfalls äußerlich genug. Man plapperte die Worte, und dachte und that dabei alles Mögliche. Mitten in das Gebet fielen plötzlich Worte der Wirthschaft, ein Scherz über zufälliges Versprechen, lautes Gähnen, die Abfertigung eines Kunden, der für ein paar Stüber Waare kaufte und über die Pfennige, die er herausbekommen sollte, stritt; ja bei der Fürbitte für Verstorbene kam es zu bösen Anmerkungen, ob der oder die es verdiene, daß man ihn aus dem Fegefeuer losbitten helfe, und andre solche Frevel und Rohheiten, die mir so bösartig als pöbelhaft erschienen. Der Gelehrte machte das alles mit, war aber stets der ungeduldigste, den Abendsegen endigen und das Abendessen beginnen zu sehen. Als sie mich in diese Uebungen etwas eingeschult hatten, dünkten sie sich damit ein neues Verdienst um den Himmel erworben zu haben, denn ging ich ihm auch wieder verloren, so mußte er ihnen doch ihr Bemühen anrechnen. Meinem Vater etwas davon zu sagen, wurde mir sehr verboten; ich wisse wohl, hieß es, er sei oft allzustreng und leide auch ganz unschuldige Sachen nicht. Daß sie nun gar die Strenge des Vaters tadelnd gegen mich erwähnten, die sie doch oft genug ungerecht aufgeregt hatten, schrieb ich ihnen in meinem Herzen als den Gipfel der Schlechtigkeit an. Nicht wegen ihrer Warnung unterließ ich, dem Vater alles zu sagen, sondern aus eigner Ungeschicklichkeit und Scheu, denen ich ja schon öfters mich hatte fügen müssen. Während jene aber selbstgefällig wähnten, mich auf ihren Glaubensweg listig zu leiten, führten sie mich in Wahrheit durch eine Schule, die mir im sprechendsten Beispiele zeigte, was mich von jenem Wege entschieden abschrecken mußte.

Noch in einer andern Richtung war mir das Benehmen dieser Leute merkwürdig. In unsrer Nachbarschaft wohnte

ein fremder Baron, der zu Wagen oder zu Fuß oft die Straße daher kam, und jedesmal viele Gaffer an die Fenster zog, weil seine Pferde, oder, wenn er zu Fuß war, seine Stiefeln und Sporen auf dem Steinpflaster nicht geringen Lärm machten. Er galt für aufgeblasen, hart und rauh, man erzählte viel Arges von ihm, und ich konnte nicht anders als Widerwillen gegen ihn empfinden. Wenn er aber vorüberging, und meine Leute etwa vor der Thür saßen, erhoben sie sich demüthig, und waren sehr erfreut, durch ihre tiefe Verneigungen ihm ein verdrossenes Kopfnicken abzugewinnen. Wie vor den Pfaffen wollten sie mich auch vor dem Baron zu erschrockener Ehrerbietung einschüchtern, aber es gelang ihnen hier eben so wenig wie dort. Ich wunderte mich nur über die freiwillige Unterwürfigkeit gegen einen Mann, den sie nicht achteten, sondern schmähten, von dem sie nichts Gutes zu hoffen hatten, und der ihnen nichts Böses anthun konnte; es war die ihnen eingeborne Kriecherei gegen das äußerlich Glänzende, die niedrige Hoffahrt, in irgend einen Bezug mit ihm zu treten, welche diesen scheinbar lohnfreien und doch nur eigensüchtigen Respekt erzeugte. Ich mußte hiebei noch hören, daß man meinen Trotz, den Herrn Baron nicht mitgrüßen zu wollen, meinem Vater zum Vorwurf machte, man sehe schon, hieß es, in welchen Gesinnungen ich erzogen würde, und daß ich nicht vergebens mit dem Gifte der Freiheit und Gleichheit genährt worden! Von Freiheit genoß ich leider nicht gar viel, Gleichheit aber konnt' ich mir mit diesen Menschen durchaus keine finden. —

Einiger Umgang mit Knaben meines Alters wurde denn doch allmählig erlaubt, nach Maßgabe der Sicherheit, welche mein Vater aus eignem Augenschein dabei zu entnehmen meinte. Ein Geschwisterpaar in unsrer Nachbarschaft war mir besonders lieb, das Mädchen und der Knabe machten mir einen angenehmen Eindruck von edler und feiner Sitte, das ganze Haus hatte etwas Stilles und Ehrbares, und alles was dort vorging, war mild und erfreuend. Der Gegensatz mit meinen Hausleuten hätte auch einen rohern Sinn, als der meinige war, empfindlich treffen müssen; ich

war zu ungeschickt, als daß sie nicht etwas von der Vergleichung, die ich anstellte, hätten merken sollen, und mir erwuchs daraus natürlich neue Ungunst und Störung. Mein Vater kannte die Kinder und billigte sie, aber die Eltern kannte er nicht, und ließ mich daher diesen Verkehr nicht so eifrig betreiben, als ich es gewünscht hätte. Einer seiner Freunde, ein angesehener Beamter, hatte einen Sohn, der gutgeartet und fleißig war, schon tüchtig Latein wußte, und mir daher sehr zum Umgang und Nacheiferung empfohlen wurde; er gefiel mir auch ganz gut, und wir hatten angenehme Spiele mit einander, nur wurde mir das Vergnügen durch etwas verleidet, das mit jedem Tage mich abschreckender berührte. Mein Kammerad war nämlich gewöhnt worden, daß sein Vater, wenn er ihn haben wollte, dies durch Pfeifen andeutete, und wenn der bekannte Pfiff ertönte, ließ er alles stehen und liegen, um sich einzustellen und zu hören, was verlangt werde. Daß man einem Menschen wie einem Hunde pfiff, dünkte mich äußerst herabwürdigend, und ich meinte, das sollte jener sich nicht gefallen lassen. Der Knabe folgte willig und arglos, aber mir erregte er mehr als Mitleid, er wurde mir verächtlich, und ich empfand einen Widerwillen gegen ihn, den ich bei Jungen geringeren Standes, die ich doch viel gemeiner gehalten und oft roh mißhandelt sah, nicht gleicherweise fühlte. Besser ging es mir mit einigen Kammeraden, die einen schönen Garten auf der Karlstadt hatten, und bei denen es wilde Spiele und nicht selten Verletzungen gab, deren wir aber gar nicht achteten, wenn sie glücklicherweise nur Haut und Haar, nicht aber die Kleider mittrafen.

Nicht lange war ich aus meiner bisherigen Enge zu solcher frischen Jugendluft aufgelebt, als eine neue Wendung eintrat. Ich hatte schon oft gehört, daß nun das Lateinlernen bald anfangen würde, doch lag alles, was nicht unmittelbar den Tag betraf, mir viel zu fern, als daß die Ankündigung mich sonderlich bekümmert hätte. Nun aber kam ich eines Nachmittags munter vom Spielen, um einige begehrte Sachen zu holen, und wollte schon eifrigst wieder forteilen, als mir die Wittwe den Weg vertrat, ein neues

Buch hervornahm und mir sagte, das sei ein anderes Spielzeug, eine lateinische Grammatik, und der Lehrer, der schon einmal da gewesen, werde gleich wiederkommen. Ich war wie vom Donner gerührt, ließ meine Sachen fallen und fing bitterlich zu weinen an. Die dicke Frau sah mit Wohlgefallen meinen Schrecken, und dachte mir die Gemüthsbewegung erst recht wirksam zu machen; denn sie sprach mit mir so, als sei mein bisheriges Leben gleichsam in Laster und Verbrechen hingegangen, von nun aber werde Leid und Buße anheben, und machte mir wirklich so bange, daß ich nicht begriff, wie mein Vater, der mich doch so sehr liebte, einer solchen Hölle mich könne überliefern wollen. Unterdessen kam der Lehrer, ein noch junger, ärmlich aussehender Mann, der sich fast schüchtern benahm, aber, so wie er das Buch aufgeschlagen hatte, gleich einen pedantischen Ernst und eine strenge Unbeholfenheit zeigte, von denen ich wenig zu hoffen hatte. Nachdem die erste Stunde noch leidlich genug abgethan war, empfing ich meine Aufgabe zum Auswendiglernen, mit dem Bedeuten, wenn ich am nächsten Tage nicht alles gehörig wüßte, so würde es dem Vater gesagt werden und dann die Strafe nicht fehlen. Also lag auch außer der Lehrstunde das Joch mir auf; alle meine Fröhlichkeit, mein Muth, meine Unbefangenheit waren dahin. Mit dem Spielen schien es für immer aus, ich hatte schon alle Lust verloren, und schlich betrübt mit meinem Buche auf den Boden, um ungestört das drohend Auferlegte, das mir als ein noch Unbekanntes doppelt furchtbar erschien, mit doch angespornten Pflichteifer zu bezwingen.

Ich lernte zum Glück aber sehr leicht; zu meiner eignen Verwunderung konnte ich das erste Deklinirexempel und eine Anzahl Vokabeln in kurzer Zeit auswendig; nur beruhigte mich das noch nicht, denn ich hatte keine Sicherheit, daß dies ganz richtig und genug sei. Mein Zweifel schwand erst am folgenden Tage, da mein erster Fleiß allerdings gelobt, aber auch die Aufgabe sogleich vergrößert wurde; so ging es nun fort und fort, ich wurde in Athem erhalten, ohne das geringste Vergnügen an der Sache zu gewinnen, ohne irgend solche Beihülfe und Ermunterung, die meinem Alter

und meiner Fassungskraft gemäß gewesen wäre. Immer mußte ich hören, es sei eine Schande, daß ich schon so groß und im Lernen noch so zurück sei, aber was ich denn hätte thun sollen, das erfuhr ich nicht. Die Stunden umfaßten außer dem Latein auch noch andre Gegenstände, besonders Lese- und Schreibübungen im Deutschen, wozu mir Lust und Anlagen nicht fehlten, bald aber dennoch gänzlich zu mangeln schienen, so verkehrt und trostlos wurden die Sachen angegriffen. Nach und nach lernt' ich mich dem neuen Zustande bequemen, trug Noth und Qual, so weit ich mußte, und suchte in den noch immer reichlichen Freistunden mich schadlos zu halten, so gut es gehen wollte. Ich fand mich wieder zu Spiel und Lustbarkeit ein, ich war sogar wilder und unbändiger als vorher. Aber die Frische und der Glanz meiner Kindheit war dahin, das Gefühl harmlosen unzerspaltenen Daseins in mir getrübt, ein erstes Ueberkommen rauher Forderungen schwer empfunden! —

In dieser Zeit ungefähr war es, daß ich eine Hinrichtung mit ansah, die erste und einzige, der ich in meinem Leben beigewohnt. Ein alter Bauer hatte, wie es hieß im Wahnwitz, einen Mord begangen, und war dafür zum Schwert verurtheilt worden. Mein Vater beklagte, daß er nicht mehr amtlich einwirken konnte, denn er meinte, er würde die Anwendung der Todesstrafe verhindert haben; was er aus freiwilligem Eifer zu diesem Zwecke versucht, war fruchtlos geblieben. Er mied das gräßliche Schauspiel, und dachte nicht, daß ich es sehen würde, aber die Hausleute wollten mir ein so seltnes Ereigniß doch nicht entgehen lassen, fanden es auch unthunlich, daß ich allein daheim bliebe, und nahmen mich mit hinaus zur Richtstätte. Ich sah den Kopf herunterhauen. Bis dahin hatte ich Angst und Traurigkeit empfunden, jetzt übernahmen mich Ekel und Unwillen. Ich riß mich los und eilte allein zur Stadt zurück. Als ich meinen Vater wiedersah, fiel ich ihm weinend in die Arme, und er schien meine Empfindung nicht nur zu billigen, sondern auch zu theilen, denn auch ihm waren die Thränen nahe.

Der Krieg gegen die Franzosen dauerte inzwischen fort,

und entwickelte sich immer nachtheiliger für die deutsche Seite; der Eifer und Haß, in welchem sich die beiden Hauptpartheien, nämlich die der Revolution feindliche und die ihr günstige, in unsren Bürgerkreisen gegenüberstanden, trat sichtbarer hervor, je mehr die Kämpfe sich näherten. Hatten die Gegner der Franzosen in unsern Ländern noch alle Vortheile der Macht und Formen, so war doch die große Mehrzahl der Einwohner den Franzosen, oder vielmehr ihrer Sache geneigt, und die Siege und Fortschritte der letztern galten auch uns zum Gewinn; der Augenblick schien nicht fern, wo die Waffen der Freiheit bis zu uns vordringen und die alten Zustände in sich zusammenbrechen würden. Jede neue Nachricht vom Kriegsschauplatze, jedes Näherrücken desselben war sogleich in den Gesichtern zu lesen, und dem Gange der Ereignisse nach war fast immer die Reihe an den Vornehmen, den Regierungsbeamten und Geistlichen, Bestürzung und Verlegenheit zu zeigen. In dem geringen Kreise, auf den ich beschränkt war, hörte ich keine eigentlichen Erörterungen, man begnügte sich, auf die Vorgänge zu schimpfen, und zugleich Nutzen von ihnen zu ziehen. Für letzteres war durch Flüchtlinge und Emigranten vielfacher Anlaß gegeben, sie mußten sich unterbringen, sich weiter schaffen, und neben dem baaren Gelde war schon mancher Gegenstand von Werth, manches aufgesparte Kleinod hiebei vortheilhaft in die Taschen meiner Hausleute geschlüpft. Sie beherbergten ab und zu einige Emigranten, und wenn diese ordentlich zahlten, so stieg wohl gar ein Dankgebet zum Himmel, der den Seinen etwas Gutes zufließen lasse. Bald aber nahm dieser Zug der Dinge so überhand, daß auch das Beten darüber vergessen wurde. Bisher nämlich waren die Emigranten nur truppweise erschienen, ihre Anzahl war noch zu übersehen, im Guten und im Schlimmen machte sich der Einzelne bemerkbar; plötzlich aber, in Folge eines unerwarteten scharfen Andranges französischer Heeresmacht, fluthete die Hauptmasse vom linken Rheinufer herüber, und der ganze Schwall warf sich nach Düsseldorf, wo er sich zunächst wieder in Sicherheit glaubte. Die Stadt war wie überschwemmt, alles wimmelte von Emigranten, zu Hunderten

zogen sie durch die Straßen, spazirten sie auf dem Markt, am Rhein, und sprechen hörte man fast nur Französisch. Meine Hausleute waren schnell bei der Hand, jede Bodenkammer wurde als Zimmer vermiethet, jeder kleinste Dienst angerechnet, an Eßwaaren und andern Sachen oft der sechsfache Werth gewonnen. Um noch größern Vortheil zu ziehen, richteten sie einen Mittags- und Abendtisch ein, und so groß war die Ueberfüllung der Stadt, daß Herren und Damen von höchstem Stande und üppigster Gewöhnung sich in den engsten Hinterstuben, bei schlechtem Geräth und geringer Küche, zusammenpferchten und behalfen, und ihr Mißbehagen nur dadurch etwas zu lindern suchten, daß sie darüber lachend scherzten.

Eigentlich sah ich die Emigranten als meine Feinde an, fand mich aber unwillkürlich zu ihnen hingezogen. Ihre freundliche Lebhaftigkeit ergänzte zuvorkommend meine dürftigen Worte und halben Redensarten, wegen deren ich für einen völlig Französischredenden erklärt wurde, und mit einigen Knaben wußt' ich mich in der That bald leidlich zu verständigen. Gesellig unter allen Umständen, suchten sie sogleich Anknüpfungen, und fanden sie besonders bei hübschen Mädchen und Frauen, auch wo die Vermittlung der Sprache fehlte. Der Uebermuth, der in Koblenz widerwärtig auffiel und empörte, war hier wenig mehr zu sehen, grausam getäuschte Hoffnungen und andringende Noth hatten ihn nur zu sehr schon niedergebeugt; um so mehr traten wieder einschmeichelnde Artigkeit, gefällige Sitte und muntrer Scherz hervor. Mir gewährte das ganze Wesen die angenehmste Zerstreuung, und ich lernte mancherlei dabei, sowohl in Sprache als in Manieren, ich sah Waffen und Kostüme aller Art, prächtige Hofkleider, elegante Jagdanzüge, Uhren, Dosen, Kreuze und Ringe, deren man sich größtentheils um ein Billiges zu entledigen wünschte, ich sah mit Erstaunen von feinen Herren Speisen bereiten und Betten überziehen, in einer freilich so ausgesuchten und sorgfältigen Weise, daß kein Andrer es ihnen zu Dank thun konnte. Mein Vater sah mich in diesem Verkehr und ließ mich gewähren, er selber war in dieser Zeit sehr beschäftigt, und auch die Emigranten

gaben ihm zu thun; denn so sehr ihm der Grund ihrer Sache zuwider war, so gern war er den Einzelnen förderlich, und die Anlässe zum Vermitteln, zur Fürsprache und zum Verständigen erneuerten sich immerfort, weil die Kenntniß der französischen Sprache in Düsseldorf, mit Ausnahme des Adels, noch eine Seltenheit war, und sogar die Behörden sich bei der Ueberzahl welscher Fremdlinge nicht mehr zu helfen wußten. Für mich ergab sich hierin die schlimme Erfahrung, daß übertriebenes Lob eine mißliche Gabe sei, indem meine gepriesene Kenntniß des Französischen von den Hausleuten nur allzu eifrig in Anspruch genommen wurde, immerfort sollte ich das Gesagte erklären, das zu Sagende dolmetschen, und nie wollte das fließen, oft mißrieth es in ärgster Art; da war denn kein Zweifel an meinem Können, sondern einzig an meinem Wollen, ich sei boshaft, hieß es, verstockt, und wenig fehlte, so hätte man mich bei meinem Vater deßhalb verklagt.

Einen gewaltigen Eindruck machte in der ganzen damaligen Welt die Nachricht von der Hinrichtung Ludwig's des Sechzehnten. Unter den Emigranten herrschte Schrecken und Wuth. Ich sah deren, welche sich die Haare rauften, Gesicht und Hände mit den Nägeln aufrissen, Fluch und Verwünschung über die Mörder, über die ganze Nation, als des Mordes mitschuldig, ausriefen. Andre lachten krampfhaft, ließen Ludwig den Siebzehnten hochleben, wollten aufbrechen, wenigstens diesen jungen König den Henkern und der Haft entreißen. Es gab aber auch Wüthende, die das Ereigniß priesen, das Loos des Königs ein verdientes nannten, er habe doch die meiste Schuld an allem Unglück Frankreichs, er habe die Revolution gebilligt, ihr nachgegeben, die Sache der Krone und des Adels verrathen, jetzt würde alles gut gehen, jetzt würden die Prinzen in ihren Unternehmungen nicht mehr gelähmt sein, jetzt die Verbündeten keine falsche Schonung mehr üben. So, während einige das Bild des Königs weinend küßten, warfen andre es auf die Erde und zertraten es mit Füßen, in demselben Zimmer, in derselben Familie! Das Entsetzen, einen König auf dem Schafotte sterben zu sehen, ergriff die Deutschen nicht weniger tief, als

die Franzosen, und besonders mein Vater betrauerte den unglücklichen Ludwig mit innig menschlicher Theilnahme. Die Sache der Emigranten trennte sich von der des Königs ganz, und es fehlte nicht an Beschuldigungen, daß er als Opfer ihrer tollen Anschläge gefallen sei.

Unser Wohnen in diesem Hause dauerte nur noch kurze Zeit. Man konnte für unsre Zimmer, wenn man sie wochen- oder tageweise vermiethete, dreimal so viel bekommen, und ließ deutlich merken, daß man durch unsre Anwesenheit Schaden leide; mein Vater willigte ein, vor der bestimmten Zeit auszuziehen, wozu mancherlei Ungebühr, die er aus meinen Erzählungen nebenher vernahm, nicht wenig mitwirken mochte. Er hatte sich in den Leuten, wie er nun einsehen mußte, gänzlich getäuscht, sie waren ihm als fromm-eifrige und abergläubische bekannt, aber er hatte sie als redliche und ehrbare vorausgesetzt, jetzt entdeckte er schamlose Gewinnsucht und niedrige Prellereien, und außerdem hatte er allen Grund, meine Sitten, die glücklicherweise noch bewahrt geblieben, bei längerem Aufenthalt in Gefahr zu glauben. Unser Umzug wurde daher leicht beschlossen und rasch ausgeführt. Ich war im Innersten erfreut, denn so schlecht hatte ich mich noch nie befunden, als unter diesen Leuten.

Wir zogen in eine Wohnung, die vom Grunde eines tiefen Hofes her nach dem Markte sah. Unser Hauswirth war ein Tanzmeister, der sich zur Ruhe gesetzt hatte, seine bejahrte Frau besorgte unsre Aufwartung und Kost. Diese Leute waren auch nur ganz gewöhnliche, aber ohne Verderbniß und falsche Ansprüche. Ich fühlte mich wie befreit, als ich der Spannung und der immer neuen Zerrungen ledig war, in denen mich jene Gemeinheit gehalten hatte, und deren ich mir jetzt erst recht bewußt wurde. Die Ordnung und Ruhe um mich her wirkte günstig, meine Aufgaben wurden mir leichter, und mein Lehrer war eine Zeit lang sehr zufrieden. Er rieth nun, die Stunden zu verdoppeln, und da ich so gute Fortschritte machte, so hoffte er noch bessere zu erzwingen. Bei mehr Talent und Einsicht von seiner Seite wäre dies vielleicht gelungen, doch seine stumpfe Pedanterei

konnte einer so gewagten Anstrengung nicht vorstehen. Es geschah mir, was nachmals mir sich im Leben oft genug wiederholte, daß ich schnell, und auch wohl mit Ueberspringung einiger Stufen, ein gewisses Ziel erreichte, dann aber, anstatt eben so fortzufahren, auch nicht einmal mit gewöhnlichem Schritte weiterkam. Meine Fassungskraft verlangte Muße, um sich auf der gewonnenen Stufe zu erholen und für neue zu reifen, und weil ihr diese nicht gewährt wurde, so versagte auch die Ausdauer. Besonders im Lateinschreiben, in welchem ich ernstlich geübt wurde, kam es zum Treffen zwischen der Unzulänglichkeit des Lehrers und der des Schülers; ich hatte die leichtern Arbeiten bald weg und machte sie mit Vergnügen, für die schwereren hätte es nur der richtigen Erklärung einiger grammatischen Formen bedurft, da diese jedoch nicht erfolgte, und nicht erfolgen konnte, so mußt' ich auf Gerathewohl im Dunkel tappen, wobei keine Freude und wenig Erfolg war. Daß ich mitten drin eine neue, angeblich bessere Grammatik bekam, mit deren Einrichtung ich doch nicht sogleich wieder bekannt sein konnte, wirkte auch als Erschwerniß. Genug, ich empfand und erregte Unzufriedenheit, ohne daß ich mir sagen konnte, wie so und woher? denn in mir fühlte ich keine Veränderung.

In der That hatte ich zum Lernen Eifer genug, und saß auch außer den Lehrstunden gern über Bücher, so daß ich öfters der Spielkammeraden vergaß und ihren Umgang vernachlässigte. Mein Vater hatte mir Raff's Naturgeschichte, eine Fabellese von Gellert, Gleim und Hagedorn, das Becker'sche Noth- und Hülfsbüchlein, Schröckh's Weltgeschichte in sechs Bänden und einige andre, damals empfohlne Kinderbücher angeschafft, in denen ich mit großer Begierde las. Zur Naturgeschichte war mir der Anblick lebender fremder Thiere und wiederholter Besuch in Beuth's Naturalienkabinet sehr erwünscht, so wie auch das Durchblättern eines Herbariums förderlich. Am meisten aber erfreute mich Schröckh, besonders der erste Band, in welchem die Geschichte der Griechen und Römer mich in Entzücken setzte; die Darstellung in diesem Buche hat gewiß hohes Verdienst, und ich kann mich nicht überzeugen, daß ähnliche Versuche späterer Zeit

hierin den Vorzug verdienten; aber auch mein von Natur für diese Gegenstände früh geweckter Sinn trug unstreitig viel dazu bei, daß ich aus diesem Lesen unaussprechliches Vergnügen und unberechenbaren Ertrag schöpfte; mir war, als ob ich Griechen und Römer vollständig kennte, nichts dünkte mich fremd, und ich hatte ein richtiges Gefühl von dem großen Unterschied in dem Wesen beider Völker, wobei ich den düstern Ernst der Römer dem heitern Lebensmuthe der Griechen weit vorzog. Hierin leitete mich kein fremder Einfluß, denn der Lehrer fragte nach solchen Dingen nicht, und mein Vater, der sich im Allgemeinen meines Lesens freute, half mir doch dabei nur mittelbar, indem er mir auf Landkarten den Schauplatz der Geschichten zeigte, und somit wohl die Vorgänge verdeutlichte, aber meinem Urtheil und meiner Neigung vorzugreifen vermied.

Noch andre Bücher, wie der Zufall sie mir in die Hände führte, las ich nebenher, alte Kriegs- und Heiligen-Geschichten, die verstäubt und vergilbt in einem Winkel lagen, und politische Flugschriften, die mein Vater ganz neu mit nach Hause brachte. Besonders war ich auf Schauspiele begierig, und raffte der Art zusammen, was ich nur habhaft werden konnte; ein Ritterschauspiel, Günther von Schwarzburg, und einen italiänisch-deutschen Operntext, Dido von Metastasio, lernt' ich fast auswendig. Hiemit aber noch nicht zufrieden, wollt' ich die Stücke auch aufführen, und versuchte mich in allen Rollen, ganz für mich allein, denn für solch hohe Dinge konnt' ich keine Gespielen auftreiben. Da mir die Schwierigkeiten, so vielerlei Ansprüchen ohne die nöthigen Erfordernisse zu genügen, bald unerträglich fielen, so beschloß ich, mir Stücke zu schreiben, und diese lediglich nach den Hülfsmitteln einzurichten, die ich schon besaß, und die in einem Mantel und Schwert bestanden — dem spanischen Namen gemäß recht eigentlich Stücke de capa y espada! Bei den Aufführungen überraschte mich mein Vater bisweilen, und lachte dann herzlich über mein Pathos, wodurch ich aber nicht aus der Fassung kam, sondern vielmehr ermuthigt wurde, denn ich sah es noch immer als eine Art Beifall an, den ich nicht gehofft, an dessen Stelle ich eher ein Verbot gefürchtet hätte.

So kamen denn auch meine dramatischen Entwürfe bald an den Tag, und fanden schon deßhalb einige Gnade, weil sie doch jedenfalls Schreibübungen waren, nur kränkte mich, daß auch an diese freiwilligen Erzeugnisse die Forderung einer schönen, geordneten Handschrift gemacht wurde, ich dachte, es wäre schon vollkommen genug, daß meine gebotene Schreiberei immer als häßliches, unleserliches Geschmier gescholten wurde.

Nicht so lebendig, aber doch ebenfalls bedeutend wirkte auf meine Einbildungskraft das Anschauen der Gemählde, wozu die berühmte Düsseldorfer Bildergalerie die schönste Gelegenheit gab. Sehr oft wurde ich in diese Säle mitgenommen, welche wegen des Zuströmens der vielen vornehmen, auch in Drangsal und Flucht nicht ganz der Kunst vergessenden Fremden jetzt häufiger als sonst geöffnet waren. Jeder Düsseldorfer wußte von diesem Schatz und rühmte ihn, der allerdings nicht sowohl dem Hof als vielmehr der Stadt und dem Lande eigen gehörte, aus deren Mitteln er auch angeschafft worden. Oft war die Rede davon, dieses kostbare Besitzthum zu flüchten, da der Feind in seinem Vordringen leicht einmal den Rhein überschreiten konnte, und dann die Gemählde dem Raub oder der Zerstörung ausgesetzt waren; aber immer widersprachen einflußreiche Stimmen, und fürchteten, der Schatz könnte der Stadt ohne Noth entzogen werden, und geflüchtet ihr noch gewisser verloren sein, als durch die Feindesgefahr; die Folge hat gezeigt, daß diese Besorgniß nicht ohne Grund gehegt wurde. Man erklärte mir die Gegenstände, man machte mich sogar auf den besondern Werth und das eigenthümliche Verdienst der einzelnen Bilder aufmerksam, und mein Sinn öffnete sich willig den Eindrücken der Farben, den Wirkungen der Lichter. Doch an ein eigentliches Kunstinteresse war nicht zu denken, und die Fülle der Gestalten und die Pracht der Farben dienten mir nur wie ein großes Bilderbuch, an dem sich die begehrliche Phantasie weckt und nährt, wie ich denn auch, anstatt die erzählten Geschichten ruhig hinzunehmen, deren gern neue zusammensetzte, und im Anblicke der bunten Scenen doch wieder nur dramatische mir vorstellte.

So war ich, im Gegensatz des vorigen Zustandes, mit meinen ernsten und spielenden Beschäftigungen ganz in ein ideales Gebiet versetzt, und lebte den größten Theil des Tages in romantischer Stimmung, abgewendet von geringer Umgebung und durch gemeine nicht gestört. Ich vermißte hiebei den Umgang mit andern wohlgezogenen Knaben nicht sehr, da sich ohnehin keiner mit mir auf gleicher Höhe halten mochte, und höchstens hatte ich einiges Begehren, an den wilden Spielen der ungezogenen Knaben auf dem Markte Theil zu nehmen, was aber streng verboten war. Sehr verstohlen nur kam ich bisweilen mit einem stillen Jungen aus der Nachbarschaft zusammen, der den Tag hindurch seinen armen Eltern arbeiten half, in der Dämmerung aber sich zur Theilung meines Abendbrodes vor der Hausthüre einzufinden pflegte, und mir die herrlichsten Mährchen von Riesen und Drachen und Prinzessinnen, und Einmal auch ganz umständlich den trojanischen Krieg erzählte, und da er nicht lesen konnte, so war es wunderbar, wie diese Ueberlieferung mündlich ihn gefunden und sich in seinem Innern befestigt hatte.

Einen neuen Schwung erhielt mein erwecktes romantisches Interesse durch die statthabende Wiedereröffnung des Theaters. Die Seitenmauer des Schauspielhauses lief längs unsres Hofraumes hin, und nichts zur Bühne Gehöriges konnte sich meinen Augen entziehen. Aber das Theaterwesen rückte mir noch ganz anders nah. Unter den umherziehenden Truppen war eine von dem Direktor Nuth gebildete und beherrschte, die aus Kindern bestand. Er hatte aus dem untersten Volke theils arme Waisen, theils von ihren Eltern aus Noth ihm überlassene Kinder in hinreichender Anzahl zusammengebracht, sie für die Bühne und ganz besonders für den Tanz abgerichtet, und führte mit diesen zugestutzten, mitunter wirklichen, meist aber nur erzwungenen Talenten alle möglichen Schauspiele und Ballette auf. Von den Knaben war keiner über zwölf Jahre, von den Mädchen nur zwei etwa vierzehn, die andern Kinder jünger, bis zu sechs Jahren hinab. Nuth und seine Frau stellten die Eltern dieser großen Familie vor, aber gleich im Aeußern von ihr sehr unterschieden, denn die

kolossalen, wohlgenährten Figuren stachen gegen die blassen, magern, meist auch im Wachsthume zurückgebliebenen Kleinen auffallend ab. Eiserne Zucht und unbedingter Gehorsam waren die Triebfedern, welche das Ganze in Ordnung und Thätigkeit hielten; der Direktor vereinigte in seiner Person wirklich alle Arten von Gewalt, jeder Wink war ein Gebot, der Schüler zugleich ein Knecht, ein Sklave. Natürlich sollte die Schaar so viel als möglich verdienen, so wenig als möglich kosten, sie wurde daher so karg und eng zusammengehalten, als es bei der Nothwendigkeit, beide Geschlechter doch zu trennen, nur irgend geschehen konnte. Ruth faßte das nächst am Theater so bequem und vortheilhaft gelegene Haus in's Auge, unternahm es sich mit seiner Gesellschaft in dem wenigen Raume, der noch nicht genommen war, mit Hülfe zweier großen Bodenkammern einzurichten, und der Wirth, erstaunt und froh, ein bisher gar nicht vermiethbar erachtetes Gelaß mit anzubringen, nahm die ganze Schaar von mehr als dreißig Köpfen auf. Mein Vater war unwillig, konnte jedoch die Sache nicht hindern; ich dagegen freute mich lebhaft des jungen Völkchens, das meine Neugier reizte, und von dem ich mir außerordentliche Dinge versprach.

Wir wohnten Wand an Wand und Thür an Thür mit den Fremden, die Nähe schien unerträglich werden zu müssen. Allein die verschiedenen Erwartungen schlugen gänzlich fehl; wir merkten nicht, daß wir Nachbarn hatten, mein Vater empfand keine Störung, und für mich zeigte sich kein Gewinn; selten daß man auf der Treppe oder in der Hausthüre sich einen Augenblick in flüchtiger Eile sah, und kaum tauschte man einen Gruß dabei. Hatte mein Vater vorsichtig mir jeden Verkehr mit den Ankömmlingen untersagt, so war auf der andern Seite, aus begreiflicher Klugheit, ein gleiches Verbot erlassen. Es bestand also die vollkommenste Absonderung, und hüben und drüben blieb jeder ruhig in seinen Gränzen. Die Stille war musterhaft; bisweilen wurde wie von fernher Musik gehört, welche den Tanz begleitete, bisweilen einiges Klirren von Fechtübungen, selten ein gedämpftes Deklamiren. Die ununterbrochene Aufsicht und nie nachlassende Strenge ersparten die Anwendung außerordentlicher

Zucht- und Strafmittel. Das abentheuerlichste, leichtfertigste Gewerbe war solchergestalt von starker Faust an der Kehle gepackt, und aus dem starren klösterlichen Zwange ging doch Abends wieder die bunteste, fröhlichste Erscheinung hervor.

Das Vergnügen, diese jugendlichen Schauspieler auftreten zu sehen, gehörte nicht zu denen, die mein Vater mir hätte versagen wollen. War er selber verhindert oder nicht gelaunt, das Theater zu besuchen, so gab er mir die wenigen zum Einlaß nöthigen Stüber, und ich durfte auf eigne Hand hineingehen. Die Ansicht, daß die Schaubühne eine Schule der Bildung und Sitte sei, war damals gäng und gäbe, Autoren und Schauspieler suchten das Publikum in dieser guten Meinung zu erhalten, die aufgeführten Stücke dienten größtentheils einer moralischen Absicht, den Zwecken der Aufklärung, der Menschenliebe. Die Nuth'sche Truppe hatte besonders Ursache, sich dieses vortheilhaften Scheines nicht zu entäußern, und man sagte laut, daß diese Jugend nichts aufführe, was nicht die Jugend auch sehen dürfe. Eine umsichtige Kritik hätte vielleicht doch manches gegen diese Behauptung einwenden mögen, denn man gab eigentlich alles durcheinander, aber die Leute beruhigten sich bei den vorausgeschickten Grundsätzen, und es war ganz in der Ordnung, daß man der Jugend ein so fruchtbares Vergnügen gönnte. Ich war nicht wenig stolz auf meine Selbstständigkeit, und genoß die Theaterlust in vollen Zügen. Vollkommnere Schauspieler, als diese Kinder, glaubte ich nicht möglich, und ihre handgreiflich eingelernten, von eignem Verständnisse selten begleiteten, aber in ihrer Aeußerlichkeit allerdings beinahe fehlerlosen Leistungen dünkten mich der Gipfel der Kunst. Mich diesen ausgezeichneten Menschen häuslich so nahe zu wissen, und sie dabei nur von der Bühne zu kennen, schien mir so unleidlich als verkehrt, ich suchte und fand einige Annäherung, und hatte sie in keiner Weise zu bereuen. Besonders zwei Brüder Gerstel wurden mir bald vertraut, sie waren gut und brav, und unsere mit einiger Vorsicht geführte Bekanntschaft erlitt keine Trübung. Mein Vater sprach wohl selbst mit den Kindern, und das mir gegebene Verbot erlosch nach und nach; Nuth war seinerseits geschmeidig, und

meinte scherzend, seine Truppe stände mir gern offen. Mit Neugier und Staunen blickte ich in das Innere dieser Wirthschaft, die Kinder waren streng und kurz gehalten, aber doch sehr vergnügt und sogar lustig, Ruth war im Grunde ein guter Mann, und weil er sich in seinem Reiche als unbedingter Herrscher fühlte, so gestattete er auch manche Freiheit. Nur seine Frau flößte immer Furcht und Schrecken ein, auch mir, und ihr scharfer Geierblick schmerzte mich im Innersten. Jetzt wurde mir auch die Bühne selber zugänglich, anstatt im Parterre sitzend bequem zu sehen und zu hören, stand ich viel lieber im Hintergrunde der Kulissen oder hinter den Dekorationen, wo mir die Vorstellung größtentheils verloren ging, ich aber den höheren Reiz empfand, den geweihten Ort selber zu betreten, und die Spielenden bei ihren Ein- und Abgängen dicht neben mir zu sehen. Nur Einmal gab es Verdruß, ich neckte einen der ältern Knaben wegen der Worte, mit denen er eben abgegangen war, das wollte er nicht dulden, und meinte, was er draußen vor dem Publikum sage, darauf gelte hinter der Kulisse keine Anspielung, und als er im Aerger mich verklagte, mußte ich mein Unrecht bestätigt hören. Uebrigens hatten die Kinder all ihre Aufmerksamkeit zusammenzuhalten, denn sie spielten immer ohne Souffleur; sie mußten folglich im Auswendiglernen das Unglaubliche leisten, und ihr Beispiel diente mir zum Sporn, auch meine Aufgaben frischer und zuverlässiger zu lernen, so daß mein Lehrer in dieser Zeit mein Gedächtniß und meinen Fleiß mehr als sonst zu loben fand.

Unter solchem Wechsel von Stille und Geräusch, solchem Zusammengehen von Vergnügen und Lernen, verlebt' ich einen Winter, der im Ganzen nur eine glückliche Erinnerung gelassen hat; doch drängen sich in mitten derselben auch zwei Begegnisse gemischten und widrigen Eindrucks hervor, in welchen sich bezeichnende Gemüthsrichtungen abbilden, und die deßhalb in persönlichen Denkwürdigkeiten wohl zu erwähnen sind. Der eine Vorgang erfreut mich noch heute. Die Frau des Theatermeisters besorgte unsre Wäsche, und brachte bisweilen einen Sohn meines Alters mit, den ich auch auf dem Theater zu sehen pflegte. Eines Tages betrachtete sie einen

schönen warmen Ueberrock, der für mich schon lange im Schranke hing, den ich aber fast gar nicht anzog, weil es grade nicht sehr kalt und ich lieber leicht bekleidet war; sie meinte, da ich das Stück gar nicht gebrauchte, so möchte ich es ihr für ihren Jungen schenken, mein Vater würde wohl nichts dawider haben. Ich versprach deßhalb anzufragen, und als mein Vater nach Hause kam, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als ihm das Gesuch vorzubringen. Er hörte mich verwundert an, sagte nur: „Freilich, freilich!“ und sprach gleich von andern Dingen. Am andern Morgen, als die Frau eintrat, sprang ich ihr entgegen, meldete ihr jubelnd, daß der Vater eingewilligt, und überlieferte ihr den Rock. Voll Freude sagt' ich darauf meinem Vater was geschehen war. Auf die Frage, ob ich bei Sinnen sei, und wer mir das erlaubt habe? erwiederte ich mit aller Seelenruhe, er selbst habe es ja erlaubt, und rief ihm sein gestriges Wort zurück. Er besann sich einen Augenblick, und lachte dann laut auf; ich begann ein Mißverständniß zu ahnden, und erfuhr auch alsbald, daß jenes „Freilich“ keine Bejahung, sondern nur ein Spott über die Dreistigkeit der Forderung gewesen, dergleichen nenne man Ironie, und für die Unkenntniß dieser Redefigur hatte ich mit meinem Ueberrocke gebüßt; denn weggegeben blieb er, und das freute mich noch immer; ich bekam durchaus keine Schelte, wiewohl auch keinen andern Rock wieder, und trug nur die natürliche Folge meiner Uebereilung, womit ich völlig zufrieden war. Als aber die Hausleute den Vorfall erfuhren, jenen Jungen, da auch grade scharfe Kälte eintreten mußte, in meinem Rocke warm daherkommen, mich aber in dünnem Jäckchen frieren sahen, da war des Lachens und Spottens kein Ende; das mochten sie haben, ich nahm es ihnen nicht übel; ich gestand meinen Mißgriff, und versicherte nur, daß er mir gar nicht leid sei. Dies hielten sie für unmöglich, sie sahen in meinem Vorgeben nur tiefe Beschämung und freche Verstellung, und schrieen mehrmals verwundert auf, was für ein böser Gleißner ich sein müsse. Diese falsche Beschuldigung, von der ich den Grund wohl fühlte, nämlich daß die Leute von meinem Innern keine Ahndung hatten, vermocht' ich ihnen

nicht auszureden, und trug sie als tiefe Kränkung lange auf dem Herzen.

Die zweite Geschichte ist ähnlicher Art, ich nahm sie aber schon leichter. Unsre Wirthin brachte uns Mittags das Essen, und wenn sie dasselbe hingestellt, und mein Vater etwa noch schrieb oder las, sah sie mich sogleich am Tische und eilig bemüht, die Suppe abzuschöpfen. Ich hatte schon bemerkt, daß die Frau alsdann mit funkelnden Augen lächelnd bald mich bald meinen Vater ansah, ich wußte aber nicht, was dies bedeutete. Eines Nachmittags erfuhr ich es, und mußte hören, wie man mir Schande machte, ich sei doch gar nichtsnutzig, und es sei nicht zu begreifen, wie mein Vater es leiden könne, kaum stehe die Suppe auf dem Tische, so sei ich der Erste dabei, schöpfe mir das Beste ab, und der Vater bekomme nur die magere Brühe. Mir war wunderlich zu Muthe bei diesem Vorwurf, ich erröthete vor Unwillen, und hätte fast laut aufgelacht! Jenen Frevel nämlich verübte ich auf meines Vaters Geheiß, der das Fett als ungesund fortgeschafft wissen wollte. Hier hätte ich mit Einem Worte mich rechtfertigen können, zur Beschämung der Frau, die dabei erfahren hätte, daß ihre Suppenbereitung uns nicht behagte; allein mir wäre nicht möglich gewesen, dieses Wort zu sagen, nicht aus Schonung für die Frau, sondern aus Verachtung; ihr falsches Urtheil traf mich nicht, sondern war nur ein Zeugniß gegen sie selber; wer das Schlechte so gern voraussetzt, dacht' ich, der kann wohl im Einzelnen berichtigt werden, wird aber bei nächstem Anlasse wieder in jene Neigung fallen. Ich fühlte, daß man verkannt werden könne, ohne dabei wesentlich zu verlieren. Freilich war ich diesmal durch das Mitwissen meines Vaters gesichert, und das war mir die Hauptsache, gegen die alles Andere verschwand. —

Die Gefahren des Krieges hatten sich wieder etwas abgewendet, dagegen drangen seine Forderungen überall fühlbar ein. Jederman klagte über die Theurung, die schweren Abgaben, über die Stockung der öffentlichen Zahlungen. Eine Abtheilung pfälzischer Truppen verließ uns, um zu dem Reichsheere zu stoßen, man wehklagte über diesen Abmarsch,

und meinte, warum nicht lieber die Emigranten gegen den Feind geschickt würden, ihre Sache sei es doch eigentlich, für die der Krieg angefangen sei, und auf ihre falschen Versprechungen hin habe man ihn unternommen. Man sah sie täglich auf dem Markte zusammenkommen, in langen Frontreihen auf- und niederwandeln, und oft die ganze Breite des Platzes einnehmen, wobei sie Kinder, Mägde, und wer sonst hier gehen wollte, schnöde zurückwiesen und zum Umwege nöthigten. Doch solchem Trotze begegneten die Bürger bald mit entschiedenem Uebergewicht, es gab harte Zusammenstöße, mehrere Emigranten wurden übel zugerichtet, einige waren in Gefahr, in den Rhein geworfen zu werden. Sie benahmen sich hierauf etwas bescheidener, doch dies hinderte nicht, daß die Stimmung gegen sie täglich übler wurde. Die meisten hatten ihre Geldmittel schon erschöpft, lebten höchst eingeschränkt, blieben schuldig, oder suchten mehr sinnreich als löblich ihren Tagesunterhalt zu fristen. Die Stadtbehörde fing schon an, manche auszuweisen, einige wurden wegen Unfugs, den sie im Innern von Familien angestiftet, durch Polizeibeamte über die Gränze gebracht, wobei der Ruf einheimischer Namen nothwendig mit zu leiden hatte. Alles dies wirkte günstig für die Freiheitsparthei, welche das Haupt mehr und mehr emporhob. Wie früher Lafayette und Dumouriez, so wurde jetzt Pichegru gefeiert, an öffentlichen Orten sein Wohl getrunken, das Heil der französischen Freiheit ausgebracht. Vergebens eiferten die Aristokraten, widersetzten sich die Beamten, ergingen Verbote von Seiten der Behörden; die freie Meinung war zu lebenskräftig, empfing aus den Umständen immerfort zu reichliche Nahrung, als daß sie so leicht einzuschüchtern gewesen wäre. Dies zeigte sich auffallend bei Herstellung einer Schützengesellschaft, die in jener Zeit erneut zusammentrat; sie bestand aus den angesehensten, vermögendsten und rüstigsten Männern, und als ihre Uniformirung zur Sprache kam, durfte der Vorschlag gemacht werden, Blau, Roth und Weiß dafür anzuwenden! Mein Vater, der nicht zu der Gesellschaft gehörte, aber mit den meisten Theilnehmern befreundet war und ihren Versammlungen gern beiwohnte, hatte den Einfluß, jenen

Vorschlag zu vereiteln, und zur Uniform wurden blaue Leibröcke mit gelben Unterkleidern gewählt, worin eine frühere deutsche Zeitstimmung, die doch auch etwas revolutionaire Epoche von Werther's Leiden, noch so spät sich abbildete. Nun hatte die Freiheitsparthei gleichsam ihre Bewaffneten, deren öffentliche Auszüge und Uebungen im Scheibenschießen dem Volke so werth als bedeutend waren.

Meinen Vater sah ich gewöhnlich schwarz gekleidet, in Schuh und Strümpfen, mit gepuderter Frisur und einem Haarbeutel, bei manchen Anlässen auch mit silbernem Degen an der Seite; jetzt, um der Freunde willen, trug er auch bisweilen jene Schützenkleidung, obschon er, wie gesagt, zu der Körperschaft nicht gehörte. Ein solch freier Antheil war seiner Sinnesart am meisten gemäß; er war ein Gegner von geheimen Gesellschaften, aber auch schon allen geschlossenen abgeneigt, er haßte Ränke und Listen, welche sich so leicht in jenen ansiedeln, und er fürchtete den Zunftgeist, der in diesen heimisch zu werden pflegt, offne und selbstständige Wirksamkeit war seine Losung. Er hatte sich in der That von allen Einflüssen des Partheisinnes, der Genossenschaft und Verabredung frei erhalten und konnte jeden Tag rücksichtslos der Ueberzeugung folgen, welche der Tag brachte, mochte es nun dieselbe von gestern, oder eine ganz neue sein, die aus neuen Nachrichten oder Ueberlegungen hervorging. Da jedoch in den Hauptsachen seine Meinung nicht wechselte, sondern im Gegentheil mit seltener Treue beharrte, so gab ihm seine Selbstständigkeit ungemeines Ansehen, und sein Urtheil hatte bei seinen Mitbürgern außerordentliches Gewicht. Er konnte in dieser Stellung als ein Mann des Volkes wirken, und wirkte in der That so. Hätte er Haß und Unwillen gegen jemanden aufregen wollen, so wäre ihm das leicht geworden, gleichwie er auch gegen jene schützen konnte. Ein vornehmer Mann, der schon lange in seiner Amtsführung zweideutig erschien, und Ausbrüche der öffentlichen Meinung fürchtete, wußte kein besseres Mittel, als sich möglichst an meinen Vater anzuklammern, ihn häufig einzuladen, sich mit ihm zu zeigen, er hoffte auf diese Weise den Widerwillen abzustumpfen, das Urtheil stutzig zu machen; auch sein Söhnchen mußte

mich fleißig aufsuchen, und ich staunte nicht wenig, den stolzen, vornehm gekleideten, mit goldner Uhr und Kette prangenden Knaben, dem zu Hause die Fülle der Spielsachen und Leckereien war, sich zu unsern dürftigen Spielen einfinden zu sehen; noch mehr aber setzte mich in Verwunderung, als mein Vater den Besuchen ein Ziel setzte, und mir erklärte, dieser Umgang sei zu schlecht für mich! Ein schönes Zeichen der Liebe seiner Mitbürger wurde meinem Vater auch zu Theil, als einst ein Emigrant Gefahr lief, das Opfer eines Auflaufs zu werden, den er unvorsichtig gegen sich aufgereizt hatte; mein Vater drang durch die Menge vor, wechselte mit dem Geängsteten einige Worte, sprach darauf zu dem Volke beruhigend, und führte den Franzosen an der Hand unter Beifalls- und Leberuf sicher von dannen. Von einem solchen Manne war kein ungesetzliches Beginnen, keine Theilnahme an Umtrieben und Verschwörungen zu fürchten. Aber freilich schärfte diese Tadellosigkeit nur den Haß, den manche Leute seinem Einflusse hegten. Durften am Orte selbst seine Feinde nicht wagen, jetzt offen gegen ihn zu wirken, so wußten sie doch Wege, ihm von anderwärts beizukommen, und versäumten nicht, ihre Sache gehörig anzubringen.

Ueber München und Mannheim wurden die Fäden gespannt, mit denen man in Düsseldorf ziehen und fangen wollte. Von der kurpfälzischen Oberbehörde gelangte unerwartet ein Befehl nach Düsseldorf, gegen meinen Vater von Amts wegen eine Untersuchung zu eröffnen, in wie fern er in Straßburg sich einer Theilnahme an den revolutionairen Bewegungen schuldig gemacht habe. Die erste Mittheilung hiervon empfing er mit Gleichgültigkeit, und meinte, die Sache würde nicht viel auf sich haben. Aber einige seiner Freunde, denen der Zusammenhang vermöge ihrer Stellung genauer bekannt wurde, gaben ihm Winke, daß ein mächtiger Einfluß im Spiele und namentlich der Minister von Oberndorff sein entschiedener Feind sei, daher alle Vorsicht und Klugheit nöthig werde, dem wohlberechneten Angriffe zu begegnen, ja sie riethen dringend an, ebenfalls in München und in Mannheim auf Nebenwegen zu wirken, wozu die Mittel theils dargeboten, theils zu finden waren. Zur letztern Aushülfe war

mein Vater schlechterdings nicht zu bereden; er schrieb vielmehr seine Vertheidigung mit aller Wahrheit und Offenheit eines Mannes, der sich nicht fürchtet, zugleich aber mit einer Schärfe und Derbheit, die den Gegner nicht bloß abweist, sondern auf dessen eignes Gebiet zu verfolgen wagt. Die Freunde hatten an der Schrift großes Wohlgefallen, hielten aber eine solche Sprache nicht für rathsam, sondern drangen auf Mäßigung und auf Benutzung der Vortheile, welche sich aus den Zeitumständen ziehen ließen; der alte Graf von Nesselrode gab selber wohlwollend die Punkte an, auf welche er die Vertheidigung hauptsächlich zu stützen rieth. Mein Vater gab nach, aber nicht genug, er mäßigte seine Verantwortung, ließ indeß noch immer zu viel Scharfes darin stehen, reichte sie der Behörde ein, und lebte nach seiner Weise fort, ohne weiter an den schwebenden Handel viel zu denken. Ich hörte viel von der Sache reden, sie wurde oft in meiner Gegenwart auch von Fremden besprochen, und ich stellte mir anfangs die schrecklichste Verfolgung, Gefangenschaft und selbst Todesstrafe vor, weil immerfort erzählt wurde, daß politischer Haß die trefflichsten Männer um Leben und Freiheit bringe, und die Macht keine Schonung kenne. Als ich aber meinen Vater wohlgemuth sah, und er auf meine ängstlichen Fragen erwiederte, ihm werde kein Haar gekrümmt werden, ließ auch ich mich gern wieder beruhigen.

Meine Aufmerksamkeit war ohnehin während dieser Zeit in anderer Richtung sehr in Anspruch genommen. Die Nuth'sche Gesellschaft machte ihre letzten Anstrengungen, und räumte dann das Feld, welches durch die Koberwein'sche Truppe alsbald wieder besetzt wurde. Die erwachsenen, geübten Schauspieler, unter denen schätzbare Talente waren, ließen mich nun doch den ungeheuren Abstand gewahr werden, der zwischen jener erzwungenen, schülerhaften Dressur und einer freien, fertigen Ausübung bestand, und ich schämte mich, daß ich jene so sehr bewundert, mich von ihr so lange hatte bethören lassen. Ganz andere Stücke kamen nun auf die Bühne, Ritterschauspiele in aller Pracht der Rüstungen, und mit allem Sturm der Gefechte, die Familiengemählde von Iffland und Kotzebue rührten das innerste Herz, und Ballette

und Pantomimen entzückten durch raschen Zauber und großartige Kühnheit; durch letztere glänzte vor allen der Krafttänzer Horschelt, dessen Name sich auf der Wiener Bühne, wie auch der Koberwein'sche, rühmlich forterhalten hat. Ich besuchte nach wie vor das Theater, und mein Vater hatte so gütige Fürsorge, daß er mir nicht nur das Eintrittsgeld, sondern auch noch etwas darüber gab, um mir in den Zwischenakten ein Gebäck oder Obst dafür zu kaufen. Anfangs ging alles recht schön, ich hatte glückliche Tage, der Schauspielbesuch war zugleich Belohnung des Lernfleißes, und setzte daher in diesem Betreff Zufriedenheit voraus, so daß ich ein ungestörtes Behagen empfinden konnte.

Ein Uebermaß von Begünstigung wurde mir zu Theil, als eines Abends der Direktor, der mich schon als fleißigen Theatergänger bemerkt und meinen Namen erfahren hatte, mein Geld nicht mehr annehmen wollte, sondern seine Leute anwies, mich immer frei eintreten zu lassen. Aber so viel Glück hatte auch sogleich seine Gefahr im Gefolge, und leider mied ich sie nicht. Mein erster Gedanke war, wie ich das Unerwartete nach dem Theater freudig dem Vater sagen, und was er wohl für Augen dazu machen würde; doch bald fuhr mir auch der andre Gedanke durch den Kopf, ich brauchte es ihm wohl gar nicht zu sagen, und könne für das mir verbliebene Geld um so mehr Kuchen kaufen. Gedacht, gethan; die Kuchen schmeckten vortrefflich, und mein Gewissen sprach nicht allzu laut. Ich hatte nicht über den einen Abend hinaus gedacht, nicht daran, daß sich der Fall wiederholen würde, und als nun am nächsten Schauspielabende dasselbe sich wieder ereignete, und ich zu demselben Mißbrauche gleichsam schon gezwungen war, da wurde mir unheimlicher zu Muth, und mein Gewissen sprach lauter. Doch setzt' ich das Vergehen tapfer fort, immer mit dem Vorhaben, diesmal alles zu sagen, was doch nachher zu schwer wurde, und daher unterblieb. Beim viertenmale wurde ich nicht wenig überrascht, plötzlich meinen Vater, als das Stück schon angefangen hatte, eintreten zu sehen; er nahm neben mir Platz, und war liebreich wie immer. Da fiel es mir unmöglich, länger an mich zu halten, ich sagte ihm alles. Sein Er=

staunen war groß, aber ohne Zorn, er machte mir nur begreiflich, daß ich seine Liebe und sein Vertrauen mißbraucht, und mich selber durch Unmaß des Genusses in Gefahr gebracht habe. Nun ging für mich nichts mehr auf der Bühne vor, kein Ritter, kein Korsar als Held des Ballets lockte mich mehr, ich verging in Schmerz und Reue. Dabei fragte ich mich insgeheim, wie ich denn dazu gekommen? ich fühlte mich in aller Schuld noch unschuldig, denn ich hatte mein Vergehen nicht gewollt, nicht ausgedacht, es war über mich gekommen wie ein Unglück, einem Regen gleich, der naß macht und die Kleider verdirbt, ohne daß man dafür kann. Mein Vater scheint diese Seelenstimmung in mir erkannt und folglich gemeint zu haben, es sei am besten, mich ihrer Wirkung allein zu überlassen; denn es erfolgte keine weitere Strafrede, keine Verwarnung, nie wurde des Vorgangs wieder gedacht, und am nächsten Schauspieltage erhielt ich das gewöhnliche Geld ohne weitere Bemerkung, als daß ich den freien Eintritt nicht annehmen dürfe, sondern mein Billet zu bezahlen habe, wie ich denn auch fortan unverbrüchlich that. Ich muß gestehen, daß mir das milde Verfahren meines Vaters damals unbegreiflich war, späterhin aber als sehr richtig einleuchtete. Denn glaubte ich auch die strengste Strafe verdient zu haben, so würde in ihr doch zugleich mein Vergehen mir größtentheils entschwunden sein, und ich würde unfehlbar allerlei zu meinen Gunsten, was sich ja schon genugsam regte, fortgesponnen haben, anstatt daß jetzt durch die Güte mein Herz gewonnen und befestigt wurde, der Fehler hingegen schwer auf meiner Seele liegen blieb. In der That wirkte das Ereigniß lange nach, und warf in meine nächsten Jahre einen Schatten, der mich besser warnte und wahrte, als es jede andre Behandlung würde gethan haben. Es dauerte auch einige Zeit, ehe ich im Schauspiel das gewohnte Vergnügen wieder fand; allzu lange doch nicht, denn welches Leid kann der Jugend dauernd widerstehen? —

Mittlerweile war die Untersuchung gegen meinen Vater vorgeschritten, und schneller, als es der sonst langsame Geschäftsgang vermuthen ließ, erfolgte der Schluß, der dahin lautete, daß meinem Vater, weil er an der französischen Re=

volution Theil genommen und den französischen Bürgereid geschworen, in den kurpfalzbaierischen Staaten kein Aufenthalt zu gestatten sei. Dies war also eine Landesverweisung, und zwar eines Heimischen aus seinem Geburtsort; die Maßregel war in den Gesetzen nicht begründet, und den Kaiserlichen Erlassen geradezu entgegen, daher mein Vater mit allem Nachdruck dawider einsprach; allein von Mannheim erfolgte die Bestätigung, und die strenge Vorschrift, den Spruch ohne Zögern auszuführen. Die Freunde waren außer sich, wollten heftige gemeinsame Schritte thun, es erfolgten Drohungen. Der Graf von Nesselrode beklagte den Ausgang, welchen die Sache genommen, und versicherte, er habe alles gethan, um ihn abzuwenden, allein die Vertheidigung, welche mein Vater eingereicht, habe in den höchsten Regionen nur noch mehr erbittert, und es sei zu verwundern, bei der Stimmung die dort herrsche, daß der Spruch auf Verbannung nur einfach bestätigt und nicht noch Haft und Gefängniß angeordnet worden, wenigstens habe man großen Tadel ausgesprochen, daß das Verfahren nicht gleich von Anfang schärfer gewesen sei. Hier wäre nun jeder weitere Widerstand nur thöricht und fruchtlos gewesen, mein Vater sah es ein, und beredete seine Freunde, von allen Schritten abzustehen, die für ihn doch nichts mehr ändern, ihnen selbst aber nur Nachtheil bringen könnten. Als er aber nun wirklich scheiden sollte, und man ihm sogar einige Tage Frist unbillig versagte, fühlte er den sonstigen Muth doch erschüttert, und ein Abschiedsblatt an seine Mitbürger, welches er drucken ließ, sprach seine bewegte Stimmung lebhaft aus. Nicht ohne tiefe Wehmuth ging er, von zahlreichen Freunden begleitet, und mich an der Hand führend, dem Rheinufer zu, wo wir das Brückenschiff betraten, das uns bald am jenseitigen Ufer absetzte. Hier waren wir schon in fremdem Gebiet, in kurkölnischem, und ein bereit gehaltener Wagen, dem mehrere von Freunden besetzte folgten, brachte uns rasch nach Neuß.

In dieser heitern kleinen Stadt fanden wir den besten Empfang, es waren Freunde vorausgeeilt und hatten ein Gastmahl bestellt, viele achtbare Bürger von Neuß nahmen daran Theil, mein Vater schien den meisten wohlbekannt, und

die Meinungen und Ansichten, um derentwillen er den Haß und die Verfolgung der Mächtigen trug, waren allgemein so geehrt und beliebt, daß wir auch aus diesem Grunde nur Zuvorkommenheit und Beeiferung erfuhren. In dem besten Gasthofe herrlich bewirthet und von allen Seiten gepriesen und geliebkost zu werden, dünkte mich kein übles Loos, und wenn dies Verbannung heiße, dachte ich, so dürfe man sich nicht so sehr beklagen.

Ungeachtet dieses guten Anscheins befand sich aber mein Vater in wirklich peinlicher Lage. Außer den schmerzlichen Gefühlen, die ihn durchdringen mußten, der Schmach, der Beschämung, des Unwillens, hatte er die Schwierigkeiten zu bekämpfen, welchen seine Zukunft, ja schon der nächste Augenblick bloßgestellt war. Das Ereigniß hatte ihn überrascht, und er sah sich plötzlich aus allen Verhältnissen herausgerissen, ohne daß er die geringste Fürsorge hatte treffen können. Er stand in mancherlei Verpflichtungen, hatte Zahlungen zu empfangen und zu leisten; sich mit den nöthigen Geldern zu versehen erforderte Zeit, erforderte persönliche Gegenwart, die nicht gestattet war. Wohin er sich weiterhin wenden, was er beginnen sollte, war eine Frage von nicht leichter Lösung. Auf der einen Seite beengten die Fortschritte der Franzosen, in deren Schutz er sich nicht begeben wollte, so sehr seine Gegner dies auch erwarteten, ja wünschen mochten: auf der andern lag die verschloßne Heimath; sein Auge mußte sich auf die Ferne richten, aber vorher war in der Nähe noch vieles abzuthun. Um Geschäfte und Freunde bequemer abzureichen, und zugleich wohlfeiler zu leben, vertauschte er den Aufenthalt in Neuß mit dem in Herdt, einem Dorfe zwischen Neuß und Düsseldorf. Von hier führte ein leichter Spazirgang nach den Dörfern Ober- und Nieder-Kassel, wohin die Düsseldorfer täglich in großer Anzahl zu kommen pflegten, und ein zweiter Gang bis an den Rhein, wo die fliegende Brücke den Verkehr zwischen beiden Ufern immerfort unterhielt.

In dieser Zwischenzeit, die sich noch gar nicht berechnen ließ, war es für meinen Vater eine der größten Sorgen, mich in angemessene Obhut zu geben. Mein Unterricht war

plötzlich abgebrochen, er mußte fortgesetzt werden, ich durfte nicht allen Zufälligkeiten dieser wirren Tage bloßgestellt bleiben, ich mußte irgend einer häuslichen Ordnung angehören. In dieser Verlegenheit schien ein Vorschlag nicht abzulehnen, der schon früher zur Sprache gekommen war. Zwei Schwestern, ältliche, wohlhabende Fräulein, von guter Herkunft und feinem Anstand, welche ursprünglich aus Ungarn stammten, ihre Einkünfte aber aus Holland zogen, wünschten mich auf einige Zeit in ihr Haus zu nehmen, welches sie ganz allein bewohnten; sie versprachen mütterlich für mich zu sorgen, und was den Unterricht beträfe, so sollte der bestmögliche sowohl im Hause, als auch in der Schule der Lutherischen Gemeinde mir ertheilt werden, denn dieser gehörten die Schwestern an, und der Zustand der Schule durfte mit Recht gerühmt werden. Die beiden Fräulein erneuerten ihren Antrag mehrmals dringend, und mein Vater ging endlich auf einen Versuch ein.

Als ich vernahm, daß ich meinen Vater verlassen sollte, glaubte ich das Leben zu verlieren; ich dachte wirklich, nun sei es aus mit mir, von Mutter und Schwester war ich getrennt, kaum hörte ich noch zuweilen, daß sie am Leben, nun sollte es mit dem Vater auch so werden, ich sollte dahin zurückkehren, wohin er nie mehr kommen durfte, ich war überzeugt, ich würde ihn so wie jene nun nie mehr wiedersehen. Ich schmiegte mich an ihn und wollte ihn nicht lassen, ich fragte schmerzlich, ob er mich denn nicht mehr lieb habe? Seine Zärtlichkeit beruhigte mich, sein Zureden brachte mich zum Schweigen, ich unterwarf mich, halb aus Gehorsam halb aus Ohnmacht, aber mein Inneres blieb voll Traurigkeit und Widerstreben. Der Augenblick des Scheidens war mild, über ihn kam ich leichter hinweg, als über die Anordnung des ganzen Verhältnisses, ich empfand es fortwährend als eine Härte, wegen deren ich doch meinen Vater zu beschuldigen nicht wagte, ich klagte dunkle Gewalten an, für die ich den Ausdruck Schicksal noch nicht hatte.

Aeußerlich war indeß alles auf's beste für mich eingerichtet, die beiden Fräulein bezeigten mir liebevolle Güte,

von dem Dienstboten erfuhr ich die größte Aufmerksamkeit, das ganze Haus war nett und behaglich, die Zimmer geschmackvoll und reich ausgestattet, ich bekam eines für mich allein mit allerlei mir bisher ungewohnten Bequemlichkeiten und vielen Spielsachen versehen, sogar das Arbeiten mußte neuen Reiz empfangen an diesem Schreibtische, mit diesem zierlichen Geräthe, denn man hatte allen Luxus eines Damenschreibkästchens hier ausgeschüttet. Alles was die Nahrung betraf, war auserlesen und reichlich, nie hatte ich für alle Tage so gutes Essen genossen. Auf besserem Lager hatte ich nie geschlafen, auch in Kleidung und Wäsche war ich vortrefflich gehalten. Dabei war das Haus nicht einsam, es kam Besuch von Damen und Herren, und gleich die ersten Tage wurde ich zu Spazirgängen und Schauspiel mitgenommen. Genug, alles war auf das wünschenswertheste bestellt, und schien meine Ansprüche überbefriedigen zu müssen. Ich erkannte den Werth von allem willig an, ich freute mich sogar der Einzelheiten und äußerte mein Wohlgefallen aufrichtig und lebhaft; allein das Ganze befriedigte mich keinesweges, es lag wie ein beengender Druck auf mir, und ich sehnte mich zu meinem Vater, nach seiner Art von Freundlichkeit, in die freie Luft, auf den Bauerhof in Herdt, nach Garten und Feld.

Was mein Inneres zuerst wohlthätig berührte, war grade das, wovon die Andern einen mißlichen Eindruck befürchtet hatten, der Besuch der Schule. Hier fand ich Leben, Thätigkeit, Ergötzen, wie ich es wünschte und brauchte! Die Lutherische Gemeinde in Düsseldorf bestand von alten Zeiten her in wohlbegründeten Gerechtsamen, hatte aber, als schwache Minderheit, gegen die katholischen Einflüsse der Ueberzahl und Macht stets eine gewisse Streitbarkeit zu behaupten, und setzte diese mit richtigem Takte vorzüglich in die Trefflichkeit ihres Kirchen- und Schulwesens. Der damalige Inspektor Hartmann konnte für ein Muster eines frommen und aufgeklärten Predigers gelten, er verstand seine Zeit, wußte was den Menschen noth that, und vereinigte religiöse Strenge mit so freundlicher Liebe, daß die guten Früchte seines Wirkens überall sichtbar wurden, besonders auch in dem Schul-

wesen, dessen er sich thätigst annahm. Der unteren oder deutschen Schule stand ein Lehrer vor, dessen Namen ich leider nicht mehr weiß, der aber, so muß ich noch heute urtheilen, in diesem Beruf und in diesen Verhältnissen nicht besser zu wünschen war. Kenntnißreich, bescheiden, gutmüthig, mit faßlichem Vortrag und sicherer Behandlungsart ausgerüstet, übte er auf seine Schüler eine liebreiche Gewalt, neben der eine strenge selten nöthig wurde; Fleiß und Sittsamkeit herrschten allgemein. Ich war kaum in diese Schule aufgenommen, so fühlte ich mich auch schon ganz heimisch in ihr. Die Mitschüler wurden mir liebe Kammeraden, der Lehrer beschäftigte mich auf anziehende Weise, ich lernte leicht und gern unter seiner Führung; die Geschichten, die wir lasen, die Gedichte, die wir abschrieben, die Uebungen im Rechnen, die Anfangsgründe der Naturgeschichte, der Erdbeschreibung, alles gefiel mir ungemein. Den Religionsunterricht ertheilte der Prediger Hartmann selbst, und ich wohnte mit Eifer seinen Vorträgen bei, obschon mir noch vieles darin unverständlich blieb. Es folgte von selbst, daß ich auch Sonntags seine Predigten hörte, welche mir, wie überhaupt der Lutherische Gottesdienst, den besten Eindruck machten. Der Prediger war so heiter, hatte ein so nahes menschliches Verhältniß zu seinen Zuhörern, sprach deutsch zu ihnen, alles das bildete einen erwünschten Gegensatz der Eindrücke von Fremdheit und Scheu, welche der katholische Gottesdienst durch die lateinische Messe, durch das feierliche Priesterthum und durch die vielfachen Andachtsgebräuche mir gegeben hatte. Ueberdies war mir der Gedanke angenehm, durch die Lutherische Kirche auch wieder mit Mutter und Schwester näher zu stehen, deren Verwunderung und Freude darüber ich mir lebhaft vorstellte.

Die mit mir vorgegangene Veränderung wurde bald ruchbar und erregte nicht wenig Aufsehen. Die Gegner nahmen daraus neue Beweisstärke gegen die Religion meines Vaters, der in seinem Kinde die Abtrünnigkeit von der katholischen Kirche offen darlege, eine dieser Kirche durch Geburt und Taufe angehörige Seele dem Unterrichte der Ketzer, dem ewigen Verderben Preis gebe. Heftig schalt man auf den

Prediger Hartmann, auf die beiden Fräulein, welche zu dergleichen Aergerniß die Hand böten, ja wohl gar es hervorriefen, erzwängen. Ich hörte den Wiederhall solcher Reden in den Gesprächen, welche die beiden Fräulein mit den Besuchenden über diesen Gegenstand hatten; dagegen vernahm ich auch, daß Katholiken meinen Vater vertheidigten, indem sie bekannten, auf die Glaubensunterschiede komme wenig an, die Moral sei doch überall dieselbe, nur habe die der Protestanten den Vorzug, reiner und einfacher vorgetragen zu werden, die Predigten Hartmann's könne auch ein aufgeklärter Katholik mit Erbauung anhören, und mein Vater habe ganz Recht, nicht um einiger Lutherischen Gebete und Lieder willen seinen Sohn die übrigens anerkannt beste Schule der Stadt meiden zu lassen, er könne dabei noch immer katholisch genug bleiben. Dies letztere war mir doch angenehm zu hören, denn die Vorstellung eines Uebertrittes hatte mir aus früheren Aeußerungen des Vaters etwas Abschreckendes, und ein dunkles Gefühl sagte mir, man müsse sich frei machen, aber nicht neu binden. —

Die Leichtigkeit, mit der ich lernte, und der Eifer, mit dem ich die Schule besuchte, geriethen mir nicht zum Vortheil. Denn kaum waren ein paar Wochen vergangen, so fand man, daß ich höheren Aufgaben entsprechen, und mit der deutschen die lateinische Schule vertauschen könne. Dies war ehrenvoll genug, und mein Stolz war bei der Ankündigung sehr geschmeichelt; auch mischte sich in die Wehmuth, mit der ich von den bisherigen Mitschülern schied, eine Art von Selbstzufriedenheit, aber die unmittelbaren Folgen dieses Wechsels zeigten sich keineswegs zufriedenstellend. Der Vorstand der lateinischen Schule, Rektor Reiz, war ein gelehrter Mann, aber stolz auf seine Würde und schroff in seinem Benehmen. Er that nichts, mir den Uebergang in ein Lehrverfahren, das mir ganz neu war, zu erleichtern; ich saß, der jüngste und kleinste, auf der untersten Bank, die neuen Bücher vor mir aufgeschlagen, und während der Lehrer mit den ältern Schülern — auf den obern Bänken saßen siebzehn- und achtzehnjährige — laut und heftig verhandelte, sollte ich meine Lektion lernen, die ich noch gar nicht begriff;

als ich einen Knaben, der mir zunächst saß, fragen wollte, machte er erschrocken mir verneinende Zeichen, und der Lehrer, der es schon gesehen hatte, blickte mich mit bösem Lächeln an, und sagte spöttisch, es scheine mich nach der Bekanntschaft mit diesen da — auf zwei neben ihm liegende Stöcke deutend — zu verlangen. Natürlich war mir Lust und Fassung zum Lernen gestört, und als ich das Aufgegebene hersagen sollte, ging dies nicht ohne Fehler ab. Zur Strafe mußt' ich eine halbe Stunde länger bleiben, als die Andern, und als ich nach Hause kam, galt das mir Widerfahrene als entschiedenes Zeichen meiner Schuld. Nun mußt' ich eilen, das Nöthige für den Nachmittag zu lernen, und Abends bracht' ich große Aufgaben für den nächsten Vormittag mit. Der Rektor lehrte nach Lange's Grammatik und der Angehende Lateiner diente als Hülfsbuch; die Reime des letztern, die Gespräche der erstern, die Vokabeln, die Regeln, alles wurde zugleich getrieben, das Leichte und Schwere durch einander, und scharf auswendig lernen war das höchste Verdienst. Diese Methode, der beim Schwimmenlernen vergleichbar, wo man auch damit anfängt, sich kopfüber in das Element, das man beherrschen will, zu stürzen, mochte ihr Gutes haben, und konnte bei gehöriger Ausdauer nach und nach ihr zerrissenes Stückwerk von selbst in ein gleichmäßiges Ganze zusammenfügen; aber der Anfang war schrecklich, und auf keine Weise konnten die gewaltsame Anstrengung und die barbarische Zucht, mit denen dies Lernen betrieben wurde, irgend gerechtfertigt werden.

Ich verlor alle Munterkeit. In beständiger Angst, meine Lektionen nicht gehörig zu wissen, wiederholte ich sie immerfort, und da sie über meine Kräfte und besonders über mein Verständniß gingen, so gelang es mir doch nur selten, sie völlig zu bezwingen, ja ich erfuhr mit Entsetzen, daß beim Hersagen in der Schule, vor dem strengen Antlitze des Rektors, mein Gedächtniß stockte, wenn es noch eben vorher alles wie am Schnürchen gehabt. Ich hatte nun gar keine Muße mehr, kein Spiel, keine Erholung fand Statt, die Angst des Lernens nahm jeden Augenblick in Beschlag, und da meine beiden Fräulein von diesen Sachen nichts ver-

standen, an meinen Fähigkeiten aber nicht zweifelten, so glaubten sie nicht anders, als es liege an meinem schlechten Willen, an meinem Leichtsinne, daß ich nun auf Einmal so schlecht lernte, und sie hielten es für ihre Pflicht, mir auch ihrerseits Mißvergnügen und Unwillen dafür zu zeigen. Ich mußte mir den einzigen Trost, den ich noch hatte, den meinen Jahren so nöthigen und heilsamen Schlaf abbrechen, und stand mit der Tagesfrühe auf; der Helle wegen saß ich mit meinem Buche am Fenster, doch als einesmals die Sperlinge heranflogen, konnt' ich mich nicht enthalten, sie mit Brodkrumen zu füttern; in solchem Augenblicke stürzte das ältere Fräulein herein, die ebenfalls früh aufgestanden war, mich zu belauschen, und da hieß es denn, nun sehe man wohl, daß ich, anstatt fleißig zu sein, nur Thorheiten triebe. Ich war wie vernichtet; der Schein war gegen mich, doch sprach mein Inneres mich frei, und verklagt und schuldbeladen mußt' ich zur Schule abgehen.

Wie oft gedacht' ich nun mit Sehnsucht an die glückliche, kurze Zeit, wo ich die deutsche Schule besucht hatte! Da war alles in gutem Verhältniß, der Tag zwischen Beschäftigung und Muße wohlgetheilt, beides meinen Kräften und meinem Sinne gemäß; ich wurde gelobt, wenigstens nicht gescholten, ich sah die Andern zufrieden und war es selber. Mit noch größerer Sehnsucht blickt' ich auf die Tage zurück, die ich zuletzt an der Seite des Vaters verlebt; doch diese schienen mir schon in weiter Ferne und ihre Wiederkehr durft' ich nicht hoffen. Dieses Sehnen, diese Rückblicke mußt' ich sorgfältig in mein Herz verschließen, denn sie wären nur als neue Strafwürdigkeiten angesehen worden, und ich fühlte, daß ich unter lauter Mißverstehen dahinlebte. Dies zeigte sich in jeder Kleinigkeit; ich war während einer Nachmittagspredigt eingeschlafen, und man lobte mich, daß ich diesmal so andächtig zugehört; ich hatte mein Taschengeld einem Bettler gegeben, und man nahm es als unzweifelhaft an, daß ich es vernascht habe; sogar mein offenbarer Fleiß wurde mißkannt, ich überhörte mich im Stillen und hatte das Buch deßhalb zugemacht, aber eben dies mußte als Zeichen gelten, daß ich müßig gewesen. Die

Unzufriedenheit der beiden Schwestern, die einen Ehrgeiz darein setzten, daß ich unter ihrer Obhut rasch und glänzend gediehe, wuchs mit jedem Tage, und ging bisweilen in Erbitterung über. Nur Eines versöhnte sie wieder und führte auch immer auf's neue ihre Freundlichkeit zurück, die Hoffnung nämlich, daß ich dem Lutherischen Glauben nun für immer würde gewonnen sein; denn diese stille Bekehrung zu vollbringen, schien ihnen die wichtigste Angelegenheit. Freilich war mir der Religionsunterricht angenehm, schon an sich wegen seines Inhalts, in so weit ich ihn fassen konnte, und sodann auch wegen der milden Lehrweise, mit der sich nie Verdruß oder Strafe verband, auch gereichte die Predigt mir zur Erholung, wiewohl diese nur jenes einemal bis zum Entschlummern ging; aber die Frömmigkeit im Hause selbst konnte mich keineswegs eben so befriedigen. Mir entging nicht, daß vieles auch hier nur Schein und Aeußerlichkeit war, daß die Gesinnungen sich oft ganz anders verhielten, als wie man sie ausdrückte, und daß bisweilen die Handlungen mit den Lehren in vollem Widerspruche standen. Ich würde dies wohl wenig beachtet und vielleicht gar nicht bemerkt haben, wäre nicht jeden Augenblick so großes Gewicht auf das Wort gelegt, und dadurch in mir mit Gewalt der Gegensatz hervorgerufen worden. Denn der Mensch ist von Natur geneigt, über Ungleichheiten leicht hinzugehen, und, wie es im Sprichwort heiße, fünf grade sein zu lassen, sobald man es ihm nur nicht eigends dafür aufdringen will, denn alsdann widersetzt er sich und behauptet das Recht der Vernunft und der Wahrheit, die er vielleicht eben selbst im Begriff war, außer Acht zu lassen. So ging es auch mir, man drängte mir das Maß auf, das ich von selbst nicht gesucht hätte, nun aber fand und anlegte; freilich, da mir das Ergebniß auszusprechen nicht gestattet war, so stand ich in Gefahr, mit der Zeit vielleicht mich dem Widerspruche in Gewohnheit doch zu fügen, und ihn gar nicht mehr dafür zu erkennen, ein an der Seele zehrender Schaden, vor dem ich doch bewahrt blieb. —

Noch ein Umstand erhöhte den Mißmuth und die Pein dieser Lage. Die beiden Fräulein waren Widersacherinnen

der Franzosen, ein Bruder von ihnen diente als Offizier im österreichischen Heere, ihre sonstigen Verbindungen und Ueberkommnisse lagen alle auf dieser Seite. Dies hatte ihr gutes Vernehmen mit meinem Vater nicht gestört, besonders da auch er die Gräuel, welche sich im Verfolg der Revolution entwickelten, von Herzen verabscheute, und in seinen gesellschaftlichen Bezügen die politischen Ansichten nie vorherrschen ließ. Aber ich war keineswegs so gemäßigt oder so klug, sondern ließ eine entschiedne Partheinahme für die Republikaner blicken, wünschte ihren Waffen alles Heil und Untergang den Gegnern. Da war denn großes Entsetzen über die schlechten Grundsätze, die man bei mir hatte einwurzeln lassen, schweres Seufzen über das böse Beispiel, das ich bisher immer vor Augen gehabt, und strenger Eifer, mich zur Einsicht zu bringen, wie falschen Meinungen ich bisher gefolgt sei. Zum Unglück trafen in dieser Zeit auch ungünstige Nachrichten aus Holland ein, wo die drohenden Fortschritte der Franzosen mancherlei Stockungen verursachten, die Zinszahlungen wurden ungewiß, und die beiden Schwestern sahen nicht allzu fern ihren Wohlstand gefährdet, woran natürlich nur die Franzosen Schuld sein konnten. Ihr Widerwillen erstreckte sich auf die ganze Nation, auf die Sprache, und sogar ein paar Emigranten, die sich dem Hause angeschmeichelt hatten, wurden verabschiedet. Ich mußte jeden Morgen die Zeitung vorlesen, wobei sich denn reichlicher Anlaß zu unterbrechenden Anmerkungen und verwünschenden Ausrufungen fand, die geduldig anzuhören mir nicht immer gelang. In manchen Einzelheiten ließ ich mich aber auch überreden, und glaubte wirklich, die Sache der Franzosen sei schlecht, und man müsse wünschen, daß sie geschlagen würden; dann aber kamen wieder andre Fälle vor, wo ich innerlich ganz auf ihrer Seite sein mußte; die Verwirrung, in welcher mein Urtheil schwankte, ließ mich die Lösung aller Zweifel durch meinen Vater wünschen, dessen Ausspruch, wie er auch ausfallen möchte, im voraus mein ganzes Vertrauen hatte. Als ich dergleichen harmlos äußerte, traf mich das Härteste, was mir begegnen konnte, nämlich das Ansehen meines Vaters wurde angegriffen, seine Lehre

und besonders sein Beispiel verdächtigt, ihm zumeist, hieß es, müsse ich mißtrauen, ihm zumeist nicht folgen, denn er sei auf den ärgsten Irrwegen, und ich könne dem Himmel nicht genug danken, frühzeitig bessere Leitung gefunden zu haben. Das ging zu weit; den Vater ließ ich mir nicht nehmen; mein Herz empörte sich, und blieb fortan allem verschlossen, was man mir einreden wollte. Gegen die beiden Schwestern verhärtete sich mein Gefühl, alle Neigung und Dankbarkeit für sie erlosch in mir. Ich nenne sie beide immer gemeinsam, denn wiewohl mir die sanftere Gemüthsart der jüngeren nicht entging, und ich zu ihr mich anders gestellt fühlte, als zu der älteren, so herrschte doch diese ganz über jene, und im Benehmen beider war kein Unterschied.

Mein Vater hatte, zur großen Unlust meiner Pflegerinnen, darauf bestanden, daß ich ihn ein paarmal besuchte. Als ich das erstemal über den Rhein zu ihm geschickte wurde, nach Ober-Kassel, wo er mich erwartete, fand er mich wohlaussehend, heiter, ganz erfüllt von allem Guten der deutschen Schule, und was ich von meinem Leben erzählte, konnte für ihn nur befriedigend sein. Der übertriebene Eifer, mich zum Lutheraner zu machen, ließ ihn zwar den Kopf etwas schütteln, aber alles Uebrige war so guten Anscheins, daß daneben jener Umstand weniger in Betracht kam. Aber bei dem zweiten Besuche, kaum vierzehn Tage später, war das alles verändert, ich war blaß, mager, traurig, und meine sparsamen Mittheilungen erregten seine schärfere Nachfrage. Es war dies die Zeit der lateinischen Schule und all des Unglücks, das für mich mit ihr zusammenhing. Sein Gesicht verdüsterte sich im Verlauf des mir abgedrungenen Berichts immer mehr; ich bemerkte dies nicht ohne Sorge, und wollte nun das, was ich ihm mißfällig glaubte, lieber verschweigen oder beschönigen, allein gegen sein Uebergewicht konnt' ich nicht Stand halten, und bald gestand ich unter vielen Thränen, daß ich vollkommen unglücklich sei. Wir wandelten am Ufer des Rheins noch lange auf und ab, endlich kam die Stunde, wo ich zurückkehren mußte. Mein Vater entließ mich, aber nur, daß ich von den beiden Fräulein Abschied nähme, am

andern Tage sollt' ich wiederkommen, und dann für immer bei ihm bleiben. Den beiden Fräulein war die Nachricht nicht ganz unerwartet, sie wußten schon, daß mein Vater eine weite Reise vorhatte, und daß er mich nicht zurücklassen würde. Sie waren beim Abschiede zärtlich und sorgsam, und ermahnten mich besonders, doch nur das begonnene Lutherthum eifrig weiter zu pflegen; sie wollten sich durchaus ein Verdienst um ihren Glauben an mir erwerben.

Ich war bald überglücklich an der Seite meines Vaters. In dem unstäten Gewoge, das meine Jugend nun schon so lange hin- und herwarf, in allen Proben und Einflüssen, die ich zu bestehen, in den wechselnden Elementen, die ich zu durchschwimmen hatte, war er allein mein fester Halt, in der schwindelnden Bewegung mir das einzig Sichere, Treue, Unwandelbare. Die überstandene Trennung war in der That nicht nur hart, sondern auch gefährlich gewesen, sie drohte jenes einzige Band wirklich zu lösen, und hätte sicherlich kein andres mir dafür geben können; jetzt aber zog dasselbe sich nur um so fester und treuer wieder zusammen. Das Ueberstandene war bald vergessen, ich athmete wieder frei, die liebende Innigkeit erfrischte meine Seele, wie die Landluft meinen Körper. Leicht und gern widmete ich ein paar Stunden täglich dem Lernen, unter Anleitung des Vaters, der mich nicht wollte aus der Uebung kommen lassen; die übrige Zeit ging in glücklicher Muße dahin, die mir für Sinn und Denken noch immer genug Beschäftigung gab, und im Grunde fruchtbarer war, als die Lernstunden selbst. Die Geschäfte der Landwirthschaft, das Leben der Bauern, das Wachsthum auf dem Felde und die Viehheerden auf der Weide, alles vergnügte und belehrte mich durch anschauliche Gegenwart. In dem ländlichen Mitleben hatte der frühe thätige Morgen, die heiße Stille des Mittags, der späte ruhige Sternenabend und die dunkle schweigende Nacht, jedes hatte seinen eignen Reiz und Werth, und gab dem Gemüth ahndungsvolle Eindrücke. Wir wanderten öfters nach Neuß, längs der rauschenden Erff, durch das hohe Gras ihrer üppigen, vom dunklen Herdter Busch begränzten Wiesen, am hellen Mittag so völlig einsam, daß der Weg sogar für unsicher galt. Da schwanden

die traurigen Bilder der Stadt in Nichts dahin, und ich fühlte in mir alle Schauer eines unendlichen Daseins, für das ich keine Worte haben konnte, das aber in der glühenden Natur zu mir mit tausend Stimmen sprach.

Die Besuche der Freunde aus Düsseldorf wiederholten sich täglich, an den schönen Nachmittagen strömten ohnehin die Städter zahlreich über den Rhein, und ließen sich in den ländlichen Gastwirthschaften zu Ober-Kassel nieder, so daß der nähere Verkehr mit meinem Vater nicht einmal besonders merkbar zu werden brauchte, was manchen Aengstlichen allerdings lieb war, obschon die Mehrzahl keine Zurückhaltung bewies, sondern sich offen und trotzig als seine Freunde zeigten. Mit den vertrautern fand auch eifrige Berathung statt in Betreff der Entschlüsse, welche mein Vater zu nehmen hätte. Den Gedanken, irgendwie den Franzosen sich zuzuwenden oder auf sie zu hoffen, schloß er sogleich aus, und hieraus folgte, daß er auch seinen Aufenthalt in Köln, Bonn oder sonst einer nahen Stadt nicht nehmen mochte, weil hier über kurz oder lang dieselben Mißverhältnisse zu befürchten waren, die er schon in Straßburg von der einen und in Düsseldorf jetzt von der andern Seite erfahren hatte. Die verschiedenen Meinungen und Rathschläge vereinigten sich zuletzt dahin, er solle nach Hamburg gehen, als welche Stadt in jeder Art alles darbiete, was ihm wünschenswerth sei, deutsches und großweltliches Leben, freies Bürgerthum und völlige Sonderung von allen Widrigkeiten und Ränken der bisherigen engen Kreise. Besonders ein junger Mann, Namens Sassen, von ausgezeichneten Geistesgaben und vielfacher Welterfahrung, der in großen und wohl auch bedenklichen Handelsgeschäften weit herumgekommen war, machte von Hamburg die vortheilhafteste Schilderung, und setzte das dortige Leben über das aller andern großen Städte, in denen er gewesen. Er dachte nicht, daß wir ihn grade dort in für ihn sehr üblen Umständen wiedersehen sollten! Was aber meinen Vater zumeist bestimmte, sich dorthin zu wenden, war die schon bestehende Verbindung mit Freunden und Landsleuten aus Westphalen, die sich dort niedergelassen hatten. Kaum war sein Entschluß bekannt, so kamen von allen Seiten

Glückwünsche und Empfehlungsschreiben; auch Personen, die ihm bisher fern gestanden, wollten ihm förderlich sein, ihm ihren guten Willen, ihre Achtung beweisen. Schwieriger war es, die nöthigen Geldmittel aufzubringen, an denen es meinem Vater nicht gefehlt hätte, wenn er früher einer solchen Schicksalswendung gewärtig gewesen, nicht durch sie überrascht worden wäre; ein namhafter Mann, der ihm eine ansehnliche Summe schuldete, benutzte leider die Umstände, und entzog sich der Zahlung. Dagegen traten die näheren Freunde jetzt aushelfend herzu, und mit so treuem, herzlichen Eifer, daß es beiden Theilen zur schönsten, erhebendsten Befriedigung gereichte. Von Mitbürgern und Landsleuten, aus Billigung und Anerkennung unsres öffentlichen Strebens, in Noth und Bedrängniß, die wir deßhalb erleiden, unterstützt und getragen zu werden, ist ein Ruhm und ein Stolz, den nur unedle Seelen nicht mitempfinden; mein Vater war beglückt, die Liebe seiner Gleichgesinnten auf diese Weise zu erfahren, sie konnte ihn nur erhöhen in seinen eignen Augen. Was unsere Tage in dem bedeutenderen Beispiele der Sieben von Göttingen gesehen, das hat meine Kindheit in näheren Eindrücken früh erlebt, und nie dünkte mich eine Ehre größer, als eine so erworbene.

Unsre Abreise war schon nahe, als noch zuletzt einige Verhältnisse die persönliche Anwesenheit in Düsseldorf dringend erforderten. Mein Vater glaubte nicht viel zu wagen, wenn er Abends in der Dämmerung über den Rhein setzte, und in der dunklen Stadt die nöthigen Gänge machte, wobei ich ihn begleitete, und auch nochmals von meinen gewesenen Pflegerinnen Abschied nahm. Es ging alles ohne Gefährde glücklich ab, nur unser Heimweg wurde von einem Abentheuer bedroht, das doch nicht zur Entwickelung kam. Mit der letzten Ueberfahrt in schon dunkler Abendstunde brachte das Brückenschiff außer uns auch noch zwei Männer auf das linke Ufer, die sich gegen Wind und Regen in ihre Mäntel dicht eingehüllt hatten. Der eine, zu Fuß, redete meinen Vater an, fragte nach Weg und Unterkunft, und bemerkte dann, jener Andre, der finster zu Pferde da hielt, sehe ihm verdächtig aus, er scheine ein Emigrant, und diese

machten jetzt allerlei Anschläge, wenn dieser Mann ebenfalls den Weg nach Herdt einschlüge, so thäten sie beide wohl gut, zusammenzubleiben und auf ihrer Hut zu sein. Dies wurde weder angenommen noch abgelehnt. Wie von ungefähr aber näherte sich der Fußgänger jetzt dem Reiter und flüsterte ihm verstohlen eine Silbe zu, wobei dieser aber ohne Regung blieb, und nichts zu hören noch zu sehen schien. Konnte der Mann allenfalls verdächtig sein, so war es jetzt entschieden das heimliche Einverständniß, und mein Vater beschloß, diese Gesellschaft abzustreifen. Bis nach Ober-Kassel war keine Gefahr, erst von da nach Herdt wurde der Weg einsam; bei jenem Dorfe angekommen, trennte sich mein Vater von dem lästigen Gefährten, der nicht wenig verwundert und fast ärgerlich war, und lenkte mit mir zu dem bekannten Schenkwirth ein, der uns gern beherbergte, und wo wir die Nacht auf der Streu vortrefflich schliefen. In derselben Nacht aber wurde die Kirche zu Herdt durch Einbruch bestohlen und im Herdter Busche, nahe bei Neuß, eine Kutsche durch Räuber geplündert, die nach der Beschreibung nur jene beiden Genossen sein konnten.

Bald nach diesem Vorgange traten wir die große Reise nach dem Norden an. Das nächste Ziel war Duisburg, wo mein Vater einige Freunde zu besuchen hatte; wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, so war unter ihnen der späterhin von Goethe erwähnte Professor Plessing. Im Duisburger Walde zeigte man mir Pferde, die sich aus dem Dickicht hin- und wieder hervorwagten, und ich wurde belehrt, hier seien die einzigen in Deutschland noch vorhandenen wilden Pferde aus der germanischen Urzeit; sie blieben ziemlich fern, so viel ich aber erkennen konnte, waren sie unansehnlich, von schmutzig grauer, etwas in's Bläuliche spielender Farbe, wegen ihres geringen Ansehns und ihrer Unbändigkeit gab man sich wenig Mühe, sie einzufangen; sie verminderten sich aber von Jahr zu Jahr, und man sah ihr nahes Erlöschen voraus. Der Krieg, der im folgenden Jahre sich in diese Gegenden zog, beschleunigte ihr Verschwinden, und bald nachher war keine Spur mehr von ihnen übrig. Mir aber blieb die Erinnerung, diese Spätlinge G rmaniens zu-

letzt noch gesehen zu haben, in der Folgezeit immer werth. Wir setzten unsre Reise nach Münster fort, von hier nach Osnabrück, dann nach Nienburg, wo wir überall einen oder mehrere Tage weilten, und kamen endlich ohne weiteres Abentheuer glücklich an der Elbe in Haarburg an. —

Vierter Abschnitt.

Hamburg.

(1794 – 1800.)

Mit günstigem Winde fuhren wir von Haarburg zwischen den grünenden Inseln der fluthenden Elbe hin, hatten schnell Hamburg und den vor ihm liegenden Wald von Masten vor Augen, lenkten vorsichtig in den Binnenhafen ein, arbeiteten uns durch das Gedränge hoher Schiffe, schwerer Ewer und leichter Jollen allmählig durch, und landeten endlich am Baumhause, wo dichte Schaaren Geschäftiger und Neugieriger uns aufnahmen. Man hielt uns für französische Emigranten, und machte uns als solchen schiefe Gesichter und für das Weiterschaffen des Gepäckes unbillige Forderungen; allein mein Vater, der holländischen Sprache kundig, verständigte sich bald mit den hamburgischen Arbeitsleuten, deren Mundart mir hingegen völlig fremd klang, und wir nahmen unsern Weg zu einem herrlich auf den Butenkaien gelegenen Gasthofe; ich sah, daß mein Vater und der Karrenschieber in guter Zufriedenheit von einander schieden und letzterer freundliche Entschuldigungen machte, über die jener lachen mußte; so viel verstand ich davon, daß es hart über die Emigranten herging, die sich dem gemeinen Mann in Hamburg, wie fast aller Orten, durch ihr anspruchsvolles Benehmen sehr verhaßt gemacht hatten.

Der Eindruck der neuen Gegenstände, dieser gewaltigen

Seeschiffe und des thätigen Hafenlebens, das durch viele Kanäle tief in das Innere der Stadt sich verzweigte; des endlosen Gewirres dieser volksbewegten, geschreivollen und engen Straßen, in denen doch ansehnliche hohe Häuser prangten; der mir neuen, in ihrer ausdrucksvollen Derbheit doch weichen und angenehmen Sprache; der auffallenden, höchst mannigfachen Trachten, in welchen viele Gewerbe hier eigenthümlich auftraten und die umliegenden Landschaften und Inseln ihre absonderliche Weise darstellten: dieser Eindruck überbot alles, was mir bisher noch vorgekommen war. Der Rhein mit seiner schon dem Seewesen anstreifenden Schiffahrt, das altehrwürdige große Köln, das lebenvolle prächtige Brüssel, die schönen Städte Mannheim und Straßburg, alles mußte gegen diese neuen Bilder im Schatten stehen. Gleich bei dem ersten Ausgange, den ich mit meinem Vater machte, war ich nicht wenig überrascht, nachdem wir durch das Innere der Stadt gedrungen waren, jenseits derselben abermals eine Wasserwelt vor uns ausgebreitet zu sehen, hier von der Alster gebildet, die in weitem Becken aufgestaut als Binnenalster die schöne Straße des Jungfernstiegs bespülte und von allerliebsten, zu Lustfahrten bestimmten Ruder- und Segelbooten wimmelte, denen die außerhalb des Walles zur See erweiterte große Alster den weitesten Spielraum öffnete. Wir bestiegen sodann den die Stadt rings einschließenden, hohen, mit herrlichen Schattenbäumen bepflanzten Wall, und hatten die volle Uebersicht sowohl des Innern der Stadt, aus dem damals sechs stolze Kirchthürme mächtig emporragten, als der reichen von Gärten und Landhäusern erfüllten Umgegend, und, indem wir uns von der Alster ab- und der Elbe wieder zuwendeten, bald auch den Anblick Altona's und des mächtigen Elbstromes, bedeckt mit Schiffen jeder Art und Größe.

Vielleicht möchte man dem Sinn eines noch nicht zehnjährigen Knaben kaum zutrauen, auf solche Einzelheiten mit Bewußtsein zu merken, und noch weniger, sie in einen Gesammteindruck zusammenzufassen; ich kann jedoch versichern, daß jedesmal, wenn in der Folgezeit, unter den verschiedenartigsten Lebensumständen und in reifstem Alter, mir der

Anblick dieser eigenthümlichen hamburgischen Welt in die Seele drang, jener erste Jugendeindruck darin vorherrschend und jede spätere Betrachtung von ihm gehoben blieb. Alles wachsende Verständniß, alle gesteigerte Theilnahme, alle persönlichen Bande dankbarer Zuneigung konnten jenen Eindruck nur schärfer bestimmen und fortsetzen, aber nie verändern oder gar auslöschen.

Den Knaben beschäftigten aber auch jugendliche Anziehungen genugsam! Wir waren im Sommer 1794 in Hamburg angelangt, Tag und Monat kümmerten mich nicht, und ich weiß sie auch heute nicht anzugeben; aber ein köstliches Wahrzeichen ist mir von jenen Tagen als Zeitbestimmung verblieben: es war nämlich die Zeit der Kirschen, deren ungewohnte Namen Morellen und Kasbeeren mir schnell vertraut wurden. In den herrlichsten Sorten standen sie überall feil, die artigen Vierlanderinnen brachten sie anbietend bis in die Häuser und Zimmer, die Preise waren überaus gering, und nie vorher hatte ich diese labenden Früchte so reichlich genießen dürfen! Eine andere Lust gewährte das vor dem Hause lagernde Schiffsgeräth, Anker, Taue, Tonnen und Zimmerholz, auf dem ich in Gesellschaft eines Knaben des Hauses, der mir an Jahren wenig überlegen war, stundenlang herumkletterte, auch wohl in die Fahrzeuge stieg, welche dicht an der Kaie angelegt hatten; in einem kleinen Boote schaukelten wir uns einmal so lange, bis uns die Ebbe überraschte, und wir nun mitten im Schlamme festlagen, eine Verlegenheit, die wir bald als verzweiflungsvolle Noth empfanden, denn bis zur Wiederkehr der Fluth hier auszuharren, war uns ein entsetzlicher Gedanke; ein gutmüthiger Holländer des nächsten Schiffes half uns aus unserer Gefangenschaft, die leider vom Hause her schon gesehen worden war, und nun das strenge Verbot zur Folge hatte, je wieder die Schiffe zu betreten. Unsere Spiele dauerten aber fröhlich fort, und ich hatte den Gewinn, von meinem Gesellen sehr schnell das Plattdeutsche zu erlernen; als ich mich aber vor dem Vater mit dem Erworbenen groß machen wollte, empfing ich mit Erstaunen die Verwarnung, mich nie vor ihm so redend hören zu lassen, es sei dies die

Sprache der gemeinen Leute, ich dürfe nur Hochdeutsch reden. Ich fühlte bald etwas Schmeichelhaftes in diesem Unterschied und ließ meinen Spielgesellen gelegentlich merken, daß ich der Sprache wegen mehr als er sei; jedoch kam ich damit übel an, er wies meinen Dünkel mit Hohn und Drohungen kräftig zurück, und ich bequemte mich gern, damit der Umgang friedlich fortdauerte, mit ihm in seiner Sprache zu reden, wobei nur vermieden wurde, daß mein Vater es hörte.

Schöneres Sommerwetter als das jener Tage habe ich kaum wieder erlebt. Besonders waren die Mondscheinnächte herrlich; die laue, sich still abkühlende Luft erfrischte mit lieblichem Hauch, alle Fenster waren geöffnet, der jetzt tief ruhige Hafen lag im hellsten Schimmer vor uns, die mächtigen Schiffe als dunkle Schattenklumpen darin. Niemand wollte sich schlafen legen, man sprach aus den Fenstern mit den Nachbarn, bald wurde man einig herabzukommen, stellte vor dem Hause Stühle, und saß nun in lebhaftem Gespräch und im Genusse der freien Luft bis gegen den Morgen hin; französische Emigranten waren die Mehrzahl der Gäste, man sprach über die politischen Angelegenheiten, doch ohne Heftigkeit, man schien der Partheisucht zu vergessen wie auch der Sorge, die Manchen noch genug bedrängen mochte; eine der Damen sang mit schöner Stimme italiänische Lieder in die Nacht hinein, aus der Nähe antwortete eine frische Männerstimme; „Sommes nous donc à Naples ou à Venise?" hörte ich ausrufen. Ein paar junge Leute, welche spät über die Straße gingen, und wahrscheinlich einem Schiff angehörten, an dem wir schon bei Tage die französische Freiheitsflagge bemerkt hatten, mochten die Emigranten wittern, und riefen: „À bas les Aristocrates!" Wir hörten bald die Ruder des Bootes plätschern, das auf sie gewartet hatte und sie an Bord brachte, und die Herausforderung, welche bei Tage schwerlich so still abgelaufen wäre, ging in dem Friedensgefühle der schönen Nacht ungerügt vorüber.

Diese gute Zeit währte leider nicht lange. Die Beschränktheit der Mittel meines Vaters nöthigte ihn, den

Aufenthalt im Gasthofe abzukürzen, und sich bei schlichten Bürgersleuten wohlfeiler einzurichten. Dies gelang bald, und wir zogen in die Neustädter Neustraße, welche damals durch das starkbesuchte Ramke'sche Vauxhall und einige neuerbaute schöne Häuser in Aufnahme kam. Hier begegnete uns gleich ein Karakterzug, der ächt hamburgisch genannt werden kann. Ein Vermittler hatte für meinen Vater mit dem Hauswirth ein paar Zimmer besprochen, und die geforderte Jahresmiethe konnte für sehr billig gelten. Als wir aber einziehen wollten, sagte der Wirth unerwartet, er habe es sich überlegt, wir könnten für die benannte Summe hier nicht wohnen, und fügte hinzu — bevor noch mein Vater der aufsteigenden verdrießlichen Empfindung Worte geben konnte, — der Freund habe ihn so sehr beeilt, und er daher in der Hast mehr ausgesprochen, als er jetzt finde, daß die Zimmer werth seien, er lasse sie um ein Drittheil wohlfeiler. Der Mann war ein Handwerker, und nur eben wohlhabend, aber keineswegs reich; auch beabsichtigte er nicht uns eine besondere Güte zu thun, sondern genügte nur dem eignen Billigkeitsgefühl.

Für mich trat nun eine neue Lebensart ein; die unbeschränkte Muße, die ich während der Reise und des Aufenthalts im Gasthofe genossen, hörte sogleich auf, meine Stunden wurden eingetheilt, und meinem Fleiße bestimmte Aufgaben gestellt. Da mein Vater mein einziger Lehrer war, und ich sein einziger Schüler, auch keine sonstigen Lerngenossen sich in meiner Nähe befanden, so hatte dieses einsame Beschäftigtsein etwas Trauriges und Schwermüthiges, und ich muß hinzusetzen Unbehülfliches; ich entbehrte schmerzlich die Mittheilung, den Wetteifer, die Gemeinsamkeit, welche das Lernen so förderlich beleben; ich hörte die lateinischen und französischen Worte und Redensarten, die historischen und geographischen Namen, die ich mir einzuprägen hatte, nie aus anderm Munde, als aus dem meines Vaters. Doch über diesen Gegenstand wird später umständlicher zu sprechen sein. Durch mein Alleinsein gezwungen, auch meine Spielstunden größtentheils mit Lesen auszufüllen, empfand ich nur zu bald den Mangel an Büchern, wenigstens an

solchen, die mein Alter reizen und ansprechen konnten, und ich wiederholte unzähligemal die schon gelesenen, z. B. Goethe's Götz von Berlichingen und Lessing's Nathan den Weisen, die ich zum Glück eigen besaß, oder griff auch zu solchen, die meinen Jahren keineswegs angemessen schienen. Diese unfreiwillige Einsamkeit war für mich traurig, aber doch nicht unfruchtbar; ich lernte nachsinnen und dachte mir vieles aus, was Andern erst in reiferen Jahren klar wird, und gegen mancherlei Schlechtes blieb ich abgeschlossen und bewahrt.

Indeß that mein Vater alles Mögliche, um mich nicht verstocken zu lassen. Wenn es nur irgend thunlich war, durfte ich ihn auf seinen Wanderungen begleiten, oder ich mußte im Freien, auf dem Wall oder im Jungfernstieg, seiner warten, bis er von seinen Geschäften abkommen und mich dann zu weiteren Spazirgängen mitnehmen konnte. Oft auch begleitete ich ihn zu Besuchen, und er verfehlte dann nicht, mir zu sagen, wer die Leute wären, zu denen wir gingen, und wie ich mich bei ihnen zu benehmen hätte. So erinnere ich mich, mit ihm bei dem trefflichen Arzte Albert Heinrich Reimarus gewesen zu sein, dem das seltene Loos geworden war, schon in der dritten Geschlechtsfolge denselben Namen durch persönliche Auszeichnung zu verherrlichen. Nikolaus Reimarus, der aus Pommern nach Hamburg gezogen war, hatte als Schulmann und Philolog einen großen Ruf erlangt, sein Sohn Hermann Samuel war durch Forschungen im Gebiete der natürlichen Religion und besonders durch die von Lessing herausgegebenen Fragmente berühmt geworden, dessen Sohn Albert Heinrich aber stand als Arzt und als wissenschaftlicher und patriotischer Schriftsteller in größtem Ansehen. In ihm war etwas von Justus Möser und von Benjamin Franklin, die zarteste Menschenfreundlichkeit und der glücklichste praktische Sinn, verbunden mit gründlicher Wissenschaft und leichter, fröhlicher Mittheilung. Seine kleinen Schriften, meist für augenblickliche Wirkung, zum Nutzen der Mitbürger, rasch hingeworfen, besprachen, theils Gegenstände der medizinischen Polizei, theils andres Gemeinnützige, wie den Blitzableiter, und selbst den

Getreidehandel. Seine Verdienste hat Dr. David Veit in einer besondern Schrift gründlich und anmuthig gewürdigt. Mir sei erlaubt hier aus eignem frühen Eindrucke hinzuzufügen, daß er auch schon dem Knaben als ein durchaus liebenswürdiger Mann erschien. Die Art, wie er mit meinem Vater sprach, heiter, streitend, freundlich und doch fest, wie er sich dann voll Güte auch zu mir herabließ, seine Beachtung aller kleinen Umstände, welche das Zusammensein behaglich machen, die belehrende Unterhaltung, die sich mit der Vorzeigung seiner schönen Naturalien verknüpfte, alles fiel mir schon damals an ihm ungemein auf, und ich fühlte zu ihm die lebhafteste Hinneigung; es bedurfte nicht erst der Versicherung meines Vaters, daß ich diesen Mann hoch zu ehren habe, für ihn war das beglückende Gefühl der Ehrfurcht in meiner Brust schon von selbst rege! Elise Reimarus, die ausgezeichnete Schwester des Arztes, die Freundin Lessing's, habe ich leider nie gesehen.

Ein anderer Gelehrter von ganz hamburgischer Art und Nutzbarkeit kam mir in dem berühmten Professor Büsch vor Augen. Seine gründlichen Kenntnisse hatte er den Bedürfnissen und dem Besten seiner Mitbürger zugebildet, und durch die Leitung einer Handelsakademie, durch seine staatswirthschaftlichen Vorlesungen, und besonders auch durch seine vielgelesenen Schriften über den Geldumlauf und den Welthandel, sich um die hamburgischen Angelegenheiten wesentlich verdient gemacht, ja sogar politisch günstig eingewirkt; denn wie in Hamburg seine Aussprüche fast unbedingt galten, so stand auch auswärts sein Wort in gutem Ansehen, und half manches Vorurtheil bekämpfen, das den Interessen der Stadt gefährlich werden konnte. Wo sich der würdige, schon bejahrte Mann zeigte, beeiferte sich alles um ihn her mit Achtsamkeit und Ehrenbezeigung. Er war recht eigentlich ein Mann bei der Stadt, dessen Namen auch der geringste Bürger kannte, und von dessen Wohlmeinung und Tüchtigkeit jeder überzeugt war. Ich fand aber zwischen ihm und Reimarus einen großen Unterschied; Büsch hatte wenig Ansprechendes, er war trocken und schien kalt, auch gefielen sein Ruhm und sein Ansehen ihm allzusehr, und

man vermißte die wohlthuende Lebendigkeit, in welcher der höhere Geist von Reimarus sich bewegte.

Mit Büsch in nächstem Zusammenhange stand der Professor Brodhagen, sein Schüler und Nachfolger, aber an frischer Thätigkeit und wirksamer Lehrgabe ihm weit überlegen. Er hielt unentgeltliche Vorträge für Handwerker und Gewerbsleute über die ihrem Bereiche nothwendigen mathematischen und technischen Kenntnisse. Größere Klarheit und Eindringlichkeit konnte nicht gefunden werden, und sein Eifer war gränzenlos, denn er floß aus einem Herzen, das für Menschenwohl und Menschenveredlung glühte. Sein Hörsaal war immer gedrängt voll, und unzähligen Menschen hat er auf bessere Wege des bürgerlichen und auch sittlichen Gedeihens geholfen. Unglücklicherweise befiel ihn während der besten Ausübung seines großen Talents eine unheilbare Geistesstörung, und hemmte seine schöne Wirksamkeit, die darauf von Andern mit wechselndem Erfolge fortgesetzt wurde. Nicht vergessen darf ich hier den zu seiner Zeit berühmten Ludwig von Heß, der früher schwedischer Offizier gewesen, aber jetzt mit Leib und Seele hamburgischer Bürger war. Seine „Durchflüge durch Deutschland" hatten ihm den Ruf großer Freimüthigkeit und feuriger Darstellung erworben, seine gründliche „Beschreibung von Hamburg" verdiente den Dank seiner neuen Mitbürger. Ich habe ihn später im verhängnißvollen Frühjahr 1813 genauer kennen lernen, das Alter hatte seine Kraft nicht geschwächt, aber ihren Aeußerungen etwas Grillenhaftes und Ungelenkes gegeben, das seiner früheren Zeit nicht anhaftete; das einemal, daß ich in dieser ihn gesehen zu haben mich erinnere, machte er auf mich einen ganz guten Eindruck, ungeachtet sein Gesicht, weil ihm ein Stück der Nase fehlte, etwas Abschreckendes hatte, ein Umstand, der bei seiner späteren Rolle als Anführer der hamburgischen Bürgergarde doch gar sehr als ein hinderlicher von ihm verspürt wurde!

Von bedeutendem Namen war auch der ehemals preußische Hauptmann von Archenholz, der die Geschichte des siebenjährigen Krieges für die große Lesewelt geschickt bearbeitet hatte, und jetzt als Herausgeber der Zeitschrift „Mi-

nerva" sich in politischen Dingen gewichtig vernehmen ließ. Der preußische Offizier war in ihm wenig mehr zu erkennen, er hatte eher das Aussehen eines holsteinischen Pächters, der auf gute Marktgeschäfte sinnt; in den Schwierigkeiten der Zeitläufte wußte er sich klug zu winden, und wenn er nachdrücklich zu versichern pflegte, „Ich gehe meinen Weg gerade durch", dabei aber mit dem Stocke bald zur rechten bald zur linken Seite vor sich her schlenkerte, so war man geneigter, seiner symbolischen Gebärde zu glauben als seinem klaren Worte.

Der glänzendste Stern der hamburgischen Geisteswelt war unzweifelhaft Klopstock; allein er lebte sehr zurückgezogen, und sah nur einen kleinen Kreis älterer Freunde und Freundinnen bei sich. Man zeigte mir seine Wohnung in der Königsstraße, und auch ihn selbst, da er eben aus dem Hause kam, um wie es schien spaziren zu gehen. Er hatte ein feierlich ehrwürdiges, dabei etwas leidendes und scheues Aussehen; seine Züge waren nicht schön, man hätte sie häßlich nennen müssen, wäre nicht ein edler Ausdruck in ihnen sichtbar gewesen. Still wandelte der unscheinbare Mann durch die Straße dahin, wer ihn aber kannte, zog den Hut vor ihm ab. Das Volk von Hamburg bewies im Allgemeinen für die Männer, die ihm als geistige Würden und Zierden bekannt waren oder genannt wurden, die aufrichtigste Ehrerbietung.

Alle diese Männer waren mehr oder weniger der französischen Revolution zugewandt, und indem sie die grausamen Thaten, in welche der Verlauf ausartete, gehörig verabscheuten, so billigten sie doch fortwährend die Grundsätze, von denen die Bewegung ausgegangen war, und welche selbst bei den gräuelhaften Ausschweifungen im Wesentlichen noch immer verkündigt und verfochten wurden. Der eifrigste Anhänger der neuen Dinge in Frankreich war aber der Syndikus Sieveking, ein Mann von ungemeiner Thatkraft und vielfachem Talent, der auch in Paris als Abgesandter die guten Verhältnisse zwischen der hamburgischen und der französischen Republik mit kluger Umsicht gewahrt, und durch den mit Frankreich offen erhaltenen Handelsverkehr, von welchem

Kaiser und Reich vergebens abmahnten, den Hamburgern außerordentlichen Gewinn aufgeschlossen hatte. Der Wohlstand nahm unter diesen Umständen sichtbar zu, und man konnte derjenigen Seite, von welcher so viel Vortheil erwuchs, unmöglich gram sein; indeß reichte dieser Grund bei weitem nicht hin, um die entschiedene Sympathie zu erklären, welche nicht nur der mittlere Bürgerstand, sondern auch die unterste, sonst in ursprünglicher derber Deutschheit fest abgeschlossene Volksklasse überwiegend für die französische Freiheit an den Tag legte. Jederman schien zu fühlen, daß es sich dort in allen Wechseln doch schließlich um das Bürgerthum handle, auf der Gegenseite aber sah man nur die Sache verbündeter Höfe; in dieser auch eine deutsch-nationale zu sehen, lag viel zu fern.

Zu dieser vorherrschenden Stimmung trugen aber besonders die französischen Emigranten bei. Vor den siegreichen Waffen ihrer Landsleute fliehend, in vielen deutschen Ländern nicht mehr geduldet, in andere nur mit vorsichtiger Auswahl zugelassen, waren sie in übergroßer Menge nach Hamburg zusammengeflossen, als nach einem letzten Zufluchtsorte, wo noch Sicherheit und mannigfaches Unterkommen sich zeigte, und allenfalls zu weiterer Flucht oder Unternehmung die See offen war. Gewiß befanden sich unter ihnen edle und ausgezeichnete Menschen, auch außer denen, die schon als solche bekannt und namhaft waren; allein die Mehrzahl war ein heilloses Geschlecht, sittenverderbt, unbescheiden, durch Eitelkeit und Prahlerei unerträglich. Dem schlichten, braven Sinne der Hamburger wurden diese überall sich aufdrängenden, geschwätzigen Müssiggänger, die es an mancherlei Ungebühr nicht fehlen ließen, schnell verhaßt, und im Widerwillen gegen die Emigranten entstand als Gegensatz manche lebhaftere Theilnahme für die Republikaner, die man nur in wenigen und achtbaren Beispielen vor Augen hatte, in diplomatischen Personen von strenger Haltung und in Handelsbeauftragten, die den besten Häusern empfohlen waren.

Die Emigranten sah man täglich in Schaaren den Jungfernstieg auf und ab wandeln, zu gewissen Stunden

hatten sie ihn, der damals nur halb so breit war als jetzt, fast ausschließlich in Besitz, und ihr heftiges Deklamiren, Parliren und Gestikuliren war den Hamburgern ein auf öffentlicher Straße ungewohntes und ärgerliches Schauspiel. Dabei zeigten sich im Aeußern schon viele Merkmale der Noth und Sorge, man hörte von verzweiflungsvollen Entschlüssen, so wie im Gegentheil auch von klugen und sinnreichen Auswegen, von rasch und leicht ergriffener bürgerlichen Thätigkeit, der sich in den meisten Fällen ein günstiger Erfolg und freundliche Achtung zugesellte.

Mit diesen Emigranten war auch ich schon häufig in Berührung gekommen; ein Knabe, der des Französischen etwas kundig war, hatte bei ihnen schon Anspruch auf einige Beachtung; ich konnte jedoch dem Reize nicht widerstehen, mich ihnen als Republikaner zu bekennen und mit den Freiheitsliedern, die ich von Straßburg her im Kopfe hatte, groß zu thun, worüber wohl Einige lachten, Andre hingegen sich erboßten; ein Abbé, der sich verächtlich abwendete, indem er hinwarf: „Il faut donner le fouet à ce garçon!“ würdigte mich keines Blickes mehr, ich aber sah ihn um so trotziger an und erblickte nun einen persönlichen Feind in ihm, an dem ich für jenes schimpfliche Wort Rache zu üben hatte, aber zu nehmen doch keinen Rath wußte. Eines Tages aber wurde mir anderweitig eine Genugthuung. Auf eines der Kaffeehäuser, wo die Emigranten sich häufig einstellten, um bei dem Genuß einer mäßigen Erfrischung die französischen Zeitungen zu lesen, hatte mein Vater mich mitgenommen, und während auch er sich in seine Blätter vertiefte, wurde mir die Zeit lang, ich streifte in den Zimmern umher, und nahm endlich meinen Platz an einem Fenster, um auf die Straße zu sehen. Neben und hinter mir standen einige Emigranten, deren Gespräch sich mehr und mehr erhitzte, zugleich aber leiser wurde. Dies fiel mir auf, und erregte meine Neugier. Die Unterhaltung ganz aufzufassen, überstieg meine Kräfte, doch konnte ich so viel verstehen, daß die Herren heftig gegen die Generale und Truppen der Verbündeten loszogen, sie der Dummheit und Feigheit, ja des Verraths beschuldigten, und zuletzt ihre Schmähreden

auch gegen die Herrscher selbst richteten, denen sie das Loos wünschten, das der König Ludwig — nach ihrer Meinung auch nicht unverdient — erlitten; als nun gar die Schadenfreude ausbrach, daß es den Verbündeten im Felde so schlecht ging, daß sie vor den tapfern Franzosen nicht Stand hielten, und als man den Oesterreichern, Preußen und Engländern ferner alles Unglück wünschte, da konnt' ich mich des Lachens nicht enthalten, und verrieth dadurch, daß ich ihre Reden einigermaßen verstanden hatte. Die Emigranten stutzten, forschten, wem ich wohl angehören möchte, und als sie meinen Vater ausgefunden, nahm ihn einer von ihnen bescheiden in Anspruch, und bat, es möchte von einigen freien Aeußerungen, die vorgefallen, und die ein Knabe leicht habe mißverstehen können, nicht weiter die Rede sein. Mein Vater war kaum verständigt, was sich ereignet hatte, als er mit heitrem Freisinne die Leute bestens beruhigte, und ihnen versicherte, solche Widersprüche begegneten ihm nicht zum erstenmal. Mir jedoch war nicht ganz recht, daß er mit den Lästerern so freundlich that, und nun noch lange an ihren Gesprächen Theil nahm, ja sogar in der Folge mit zweien oder dreien in guter Bekanntschaft blieb.

Mir war übrigens schon längere Zeit auffallend, daß mein Vater, ein so eifriger Freund der Freiheitsgrundsätze, um derentwillen er die härteste Verfolgung erlitten und noch in Bann und Bedrängniß lebte, gleichwohl keine Anschließung an die jetzt siegende Parthei suchte, mit den republikanischen Franzosen, deren Kokarde ihm der erfreuendste Anblick war, keinen Verkehr anknüpfte, im Gegentheil seinen Umgang mit Franzosen fast nur, sei es Zufall oder Absicht, auf der Seite der verhaßten Emigranten hatte. Später habe ich mir diese Erscheinung wohl genugsam erklären können, und sie hat in meinem eignen Leben sich oftmals wiederholt. Es ist gewiß ein löblicher Zug im Menschen, wenn seine Anerkennung und Pflege guter Eigenschaften in Andern nicht davon bestimmt wird, ob diese auf seiner eignen Seite stehen oder auf einer gegnerischen; zwar ist dies nur Gerechtigkeit, aber eine in der Anwendung seltne, denn meist müssen die Grundsätze zum Deckmantel eigensüchtiger Zwecke dienen, und diese

fordern stets völlige und blinde Partheinahme. Mein Vater aber, indem er die französische Freiheit von Herzen liebte, verabscheute die Grausamkeiten und Gräuel der Revolution, und betrauerte besonders die Hinrichtung Ludwig's des Sechzehnten, von dessen bestem Willen er überzeugt war. Andrerseits liebte er die Geistesbildung und feine Sitte der Franzosen, und den Aristokraten war ein bester Antheil hieran nicht abzusprechen, den er stets ehrte und rühmte; denn ein wahrer Volksfreund, meinte er, müsse die unteren Klassen zu erheben und zu veredeln streben, nicht aber sich selber zu ihrer Rohheit und Unwissenheit herabstimmen; wer dies gern und beflissen thue, sei ein Volksverführer, und habe gewiß unedle Zwecke.

Glanz der Bildung und Ruhm des Geistes bestachen aber meinen Vater nicht so sehr, daß er wesentlichere Eigenschaften darüber hätte vermissen mögen. Er war mißtrauisch gegen die sogenannten Berühmtheiten, und haßte die Ziererei der Gebildeten, wie die Pedanterei der Gelehrten. Seine wahre Neigung war für den biedern, tüchtigen Bürgerstand, wo die nöthigen Kenntnisse nicht fehlen, ein gesunder, heller Sinn waltet, und heitre Güte ohne viel Aufhebens das Rechte und Angemessene thut, um sich und Andern das Leben froh zu machen. Konnte sich hierin sein Ursprung vom Rhein nicht verläugnen, so durfte in diesem Betracht der Aufenthalt an der Elbe auch wieder am leichtesten ihm zur neuen Heimath werden. Ehrenwerther und gediegener kann nirgend ein Bürgerthum gefunden werden, als dasjenige ist, welches in Hamburg die mittlern Stufen des Gewerbs und Handels einnimmt; im Verhältnisse der Bevölkerung ist gerade diese Klasse überaus zahlreich und für das Leben der Stadt von überwiegender Bedeutung. Viele der reichsten und angesehensten Kaufleute sind aus diesem Mittelstande hervorgegangen, und gehören ihm, wenn auch durch großweltliche Stellung ihm längst entwachsen und weit überragend, durch Gesinnung, Gewohnheit und Sitte fortwährend an. Ja selbst im Besitze der tiefsten und feinsten Bildung, wie in Ausübung der verschiedenartigsten, von fremden Ländern und Verhältnissen bedingten Lebensthätigkeit,

als Virtuos zum Beispiel oder als Krieger, bleibt dieser Hamburger am längsten sich und seiner Art getreu. Mit Männern solches Schlages hatte mein Vater bald Bekanntschaft; die Orte, wo sie zu finden waren, wurden auch ihm die liebsten.

Auf dem Baumhause, in einem für jederman offnen Gastzimmer, kam gewöhnlich Nachmittags eine Gesellschaft zusammen, die ganz das Vertrauliche eines geschlossenen Klubs hatte; doch vereinigte kein andres Band, als die freundschaftlichste Herzlichkeit, die sonst in Denkart und Ansichten sehr verschiedenen Theilnehmer. Hieher nahm mein Vater mich gewöhnlich mit, und es gefiel mir unter den Leuten von altem Schrot und Korn recht gut; doch eilte ich immer bald hinaus, um lieber im Freien, hinter schützendem Geländer, dem großartigen Hafengewühl zuzusehen, das vor mir in verwirrendem Gedränge sich bewegte. Es war damals die glänzendste Zeit der hamburgischen Schiffahrt. Die größten Seeschiffe aus Ost- und Westindien, vom Kap und aus Nordamerika, aus Spanien, Portugal und Neapel, aus der Levante und dem Norden, am häufigsten aber aus England, Holland und Frankreich, zogen dicht vor mir vorüber, dazwischen hochbeladene Ewer, welche die gelöschten Waaren in die Speicher schafften, und Ueberfahrtsboote mit Einem Ruder, kleine Kähne mit Zufuhr von Tagesbedürfnissen, alles im engsten Raume zwischen einander, oft stockend, unter Geschrei und Streit in allen Sprachen, dann doch wieder alles entwirrt und in Gang, und mit Kraft und Eile seinem Ziele zusteuernd. Wie oft schien mir ein schwaches Boot, zwischen zwei ungeheuern, gegen einander schwankenden Schiffen sich einklemmend, schon verloren, das gleich darauf aus der fürchterlichen Enge doch unzerquetscht hervorschlüpfte, und munter seinen Weg fortsetzte! Ich habe die glücklichsten Nachmittagsstunden bei diesem Hafenschauspiel erlebt, und wenn ich erwäge, was alles diese Bilder und Eindrücke in mir geweckt, zu wie vielem Verständniß und Nachdenken sie mich geleitet, so muß ich diese ergötzlichsten Stunden auch zu den mir fruchtbarsten jener Zeiten rechnen.

Kam ich dann, erfüllt von diesem großartigen, bei aller Wiederholung doch immer auch neuen Schauspiele zur Gesellschaft zurück, so brauchte ich nur hinzuhören, um aus zufälligen Aeußerungen manchen willkommenen Aufschluß über die mir wichtig gewordenen Gegenstände zu empfangen, über Ausrüstung und Führung der Schiffe, Kaperei, Seerecht, Bezug und Verschleiß der Waaren, und was sonst den Weltverkehr und seine Hülfsmittel anging. Auch Geschichten kamen häufig vor, glückliche und unglückliche Abentheuer, Gefahren zur See, merkwürdige Gewinnste, seltsame Verluste; denn fast alles, was gesprochen wurde, hielt sich an das thätig-wirksame Leben, wobei die Staatssachen und der Krieg natürlich nicht im Hintergrunde standen. Einen besondern Gewinn zog ich aus diesen Unterhaltungen auch durch die Kenntniß, die ich von der hamburgischen Verfassung allmählig erhielt. Hätte ich diese Kenntniß aus Büchern schöpfen sollen, so würde sie mir reizlos und mühsam gewesen sein, wie die der Verfassungen von Athen und Sparta, mit denen ich mich schon hatte plagen müssen; aber im lebendigen Verhandeln, im streitenden Auseinandersetzen und Folgern, bei oft lange schwebender Zweifelhaftigkeit des Ergebnisses, empfing die Sache eine dramatische Spannung, an der auch ein Knabe mit Eifer Theil nehmen konnte. Ein besondrer Reiz lag in der Behauptung, daß auch die französischen Konstitutionsarbeiten oft nahe mit den hamburgischen Formen zusammenträfen, und diese letztern den Ruhm ansprechen dürften, der großen Nation ein durch Erfahrung bewährtes Muster gegeben zu haben. Die Verfassung der Stadt war überhaupt der Gegenstand, über welchen jeder Hamburger gern sprach; ihre letzte ganz demokratische Gestalt hatte sie im Jahre 1710 erhalten, und das Volk wußte recht gut, wie sehr es dabei im Vortheil stand. Schon durch Hausleute, Nachbarn, Mägde und Kinder auf bedeutsame Einzelheiten hingewiesen, war ich nun um so begieriger, zu einem Ueberblick des Ganzen aufzusteigen, der mir denn auch bald in genügender Klarheit vorlag. Als ich später die hamburgische Verfassung in Ludwig von Heß trefflicher Darstellung las, hatte ich das angenehme

Gefühl, alles Wesentliche schon aus lebendiger Mittheilung zu kennen, und nur weniges Erhebliche aus der Schrift hinzulernen zu dürfen. Von den Theilnehmern jenes Kreises sind mir noch viele markige Gestalten vollkommen gegenwärtig. Ich nenne einige Namen, an denen vielleicht hin und wieder noch ein Nachlebender sich freut. Ein Schiffsmakler Brödermann hatte neben seiner herzgewinnenden Biederkeit den durchdringendsten Scharfsinn, welche beide Eigenschaften in seinem unvergleichlichen Humor auf das glücklichste verwebt erschienen. Als eines überaus frohsinnigen, geistesregen und wohlthätigen Mannes erinnere ich mich des Kaufmanns Brüning, ferner des wunderlichen, zugleich streng- und weichmüthigen, in späterer Zeit mit Blücher befreundeten Weinhändlers Stintzing, sodann eines gewaltigen Schmiedemeisters, dessen Namen mir entfallen, nicht aber der Eindruck seiner Stentorstimme, mit der er sich leidenschaftlich für die Girondisten und diese für die edelsten Kerls erklärte, welche Frankreich je hervorgebracht habe! Unter Allen jedoch, mit denen ich meinen Vater in Verbindung sah, war mir niemand persönlich werther, als der gradsinnige, feingebildete und auch litterarisch unterrichtete Kaufmann Middeldorpf vom Rödingsmarkt, mit dessen Kindern ich bisweilen spielen durfte; und dann der spanische Konsul Kirchhof, von dem später noch die Rede sein wird.

Bei einem wackern Wirth auf dem Alten Steinwege war ein andrer Versammlungsort, der vorzugsweise den Abend in Anspruch nahm. Hier war größere Mischung, und auch ganz fremdartige Elemente fanden bisweilen Zugang. In einem Stadtwesen wie das hamburgische sind Ehre und Ansehn selten von äußerm Rang abhängig, sondern hauptsächlich durch die Wichtigkeit des Amtes und das Verdienst des damit Bekleideten bestimmt: daher fiel es nicht auf, daß ein Mann, der mit entschiedener Tüchtigkeit an der Spitze der Löschanstalten stand und in dieser Beziehung jeden Augenblick das Wohl und Wehe der Bürger in seiner Hand hatte, eines Ansehns und einer Achtung genoß, wie sie an andern Orten etwa einem sehr verdienten General gewidmet werden. Der Spritzenmeister Scharf, Lehrer und

Vorfahr des berühmten Repsold, war unter seinem beschei-
denen Titel in der That eine kriegsmännische Erscheinung,
eine grade und feste Gestalt, stets in Uniform, weil sein
Dienst eine stete Bereitschaft forderte; wenn er eintrat, rich-
teten sich alle Blicke auf ihn, und jederman bewies ihm
Hochachtung und Zuvorkommenheit. Gewöhnlich ernst und
schweigsam, hatte er doch, wenn er sprach, angenehm fließende
Rede, und man hörte nur Verständiges und Gütiges von
ihm. Er besaß gründliche Wissenschaften weit über seinen
Beruf hinaus, und seine Urtheile hatten festen Boden und
Halt. Ich hing diesem Manne, der auch seinerseits mir
besonders freundlich war, mit größter Neigung an, und
wenn zwischen ihm und meinem Vater, wie öfters geschah,
streitige Meinungen verhandelt wurden, stand ich meist ins-
geheim auf seiner Seite, was bei keinem Andern mir je be-
gegnete. Ich erinnere mich, daß einst, bei plötzlichem Feuer-
lärm und hereinstürzenden Schreckensnachrichten, als der
Mann in größter Fassung aufstand, den Degen umschnallte,
nach Hut und Stock griff, und zum Orte der Gefahr hin-
eilte, die stille Entschlossenheit seines raschen Thuns mich mit
Ehrfurcht durchschauerte, und ich mit den Andern für ihn
die lebhafteste Besorgniß fühlte, denn es war allgemein be-
kannt, daß er sich nicht schonte, und wenn er nicht in seinem
Beruf umgekommen ist, wie der unvergeßliche Repsold, so
war wenigstens die Gelegenheit dazu von seiner Seite nie
gemieden worden.

Auch in diesem Kreise war die Vorliebe für die Fran-
zosen überwiegend, und ihre Fortschritte wurden mit Beifall
vernommen. Die entgegengesetzte Meinung hatte aber auch
ihre Vertreter, und durfte sich beliebig aussprechen, besonders
fand Englands Interesse und Pitt's Verwaltung beredte Ver-
theidiger. Als heftigster Widersacher alles Neuen und strenger
Anhänger alter Satzungen machte sich der Lizenziat Albrecht
Wittenberg geltend, ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen
und unermüdeter Vielthuerei, der alle Leute zum Lesen aufregte
und sie auch mit Büchern versorgte, ein erschrecklicher Ver-
standesmann, ein cholerischer, polternder Böttiger, wenn man
die Vergleichung erlauben will. Früher hatte er sich auch

in der Litteratur bemerkbar gemacht, Zeitschriften herausgegeben, mit Goeze gegen Lessing Parthei genommen, das hamburgische Theater kritisirt, die französischen Regeln des Drama's vertheidigt, und Shakspeare's und Goethe's Stücke als geschmackswidrig verworfen. Sein unwilliges Toben war den Andern ergötzlich, und man ließ ihn daher gewähren; er aber verlangte heftigeren Widerspruch, und ging bald an andre Orte, wo er solchen besser zu finden hoffte. Mir war er nicht zuwider, obgleich mein Sinn seinen Worten nie zustimmen konnte.

Im Gegensatze gedenk' ich eines Buchdruckers, der, trotz seines lauten Eifers für die Freiheit und aller schmeichlerischen Ergebenheit für meinen Vater, mir stets den entschiedensten Widerwillen einflößte. Er zwang mich, ihn für bös und tückisch zu halten, und in der That glaube ich noch, daß er jeden Augenblick bereit gewesen wäre, in der Rolle seiner Pariser Vorbilder, der blutgierigsten Jakobiner, aufzutreten. Hart gegen die Seinigen, heimlichen Lüsten ergeben, treulos gegen jederman, wie er späterhin erkannt wurde, hatte er freilich mit jenen schon Vieles gemein. Wohl dem Gemeinwesen, wo solche Anlagen unentwickelt im Dunkel bleiben! denn daß es überall solche Käuze giebt, müssen wir wohl leider annehmen. —

Als besondre Ausnahme, vielleicht einzige damals in Hamburg, hatte auch ein Jude den Zutritt in den ehrbaren Bürgerkreis erlangt; dies war der Juwelier Heckscher, der nachmals in Leipzig während der Messe schrecklich ermordet wurde. Der redliche, kluge Mann fand auf dem bedenklichen Boden, den er betrat, leidliche Duldung und sogar Anerkennung. Einige Vorurtheilsvolle verwunderten sich wohl im Stillen, und mochten heimlich denken, es gehöre sich nicht, daß ein Jude in ihre Gesellschaften käme; allein sie hätten doch um keinen Preis den guten Anschein, der hiebei auf ihre Aufklärung fiel, durch offnen Widerspruch verlieren wollen. Heckscher selbst übrigens befestigte durch ein bescheidenes und haltungsvolles Benehmen das zarte Verhältniß bestens. Die nach dieser Seite hin ausgeübte Duldsamkeit wurde dagegen nach einer andern hartnäckig verweigert: kein

Emigrant wurde zugelassen; der Wirth hatte zu viel von ihrem Uebermuthe gelitten und wollte nichts mehr mit ihnen zu thun haben.

Diese Unglücklichen schifften damals grade schaarenweise nach England hinüber, um dort an der kriegerischen Unternehmung gegen die Küsten der Bretagne Theil zu nehmen, zu der in den englischen Häfen eifrige Rüstungen geschahen. Man hat späterhin oft gesagt, das englische Ministerium habe dabei nur die Absicht gehabt, sich der theuern und nutzlosen Soldbezieher auf die kürzeste Art zu entledigen, und die hülflosen Emigrirten seien freventlich dem gewissen Tod überliefert worden. Dergleichen Verläumdung konnte bei mir nie Glauben finden; denn ich habe es selbst erlebt, daß jederman den Untergang als unfehlbar vorhersagte, außer den Emigrirten selbst, die in thörichter Verblendung auf den größten Erfolg rechneten, und immer sagten, ihre Anführer brauchten nur den Boden von Frankreich zu betreten, und gleich würden Hunderttausende den royalistischen Fahnen zuströmen; ja sie beschuldigten England, daß es zögere die geringen Mittel darzuleihen, die man von ihm verlange, nämlich Schiffe und Waffen, denn andre Hülfe sei nicht nöthig. Mein Vater selbst redete einigen Emigrirten, die ihm besonders leid thaten, ernstlich ab, und hielt ihnen das Geschick, welches ihrer harrte, düster vor Augen; allein sie wollten keine Vorstellungen hören, sie eilten nur, um bei den Ehren und Vortheilen, die sie als gewiß ansahen, nicht zu kurz zu kommen, und fürchteten bloß, Andre möchten vor ihnen das Beste weggenommen haben. In diesem Wahne segelten sie nach England, und von da nach Quiberon. Am Ende des Juni geschah die Landung, am Ende des Juli war alles vorbei. Ein Theil der Gelandeten war im kurzen Kampfe gefallen, eine große Zahl gefangen und in Folge kriegsrechtlichen Verfahrens erschossen worden. Vor kurzem hatten wir diese Menschen noch gesehen, waffenfreudig, vertrauensvoll auf ihre Sache und auf sich selbst; wir kannten viele von ihnen mit Namen, einige durch täglichen Umgang, und nach wenigen Wochen sahen wir die Zeitungen von ihrem Unglück angefüllt, von ihrem Todeskampf,

ihrer Hinrichtung. Es war ein schaudervolles, trostloses Gefühl, das auch ihre sonstigen Gegner hiebei befangen mußte.

Eine traurige Zeit begann für mich mit dem Eintritt des Winters; ich verlebte ihn höchst einsam, weil mein Vater bei zerstreuender Thätigkeit mich weniger unter seinen Augen haben konnte, und viel besser fand, daß ich ganz allein bliebe, als in unzuverlässiger Gesellschaft irgendwie sittlichem Schaden ausgesetzt würde. Ein paar Theaterabende, an denen ich mit bewunderndem Entzücken den großen Schröder in Heldenrollen sah, sind aus dieser Zeit die hellsten Punkte meiner Erinnerung. Auch einige traurige Sonntage, in dem Hause eines Bekannten auf dem Gertrudenkirchhofe, wurden mir als Vergnügen angerechnet; ich sah mit einem jüngern Kinde des Hauses den Begräbnissen zu, die dort häufig Statt fanden, und die Unfreundlichkeit des Ortes wie der Jahreszeit ließ uns selten im Freien lange ausdauern. Munterer und behaglicher war es, den Schrittschuhläufern auf der Alster aus den Fenstern eines nahen Kaffeehauses zuzusehen, allein ich fühlte dabei stets die Pein, daß ich selber das lockende Eis nie betreten durfte. Nach solchen kurzen Ausflüchten kehrte immer schnell wieder eine lange Abgeschlossenheit zurück.

Der Frühling jedoch brachte endlich eine erfreulichere Lebensweise wieder. Wir bezogen eine Wohnung in der Gorttwiete nächst dem Hopfenmarkt, und hier, in der Mitte der Stadt, wurde Alles heiterer und geselliger. In seinem Beruf und auch zur Lust wanderte mein Vater nun oft in die Umgegend hinaus, und auf solchen Wanderungen begleitete ich ihn fast immer. Wir waren häufig in Wandsbeck, wo mir Matthias Claudius bekannt wurde, von dessen Berühmtheit ich wohl gehört hatte, dem ich aber weiter keine Aufmerksamkeit schenkte, weil von den Possen und Lustigkeiten, die ich von Asmus erwarten zu dürfen glaubte, gar keine Spur zu sehen war. Ich kam hier auch öfters in ein Haus, wo der reiche Holländer Cappadoce wohnte und beinahe täglich die glänzendsten Gastmähler gab, derselbe, von dem einer seiner eifrigsten Tischgenossen, der berühmte

Rivarol, gesagt, er habe kein andres Gewissen als seinen Magen und bringe sein Leben zwischen der Angst um seine Gesundheit und den Wagnissen seiner Eßgelüste hin. Wenn sich nach aufgehobener Tafel der üppige Schwarm in den Garten ergoß, befand ich mich mitten in dem Getümmel der Fröhlichkeit und des Scherzes, hörte die Witzworte, die wie Blitze die Gesellschaft durchfuhren und schallendes Gelächter oder laute Bewunderung erregten, mir aber bedeutungslos waren, wie der Name Rivarol selbst, der mir damals ohnehin nur als ein hassenswerther hätte bekannt sein können. In Harvstehude war ich sehr befriedigt, Hagedorn's Andenken durch manche seiner Verse, die ich herzusagen wußte, ehren zu können. In Poppenbüttel, höher hinauf an der Alster herrlich gelegen, brachte ich glückliche Tage in freiem, bewegten Landleben zu, während eine gefährliche Kranke meinen Vater dort festhielt. So wurde auch Eppendorf und Eimsbüttel, nach der Elbe hin Slavshof und der Garten von Köller-Banner — später Rainville —, Ottensen, wo das Grabmal von Klopstock's Meta nicht unbeachtet blieb, sodann Neumühlen, das herrlich gelegene Landhaus des Syndikus Sieveking, und in Nienstädten der Wohnsitz eines Herrn Lecke besucht, wo ich als zehnjähriger Knabe die Bekanntschaft des holländischen Gesandtschaftssekretairs Reinhold machte, der in späterer Zeit einer meiner liebsten und zuverlässigsten Freunde werden sollte.

Gutmüthige Nachbarn, welchen mein Vater mich um so lieber anvertraute, als sie fast ohne Streben nach sogenannter Bildung in stiller Frömmigkeit und redlichem Bürgersinn dahinlebten, gewährten mir, auch wenn ich zu Hause war, einen erwünschten Anhalt. Ich lernte durch sie neue Seiten des Lebens und der Einrichtungen im Hamburg kennen. Sie bestanden darauf, ich sollte mit ihnen die Vierlande besuchen, eine Elbfahrt nach Blankenese machen. Sie lenkten meine Aufmerksamkeit auf die Kirchen und sonstigen öffentlichen Gebäude, — unter denen die sogenannte Roggenkiste mir schauerlich, wie eine zu stürmende Bastille vorkam, — besonders aber auf die neue Michaeliskirche, deren die Hamburger sich um so stolzer freuten, als auch der Baumeister Sonnin, der

den prächtigen Thurm so hoch emporgeführt, ein geborner Hamburger war. Die Feuersbrunst, welche den alten Thurm verzehrt hatte, und die wiederholten Angriffsversuche der Dänen gegen die Stadt, waren die beiden Hauptereignisse, von welchen das Gedächtniß der alten Leute am liebsten und häufigsten überwallte. Im Ganzen genoß ich jetzt größere Freiheit und durfte auch ohne Begleitung mich in der Stadt umsehen. Mit der nächsten Umgebung wurde ich bald vertraut. Abends, wenn ich meine Lern- und Lesestunden beendigt hatte, streifte ich über den Hopfenmarkt, wo die reichsten Obstkräme waren und ich mir für ein Billiges die schönsten Früchte erhandelte, durch die Bohnenstraße, die Neueburg, bis zum Rathhaus und zur Börse, wo mir überall Merkwürdiges zu sehen und zu beobachten war. Eine der stärksten Anziehungen jedoch hatte ich ganz in der Nähe, auf dem Nikolaikirchhofe. Hier war ein Nebeneingang zur Kirche, der an Wochentagen immer geschlossen war; aber ein geräumiger Vorplatz stand offen, denn hier, nach der eifrigen Weise der Hamburger, Raum zu ersparen und zu benutzen, hatte sich eine Leihbibliothek eingemiethet, für eine mäßige Abfindung mit dem Küster war diese Gunst harmlos nachgesehen worden. Da befand sich denn ausgestellt, was nur mein Herz begehrte, Ritter- und Geistergeschichten, Räuberromane, Liebesabentheuer, Robinsone und Wundermärchen aller Art. Ich hatte daheim Bücher genug, und las viel und gern darin, aber solche Bücher, wie die bezeichneten, fehlten mir ganz und gar. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, und verschaffte mir den erwünschten, und leider auch verbotenen Genuß! Denn hatte mein Vater auch nicht den ihm fast undenkbaren Fall ausdrücklich untersagt, so wußte ich doch zu gut, daß er eine solche Leserei nicht gestatten würde. Ich las also heimlich, mit allem Eifer und aller Spannung eines jugendlichen Sinnes, und fühlte mich glücklich in dem phantastischen Leben, das neben dem wirklichen so zauberisch mir aufstieg. Ich gewann, dazu schon alt genug mich dünkend, die Eindrücke meiner Kindheit wieder, der schönen Zeiten, wo ich täglich das Theater besuchte, und gleichgültig den armen Tag hinnahm,

10*

weil der Abend mich unfehlbar zu den Schätzen der Einbildungskraft entführte. War eine Geschichte abgebrochen, etwa der zweite Theil nicht vorräthig, so empfand ich die lebhafteste Unruhe, und konnte mich gar nicht zufrieden geben, als mein Lesen wirklich zum Schlusse kam, bevor ich den einiger angefangenen Romane erlangt hatte! Noch lange Zeit nachher hafteten die Titel verdrießlich mahnend in meinem Gedächtniß, und das Unglück wollte, daß sie sonst mir nie mehr vorkamen, denn höher stehende Leihbibliotheken hielten schon auf bessere Auswahl. Erst zwanzig Jahre später, in Böhmen, wo durch Zufall solcher Schund noch unverzehrt lag, konnte ich dem unvergessenen Anfang eines solchen Buches den unbekannten Schluß endlich anreihen, und ich gestehe, daß ich mir diese Genugthuung nicht versagte. Hier konnt' ich denn einsehen, welch zauberische Macht die Phantasie ist; sie verwandelt das Gemeinste in Kostbarkeiten; die meinige hatte aus erbärmlichsten Stoffen ihre Nahrung gezogen; daß aber schwarze Kühe auch weiße Milch geben, ist ein guter Spruch. Wirklich kann ich nicht sagen, daß diese wüste Leserei, welche nach einem Vierteljahr mit ihrer Entdeckung endete, mir im geringsten geschadet hätte; ich erkannte das Schlechte nicht als solches, und verzehrte, umgekehrt von Tischbein's Esel, der die Ananas für Distel frißt, die Distel für Ananas. Aus eigener Erfahrung muß ich Rousseau'n beistimmen, daß, wer durch schlechte Bücher verdorben wird, schon vorher verdorben war. Mein Fleiß im Lernen hatte durchaus nicht gelitten, im Gegentheil ging mir alles leichter von der Hand, weil ich stets ein Vergnügen in Aussicht hatte, und im Bewußtsein hiebei doch Tadel zu verdienen, nicht auch in andrer Richtung mir Vorwürfe häufen wollte.

Während ich in Hamburg dieser Lesewuth nachhing, war meine Schwester von einer ähnlichen Ereiferung in Straßburg ergriffen, nur war dabei bessere Wahl und keine Heimlichkeit. Uns in dieser Zeit einander fern zu sein, des geschwisterlichen Vertrauens und der innigen Mittheilung zu entbehren, empfanden wir beiderseits als einen wahren Schmerz, der uns das Mißgeschick, unsre Jugendjahre getrennt zu ver-

leben, unaufhörlich vorhielt. Wir liebten uns zärtlich, und hatten als so junge Kinder, ohne daß eine Verabredung deßhalb geschehen war oder eine äußere Anmahnung Statt fand, immer nur unser Wiedersehen zum Augenmerk, und wollten alles inzwischen Erlebte fest im Gedächtnisse bewahren, bloß um der künftigen treuen Erzählung willen. Daß ein solcher Vorsatz gleichmäßig auf jeder Seite, ohne Wissen des andern, als ein geheimer Lebensreiz bestanden und gewirkt, erfuhren wir selbst erst bei später wirklich erfolgtem Zusammenkommen, wozu sich die Aussicht endlich eröffnete.

Eines Tages nämlich überraschte mich mein Vater durch die beglückende Nachricht, daß meine Mutter und Schwester, von denen ich nun schon jahrelang getrennt lebte, und die stets der Gegenstand meiner heißesten Sehnsucht waren, nunmehr Straßburg verlassen und zu uns nach Hamburg kommen würden! Mir ging das Herz auf, und ich sah einem neuen Leben entgegen. Leider jedoch dauerten die widrigen Umstände, welche sie so lange dort zurückgehalten hatten, und in denen die Revolution und der Krieg stark mitzählten, noch weit länger fort, als wir gerechnet hatten. Es verging noch ein volles Jahr, bevor unsre Wiedervereinigung erfolgen konnte, und dieses Jahr lieferte die Keime mancher Entwicklung.

Ein wiederholter Aufenthalt in Poppenbüttel, wo mein Vater ab und zu einsprach, und ich in der Familie Basse wohl aufgehoben war, brachte mir, neben dem Genusse froher, kräftigender Tage, auch noch besondern Gewinn. Ein Engländer war in dem gastfreien Hause eingekehrt, ein Handelsfreund, wie es schien, der durch sein Geschäftsverhältniß, noch mehr aber durch seine Persönlichkeit, in großem Ansehen stand. Er führte einen Atlas vortrefflicher Reisekarten mit sich, deren Illuminirung er nach seiner Zuständigkeit angeordnet hatte; so waren z. B. alle Reisewege, die er je gemacht, in rothen Linien angemerkt, und Abbildungen von Gegenden, Trachten und andern Merkwürdigkeiten lagen beigefügt. Bereitwillig wurde mir dieser

anlockende bunte Bilderschatz eröffnet, und meine Neugier auch durch Erzählung angeregt; der ernste, gutmüthige und in der ländlichen Muße nach Thätigkeit umschauende Mann fand eine Befriedigung darin, dem Knaben nützlich zu sein, den er ohnehin zu wenig beschäftigt glaubte. War mir bisher der Unterricht in der Geographie, den ich gelegentlich von dem Vater bekommen, nur ein todtes Wortgewirr und auch das Betrachten der Landkarten wenig ergötzlich gewesen, so zeigte sich mir derselbe Gegenstand nun plötzlich belebt und ansprechend. Die bunten Blätter zu sehen und die fremden Namen zu hören, mit jemanden zur Seite, der sich rühmen konnte, diese Meere beschifft, diese Länder und Städte besucht zu haben, z. B. Westindien, das Vorgebirge der guten Hoffnung und auch wieder Stockholm und St. Petersburg, und der durch einzelne, treffende Züge die Einbildungskraft unmittelbar dorthin versetzte, das war allerdings ein Reiz, der meinen Eifer mächtig spornen mußte. Ich machte bald Fortschritte, welche meinen Vater überraschten, er wollte, nachdem der Engländer abgereist, auf dem so gut gelegten Grunde weiter bauen, schaffte mir nach und nach einen großen Vorrath Homann'scher Spezialkarten an, erklärte dieselben in raschen Ueberblicken, und verwies mich für das Genauere auf das Handbuch von Fabri. Da saß ich denn wohl stundenlang mit bestem Willen vor Buch und Karte, suchte mir Niedersachsen oder Baiern einzuprägen, und wenn die Namen und Gestalten endlich einigermaßen in meinem Gedächtnisse hafteten, so fand ich mit Verwunderung und Mißmuth, daß ich eigentlich nichts daran hatte, und suchte vergebens einiges Leben für diese Umrisse. Mein Engländer fehlte mir, mein Vater konnte ihn nicht ersetzen, und wollte es auch nicht, denn sein Grundsatz war, bei allem Unterrichte sei es genug, daß man die Anleitung empfange, alles Weitergehen sei dem Selbsteifer zu überlassen, und nur von diesem zu fordern. So weit nun Reisebeschreibungen mir aushalfen, ging es noch leidlich; aber da diese nur spärlich, und ohne Wahl und Folge, nach bloßem Zufall an mich gelangten, so reichte dieses Mittel nicht weit. Eine starke Sammlung aus dem Holländischen übersetzter Reisen, auch

die Geschichte der vornehmsten Seehelden, las ich mit großer Begier, nur fehlte mir auch hier allzu oft das rechte Verständniß; ferner las ich wiederholt eine ältere Reise in die Krim, in deren Schilderung freier Tataren ich mich so hineinlebte, daß ich sie nachahmend wieder hervorzubilden strebte. Doch das blieb alles Einzelwerk, und verband und ergänzte sich nicht. Daß ich über Deutschland und Italien lateinische Itineraria, über Frankreich ein solch französisches, die grade zur Hand waren, und Zustände früherer Jahrhunderte schilderten, lesen sollte, war zu viel verlangt, ich begnügte mich, die eingehefteten Bilder anzusehen, und auch die waren mir schon zu schlecht. So ging denn der frische Anlauf eines reichen und versprechenden Studiums bald in ein dürftiges Aufnehmen trockner Notizen über.

Doch war mir in dieser Richtung noch eine Ergötzung zugedacht, die ich nicht unerwähnt lassen kann. Ebenfalls in Poppenbüttel, bei dem Münzmeister Lüders, in dessen Hause ich nicht weniger heimisch war, als bei Basse, fand sich eine artige Büchersammlung, und eines Tages fiel mir eine Reisebeschreibung mit Bildern in die Hände, von der ich mir viel Unterhaltung versprach. Der Hausherr fragte meinen Vater, und dieser bewilligte spöttisch, daß mir das Buch gegeben würde. Ich eilte mit meiner Beute in eine dichte Schattenlaube, und begann zu lesen. Viel Wunderbares und Abentheuerliches hatte ich bisher in solchen Büchern gefunden, auch Zweifelhaftes und durch spätere Erkenntniß längst Verworfenes, ich wußte, daß nicht alles zu glauben sei, was erzählt wurde. Aber hier traf ich die seltsamsten, nach meiner Fassungskraft nicht unmöglichen, doch der Ueberlegung ganz unglaublichen Geschichten in ruhiger Natürlichkeit so einfach und schlicht erzählt, daß die unbefangene Aufrichtigkeit des Erzählers in demselben Grade mein Zutrauen gewann, als der Inhalt des Erzählten mir Staunen und Zweifel weckte. Ich vermochte diesen Zwiespalt allein nicht zu überwinden, und nachdem ich lange mit mir gekämpft, ging ich erregt und verwirrt aus meiner Laube hervor, und fragte bekümmert meinen Vater, ob denn das, was in dem Buche stehe, wahr sein könne? Das

Lachen, welches ich verursachte, klärte mich vollständig auf, es hätte der hinzugefügten Worte nicht erst bedurft, ich schämte mich und freute mich, denn ich wollte nicht glauben, und hatte mich geängstet, ich würde sollen; nun dieser Last ledig, las ich mit erhöhtem Wohlgefallen weiter, mit dem Stolz eines Losgesprochenen, der die verlornen Wunder gern für die gewonnene Einsicht hingiebt; das hübsche Buch wurde mir, da ich es so sehr goutirte, nun gar geschenkt, und „des Herrn von Münchhausen abentheuerliche Reisen zu Wasser und zu Lande“ blieben mir lange ein Lieblingsbuch, von dessen verführerischem Vortrage ich mich noch oft gern bethören ließ; denn die Sprache klingt so harmlos, daß man unwillkürlich immer wieder in das Glauben wie in eine Schläfrigkeit einnickt, aus der man sogleich doch wieder lachend sich aufrichtet. Das kleine Buch ist in der That ein Meisterstück deutscher Satire, den alten, in ihrem Latein grade ächt deutschen „Briefen der dunklen Männer“ und den „Reisen des Herrn von Schelmufsky“ beizugesellen, mit welchen Schriften es neben der großen Wirkung auch den zweifelhaften, nicht ganz ausgemachten Ursprung gemein hat; denn man hat zwar in neuerer Zeit Lichtenberg als Verfasser genannt, aber doch nicht als alleinigen, und so würdig hier sein Geist und seine Feder sich zur Autorschaft bekennen dürften, so steht doch diese noch gar nicht fest. Ist aber die unvergleichliche Einkleidung von Lichtenberg, so hat er doch den Stoff schon vorgefunden. Denn um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gab es wirklich einen Herrn von Münchhausen, der seinen Humor darein setzte, unglaubliche Jagdabentheuer zu erzählen, so wie die Aufschneidereien der Reisebeschreiber zu verspotten, und der hiezu in Person ihre Rolle zu spielen unternahm; stundenlang saß der bejahrte hannöversche Edelmann in der Allee zu Pyrmont, und hielt den Zuhörern, die sich um ihn versammelten, die ausführlichsten Erzählungen von seinen Fährlichkeiten und Abentheuern, wobei, wie ausschweifend und toll seine Mittheilungen auch werden mochten, doch sein treuherziges Aussehen und sein ruhiger trockner Ton sich nie veränderten. Ich habe in Hamburg alte Leute gesprochen, die in Pyrmont

den wunderlichen Erzähler in all seiner Herrlichkeit noch gesehen hatten.

Wir besuchten von Poppenbüttel auch Jersbeck und das entferntere Oldesloe, wo die Salzwerke meine Wißbegierde sehr anregten. Ein besondrer Vorfall, der sich hier mit mir ereignete, wirkte auf meine folgenden Jahre sehr unerwünscht. Bei meinem Vater hatte sich die Meinung festgesetzt, ich sei in körperlichen Dingen leichtsinnig, und er hatte in dieser Voraussetzung bisher eifrig gewacht, mich vor Gefahr und Beschädigung zu hüten. Unter seinen Augen durfte ich manches wagen, desto weniger aber in seiner Abwesenheit, warnende Beispiele und strenge Verbote schreckten mich genugsam. Das Baden im Flusse fand häufig Statt, aber nie kam es zum gefährlichen Schwimmenlernen; eben so wurde mir das Spielen mit Feuergewehr untersagt, und von Pferden hatte ich mich fern zu halten. Der jugendliche Trieb indeß war schwer zu bändigen. Auf einer schönen Wiese bei Oldesloe wurden muntre Pferde besichtigt, man setzte mich auf eines, das eben an der Halfter vorbeigeführt wurde, und ich vergaß die Warnung meines Vaters, der sich etwas abgewendet hatte. Kaum saß ich im Sattel, so wünschte ich allein zu reiten, riß unvermuthet dem Führer die Halfter aus der Hand, und das Pferd, erschreckt durch die Bewegung, sprang mit mir fort. Im Nu war ich über die Wiese in ein dichtes Gehölz verschwunden, und ich konnte hier allerdings übel fahren. Mein Vater war eben wieder herzugetreten, sah mich verschwinden und befürchtete das Aeußerste. Jedoch das Pferd war in das Dickicht kaum eingedrungen, so sah es sich nach den Gefährten um, und da diese nicht nachfolgten, so kehrte es gleich in muntrem Trabe zu ihnen zurück. Mir war nichts geschehen, und ich wäre vergnügt gewesen, hätte ich nicht die finstre Miene meines Vaters erblickt. Ich wurde zwar nicht gescholten, aber das Schweigen war mir härter als Strafworte, und ich konnte mir nun selbst sagen, daß jetzt um so weniger für mich vom Reiten die Rede sein würde.

Einer andern Vorsicht meines Vaters wurde in dieser Zeit ebenfalls übel mitgespielt. Ich durfte keine Bekannt=

schaften machen, noch Umgang und Gespräche mit Leuten haben, die er nicht vorher gut geheißen hatte. Auf die Art der Menschen kam es ihm nicht so sehr an, als darauf, daß ich sie durch ihn im rechten Lichte sehen sollte. So nahm er mich ohne Bedenken zu einem Düsseldorfer Landsmann öfters mit, der auf dem Winserbaume gefangen saß, und den er als Arzt besuchte. Der Mann hieß Sassen, und war mir noch von Düsseldorf her vollkommen erinnerlich; er hatte ein schönes, heitres Gesicht, ein gefälliges, vornehmes Betragen, eine gewinnende Liebenswürdigkeit und große Anmuth der Rede. Seine Geistesgaben waren nicht gering, seine praktischen Kenntnisse und Talente außerordentlich. Er hielt es für erlaubt, von seinen Fähigkeiten jeden Vortheil zu ziehen, und steckte grade jetzt in einem bedenklichen Handel, zu welchem er sich von Engländern hatte bereden lassen, und der zu einer schlimmen Strafe führen konnte, es galt nämlich eine große Schwindelei, die sich nach Westindien und den vereinigten Staaten erstreckte, und durch einen Zufall entdeckt worden war. Sassen's Mitthätigkeit bei der Sache war erwiesen, aber nicht seine Mitwissenschaft um den Betrug; die hamburgische Behörde neigte sich dahin, ihn für unschuldig zu halten, der die Untersuchung als Prätor leitende Senator Adami war ganz für ihn eingenommen, und hatte ihm, als einem Manne von guter Herkunft und Bildung, die gelinde Haft überaus erleichtert. Wir brachten bei Sassen einige vergnügliche Abende zu, sein Erzählen, sein Witz und Scherz unterhielten auch den Knaben, und die ausgesuchteste Bewirthung fehlte nie. Er war gar nicht beunruhigt, und seine Sache schien täglich ein besseres Ansehen zu gewinnen, der Prätor sprach schon von naher Freilassung; doch mußte der Gefangene andern Wind haben, und in einer dunklen Nacht wußte er seine Wächter einzuschläfern und entfloh. Am andern Morgen empfing der Prätor die unerwartete Botschaft, und fast in demselben Augenblicke liefen aus London neue Inzichten gegen den Entflohenen ein, und die Aufforderung, ihn schärfer zu verhören und jedenfalls seine Entweichung zu verhüten. Die Bedrängniß war groß. Der Prätor hoffte, vielleicht von

meinem Vater etwas zu erfahren, und sandte zu ihm. Dieser war schon ausgegangen, und der Bote fand nur mich; er sagte mir, Sassen sei die Nacht entsprungen, und als ich eine kindische Freude über das Geschehene nicht verhehlte, schoß jenem plötzlich der Gedanke durch den Sinn, mein Vater könne wohl gar von der Flucht gewußt haben, und dies durch mich an den Tag zu bringen sein; er meinte daher, ich solle ihm auf die Prätur folgen. Ich that es unbedenklich, und wurde eingeführt. Der Prätor schien verlegen, so weit hatte sein Auftrag sich nicht erstreckt; da ich aber einmal gekommen war, so begann er seine Fragen. Ein hamburgischer Senator flößte mir die größte Ehrerbietung ein, doch antwortete ich ohne Scheu. Als aber der beisitzende Schreiber aus mir herauslocken wollte, was ich von meines Vaters Verbindungen und Gängen etwa wisse, wo er den vorigen Abend zugebracht, wie spät er nach Hause gekommen, da versetzte ich dreist genug, das solle er meinen Vater selber fragen. Der Senator winkte, es sei genug; trocknete den Schweiß von der Stirn, und sagte mir begütigend, ich könne nun gehen. Als ich zur Prätur hinging, kam ich mir wichtig vor und fühlte mich fast geschmeichelt; auf dem Rückwege dünkten mich die Sachen ganz anders, ich fand, daß mit mir sehr obenhin verfahren worden. Mein Vater vernahm bei seinem Nachhausekommen erst durch mich die stattgehabte Flucht, so wie das mit mir vorgenommene Verhör; über den Verdacht und noch mehr über das unwürdige Verfahren höchst aufgebracht, schrieb er sogleich einen scharfen Brief an den Senator und forderte Genugthuung, und da ihm diese nicht wurde, so nahm er sie dadurch, daß er seinen Brief an vielen Orten vorlas und austheilte, zu welchem Behuf ich mehrfache Abschriften anfertigen mußte. Ich erlauschte durch Zufall, daß mein Vater mein Benehmen heimlich belobte, und die Meinung äußerte, ich habe mich über sein Erwarten selbstständig gezeigt; das hört' ich recht gern, glaubte damit aber nun auch von mancher Rücksicht freigesprochen zu sein, die mir doch nach wie vor gelten sollte.

Nicht grade als eine Besonderheit, sondern vielmehr als

ein allgemeines Vorkommniß, das aber jedem Einzelnen als eigne Erfahrung die persönlichste Wichtigkeit erhält, mag hier an diesen Jugendbildern zu betrachten sein, wie seltsam in der Entwicklung sich Reife und Unreife mischen. Man ist im Urtheil über Kinder gewöhnlich auf diese Ungleichheit nicht aufmerksam genug; die Richtungen bilden sich fast unabhängig von einander aus, erst in der Folge, bei schon erreichten Anhalt- und Ruhepunkten, wirken sie auf einander zurück. In mancher Beziehung ist die völlige Reife gleich mit dem ersten Schritt erlangt, in andrer will sie bei steter und naher Darbietung erst unbegreiflich spät erfolgen. Daß es mir so erging, merkt' ich früh an den Widersprüchen, in die ich mich gestellt sah. Ich hatte von manchen Dingen frühzeitig das klarste Verständniß, und fühlte mich darin den Erwachsenen ganz gleich, aber dicht daneben war mir alles dunkel, und ich stand weit hinter andern Knaben meines Alters zurück. Nahm man einen dieser Standpunkte allein, so that man mir gewiß Unrecht, die Reife der einen Seite war mit Unreife der andern verknüpft, und es mochte allerdings nicht immer leicht sein, die Linie der Entwickelung in ihren unberechenbaren Windungen genau zu verfolgen. Es giebt Punkte, auf denen ich seit meinem zehnten Jahre wenigen oder keinen neuen Ertrag mehr gewann, und andre, die erst in spätester Zeit ihre bewahrte Triebkraft kund gaben. Wie lange und weit in demselben Menschen Wissen und Nichtwissen, Erfahrung und Unschuld mit einander Hand in Hand gehen können, davon mag jedes hellere Bewußtsein Beispiele genug in sich finden.

Diese Ungleichheit der Entwickelung, am wichtigsten und unfaßbarsten in den Tiefen des Gemüths, tritt der Beobachtung schon näher, wo sie auf der Oberfläche der sogenannten Talente sich zeigt, und auch da wird sie noch oft verkannt und falsch behandelt. Freilich giebt es Fertigkeiten, welche unsrem Lebenszustande so herkömmlich und nöthig sind, daß man versucht sein darf, sie auch bei mangelnder Anlage einigermaßen zu erzwingen, und dies wird von Erziehung und Schule meist ausdrücklich verlangt. Allein dieser Zwang, wenn er den Menschen noch bilden, nicht un-

würdig opfern soll, muß ein Minimum bleiben, und gesunde Lebens- und Weltverhältnisse werden ihn stets beseitigen wollen. Was mir in dieser Art auferlegt war, konnte ich tragen, die Last war mir nicht zu groß; eher hätte ich klagen können, daß so vieles mir Gemäße nicht an mich kam. Das Lernen wurde mir nicht schwer, und kaum jemals zu viel, ich hätte dasselbe gern noch weiter ausgedehnt, und that immer freiwillig nebenher noch Andres, als mir aufgegeben war. Wenn auch die Gesammtheit meiner Anlagen eher einen andern Beruf, als den des Gelehrten, ansprechen wollte, so war dieser doch verträglich genug mit ihnen, und die Bahn, welche vor mir offen lag, reizte mich.

Eine wichtige Anregung empfing ich durch den Senator Kirchhof, zu dem mein Vater mich mitnahm. Der um das Gemeinwesen und die Wissenschaft hochverdiente Mann besaß eine schöne Naturaliensammlung und ein für jene Zeiten überaus reiches physikalisches Kabinet. Er war eigentlich Kaufmann, aber von jeher mit ernstem Eifer den Naturstudien ergeben, und wußte seine Kenntnisse auch gemeinnützig wieder anzuwenden; von Zeit zu Zeit hielt er für gewählte Gäste Vorträge über Physik, die er durch die reinsten, nie mißlingenden Versuche begleitete, und angenehmer konnte kein Unterricht ertheilt werden. Er hatte mich in Gunst genommen, und noch mehr sein Sohn, der spanischer Konsul war, und bald mit meinem Vater enge Freundschaft knüpfte. Die schönen Globen und andren trefflichen Werkzeuge, mit großen Kosten aus England angeschafft, boten meinem Vater Gelegenheit, mir auch von astronomischen Dingen einige Vorkenntniß zu geben, für welche das von Kirchhof aus dem Englischen übersetzte Lehrbuch der Astronomie und auch Fontenelle's Entretiens sur la pluralité des mondes zur Erläuterung dienten.

Ohne daß ein bestimmter Ausspruch darüber bestanden, oder Neigung und Wahl besonderer Entscheidung bedurft hätten, galt stillschweigend für ausgemacht, daß ich dem Berufe meines Vaters folgen und Medizin studiren würde. Längst war ich daher gewöhnt, alles dahin Einschlagende auch mir für angehörig zu halten. Namen offizineller Kräuter

lernte ich auf Spazirgängen, und botanische Bücher lagen zur Hand. So war ich auch mit dem menschlichen Knochengerüste so weit vertraut, daß es mir kein Grauen einflößte, sondern seine verschiedenen Theile mir harmlos geläufig waren. Einige Leichenöffnungen, denen ich beiwohnte, benutzte mein Vater, mich auf anatomische Uebungen vorzubereiten, zu denen bald Gelegenheit sein sollte.

So mannigfache Gegenstände der Unterricht meines Vaters berührte, so war doch die große Hauptsache das Latein, und nach diesem das Französische. Die Grammatik von Lange wurde nach einiger Zeit mit der von Scheller, diese wieder mit der Bröder'schen vertauscht, ein Wechsel, der unläugbar zum Bessern fortschritt, aber auch immer wieder von vorn anzufangen nöthigte und mich eines festen Grundes lange entbehren ließ, bis ich diesen endlich in der Bröder'schen gewann, zu der ich eine wahre Liebe faßte. Von Gedike's Chrestomathie rückte ich schnell zu den römischen Autoren vor; Cornelius Nepos, Justinus und Julius Cäsar, so wie Cicero de officiis, beschäftigten mich abwechselnd, und nachdem ich eine Weile die Verwandlungen des Ovid gekostet, wagte mein Vater schon Virgil's Aeneis mit mir vorzunehmen. Dies überstieg allerdings meine Sprachkenntniß, aber meine Einbildungskraft und mein ästhetischer Sinn fanden reichen Genuß; ich schwelgte in den reizenden Schilderungen, in den bezeichnungsvollen Ausdrücken, in dem Wohlklange der Verse, und wurde nicht müde dies alles wiederholt zu betrachten und herzusagen. Für die Schriftsteller empfand ich eine persönliche Zuneigung, die bei den Dichtern zur Begeisterung stieg. Ich wollte von ihrem Leben wissen, von ihren übrigen Schriften, und ich konnte mich nicht zufrieden geben, daß ihre Werke nur so unvollständig auf uns gekommen waren. Zu den lateinischen Uebungen gehörte auch, daß ich meinem Vater Abends aus einem lateinischen Brevier die Psalmen vorlesen mußte, woran ich großes Gefallen und eine wahre Erbauung hatte, wie ich dies auch bei meinem Vater zu bemerken glaubte. Im Französischen las ich außer dem Telemach, bei welchem ich am längsten festgehalten wurde, die Geschichte Karl's des Zwölften von Voltaire,

die Geschichte des Himmels von Pluche, und Raynal's Werk über die Niederlassungen der Europäer in beiden Indien; auch diese Bücher gingen größtentheils über meinen Gesichtskreis hinaus, und fruchteten mir im Grunde weit weniger, als andere geringere Bücher gethan hätten; der Inhalt verschwand mir fast, und nur der Wellenschlag der Sprache rauschte durch meinen Sinn; ein ganzes Buch, die französische Uebersetzung von Gordon's Betrachtungen über den Tacitus, habe ich in bestimmten Stunden laut vorgelesen, ohne je auf den Sinn zu achten, ich hing im Lesen meinen Phantasieen nach, und mein Vater, der zuhörte, hielt meine äußerliche Hingebung für Aufmerksamkeit. Da indeß das Französische überall im Leben auf mich eindrang, auch immerfort Wörter, Redensarten, Regeln und Eigenheiten auswendig gelernt wurden, so machte ich leidliche Fortschritte. Das Französische dem Latein gleichzustellen, fiel mir gar nicht ein; jenes erschien mir gering gegen dieses, dem ich einen unendlichen Werth beilegte, einen Werth, der auch den römischen Autoren zu gute kam, denen, so wie den fern stehenden griechischen, ich die höchste Verehrung gläubig widmete.

Die eigentlichen Lern- und Arbeitsstunden waren nicht sehr gehäuft, es blieben noch freie genug übrig, und Spiel und Zerstreuung waren mir zu dürftig zugemessen, um sie auszufüllen. Ich sah mich auf's Lesen hingewiesen, und ergriff diese Ergänzung meines Lernens mit Eifer. Aus eignem Triebe macht' ich mir darin eine feste Folge; jedem Tage der Woche gab ich sein eignes Buch, oder seine Klasse von Büchern; Schröckh blieb mir für die Geschichte ein treuer Leiter, Fabri für die Geographie, die Campe'sche Erzählung der Entdeckung von Amerika und desselben kleine Reisebeschreibungen, zugleich aber auch des alten Sebastian Münster's Kosmographie und Adler's Beschreibung der Stadt Rom, gingen nebenher; in der Naturgeschichte verließ ich den kindischen Raff und hielt mich an Klügel, dessen Encyklopädie der Senator Kirchhof mir geschenkt hatte. Auch dem Buche von Knigge über den Umgang mit Menschen, das als ein weises und lehrreiches sehr empfohlen wurde, war ein Tag

bestimmt, und ich las die Vorschriften zu einem klugen Benehmen mit vielem Eifer, ohne dadurch eben klüger zu werden, aber auch ohne den geringsten Schaden, den man von der schwachen Moral wohl hätte fürchten können; als dieses Buch zu Ende war, kamen andre an die Reihe, denen gleicherweise die Förderung der Sittlichkeit und Menschenkenntniß obliegen sollte, Gellert's Vorlesungen und Rabener's Satiren gingen hier mit Alberti's Religionsunterricht, und sogar mit Labruyere's Karakteren und Mallebranche's Traité de morale zusammen! Ein Tag war auch für das Lesen der Luther'schen Bibel festgesetzt, und dieser war mir besonders angenehm; der Umfang des Buches, aber auch der große Reiz, den ich dafür empfand, bestimmten mich, dieses Lesen auch auf andre Tage auszudehnen, und binnen Jahresfrist hatte ich das Alte und Neue Testament, mit Ausnahme der Propheten und der Offenbarung, die historischen Schriften aber wiederholt durchgelesen. Meine Gemüthsstimmung war dabei eine höchst seltsame. Durch alles, was ich bisher gehört und erlebt, zur Kritik geneigt, übt' ich dieselbe gegen die Bibel mit aller Schärfe, und mein Vater hatte seine Freude, wenn ich meine selbstgefundenen Zweifel ihm lebhaft vortrug. Schon Adam's Fall wollte mir durchaus nicht als Schuld, sondern nur als ein Unglück erscheinen, gegen welches Gott ihn wohl besser hätte schützen können; daß aber Gott das Herz des Pharao verstockte und ihn dann für die Verstockung strafte, das dünkte mich zu ungerecht, als daß ich es hätte glauben mögen; überhaupt schien mir Lob und Tadel wunderlich vertheilt; Moses und Josua, David und Salomo, waren als Männer Gottes bezeichnet, und begingen Handlungen, die allem, was in unsrer Zeit als verbrecherisch oder unmenschlich verabscheut wurde, wenigstens gleichstanden, hingegen Milde und Großmuth wurden bestraft; in dieser Hinsicht war mir auch gleich das Neue Testament der thatsächliche Widerspruch des Alten, und mich dünkte, jenes müsse dieses abstoßen, und begriff nicht, wie so Entgegengesetztes in demselben Bande zusammengefaßt sein, als ein und derselbe Zug heiliger Schriften gelten sollte. Bei diesen kritischen Gefühlen war ich vollkommen unbefangen, mein Vater selbst

hatte und wollte keinen Einfluß dabei; es war mir nur um die Sache zu thun, und ich wünschte nur Verständniß. Allein ich merkte bald, daß ich dies durch niemanden empfangen würde; die Einen wollten einfältig alles nach dem Buchstaben festhalten, die Andern verwarfen alles mit Hohn und Spott; keines von beiden entsprach meinem Sinn, ich bedurfte einer Scheidung des Gemischten, für die im Einzelnen kein Rath zu finden war. Aber das Gemüth hatte unbewußt sie im Ganzen schon glücklich vollbracht! Zweifel und Glauben gingen friedlich zusammen, dieser war eines Kerns heiliger Wahrheit versichert, jener haftete an der mit ihr verwachsenen Schale, und es wäre über das Bedürfniß jugendlichen Sinnes hinaus gewesen, im Einzelnen auf jedem Punkte dies durchführen zu wollen. Mein Genuß im Lesen der Bibel war daher wenig getrübt, und im Allgemeinen um so größer, als hier an die Reize der Geschichte, der Heldendichtung und der Idylle sich das Gefühl einer Erhebung knüpfte, die von andern Büchern in solcher Kraft nicht ausging.

An der Bibel, mehr noch als durch sie, haben sich meine religiösen Ueberzeugungen entwickelt, und schon in jener Zeit entschieden festgesetzt, so daß die damals gewonnene Grundlage mir unter allen Schwankungen des Lebens und der Ansichten im Wesentlichen verbleiben konnte. Der Leser wird hier kein ausführliches Glaubensbekenntniß erwarten, und mir würde schwer sein, dasselbe zwischen den Klippen dogmatischer Bezeichnungen unverfälscht durchzusteuern; indeß kann die Gemeinde, zu der ich gehöre, dem kundigen Sinne längst nicht zweifelhaft sein; hat sie auch selber keinen konfessionellen Namen, so darf sie doch die edelsten und reinsten unsrer Zeit und Nation sich zum Ruhme rechnen. —

Im Frühjahr 1796 trafen endlich meine Mutter und Schwester glücklich in Hamburg ein. Als ich, von ihrer Ankunft benachrichtigt, nach dem Baumhaus eilte, schlug mir das Herz so heftig, daß ich stillstehen mußte. Mein Vater hatte sie dort schon empfangen, und ich umarmte wechselsweise bald ihn bald die Ankömmlinge. Die Zwischenzeit mehrerer Jahre

hatte uns einander nicht fremd gemacht, und in der ersten Viertelstunde war ich, besonders mit der Schwester, so traulich und bequem, als hätten wir nur kurze Zeit getrennt gelebt. Nun schienen mir alle Wünsche erreicht, und ich sah fortan nur Tage des Glücks und der Freude vor mir. Mein Vater hatte eine vorläufige Wohnung für Mutter und Schwester in der Johannisstraße gemiethet, von der unsrigen in der Gorttwiete nicht allzufern; die künftige gemeinsame in der Steinstraße war noch nicht frei geworden. Natürlich war ich nun vom Morgen bis zum Abend in der Johannisstraße, meine Bücher, meine Spielsachen, meine Kleider, alles bracht' ich dorthin, und wenn ich zum Schlafen doch endlich nach Hause mußte, kam der gewohnte Raum mir so fremd vor, als wär' ich im fremdesten Gasthofe. Als wir endlich zusammenwohnten, war meine Befriedigung vollständig. Mein Vater hatte in jener Zeit viel zu thun, und konnte sich wenig mit mir abgeben, daher auch mein Unterricht großentheils ruhte; die Mutter war mit häuslichen Dingen beschäftigt, und so konnten wir Geschwister ungestört unsres Wiedersehens froh sein. Daß meine Schwester etwas älter war, machte sich kaum noch bemerklich, denn ich war ihr an Größe schon gleich, und wie sie durch innre Entwickelung voraus war, so war ich es durch Erlerntes. Viele Wochen vergingen, und noch immer hatten wir reiche Erzählungen auszutauschen, von allem was uns in der langen Trennung begegnet war, was wir erlebt, erfahren, gelesen hatten, und nach Monaten noch fanden wir den Stoff nicht erschöpft, sondern immer noch allerlei nachzutragen, zu erläutern. Sehr sonderbar aber floß uns das Erlebte und das Gelesene völlig zusammen, die Gestalten der Wirklichkeit und die der Phantasie hatten sich in uns einander gleichgestellt, und die Auftritte der Jakobinerherrschaft in Straßburg gingen mit den Grausamkeiten des Cortes und Pizarro, die Bilder des Hafens von Hamburg und der Elbe mit denen der Abentheuer Robinson Krusoe's und der Insel Felsenburg in bestem Verein. Da ich die Schwester hatte, so bedurft' ich keines weitern Umganges, die wenige Bekanntschaft, die ich mit gleichaltrigen Knaben hatte, hörte von

selbst auf, und Spielgenossen, die sich etwa zudrängten, wurden uns nur lästig. Diese Stimmung der wechselseitigen Innigkeit wurde noch erhöht, als bei wieder regelmäßig angeordnetem Unterricht meine Schwester an einigen Zweigen desselben Theil nehmen mußte; ich lernte doppelt gern, was wir zusammen lernen konnten, und daß meine Schwester im Französischen so viel weiter war, spornte meinen Nacheifer. Nur als es mir doch nicht gelang, sie einzuholen, und ich darüber ein paarmal sehr beschämt wurde, konnt' ich mich einiges Verdrusses nicht erwehren, und so war ich auch betreten, daß ein dargebotener Unterricht im Blumenzeichnen nur ihr allein zu Theil wurde, und nicht auch mir; aber mein Mißbehagen fiel keineswegs auf sie, sondern nur auf den Lehrer, der in diesem keineswegs gleichgültigen Bezug unsre Gemeinschaft aufhob. Erst nach längerem Zusammenleben, und nachdem wir durch Austausch der Vergangenheit und tägliche Gewöhnung einander alles Fremde abgestreift und uns gleichsam zu einer Person eingelebt hatten, begannen wir auch nach außen wieder zu schauen, und den Zutritt von Genossen zu wünschen, die unsren einförmig werdenden Spielen und unsrem abgeschlossenen Lernen etwas frisches Leben zuführten. Allein dieser Wunsch mußte unerfüllt bleiben.

Im Gegentheil trat allmählich eine Wendung ein, welche für mich noch günstig genug scheinen konnte, für meine Schwester aber höchst betrübend war. Mein Vater hatte den größten Theil des Sommers hindurch seine Muße freudig dem erneuten Familienleben gewidmet, uns in der Stadt und Umgegend zu seinen Bekannten geführt, und auch die an der Alster, an der Elbe, und überhaupt in der Landschaft nah und fern ausgestreuten schönen Vergnügungsorte mit uns fleißig besucht. Es mochte dabei nicht immer die gehoffte Befriedigung Statt finden; meine Mutter, die nicht ohne einigen Anspruch war, mißfiel sich in dem hamburgischen Kaufmannswesen, dessen Reichthum, Glanz und Fülle freilich für unsre Verhältnisse erdrückend waren, und sie hielt sich von diesen Partieen öfters zurück, indem sie bald Kopfweh bald irgend andre Verhinderung angab. Meine Schwester

blieb dann meist bei der Mutter zu Hause, oft gern, bisweilen doch mit einigem Bedauern. Ich hingegen folgte dem Vater, der nun mit mir allein seine Ausflüge desto freier und weiter führte, so daß ich gewöhnlich von genossenen Vergnügungen erfüllt heimkehrte, und ermüdet kaum noch erzählen mochte, wie schön und herrlich es hergegangen. Am andern Morgen war ich dann wohl beeifert, und fragte theilnehmend, wie denn die Schwester den Nachmittag und Abend hingebracht? und wenn ich vernahm, wie sie neben der Mutter traurig dagesessen, jede ihr Buch vor sich oder ihr Strickzeug, und in das schöne Wetter hinausgesehen, das langsam dahingeronnen sei, so befiel mich tiefes Herzeleid. Die häufige Wiederholung stumpfte mein Gefühl nicht ab, und obwohl ich zu jung und leichtsinnig war, um nicht das mir zufallende Loos gern hinzunehmen, so blieb dabei doch stets mein Mitgefühl für die Schwester wach. Ich empörte mich gegen das Geschick, das uns so ungleich behandelte, mich täglich zu Lust und Freude rief, ihr hingegen Abgeschiedenheit und Langeweile beschied. Wir gingen zu Rath über diese traurige neue Lage, aber wir fanden keine Abhülfe; den Sinn des Vaters hätten wir allenfalls für uns gehabt, aber die Mutter wagten wir nicht anzugehen, sie würde in unsrer Kühnheit einen unverzeihlichen Tadel ihres Benehmens gesehen haben; sie fand es bequem zu Hause zu bleiben, und bei der Mutter zu sein sollte der Tochter stets genügen. Diese schien zuletzt resignirt, und dachte wohl, so sei es einmal in der Welt, ein Mädchen müsse entsagen, wo der Knabe froh genieße. Mich indeß verletzte die Ungerechtigkeit tief, ich wünschte lebhaft, sie meiner Schwester einst vergüten zu können, und es gewährte mir einen wohlthuenden frohen Eindruck, als ich mehrere Jahre später in Berlin nicht selten Beispiele sah, daß Frauen und Mädchen in der Familie nach der äußern Weltseite hin nicht zurückstanden, sondern wohl gar einer Vorhand genossen, bei welcher das häusliche Verhältniß keineswegs beeinträchtigt schien.

Die Nachricht, die uns von dem Tode der Großmutter zukam, betrübte uns tief, am meisten die Mutter und Schwester,

die noch auf der letzten Reise mehrere Tage in Mannheim bei ihr verweilt, und ihre liebevollen Gesinnungen vielfach empfunden hatten. Ihre Frömmigkeit und die Tröstungen der katholischen Kirche hatten sie bis zum letzten Augenblicke sanft getragen, und sie war freudig dahin geschieden. Sie hatte einen Theil ihres Vermögens frühzeitig der Kirche zugewiesen, es blieb indeß noch eine ansehnliche Erbschaft, von welcher jedoch mein Vater nur wenig empfing. In dem uns zugekommenen Theil ihres Nachlasses fanden sich rührende Beweise ihres treuen Andenkens und ihrer zärtlichen Fürsorge für jeden von uns, um so rührender, als dabei das gutmüthige Zutrauen sich zu erkennen gab, mitten in den Kriegsstürmen jener Zeit, daß die Welt, deren Gestalt schon jeden Tag wechselte, ihren gesellschaftlichen Zustand unverändert erhalten würde! —

Mein Vater hatte häufigen Anlaß, Besuche in Wandsbeck zu machen, und obschon der Weg dahin wenig angenehm und zum Theil beschwerlich war, so machte er ihn doch am liebsten zu Fuß, und wollte auch mich durch diese, wie er behauptete, heilsamste Bewegung abhärten. Nun wurde zwar bei festem Boden und im Schatten mir solche Wanderschaft leicht, aber Sand und Sonne machten mich fast erliegen; nach solcher Anstrengung war dann das kühle Dunkel des Wandsbecker Holzes um so labender, und noch mehr die gastliche Aufnahme bei dem Kattunfabrikanten Mooyer, in dessen Familie sich Biederkeit und Anmuth vereinigte. Er hatte mehrere Söhne, die durch einen Hauslehrer vortrefflich unterrichtet wurden, und denen das reiche Haus überhaupt gar vieles darbot, was Kindern nicht oft gewährt wird; sie überhoben sich jedoch ihrer Vortheile nie, und ein strenges Maß hielt ihre Jugend in kräftiger Wachsamkeit. Von allen Knaben, die ich kannte, waren sie mir die liebsten, und ein großer, blumen- und obstreicher, mit Holz und Wiesen verbundner Garten bot den schönsten Raum für unsre Spiele. Ich hätte ihnen vieles beneiden können, beneidete ihnen aber in Wahrheit nur die Gemeinschaft des Unterrichts und den Reichthum der Hülfsmittel desselben. Um so kränkender empfand ich es, als einst der jüngste der

Brüder, im Anflug eines Mißvergnügens, sich über meine Kleidung spöttisch äußerte, die freilich nicht nur geringer, sondern auch etwas ältern Zuschnitts war, als die seinige. Die Brüder verwiesen es ihm augenblicklich, und mit größter Schonung für mich, so daß nicht ich, sondern er beschämt war, allein das frühere Zutrauen hatte einen Stoß erlitten, und konnte nie wieder zu voller Unbefangenheit gelangen. Wenn ich mir dachte, daß auch meine Schwester solchen Bemerkungen ausgesetzt sein könnte, für welche sie als Mädchen noch empfindlicher sein mußte, so war ich versucht, ihr Zuhausebleiben als ein Glück zu preisen, und der empörte Unwillen, den meine nur ihr allein anvertraute Klage in ihr weckte, mußte mich in jenem Gefühl bestärken.

In ganz entgegengesetzter Richtung führten uns mehrere Tage der Woche vor das Altonaer Thor, wo sich eine ganz andere Welt aufthat. Die Wanderungen an der Elbe hin, nach Slavshof, über Ottensen hinaus, waren seltner, gewöhnlich kehrten wir nächst vor Altona in der Neuen Dröge ein, wo in einem vorgeschobenen Pavillon des altehrbaren Wirthshauses eine kleine Zahl ausgewählter Gäste aus Hamburg und Altona zusammenzukommen pflegten. Der Altonaer Senator von Schoon, ein dänischer Rittmeister, der kurkölnische Bibliothekar Benfeldt aus Bonn, ein schwedischer Freiherr Ehrenstern nebst einer zarten anmuthigen Frau und allerliebsten Kindern, ein hamburgischer Kandidat John und ein paar Kaufherren, bildeten den Stamm des Vereins. Senator von Schoon war eine der würdigsten und angenehmsten Persönlichkeiten, die mir je vorgekommen; ich wurde überraschend an ihn erinnert, als ich in späterer Zeit den Staatskanzler Hardenberg das erstemal sah. Er hatte große Reisen gemacht, sich lange in Frankreich und besonders auch in Holland aufgehalten, welches das Land seiner Vorliebe war, und von dem er gern und sehr anziehend erzählte; eine vornehme Festigkeit und Milde war in allem was er that und sprach, die Art seiner Rede möcht' ich Goethisch nennen, so klar und sicher, so gehaltvoll darstellend war sie; wenn er das Wort führte, so begehrte ich keine andre Unterhaltung, mein Blick hing an seinem Munde, besonders wenn

er vom Seewesen sprach; könnte ich seine Schilderung der Schlacht bei Doggersbank und die Enthüllung der Umstände, welche diesen Aufblitz holländischen Waffenruhmes begleiteten, hier zu Papier bringen, wie sie mir im Gedächtnisse steht, so würde dem Leser das, wovon meine Worte nur einen unvollständigen Begriff geben, sogleich anschaulich werden. Der Mann ist öffentlich nie aufgetreten, und doch lag in ihm unzweifelhaft das Talent des Redners und Schriftstellers; er gehört mir zu den Zeugnissen der unübersehbaren, verschwenderischen Fülle, mit der die Natur, wie andres Leben, auch das geistige über die Welt ausstreut, die es in Masse gebraucht und verschlingt, und nur im seltneren Falle dem Einzelnen seine Ehre giebt. Hierüber war ich in späterer Zeit oft in Streit mit Schleiermacher, der immer behauptete, jede Tüchtigkeit wirke nicht nur, sondern trete auch an's Licht, und alles Vorzüglichste werde von der Geschichte aufgenommen und bewahrt, wobei er allerdings den dialektischen Vortheil üben konnte, jedes ungenannte Verdienst, das ich ihm als solches vorführte, nun eben als durch mich registrirt anzumerken, und folglich gegen mich zeugen zu lassen! Nun diese Befriedigung empfängt seine Meinung jetzt auch in Betreff von Schoon's; wiewohl es für letztern doch eine zu schwache bleibt, seinen Namen, anstatt eignen Schwingen, nur fremder Feder vertraut zu sehen! Der ausgezeichnete Mann, der als Wittwer mit seinem einzigen sehr artigen und sorgfältig erzogenen Töchterchen ein schönes, mit Kostbarkeiten und Seltenheiten angefülltes Haus in der Pallmaille bewohnte, und als sehr reich bekannt war, erlebte späterhin Unglück, daß seine Fassung erschütterte und ihn zu verzweifelten Mitteln greifen ließ, wodurch seine letzten Lebensjahre auf das traurigste zerrüttet wurden. Seine Tochter ist die Gattin des berühmten Astronomen Schumacher in Altona.

In dem erwähnten Kreise übte auch das politische Interesse sein Recht, und hier war es, daß ich zuerst und auffallend den Namen des Generals Bonaparte nennen hörte, dessen Siegesbahn eben begonnen hatte und im Laufe des Sommers 1796 zu den unerhörtesten Erfolgen sich ausdehnte.

Seine Erscheinung war ein aufsteigendes Meteor, dessen wachsender Glanz immer ausschließender die Blicke fesselte. Wie bewunderte man den jungen Helden, wie begeistert wünschte man ihm Heil, da er es war, der zuerst der Freiheit, der Republik, in Europa den entschiedenen Ausschlag gab! Denn auf der Seite Frankreichs waren auch hier, mehr oder minder, die lautesten Meinungen, und wenn die Franzosen getadelt wurden, so war es im Sinne ihrer Partheien, nicht aber im Sinne der Mächte, die mit ihnen im Kriege standen. Die Verhandlungen waren oft lebhaft, aber wurden nie stürmisch, ein einzigesmal ausgenommen, da ein schwedischer Offizier von Heß — mit dem in Hamburg eingebürgerten Ludwig von Heß nicht zu verwechseln — bei neuen Siegen der Franzosen seiner Wuth keine Gränzen wußte, und sie und ihren Anführer tausendmal verwünschte. Seine Ausfälle gingen dann auch persönlich auf die Anwesenden, und er schien es auf einen Zweikampf abgesehen zu haben, der indeß durch die Besonnenheit der Andern vermieden wurde. Der Senator von Schoon aber stellte ihm, als er am andern Tage wiederkehrte, mit freundlicher Würde vor, wie viel klüger es wäre, wenn er eine Gesellschaft, wo er keine Sympathie für sich wisse, künftig miede; der Rath war zu dringend und einleuchtend, um nicht befolgt zu werden.

Doch gab es für mich hier noch andre Reize, die, stärker als die Unterhaltung im Zimmer, hinaus in's Freie riefen. Der Hamburgerberg, von jeher ein Tummelplatz bewegter Volksmassen, lieferte Merkwürdigkeiten aller Art; Buden waren dort aufgeschlagen, theils um Eßwaaren und Erfrischungen feil zu bieten; theils um ausländische oder abgerichtete Thiere sehen zu lassen; von allen Seiten ertönte türkische Musik, Seiltänzer und Kunstreiter gaben ihre Schaustücke unter freiem Himmel, oft von unübersehbaren Haufen der Zuschauer umgeben, zwischen welche sich Polichinellbühnen eindrängten, um jede Lücke der großen Vorstellungen zu benutzen, und sogleich mit ihren beliebten Späßen einzufallen, für die aus der versammelten Menge sich alsbald kleinere Gruppen ablösten. In diesem wogenden Gewirr

gab es immer neue Gegenstände und neue Vorfälle, das hamburgische Volksleben zeigte sich in ganzer Derbheit, und war interessant genug, um häufig den Einen oder Andern aus unsrer Mitte, oft auch meinen Vater selbst, zu näherem Betrachten anzulocken, wo mir dann mitzugehen erlaubt war. Die rothen hamburgischen Dragoner, ruhig auf ihren kolossalen Rossen haltend, waren ein ernster Hintergrund dieser Volkslustbarkeiten, denen von der Altonaer Seite dänische Husaren bereit standen. Doch galt die bewaffnete Aufstellung am meisten dem zahlreichen Matrosenvolke, das in den weiter abliegenden Häusern des Hamburgerberges seine wilden Freuden hatte, bei denen nicht selten blutige Opfer fielen. Diesen Schauplatz hab' ich nie näher gesehen, selbst unter Obhut nicht, da keine den hinlänglichen Schutz verbürgen konnte, und ohnehin das Hörensagen schon genug war. Hingegen durft' ich nach der andern Seite hin die friedlichen Schatten der Reeperbahn allein durchwandeln, wo häufig Bürgerfamilien im Grase lagerten, und die Kinder ihre Renn- und Ballspiele hatten. Genug, wenn ich nach Hause kam, fehlte es nie an Stoff zum Erzählen, immer hatte ich etwas Neues erlebt oder vernommen.

Bisweilen wurde vor solchen Spazirgängen eine Art von Geschäft abgethan, das einem Knaben wohl hätte langweilig sein dürfen, mir aber zum größten Vergnügen wurde. Ich begleitete nämlich den Vater in den früheren Nachmittagsstunden zu Bücherversteigerungen, deren zu jener und der nächstfolgenden Zeit in Hamburg sehr bedeutende vorkamen. Oft geschah der Verkauf in den Sterbehäusern, in behaglichen, schönen Räumen, die würdigsten Männer fanden sich dabei ein, Büsch, Brodhagen, Peter Friedrich Röding, man unterhielt sich von Litteratur, betrachtete und prüfte die Bücher, die großen Pracht- und Kupferwerke, deren hohe Kaufpreise doch oft kaum ein Drittheil des ursprünglichen betrugen. Ganze Bibliotheken, aus Frankreich geflüchtet, in prachtvollen Saffianbänden mit Goldschnitt, Didot'sche und Bodonische Drucke, früher Eigenthum reicher Herzoge und Fürsten, wurden hier unter den Hammer gebracht. Doch solche Sammlungen des Luxus, wie reich sie sein mochten,

schwanden gegen die größern und respektableren Bücherschätze, welche von litterarischen Hamburgern hinterlassen wurden. Aerzte, Prediger, Rechtsgelehrte und Kaufleute schienen ihre Einkünfte, ihr Vermögen, hauptsächlich auf Bücher verwendet zu haben. Die Bibliothek von Doktor Bolten, in herrlichen Franzbänden, vollständig im Auserlesenen und Kostbaren des medizinischen und naturwissenschaftlichen Faches, schien wirklich die Kräfte eines Privatmannes zu übersteigen; der Verkauf der Bücher des Doktor Cropp, ich glaube gegen hunderttausend Bände, zog sich durch mehrere Jahre; so sind mir auch große Sammlungen von Giseke, Sievert und Martin Dorner noch lebhaft erinnerlich; neben den großen Versteigerungen liefen eine Menge kleiner hin, es war eine immerwährende Bewegung. Für mich hatte der Anblick dieser Büchermassen, das Durchblättern der Kupferwerke, die Achtsamkeit auf Druckort und Jahreszahl, auf die Vorzüge und den Werth der Exemplare, den größten Reiz. Ich wurde nicht müde, mit diesen Formaten aller Art zu hantieren, und legte so den ersten Grund zu einer mannigfachen Bücherkenntniß, die mir späterhin oft sehr werth geworden. Oft hatte ich denn auch die Freude, die schönsten Bände eines kostbaren verheißungsvollen Inhalts in unsern Besitz übergehen zu sehen, denn bedeutende Werke wurden oft um einen Preis zugeschlagen, der kaum in Betracht kommen konnte. Wenn ich spät Abends mit meinem Vater nach Hause kam, ließ ich selten die Müdigkeit mich hindern, vor allem nach den inzwischen gebrachten Büchern zu fragen, und die anziehendsten durchzusehen.

Eines der Bücher, die mir auf diese Art in die Hände kamen, war der Espion turc, ein zu seiner Zeit beliebtes und wiederholt aufgelegtes Werk, das in der Form von Berichten eines angeblich in Paris lebenden türkischen geheimen Kundschafters die Zeitgeschichte Ludwig's des Dreizehnten und Vierzehnten lebhaft genug mittheilt. Der Verfasser Marana ist weniger berühmt geworden als sein Buch, auch ist er weder ein kritischer Forscher, noch ein Meister der Darstellung; allein ihm gebührt, gleich seinem Zeitgenossen Gregorio Leti, das Lob, eine große Masse historischen Stoffes

lesbar unter die Leute gebracht zu haben. Die von ihm gewählte Form hat schon in dem Gegensatze des Morgenlandes gegen das Abendland einen lebhaften Reiz, die Auffassung der Ereignisse, als geschähen sie im Augenblicke, giebt eine erhöhte Spannung, und der Autor weiß die Gegenstände mit seiner Fiktion geschickt genug zu durchflechten. Der Türke gehörte bald zu meinen Lieblingen, und ich las seine Depeschen mit großem Eifer. Mit diesem Lesen wetteiferte jedoch das der Zeitungen, die nun beinahe täglich neue Siegesnachrichten von Bonaparte brachten, und deßhalb von uns Allen mit brennender Begier verschlungen wurden. Der Hamburgische Korrespondent war uns das Wichtigste vom Tage, wir lasen die Blätter gemeinsam, und ich begann sie zu sammeln, um sie wiederholt lesen zu können. Das stete Uebergehen von dem einen zu dem andern Lesen erweckte mir endlich den Gedanken, beider Interesse zu vereinen, und den Stoff der Zeitung in der Weise des Kundschafters zu verarbeiten. Da die Tagesangaben im Verfolg immer einige Berichtigung erfuhren, auch aus andern Blättern, z. B. aus dem Journal der neuesten Weltbegebenheiten, aus der Minerva von Archenholz und dem Journal Frankreich von Reichardt, die mir zu Gesicht kamen, viel neuer Stoff hinzutrat, so war die Arbeit bedeutend genug, und nicht selten über meine Kräfte, daher ich sie auch nicht lange fortsetzte. Diese Nachahmung war mein erster schriftstellerischer Versuch, und Mutter und Schwester, denen ich sie zeigte, waren überzufrieden mit meiner Leistung.

Mein Vater hielt meine Thätigkeit in andrer Richtung wach, und verlangte vor allem Fortschritte im Lateinischen. Ich hatte abwechselnd den Cornelius Nepos, das Pantheum mythicum von Pomey, und, damit auch den medizinischen Studien vorgearbeitet würde, die Materia alimentaria von Zückert zu übersetzen; Abschnitte aus Valerius Maximus, die Andria des Terenz und einzelne Scenen von Plautus wurden flüchtig durchgenommen; Stücke aus Celsus hingegen und Oden des Horaz mußten dem Gedächtniß eingeprägt werden. Mein Ehrgeiz war aber auch auf Lateinschreiben gerichtet, und da es mich wunderte und verdroß, hiezu nicht

angeleitet zu werden, so brach ich mir selber die Bahn, und versuchte, jetzt den Nepos nachahmend, Lebensabrisse berühmter Gesetzgeber zu verfassen; ich schilderte Moses, Lykurg, Solon und Numa, so gut es meine Hülfsmittel erlaubten, und brachte ein kleines Buch zu Stande, welches meinen Vater höchlich überraschte und erfreute. Züge aus der Revolutionsgeschichte, in der Weise des Valerius Maximus vorgetragen, schlossen sich an. Doch wurde mir diese freiwillige Uebung dadurch verleidet, daß mein Vater jeden begangnen Fehler gradezu übel nahm, und mich mit Hohn und Bitterkeit darüber anließ, so daß ich endlich nur mit Zagen meine Blätter brachte und gewöhnlich mit Weinen sie zurückempfing. Was half es mir, daß er gegen Andre meinen Fleiß und meine Fortschritte rühmend pries! Seine Zufriedenheit hätte mich beglückt, aber ich wußte von ihr nichts, und sah mich von hartem Tadel getroffen, der mir sogar den Glauben nahm, sie jemals erlangen zu können.

Mit dem Herbste verkürzten sich die Spazirgänge, die Thore wurden mit Sonnenuntergang unwiderruflich geschlossen, und verspäteter Einlaß für Sperrgeld fand nicht Statt. Wir sahen mit Wohlgefallen ein häusliches Zusammensein wieder eintreten, und waren sehr glücklich, wenn die Eltern mit uns am Theetisch vereint auf unsre Spiele eingingen, oder uns an ihren Gesprächen Theil nehmen ließen. Bisweilen wurde etwas gelesen und das Gelesene besprochen, an manchen Abenden auch Brett- oder Kartenspiel erlaubt. Die Mutter hatte auf einem Trödelstande mit freudiger Verwunderung ein in Hamburg völlig unbekanntes, ihr aber von Straßburg her bekanntes Spiel entdeckt, ein Pochbrett nämlich, welches sie mit nach Hause brachte und aus vaterstädtischer Erinnerung sogleich in Gebrauch setzte. Von Kartenspielen gestattete der Vater keines, das gäng und gäbe war, kein Whist, kein Hombre, wohl aber Tarok und andre wenig gebräuchliche, denn wir sollten unsern Scharfsinn üben, und doch mit Andern zu spielen verhindert sein. Wir besuchten mit der Mutter jetzt auch mehrmals das Theater, wo wir mit erregtestem Antheil die Kotzebue'schen und Iffland'schen Stücke sahen, fest überzeugt, daß es in der Welt nichts Schöneres

geben könne, als diese Beispiele von Tugend, Edelmuth und Wohlthun. Die französische Bühne, welche damals in Hamburg große Gunst hatte, zog uns weit weniger an, als die deutsche, wenn auch manche Stücke uns recht gut gefielen. Ein Talent wie Madame Chevalier, deren berühmte Schreckensszene im Blaubart ich noch vor ihrer Abreise nach Rußland zu guterletzt gesehen hatte, war freilich nicht mehr vorhanden.

Für mich eröffnete der Winter noch ein anderes Theater, auf das ich schon vorbereitet war, das anatomische nämlich, welches ich mit wahrer Leidenschaft zu besuchen anfing. Die Veranstaltung, daß anatomische Vorlesungen gehalten wurden, ging eigentlich von der hamburgischen patriotischen Gesellschaft aus, die vieles Gemeinnützige anregte und nachdrücklich unterstützte. Ein wackrer Stadtwundarzt, Ehlers, kam der Aufforderung thätig entgegen, ein schönes Theater war auf dem Eimbeck'schen Hause längst vorhanden, Leichen lieferte der Krankenhof, und die unentgeltlichen Demonstrationen hatten zahlreiche Zuhörer. Mein Vater besuchte jene Gesellschaft fleißig, und that der neuen Anstalt allen Vorschub; daß er seinen noch nicht zwölfjährigen Sohn hinschickte, wurde als löbliches Beispiel angeführt. Ich machte in der That eine nicht geringe Figur dabei. Weder Lehrer noch Mitschüler waren sicher in den lateinischen Kasus, die ich mit Leichtigkeit handhabte, und nicht selten angeben mußte. Es waren bescheidene Anfänge; wir hatten fürerst mit Knochen und Muskeln vollauf zu thun, die Lehre von den Eingeweiden und Gefäßen wurde uns als ein Gegenstand künftiger Fortschritte bedeutsam vorgehalten.

Am Ende des Winters fiel ich in eine schwere Krankheit, ein galligtes Nervenfieber, dem ich beinah erlegen wäre. Durch meines Vaters entschloßne und sorgsame Behandlung genas ich endlich, nachdem ich lange in Gefahr geschwebt. Wenn ich den Vater liebevoll an meinem Bette, und in seinem Auge den scharfen Blick sichrer Kenntniß blitzen sah, so fühlt' ich mich aller Sorge ledig, und die treue Pflege von Mutter und Schwester that mir so wohl, daß ich es für kein Unglück hielt krank zu sein. Das größte Glück

aber kam mir mit der Genesung, sie trat mit dem Frühling ein, und hielt gleichsam Schritt mit ihm. Meine ersten Ausgänge an des Vaters Arm führten in sonnenerwärmte Luft, unter Blüthenbäume, in grünendes Feld und Büsche, die Vögel sangen lustig, das junge Laub drängte sich quellend hervor, Himmel und Erde wetteiferten in Schönheit. Ich war in fortwährendem Entzücken, und genoß die zwiefache Wiedergeburt in vollen Zügen. Zwischen Gärten und Wiesen, an blühenden Hecken, neben rauschender Quelle hinwandernd, fiel ich meinem Vater aus Freude weinend in die Arme, und die Macht meiner Rührung war so stark, daß ich mit Staunen auch die seinige geweckt sah. Nie hat mich der Frühling so ganz ergriffen, nie hat sich mein Gemüth ihm so erschlossen. Diese Wonne des Frühlings und der Genesung zog sich durch mehrere Wochen hin, denn nur allmählig kehrten meine Kräfte wieder. Mein Vater erkannte die Nothwendigkeit, mich zu schonen, ich mußte so viel als möglich im Freien sein, und durfte mich um kein Lernen kümmern, als insofern es mir zum Vergnügen diente.

Ich verlor durch diese Versäumniß nichts, denn, vollkommen hergestellt und gekräftigt, bracht' ich zu den Studien nur erhöhten Eifer und Erfolg. Die früheren Arbeiten wurden sämmtlich wieder vorgenommen, und neue kamen hinzu. Die Reisen des jungen Anacharsis führten mich in das griechische Leben ein, und berauschten mich durch poetischen Anhauch. Ich las nun auch den Ossian in der Uebersetzung von Denis und kostete den Homer in der von Voß, den letztern ganz zu lesen hinderte nur das Prachtexemplar, das mir unaufgeschnitten geliehen war, und das ich nicht aufzuschneiden wagte. Die deutschen Hexameter machten mir viel zu schaffen; der Bau des Verses war mir durch die Aeneis bekannt, die lateinische Prosodie vollkommen einleuchtend; aber im Deutschen galt offenbar ein andres Gesetz, und worauf es ankomme, vermocht' ich nicht herauszubringen. Ich ging öfters auf den Wall, setzte mich an abgelegenem Orte mit meinen Büchern und Papieren hin, und wollte mit Gewalt in die Sache eindringen; ein rechtes Wort hätte mich aufklären können, aber dies rechte Wort wußten nur

Wenige, und selbst Goethe hat später eingestanden, wie sehr er sich erfolglos damit gequält. In der That, wer von der alten Silbenmessung zur deutschen kommt, der findet keine Brücke, sondern muß einen ungeheuern Sprung wagen. Ich versuchte es her und hin, und brachte in der Angst, statt der Hexameter, jambische Reimverse zu Stande; also das war doch gewonnen, ich machte deutsche Verse! Reimverse ließen sich nach dem Gehör machen, das aber ging bei den klassischen Silbenmaßen nicht; bei diesen, was mich noch mehr verwirrte, war auch im Deutschen die Praxis nicht gleich, denn ich fühlte deutlich, ohne sagen zu können, worin es läge, daß die Hexameter von Denis und die von Voß ganz verschiedene Dinge seien, wobei ich, gegen den Ausspruch meines Vaters, die von Voß heimlich für die bessern hielt. Wodurch und wie mein Streben zum Durchbruch gekommen, weiß ich nicht zu sagen; genug, eines Tages, nachdem ich auf's neue gerungen, fand ich die Schwierigkeit überwunden, ich machte Hexameter, und aus Furcht, die Kunst möchte mir wieder schwinden, übt' ich sie gleich aus allen Kräften ein. Es versteht sich, daß ich nun nicht zweifelte, ich sei ein deutscher Dichter, ja die gute Schwester begrüßte mich freudigstaunend mit diesem Namen. —

In dieser Zeit wurden mir auch neulateinische Dichter von meinem Vater empfohlen, und ich versuchte mich vielfach an des Mazolli oder Marcellus Palingenius Zodiacus vitae, an des Vaniere Praedium rusticum, des Vida Hymnen und Christias, und selbst an des Grotius Tragödie Christus patiens, doch ohne diesen Werken Geschmack abzugewinnen. Mein Vater hatte diese und andre Lieblingsbücher meist in kleinen holländischen Ausgaben, die sich bequem in der Tasche führen ließen, und deren feinen Druck sein kurzsichtiges aber in der Nähe scharfes Auge recht gut las. Mir waren diese Drucke gleichfalls angenehm, und die Elzevir'schen, Wetstein'schen und Jansson'schen Sedezbändchen las ich ohne Mühe; meine guten Augen wurden hierin, wie auch wegen meines feinen Ausschneidens, immer gerühmt, besonders da sie als weitsichtige auf so scharfes Sehen in der Nähe weniger Anspruch haben konnten. Wie groß war aber der Schreck,

das Erstaunen, als unvermuthet an den Tag kam, daß ich kurzsichtig sei! Ich hatte wohl seit einiger Zeit die entfernteren Gegenstände weniger genau erkannt, hatte Inschriften und Anschläge mühsam gelesen, allein dies war für Mangel an Achtsamkeit genommen und als solcher getadelt worden. Erst durch die Vorträge auf der Anatomie, wo scharfes Sehen so wichtig war, und mir mit aller Anstrengung vom entfernteren Platze her nicht gelang, erkannte ich mich als einen Kurzsichtigen. Der Vater wollte die Sache nicht glauben, Mutter und Schwester waren betrübt, ich selbst wußte nicht wie mir geschehen war. Der Gedanke, daß mir die kleinen Drucke und das feine Ausschneiden geschadet, konnte doch nicht lange bestehen; zuletzt ergab sich als das Wahrscheinlichste, daß mein Auge während des Wachsthums eine Veränderung müsse erlitten haben.

Im Herbst 1797 erfolgte ein Ereigniß, auf das man in Europa und Amerika lange gehofft hatte, die Freilassung des Generals Lafayette aus der Gefangenschaft in Olmütz. Seine Ankunft in Hamburg erregte die freudigste Spannung; er zählte hier enthusiastische Anhänger, und unter ihnen solche, die nicht seinen politischen Grundsätzen huldigen, sondern seine Leiden, seine Tugend ehren wollten. Seine und Doktor Bollmann's Freunde, Franzosen, Amerikaner und Hamburger, hatten sich am Nachmittage des 4. Oktobers vor dem Baumhause zu seinem Empfang vereinigt, und harrten des Hamburger Ewers, der ihn bringen sollte. Mein Vater und ich standen an günstiger Stelle, und sahen ihn aussteigen, begleitet von seiner Gattin und seinen beiden Töchtern, ihm folgten die andern beiden Gefährten seiner Gefangenschaft, Bureau de Puzy und La-Tour-Maubourg. Er sah leidend aus, mild und wohlwollend, aber auch fest und entschlossen; als er die französische Kokarde an den Hüten der Bewillkommenden erblickte, begrüßte er sie lebhaft, indem er die seinige hoch empor zeigte. Bei jedem Schritte die Stufen hinan erfuhr er neue Umarmungen, neue Händedrücke, er segnete mit thränenvollem Blicke den Boden der Freiheit, den er jetzt wieder betrat, denn bis hierher war er noch unter der Begleitung und Aufsicht eines österreichischen

Offiziers gewesen. Der ganze Hergang war still und einfach, erst als er — ich glaube mit dem Hamburger Doktor Chaufepié — in den Wagen des nordamerikanischen Consuls Parish einstieg, erscholl aus der gedrängten Zuschauermasse ein donnerndes Vive Lafayette! Auf mich hatte die Erscheinung einen tiefen Eindruck gemacht, das Bild des Mannes war mir in die Seele geprägt, es war das erstemal, daß ich einen mir als groß und weltberühmt bekannten Mann persönlich gesehen hatte, ich fühlte mich bereichert und gehoben durch den Anblick. Zu Hause versucht' ich meine Empfindungen niederzuschreiben, und füllte mehrere Seiten; mein Vater, der mein Denkblatt las, sagte nichts darüber, behielt es aber, und meine Schwester brachte heraus, daß er dasselbe mehreren Freunden gezeigt hatte.

Ein Fest der französischen Republikaner in Harvstehude, das wir mitansahen, hatte wahrscheinlich Bezug auf Lafayette, der aber nicht zugegen war, sondern sich gleich nach Holstein auf's Land begeben hatte. Ich erinnere mich nur, daß der Minister Reinhard präsidirte, und daß der Sänger Chateauneuf vom französischen Theater patriotische Lieder vortrug, deren Schlußzeilen die ganze Gesellschaft stürmisch zu wiederholen pflegte. Der auf diese Art mehrmals erschallende Refrain

> Nous ne reconnaissons, en détestant les rois,
> Que l'amour des vertus et l'empire des lois!

rief manchen Gästen doch zu lebhaft die überstandene Jakobinerzeit zurück, und sie protestirten gegen die Beleidigung der Könige, da von zweien, der Republik befreundeten, sogar die Gesandten in der Nähe waren, der dänische nämlich und der preußische.

In der Stimmung der Zeit fand unerwartet ein Gedicht den stärksten Anklang, welches für sie doch keineswegs berechnet sein konnte. Ein edler Dichter führte das Bild der traurigen Stürme und Verwirrungen vorüber, ließ aber nicht politische Leidenschaft, sondern reinmenschlichen Antheil darin walten. Dies war der Ausdruck seiner Empfindungen, und schien keineswegs den in der Welt vorherrschenden zu

entsprechen; aber siehe da! er hatte das tiefste, innere Bedürfniß aller Bessern getroffen, und mächtig trat dies an den Tag in der allgemeinen Wirkung, die er in Deutschland hervorrief. Das Gedicht war Goethe's Hermann und Dorothea, und eben als Taschenbuch für das Jahr 1798 erschienen. Meine Schwester und ich bekamen es mit andern neuen Almanachen, und waren gleich davon ergriffen. Der Namen konnte damals noch nicht bestechend auf uns wirken, die Darstellung hatte für uns noch keinen Kunstwerth, es war nur der Stoff und sein rein hervortretender Gehalt, die uns bezauberten. Hingerissen aber wurden wir sogar wider Willen, denn unsre Gesinnung forderte eigentlich stärkere Partheinahme für die Franzosen, und hier fanden wir unerwartet auf der deutschen Seite unsre Rechnung. Wir glaubten nur etwas Gewöhnliches gelesen zu haben, und fühlten lange die außerordentliche Wirkung. Jener erste, fast bewußtlose Eindruck stieg in aller Kraft einer tiefen Erinnerung wieder in mir empor, als Hegel später in Berlin mir einesmals erzählte, wie er zu Frankfurt am Main gewesen, als das Goethe'sche Gedicht erschienen, und daß wer es nicht erlebt habe, sich keine Vorstellung davon machen könne, wie mächtig dasselbe auf die Menschen gewirkt, wie vaterländisch und versöhnlich es die Gemüther gestimmt habe. —

Zum Winter eröffnete sich auf's neue das anatomische Theater, und ich besuchte nicht nur die jetzt vermehrten Vorträge, sondern ich nahm auch am Zergliedern Theil. Dies ernste Geschäft wurde mit Heiterkeit, ja fast mit Uebermuth betrieben, und es scheint beinahe nothwendig, sich auf solche Weise gegen das Gespenstige des Todes und die Widrigkeit der Fäulniß zu betäuben, denen ein gelassener Sinn doch nur mit Schaudern naht. Ich erfuhr an mir selbst, daß hier der Gesichtspunkt und die Stimmung, die man zu den Dingen mitbringt, alles sind. Von Kindheit auf bangte mir im Dunkeln, fürchtete ich mich vor Leichen; beim Zergliedern aber blieb ich oft, wenn die Andern weggingen und es schon dunkelte, ruhig allein zurück, und wartete die Stunde der Vorlesung ab, wo denn wieder Licht und Leben zu mir

traten. Von meinen damaligen Mitschülern hab' ich einen berühmtgewordenen zu nennen, den Sohn des hamburgischen, nachher helmstädtischen Professors Lichtenstein, den Reisenden von Südafrika, jetzigen Geheimenrath in Berlin. Der Sohn des Demonstrators Ehlers und ein junger Hamburger Namens Luther, mit dem ich in der Folge innigst befreundet wurde, wetteiferten mit mir, und ein schon älterer Wundarzt Werner aus Berlin nahm sich unser treulich an, nicht ohne uns bei jedem Anlasse zu erinnern, das wahre Heil und die rechte Tüchtigkeit alles medizinischen Wissens hätten wir doch erst künftig in Berlin zu erwarten. Wir hörten bei Ehlers auch Vorlesungen über Chirurgie, von denen natürlich dasselbe gelten mußte, daß sie nur Vorbereitung sein könnten auf die künftigen in Berlin.

Diese Beschäftigungen nahmen meine Zeit ungewöhnlich in Anspruch, denn auch zu Hause hatte ich den Inhalt der Vorträge fleißig zu wiederholen. Ungemein erschwert wurde mir die Arbeit durch den Eigensinn des Vaters, der mir durchaus nicht die eingeführten deutschen Lehrbücher anschaffen wollte, sondern darauf bestand, daß ich Anatomie aus lateinischen Schriften lernen sollte; aber Plenk und Leber, an die ich mich hielt, die Eustachischen und andere Kupfertafeln, die mir nicht fehlten, stellten die Dinge oft anders dar, als ich sie nach Walter und andern Neueren vortragen hörte, ich hatte nun zweierlei Linien zu verfolgen, und beide auf einander zurückzuführen, was nicht immer gelang. Sogar des Vaters eigne Wissenschaft stimmte nicht stets mit dem, was ich aus dem Hörsaal nach Hause brachte, und es gab öfters verdrießliche Erörterungen, die mir zu vermeiden unmöglich war. Zum Glück empfand Ehlers für meinen Vater die größte Ehrerbietung und stellte sich willig unter dessen Autorität, sonst hätte ich manchmal in übler Klemme gesteckt, wenn der Eine hartnäckig os bregmatis nannte, was bei dem Andern os parietale hieß! —

Meines Vaters eigne Thätigkeit hatte seit einiger Zeit ungemein zugenommen, seine Lage verbesserte sich rasch und durfte bei solchem Fortgange den gedeihlichsten Wohlstand versprechen. Sein Eifer, der kein Ansehn der Person kannte,

zog ihm aber auch vorzugsweise das Vertrauen der Armen zu, und die Anforderungen gingen oft über seine Kräfte. Dabei hatte er ein lateinisches Werk unternommen, in welchem er wichtige Erfahrungen mitzutheilen beabsichtigte. Unter solchen Umständen, sowohl von meiner Seite als von der seinigen, war es natürlich, daß meine lateinischen Stunden seltner wurden, und oft mehrere Tage ausfielen. Nach einer längern Unterbrechung fiel dem Vater ein, das Versäumte kräftig einzubringen, und er befahl mir eine Ausarbeitung, die wohl schlecht gewesen sein muß, denn er gerieth in heftigen Zorn, und beschuldigte mich der strafbarsten Nachlässigkeit. Die nächsten Aufgaben und Prüfungen lieferten ebenfalls ungünstige Ergebnisse, und konnten keine andern liefern, denn es wurde offenbar, daß ich schon lange mehr in oberflächlichem Schein als in wahrer Gründlichkeit fortgeschritten war, und auf der künstlichen Höhe, zu der ich hinaufgeschraubt worden, mich nicht halten konnte. Bisher hatte der Vater selber dies alles verdecken helfen, jetzt enthüllte er schonungslos den Schaden, und machte ihn fast unheilbar durch die Vorwürfe, die er auf mich häufte, und die Niedergeschlagenheit, die sich dadurch in mir festsetzte. Der Unwillen des Vaters ging so weit, zu erklären, es wäre am besten, ich gäbe das Studiren auf, und wählte eine andre Bestimmung, ich könnte ja zu Schiff gehen und, wie schon Viele, mein Glück in der weiten Welt suchen. Dergleichen Schreckbilder waren nicht ernstlich gemeint, aber auf mich wirkten sie nur zu sehr, ich mußte an mir selber zweifeln, und dachte wirklich, jetzt in meinem zwölften Jahre, da ich schon ganz erwachsen und entwickelt war, alles bisherige Streben sei verloren, ich müsse alles von vorn anfangen, vielleicht in andrer Richtung, für andre Zwecke!

Ich fand in meiner Nähe keinen Trost, denn leider war auch unsre Häuslichkeit schon eine Zeit lang im Innern verstimmt, und offenbarte einen Zwiespalt, der zwar keine tiefen Ursachen hatte und jeden Augenblick aufhören konnte, aber in seiner Fortdauer uns Kinder aller Freude beraubte, uns wider Willen auf verschiedene Seiten drängte. Benehmen und Handlungsweise, die wir zu beurtheilen weder

Beruf noch Neigung hatten, betrafen uns zu nah, als daß wir sie nicht hätten erörtern und, wenn auch nur insgeheim, billigen oder tadeln müssen. Das Näherstehen, der Zug des Herzens, und auch wohl die stille Macht unbestechlichen Urtheils, hielten mich ganz auf der Seite des Vaters, wie meine Schwester doch mehr auf der Seite der Mutter stand; die unerschütterte Geschwisterliebe konnte diesem Gegensatze nicht wehren. Wenn mir aber nun der Vater sich abwandte, so war ich ganz verlassen, und in diesem Gefühl erlebt' ich Tage, deren Trostlosigkeit nicht zu schildern ist. —

Was mit mir werden sollte, lag mir in tiefster Dunkelheit. Aus meinen Kräften war hier keine Hülfe möglich, sie mußte durch höhere Fügung kommen, die ich inbrünstig anrief. Doch vergingen die Tage nicht, ohne daß ich redlich bemüht gewesen wäre, meinerseits alles zu thun, was zum Guten diente. Ich arbeitete unverdrossen, und brachte es wenigstens dahin, daß der Vater mich neuer Aufgaben würdigte, und meine Arbeiten wieder durchsah. Nach und nach bezeigte er sich zufriedner, ohne daß ich, wenn ich mich im Gewissen befragte, dafür mehr Grund finden konnte, als für die vorhergehende Unzufriedenheit, denn was ich damals und jetzt leistete, war meinem Gefühle nach kaum verschieden. Ein Ereigniß, auf das ich nicht gerechnet hatte, kam günstig zu Hülfe. Aus einer öffentlichen Prüfung in der Anatomie brachte ich die Neuigkeit nach Hause, daß die patriotische Gesellschaft Ehrenpreise ausgesetzt habe, und daß demgemäß drei Medaillen vertheilt, mir aber die erste zuerkannt worden. Nun hatte ich gewonnen. Die letzten Wolken verzogen sich, und Tage gleich den früheren, wenn nicht glückliche, doch befriedigte, schienen dauernd wiedergekehrt.

Doch war es anders beschlossen. Mein Vater, der bis dahin immer gesund gewesen, erkrankte schwer an einem heftigen Leberübel. Er war sein eigner Arzt, und erkannte seine Krankheit für tödtlich. Seine Fassung war bewundernswerth, weder die Schmerzen, noch das nahe Scheiden störten seine Gemüthsruhe. Mit Heiterkeit versammelte er uns eines Abends um sein Bett, sprach liebreich mit der Mutter über

ihre Zukunft, gab ihr Rath, wie sie ihr Leben für sich und für uns am besten ordnen würde, sprach in gleicher Weise mit uns Kindern, ermahnte uns zu allem Guten. Als er unsre Trostlosigkeit sah, meinte er, es sei wohl noch möglich, daß er genese; auch nahm er Arznei, zum Beweise der noch vorhandnen Hoffnung, und beschwichtigte uns so weit, daß wir auf seinen Wunsch zur Ruhe gingen. Nun hatte er wirklich geglaubt, in jener Nacht zu sterben, die aber im Gegentheil eine heilsame Krise brachte, das Fieber ließ nach, und am andern Morgen sah er sich auf dem Wege der Genesung.

Von seinen Freunden stand ihm in dieser Zeit keiner so nah, wie der Konsul Kirchhof, ihm hatte er alles vertraut und übertragen, was ihm auf dem Herzen lag, besonders auch die Sorge für mich und mein Studiren, das er jetzt als den Gegenstand seiner schönsten Hoffnungen erkennen ließ. Noch viele andre Freunde, und auch Freundinnen, bewiesen ihm beeiferte Theilnahme, und wieder, wie ehemals in Düsseldorf, zeigten besonders die Leute geringeren Standes, wie ungern sie von ihm lassen würden. Doch war auch jetzt noch die Nothwendigkeit vorhanden, sich allen Anforderungen zu entziehen, denn die Genesung schritt äußerst langsam, und statt der gewichenen Krankheit schien eine andre sich zu bilden. Mit scharfer Aufmerksamkeit folgte er dem heranschleichenden Feind, und wußte ihm auch diesmal, nicht ohne langwierigen Kampf, endlich den Rückzug zu gebieten. Da er nicht ausging, und die zu Hause mögliche Berufsthätigkeit doch nur beschränkt war, so kam die unfreiwillige Muße meinem Unterricht zu gute, und derselbe ging ungefähr wie in früheren Zeiten, unter mäßigem Wechsel von Lob und Tadel, seinen geordneten Gang. Als Monate auf Monate vergingen, ohne daß die Kräfte recht wiederkehrten, beschloß mein Vater, hauptsächlich auf Zureden seines Freundes Kirchhof, eine Badekur zu versuchen, und reiste im Sommer 1798 nach Schwalbach, fand aber wegen der Kriegsunruhen gerathen, lieber in Heidelberg den Brunnen zu trinken und dabei im Neckar zu baden.

Wir verlebten nun eine hoffnungsvolle Zeit. Der Vater

schrieb aus Heidelberg sehr zufrieden. Ich hatte genugsame Beschäftigung, und machte mir stets neue. Die Mutter ging mit uns spaziren und in Gesellschaft, wir lernten neue Verhältnisse kennen, wurden auf Gemüthsarten und Schicksale aufmerksam. Das Loos einer Bekannten, die wir einem reichen französischen Kreolen verlobt, dann lange von ihm hingehalten und endlich verlassen sahen, dünkte uns, wiewohl es die gewöhnlichste Geschichte war, durch die persönliche Bekanntschaft und die Nähe des Erlebens, eine romantische Begebenheit, die uns lange Zeit nicht losließ, und meiner Schwester den Stoff eines Romans in Briefen geben mußte. Einen andern Reiz gewährte uns der Kirchenbesuch, der eigentlich nur die Mutter und die Schwester anging, von meinem Vater aber, nach deren Wunsch, auch für mich war gebilligt worden. Er hatte uns zu diesem Behuf mit Gesangbüchern beschenkt, und wir lernten die geistlichen Lieder in die Wette auswendig. Die Predigten zogen uns sehr an, und wurden Gegenstand unsrer vertraulichsten Gespräche; sie konnten keine konfessionellen Streitigkeiten anregen, denn sie hielten sich von allen Glaubensunterschieden fern, und bemühten sich, eine lautre Sittenlehre vorzutragen und durch das Wort des Evangeliums zu bekräftigen. Die Predigten des Hauptpastors Willerding an der Petrikirche zeichneten sich durch Licht und Wärme des Vortrags aus, und hatten großen Zulauf, man pries die aufgeklärte Vernunft, die er an die Stelle der Dogmen treten ließ. Doch gab es auch noch Hamburger von altem Schrot und Korn, die ihren Unwillen ausdrückten, daß der ächte Luther'sche Eifer fast erloschen sei, und die Zeiten priesen, wo der Pastor Neumeister, nach gehaltener Predigt, seine fanatisirten Zuhörer ihm zu folgen aufforderte, von der Kanzel stieg und mit emporgehaltener Bibel den Volkshaufen zu der Kapelle führte, wo die Katholiken ihren Gottesdienst hatten, und die von Grund aus zerstört wurde. Solch ein Eifer war nun freilich nicht mehr zu finden! —

Nach ein paar Monaten kehrte mein Vater von der Reise zurück, doch leider von einem Unfall betroffen, der ihn füererst noch als Kranken im Hause halten mußte. Er hatte

Nachts mit dem Wagen umgeworfen, und sich beide Kniee aufgeschlagen. Die Wunden schienen zwar zu heilen, allein der allgemeine Zustand war gar nicht befriedigend, die frühere Krankheit zeigte sich wieder, die Wunden wollten sich nicht schließen, und eine Abnahme der Kräfte wurde merkbar. Mit ungemeiner Seelenstärke trug der Vater diesen peinlichen, langwierigen Zustand, rang von Stufe zu Stufe mit der stets ansteigenden Krankheit, und wiewohl er sich nicht verhehlte, daß er dem Uebel erliegen müsse, so gab er doch den Kampf nicht auf, und führte sein Tagewerk, so weit es diese betrübten Umstände zuließen, unverdrossen fort. Auch meines Unterrichts nahm er sich wieder thätig an, und um so fruchtbarer, als er nun den ganzen Tag mich unter Augen hatte.

Während dieser langen Krankenzeit nahmen wir mit Erstaunen in dem Vater eine wichtige Veränderung wahr. Schon vor seiner Reise war es uns aufgefallen, daß er in Betreff der Franzosen kühler gestimmt war, ihren Siegen wenig Antheil mehr widmete, ihre politischen und militairischen Handlungen häufig mißbilligte. Diese Richtung trat jetzt in offener Entschiedenheit hervor. Die Forderungen Frankreichs an Deutschland auf dem Rastatter Kongreß, die Unternehmungen in der Schweiz und in Italien, ja sogar Bonaparte's Zug nach Aegypten, erfuhren seinen scharfen Tadel. Wir entdeckten bald, daß hierin sein Freund Kirchhof lebhaft mit ihm einstimmte, und daß beide, so oft sie zusammenkamen, sich in diesen Ansichten steigerten. Wir waren nicht wenig betroffen, und ich ganz außer mir. Von jeher war ich gewohnt, den Vater in allen Dingen als höchste Autorität anzusehen, in Gedanken und Meinungen ihm nachzufolgen, sein Urtheil und seine Handlungen als wahr und richtig anzunehmen; in diesem Falle wurde mir dies unmöglich, seine Umwandlung schien mir ein Verrath an der guten Sache, eine Untreue gegen alle Sympathieen seiner früheren Zeit. Ich fühlte, daß hierin zwischen uns eine Scheidewand aufstieg, daß wir fortan getrennt seien, meine Selbstständigkeit war mir auf das schmerzlichste klar. Mit ihm zu streiten, konnte nicht gelingen; und weil ich ihn leidend sah, vermied

ich es ganz. Es war mir lieb, daß auch Mutter und Schwester auf meiner Seite standen, und wir unsre Meinungen austauschen konnten; aber ich bedurfte des Anhaltes kaum, denn ich war in mir gewiß, meine Ueberzeugung sei unabhängig von fremder Gewähr. In der That wurde sie durch die Ereignisse mehr und mehr bloßgestellt, das Glück wandte der Sache, der ich anhing, den Rücken, und wir hatten das bittre Leid, meinen Vater noch in den letzten Zeiten seines Lebens, da er schon wenig Antheil mehr an den Dingen nehmen konnte, bei den Unfällen der Franzosen in Deutschland und Italien wohlzufrieden zu sehen, und jeder schlimmen Nachricht, die uns das Herz bluten machte, beistimmen zu hören, für uns um so unbegreiflicher, da die Gründe dieser Sinnesänderung nicht ausgesprochen wurden, die der früheren Ansichten aber tief in uns eingepflanzt waren und fortwirkten.

Nicht verletzend, aber doch seltsam und wunderlich berührte uns eine andre Richtung, in welche der Vater jetzt mehr als sonst einging. Ich habe schon zu erwähnen gehabt, daß ich ihm früher die Psalmen lateinisch vorlesen mußte; hiebei lag unstreitig ein Bedürfniß religiöser Erhebung zum Grunde, dem ich auch andre Bücher nach Gelegenheit dienen sah, denn die kleinen Lieblingsausgaben von des heiligen Augustinus Betrachtungen und Handbüchlein, von Boethius Tröstungen und andre solche Schriften, die er wieder und wieder zu lesen pflegte, waren doch wohl nicht für bloß geistreiche Unterhaltung bestimmt. Mit der Krankheit nahm die Vorliebe für solche Bücher zu, Thomas a Kempis wurde fleißig gelesen, und besonders Hermann Hugo's pia desideria. Das letztere Buch, von einem Jesuiten verfaßt, dünkte mich in Ton und Bildern beinahe kindisch, und ich war etwas betroffen, den Vater dazu herabgestimmt zu sehen. Allein es hatte damit eine besondre Bewandtniß; mit jenem Buche war seine frühste Kindheit erfreut und genährt worden, er hatte dasselbe dann völlig vergessen, und jetzt kam es ihm unerwartet wieder vor Augen. Alle Bilder der Jugend, alle lieblichen und reinen Empfindungen frommer Einfalt erwachten in ihm bei diesen einst

so vertrauten Blättern, und diesem süßen Eindrucke sich hinzugeben, war auch dem festen, aufgeklärten Manne wohl erlaubt. Uebrigens nahm er seine Erbauung eben so gern aus protestantischen Quellen, als aus katholischen, ich sah z. B. Wanckelii precationes piae bis zuletzt viel in seinen Händen; nur lateinisch mußten die Bücher sein, denn einzig in diesem Elemente, so sehr wirkte die frühste Gewöhnung fort, befand er sich wahrhaft wohl. Von der Freiheit seines Geistes, der Lebendigkeit seiner Ueberzeugungen und der Kraft seiner Menschenliebe gab er in dieser Prüfung vielfache Proben, sowohl durch Lehren, die er mir ertheilte, als durch Anordnungen, die er traf. Ein zudringlicher Bekannter, der, wiewohl selber ungläubig, doch die Aeußerlichkeiten der Kirche in Anregung brachte, wurde zur Ruhe verwiesen, mit heitrem Scherze, der den schönsten Muth bezeugte.

Ein Umzug von der Steinstraße nach den Kaien, der nothwendig geworden war, hatte meinen Vater wenig angestrengt, die Aussicht auf den bewegten Hafen freute ihn, und bisweilen sprach er sogar noch Hoffnungen aus, die sich aber in den nächsten Wochen rasch verloren. Er zehrte sichtbar ab, in der Nacht des 5. Juni fühlte er sich plötzlich matter, rief uns an sein Bette, sprach aber nicht mehr, sondern schlummerte sanft hinüber. Den Tag, an dem er sterben würde, hatte er, nicht uns, aber dem Freunde Kirchhof, acht Tage vorher genannt. Er starb im dreiundvierzigsten Jahre. Das Begräbniß war protestantisch. Der Freund setzte seinem Andenken die Worte: „Vir probus et sapiens.“

Es war längst bestimmt, daß ich in Berlin Medizin studiren sollte; in manchem Sinne schien ich dazu hinlänglich vorbereitet, in anderem jedoch nicht, und jedenfalls erregte mein Alter mehrfaches Bedenken. Mein Oheim, den ich durch einen lateinischen Brief von dem Ableben seines Bruders benachrichtigt hatte, rief mich zu sich nach Köln, um dort unter seiner Obhut zu studiren. Allein weder mein eigner Sinn stand dorthin, noch sahen Mutter und Schwester dabei viel Haltbarkeit, und Kirchhof, der sich meiner väterlich an=

nahm, wollte von dem Gedanken nicht weiter hören. Er nahm die ganze Sorge auf sich, und meinte, ich solle nur noch einige Geduld haben, und wenigstens mein fünfzehntes Jahr abwarten, die Zwischenzeit könne ich einstweilen noch trefflich nutzen, denn die anatomischen und chirurgischen Vorlesungen gingen ununterbrochen fort, und meines häuslichen Fleißes war er gewiß. Damit auch im Französischen mir die lebendige Anregung nicht fehlte, erbot er sich, meine Ausarbeitungen in dieser Sprache wöchentlich mit mir durchzugehen; auch im Englischen wollte er mir Stunden geben, und mit Büchern und andern Hülfsmitteln aus seiner reichen und schönen Bibliothek versah er mich bestens. Ich war mit allem wohlzufrieden, und ließ es an Fleiß nicht fehlen. Die Vorlesungen versäumt' ich nie, lateinischer und französischer Aufsätze, bei denen immer etwas schriftstellerischer Reiz war, schrieb ich viele starke Hefte, den ganzen Rollin, Crévier und Lebeau — histoire ancienne, romaine, des empereurs romains und du bas-empire, gegen sechzig Bände — las ich mit Aufmerksamkeit, nebenher noch das Werk von Gibbon in deutscher Uebersetzung, die meisten Geschichtbücher von Leti, eine Menge lateinischer Schriften zur englischen und holländischen Geschichte, und einen ganzen Praß von neueren politischen und litterarischen Sachen, wie sie der Zufall mir in die Hände führte. War in diesem Lesen auch wenig Ordnung und Folge, so schöpft' ich doch immer mancherlei Belehrung daraus. Ueberdies wäre mir es schwer gewesen, mein Lesen nach einer Vorschrift einzurichten, denn ich hatte zwar Bücher genug, aber keineswegs nach Wahl oder Neigung; ich wußte keinen Rath, mir die bekanntesten Bücher zu verschaffen, besonders wenn es schöngeistige waren, denn in Betreff dieser war Kirchhof keineswegs gefällig, und die Leihbibliotheken führten nur die geringeren. Mit unendlicher Mühe errang ich Klopstock's Messias, einige Bände von Wieland, die Leiden Werther's. Ich ließ mir denn freilich auch Cramer's Romane gefallen, und die von Lafontaine dünkten mich des höchsten Lobes werth. Ich machte während dieser Zeit auch nicht wenige Gedichte, bei denen mir nächst Horazens Epistel an die Pisonen der verständlichere Boileau

und Gottsched's kritische Dichtkunst zur Leitung des Geschmacks dienen mußten, und so wunderlich dies klingen mag, so muß ich gestehen, daß mir besonders das letztere Buch von vielem Nutzen war, wozu nicht wenig beitragen mochte, daß ich zu gleicher Zeit die polemischen Schriften seines Gegners, des Philosophen Meier zu Halle, mit Emsigkeit las, so daß in mir am Ende des Jahrhunderts noch die verschollenen Partheien sich herumschlugen, deren Kampf in der Wirklichkeit längst erloschen war, und statt deren schon die sechsten und siebenten Nachfolger den Schauplatz einnahmen. Für meine dichterischen Strebungen aber fand ich durchaus keinen lebenden Anhalt. Auch meine Freunde Werner und Luther hatten dafür keinen Sinn, und hielten meinen Eifer für eine Sonderbarkeit. Ihr Umgang war mir dagegen in andrer Richtung nützlich; auf Spazirgängen, bei Besuchen hielten uns immer nur ernste Dinge beschäftigt. Vor Abwegen blieben wir durch unsre Gewöhnungen und sittlichen Begriffe glücklich bewahrt. —

So verging denn doch über ein Jahr, bevor meine Abreise nach Berlin sich näher bestimmte, eine Zeit, von der noch manches zu erzählen wäre, wenn es mit dem Gegebenen nicht schon genug dünken dürfte. Kirchhof hatte inzwischen mit dem Generalstabschirurgus Görcke in Berlin wegen meiner Aufnahme in die dortige chirurgische Pepiniere korrespondirt, und mein Eintritt als sogenannter Volontair wurde zum Herbst 1800 festgesetzt. Das erst vor wenigen Jahren gegründete Institut wurde wegen seines zweckmäßigen Studienplans, der guten Aussicht und billigen Freiheit, in der die Zöglinge lebten, und wegen der vielfachen großen Hülfsmittel, die sich in Berlin ihm darboten, höchlich gerühmt; man pries mich glücklich, daß ich so früh ohne die Gefahren der Universität alle ihre Vortheile genießen sollte.

Bevor ich abreiste, sollte ich noch eine merkwürdige und für mich außerordentliche Bekanntschaft machen. Der Prinz Louis Ferdinand von Preußen war zu der Zeit in Hamburg, und Kirchhof meinte, da ich nach Berlin reiste, so würde mir eine Empfehlung von so hoher Hand jedenfalls nützlich sein. Er ließ mich dem Prinzen anmelden, und ein

Herr Demiani führte mich ihm eines Morgens zu. Ich hatte den Prinzen als genial rühmen hören, und war sehr gespannt, ihn zu sehen. Der große schöne Mann trat aus einem Kabinet hervor, halb angekleidet, mit bloßer Brust; er redete mich freundlich an, fragte nach meinen Studien, ob ich denn Latein wisse, das sei schwer, wie er selbst erfahren, denn er habe es noch nicht lange zu erlernen angefangen; in seinem Benehmen war Güte und Behagen, ein menschlicher Zug, der ihm die Herzen gewann; er antwortete rasch und gebieterisch einem Offizier, der ihm etwas zuflüsterte, that dann auf dem Fortepiano einige Griffe, und wandte sich darauf wieder zu mir, um mir zu sagen, daß er meinetwegen sehr gern an Görcke schreiben wolle. Ich mußte ein zweitesmal wiederkommen, das Schreiben zu empfangen, aber der Prinz hatte es schon abgesandt. Er sagte, er hoffe mich in Berlin zu sehen, und entließ mich mit den besten Wünschen. Er war der erste Prinz, den ich kennen lernte, und wahrlich, glänzender und einnehmender als dieser erste ist mir keiner seitdem erschienen! —

Ich fuhr mit dem Postwagen von Hamburg ab, und traf in Berlin zu Ende des Septembers ein. Mein erster Gang war zu Görcke, der mich mit äußerster Zuvorkommenheit aufnahm, mir aber gleich nicht sonderlich gefiel. Er rief den Oberstabschirurgus Völzke herbei, und sagte ihm, das sei der junge Hamburger, wegen dessen der Prinz Louis Ferdinand geschrieben habe, und mit lächelnder Selbstgefälligkeit fügte er hinzu: „Ja, ja, in Hamburg hat die Pepiniere schon den größten Ruhm!" — Ich war um vier bis fünf Wochen zu früh gekommen, die Vorlesungen sollten erst nach dieser Zeit beginnen. Die Zimmer für die Neueintretenden waren noch nicht in Ordnung, ich wurde daher vorläufig bei schon ältern Eleven einquartirt, die mich mit den Einrichtungen bekannt machen, mir die Stadt zeigen und überhaupt hülfreiche Genossen sein sollten. — Unangenehm war mir, daß ich mein Haar pudern und in einen Zopf binden mußte, auch daß manche der mitgebrachten Kleider, z. B. Pantalons, hier verboten waren. Dagegen ließ mich die Geringheit der Mittagskost, an der ich nun Theil nahm, sehr

gleichgültig, und ich wunderte mich nur, daß selbst Göcke mir von dem guten Hamburger Essen sprach; für das nicht vermißte fand ich übrigens erwünschten Ersatz in dem erst seit kurzem an der Stechbahn eröffneten kleinen Konditorladen von Josty, dem sich denn doch kein hamburgischer gleichstellen konnte! Ich besah die Merkwürdigkeiten der Stadt, verweilte besonders mit Vorliebe bei den Bildsäulen preußischer Kriegshelden auf dem Wilhelmsplatz, sah mir die verschiedenen Truppengattungen und ihre Exerzirkünste wiederholt an, und besuchte auch das deutsche Theater, wo Kotzebue'sche und Iffland'sche Stücke herrschten. Einer merkwürdigen und eindrucksvollen Begebenheit wohnte ich gleich in der ersten Zeit meines Aufenthaltes bei, dem Leichenbegängnisse Meierotto's, des trefflichen Schulmannes, dem außer den zahlreichen Schülern des Joachimsthal'schen Gymnasiums und den Abgeordneten der andern Gymnasien eine große Schaar von Bürgern und angesehenen Männern folgte, so daß aus der tiefen Trauer und ernsten Theilnahme sogleich zu erkennen war, welch ein bedeutender und allgemein anerkannter Mann hier bestattet wurde. Wie oft war ich in späteren Zeiten veranlaßt, mich solcher ersten Eindrücke zu erinnern! —

Fünfter Abschnitt.

Medizinisch-chirurgische Pepiniere.

Berlin, 1800—1803.

Die preußische Kriegsarzneikunde stand seit langer Zeit in großem Ruhm, und man war gewohnt, bedeutende Namen an ihrer Spitze zu sehn. Noch zuletzt hatte der Generalstabschirurgus Doktor Theden einer allgemeinen Anerkennung seiner mannigfachen Verdienste genossen, und als er in hohem Alter der Ruhe bedürftig geworden, war man nicht verlegen, ihm einen würdigen Nachfolger zu bezeichnen, man zweifelte nicht, daß Doktor Mursinna dieser sein müßte. Allein nicht dieser, sondern Doktor Görcke wurde zu dem wichtigen Amt erhoben, nicht ohne Theden's eigne dringende Einwirkung. Die öffentliche Meinung stimmte dieser Wahl nicht völlig bei, und Görcke wußte dies wohl, daher sein Ehrgeiz immer gespornt war, sie durch ausgezeichnetes Wirken und Schaffen zu rechtfertigen. Als praktischer Wundarzt war er geschickt, bei seinen nicht allzu häufigen Operationen bewies er Leichtigkeit und Sicherheit; doch fühlte er selber, daß er im eigentlich wissenschaftlichen Gebiete wenig begründet war, und grade von dieser Seite wuchsen die Anforderungen mit jedem Tage. Sie führten auch zur Stiftung der Anstalt, welche im Jahre 1795 unter dem Namen der medizinisch-chirurgischen Pepiniere in's Leben trat, und den doppelten Zweck hatte, junge Leute durch einen vierjährigen Lehrgang zu Wundärzten für das Militair zu erziehen, und zugleich

die schon vorhandenen, großentheils sehr rohen und unwissenden Unterärzte des Heeres weiter auszubilden. Der Plan war sehr zweckmäßig angelegt, und Görcke bewies in der Ausführung viele Geschicklichkeit und Klugheit; er ließ es sich besonders angelegen sein, der Anstalt gleich im Beginn einen höheren wissenschaftlichen Zuschnitt zu geben, und nicht nur wurde die gesammte Heilkunde in allen ihren Zweigen erfaßt, sondern auch die Naturwissenschaften überhaupt, Mathematik, Philosophie, Geschichte und sogar Sprachen in den Studienplan aufgenommen. Görcke gefiel sich ungemein in Aufzählung aller dieser Lehrgegenstände, und ließ es besonders hoch klingen, daß bei seinem Institut reine und angewandte Mathematik und die neueste Philosophie, die des großen Kant, vorgetragen, Latein aber nicht nur gewußt, sondern auch gesprochen wurde. Er selbst aber entsprach diesem hohen Schwunge doch am wenigsten, und bekannte im Vertrauen, die Philosophie müsse man treiben, besonders die Logik, weil die Unkenntniß der darin vorkommenden Kunstwörter beschämend sei; Mathematik sei zum Rechnen und dies dem Wundarzte bei der Eintheilung der Arzneigaben unentbehrlich, das Latein aber könne man zur Setzung der richtigen Kasus nicht entbehren, denn es sei unmöglich, diese aus bloßer Uebung immer zu treffen! Mit solchen Anreizungen suchte der gute Mann zum fleißigen Studiren aufzumuntern, und machte mir gleich hiedurch einen schlechten Eindruck, den er aber noch sehr verstärkte, indem er mir auch Regeln der Klugheit mittheilte, Vorschriften des Betragens, wobei er mir sein eignes Beispiel vorhielt, und mir naiverweise rühmte, ich solle nicht glauben, daß er auf seinen höchsten Posten — denn in seinem Fache stehe niemand über ihm — allein durch Verdienst gelangt sei, — o ja, durch Verdienst wohl auch, — aber eben so sehr durch Aufmerksamkeit auf Menschen und Umstände, durch richtiges Ergreifen des Augenblicks, durch Schmiegsamkeit, — das Wort kam wirklich vor, und war hinlänglich, mir Fünfzehnjährigem die ganze Weisheit des Fünfzigers zu verleiden!

Zum Glück hatte Görcke den Professor Kiesewetter als Direktor des schul- und hülfswissenschaftlichen Unterrichts

an seiner Seite, und konnte sich auf diesen hellen und umfassenden Kopf, dem die Gabe des lebendigsten Vortrags verliehen war, in aller Weise stützen. Aber auch unter seinen nächsten Gehülfen, welche den Zöglingen unmittelbar vorstanden, waren treffliche Männer, Männer von gediegenem Karakter, und strenger Wissenschaft. Den Oberstabschirurgus Doktor Voelzke muß ich hier zuerst nennen; ohne ihn geschah nichts, und ihm kam es allein auf die Sache an, nicht auf den Namen, er that das Gute eben so gern unter Görcke's als seinem. Von den Stabs- und Oberchirurgen, mit welchen ich unmittelbar in Beziehung gestanden, sind mir insbesondere Bruckert, Horlacher, Kranz und Lohmeyer gleich damals ehrenwerth und theuer geworden und stets in dankbarer Erinnerung geblieben. Diesen Männern, und ihren wackern, größtentheils aus der Anstalt selbst hervorgegangenen Nachfolgern, ist hauptsächlich die gründlichere Bildung und Wissenschaftlichkeit zuzuschreiben, zu der die Pepiniere sich in der Folge mehr und mehr erhoben hat. —

Freilich gab es unter den Vorstehern auch einige, deren Richtung von der bezeichneten gänzlich verschieden war. Sie sahen ihr Verhältniß zu den Eleven nicht anders als das des Befehlshabers zu dem Gehorchenden an, das Militairische darin wurde ihnen zur Hauptsache; das Militairische in damaliger Zeit war aber in seinen vorherrschenden Zügen grob und willkürlich, alles mußte mit widerwärtiger, meist unnöthiger und oft ganz verkehrter Strenge geschehn. Wohl war auch die Mehrzahl der Eleven damals noch sehr roher Art, Sitte und Ton der untern Klassen bei ihnen vorherrschend, und für manche bärtige Burschen, die das Lernen als eine Plage ihres Standes, ihr Fach als ein bloßes Handwerk ansahen, mag die korporalhafte Behandlung weniger anstößig gewesen sein; aber für Jünglinge von bessrer Erziehung oder edlerem Sinn war solche Rohheit unerträglich, und grade ihnen, so schien es, wollte man sie recht fühlbar machen. Ich fand mich von diesem Unteroffizierwesen seltsam angemuthet; wir beflissen uns der Wissenschaften, und waren also meines Erachtens nicht schlechter als Studenten auf der Universität; bei der Militairuniform aber, die wir

trugen, konnte ich nur an den Offizierstand denken; in beiden Kreisen setzte ich Bildung, Eleganz und Genialität freigebig voraus, zumal in Berlin, wo mir der klassische Boden alles Höheren schon von Friedrich dem Großen her zu sein däuchte, denn wie von seinem großen Könige, meint' ich, wisse jeder Preuße nun auch von seinem Ramler, Kleist, und allen andern großen Geistern der Nation. In welchem Abstande von solchen Vorstellungen fand ich alles! —

Von meinen Stubenkammeraden warf sich der älteste, ein Sechsundzwanzigjähriger, gleich zu meinem Mentor auf, und nahm mich ganz in Beschlag. Er gab mir über die Gegenstände, die mich zunächst anziehen mußten, vorläufige Auskunft, suchte mir seine Ansichten zu geben, drang mir seinen Rath auf. Er merkte bald, welche Lockungen bei mir verfingen. Daß er den Philosophen Kant, von dem ich diesmal fast zuerst hörte, mit stolzem Rühmen anpries, daß er seine Entzückungen über einige Schauspiele, die wir zusammen sahen, und über die vortrefflichen Künstler, die darin aufgetreten waren, feurigst gegen mich aussprach, gefiel mir allerdings, und ich beachtete nicht sonderlich, daß er mir gleich in den ersten Tagen fast all mein mitgebrachtes Geld abborgte, und sich für den Rest als meinen Ausgeber aufstellte. Nicht gutheißen aber konnt' ich, und wiewohl ich die stille Mißbilligung mir noch abzustreiten suchte, so widerstrebte doch mein Inneres, daß er, der Alte, mich so viel Jüngern eiligst in Tabagieen und zu Abendlustbarkeiten einführte, wo er wie sich selber auch mir das herrlichste Vergnügen bereitet wähnte, statt dessen ich aber nur die dürftigsten, ja abschreckendsten Eindrücke empfing. Andre Kammeraden schlossen sich uns an, und eine Zeitlang setzten wir ein solch unerfreuliches Herumtreiben fort, das bei den äußerst beschränkten Mitteln der Andern großentheils auf meine Kosten geschah, aber doch dem ganzen Zuschnitte nach so gering blieb, daß diese Seite am wenigsten in Betracht kommen durfte; das gemeine Weißbier und der schlechte Taback, worin man sich gütlich that, waren des elenden Witzes, der niedrigen Ansichten und geringen Erzählungen, die hier vorkamen, vollkommen würdig. So völlig ohne

Anmuth das Ganze war, so unbefriedigt meine Erwartungen blieben, meint' ich in diesem Elemente nun doch einmal etwas Geniales finden oder hervorbringen zu sollen, und lebte einige Zeit in dem Schwange fort.

Die Vorlesungen und Lehrstunden begannen mittlerweile; in allen Zweigen jedoch, die dem ersten Semester zugetheilt waren, fand ich mich weit voraus, und bedurfte keines anstrengenden Fleißes, sondern konnte ruhig abwarten, daß mich der Unterricht einholte. Ich behielt Zeit genug, nicht nur die begonnene Lebensart fortzusetzen, sondern daneben auch noch viele Bücher zu lesen, die mir die Vieweg'sche Leihbibliothek darbot. Ich las mit Leidenschaft jetzt vollständig den Vossischen Homer, genoß den Ramler'schen Horaz, brütete über Klopstock's Oden; aber auch Feßler's Mark-Aurel, Meißner's Alcibiades und Skizzen, und andre solche Schriften, konnten mich begeistern oder doch meinen Geschmack befriedigen. —

Einen demüthigenden aber zugleich befeuernden Eindruck empfing ich in dieser ersten Zeit, als ein paar Kammeraden, welche vor dem Eintritt in die Pepiniere ein Berliner Gymnasium besucht hatten, aus alter Anhänglichkeit einer Prüfung daselbst beiwohnen wollten, und mich aufforderten mitzugehen. Ich hörte mit Ehrfurcht und Staunen die Proben von Kenntniß und Fertigkeit, in denen auch jüngere Schüler ruhmvoll bestanden, und die alles übertrafen, was ich mir von solcher Anstalt bisher gedacht hatte. Ich freute mich des wissenschaftlichen Eifers, der hier Lehrer und Schüler zu durchdringen schien; ich seufzte tief, wenn ich den freien Geist dieser Studien mit dem engen Gange verglich, dem ich zu folgen hatte! Bei den Leistungen im Lateinischen konnte ich noch mit befriedigtem Selbstgefühl zuhören, ich durfte mich den Besten in manchem Stücke gleich dünken. Aber völlig umgeworfen und vernichtet wurde mein Stolz, als das Griechische an die Reihe kam. Ein Gesang der Ilias wurde vorgetragen, übersetzt, erklärt; das Feuer und die Sicherheit der Jünglinge, welche über alle Sprachquälerei hinaus ganz den Dichter zu empfinden schienen, ihr schwungvoller Ausdruck, der wie von selbst in hexametrische Wendungen überging, das antheilvolle Zuhören der Mitschüler

und Lehrer, alles riß mich hin, und entzündete meine Bewunderung und meinen Neid. Ich fühlte tiefen Schmerz, von diesen Studien ausgeschlossen zu sein, mir schien das höchste Glück, den Homer griechisch zu lesen, ich beneidete heftig jene Schüler, welchen dazu Anleitung und Förderung dargeboten war, die mir in meiner damaligen Lage versagt bleiben mußten. Zuletzt verließ ich den Saal in einer aufgeregten Stimmung, die jedoch von meinen Gefährten erst befremdlich angestaunt und dann achtlos beseitigt wurde.

Schon bei solcher Abweichung mußte mein Zusammenhang mit den rohen Gesellen mehr und mehr nachlassen, vollständig aber zerriß er in der nächsten Zeit. Ich fand Anlaß, mit meinem aufdringlichen Mentor zu brechen, und wurde glücklicherweise auch zu andern Stubengenossen versetzt, zu jüngern und mir angemessenern. Aber eine Hauptveränderung brachten in mir die Kiesewetter'schen Vorlesungen zu Wege; die mathematischen wie die philosophischen rissen mich unwiderstehlich hin. Als ich ihn zuerst über diese Gegenstände hörte, und so viele neue Andeutungen und Aufschlüsse in bisher mir verborgen gebliebenen Richtungen vernahm, fühlte ich mich auf einen durchaus neuen Boden versetzt. Alles Gemeine schwand wie vom Winde verweht dahin, und machte den reinsten geistigen Beziehungen Platz. Daß es dergleichen gab, wie diese wissenschaftlichen Forschungen, Begründungen und Lehren der Kantischen Philosophie, wie dieser klare, belebte, durchgreifende Unterricht, der über allem Stückwerke des Wissens, mit dem ich bisher mich hatte begnügen müssen, in geistiger Höhe als ein helles, vereinigendes Licht schwebte, dies allein schon war mir ein Glück, dem ich nichts zu vergleichen wußte, ich fühlte mich in der Gegenwart erhoben und für eine noch reichere Zukunft gestärkt, ich hing mit höchster Spannung und in wärmster Erregung an Mund und Auge des in freiem Vortrage miterregten Lehrers, die Stunde verging mir wie ein Augenblick, und ich erinnere mich, manche Vorlesung der ersten Zeit wie im Fieber verlassen zu haben. Für diesen neuen Zustand gab es leider in meinem Verhältnisse keine oder wenige Mittheilung; meine Gefährten stimmten wohl ein, wenn ich den Inhalt dieser

Vorträge rühmend zu besprechen anhob, allein sie hielten sich meist nur an den gröberen Gewinn des unmittelbar Brauchbaren, was ihnen für schon gegebene äußere Zwecke dabei einleuchtete. Bei solcher Verschiedenheit der Sinnesart blieb ich zwar ein guter Kammerad, munter und theilnehmend für mancherlei Jugendliches, aber im Innern fand ich mich fast ganz abgetrennt; das Studiren war mir Hauptsache, und zwar das freie, allgemeine, nicht das bedingte, eingeschränkte, welches nur auf künftigen Lebenserwerb absehen wollte.

Die Kantischen Wege leiten aus dem theoretischen Gebiete schnurstracks in das praktische hin, und setzen allen Ertrag ihrer Zufuhren fördersamst in die Sittlichkeit ab. Diese Beziehung gewann auch in mir schnell die Oberhand. Ich fing an, Leben, Thätigkeit, Benehmen und Aeußerungen nach strengen Grundsätzen zu ordnen und zu zügeln. Dies gelang einige Zeit recht gut und belohnte sich durch den Erfolg, ich machte Fortschritte, fühlte mich mancher Widrigkeit entledigt, und fand auch in der äußeren Erscheinung meinen Vortheil dabei, denn mein Fleiß und meine Aufführung gaben mir ein frischeres und würdigeres Ansehn, und ich sah von allen Seiten mir eine Art von Aufmerksamkeit erwiesen. Nun aber blickte ich zurück, ich mußte mir eingestehen, daß ich in der ersten Zeit auf schlechter Bahn gewesen, daß ich mein richtiges Ziel außer Acht gelassen, meinen Pflichten keineswegs nachgekommen sei. Die Beschämung und Reue, welche ich hierüber empfand, suchten sich den Ausweg und die Hülfe wenigstens der offenen Selbstanklage, und so setzt' ich mich eines Tages hin, und schrieb an den Konsul Kirchhof einen Brief, worin ich meine Unzufriedenheit mit mir aussprach, mich zu mancherlei Verirrungen bekannte, und für die Folge eine strengere Haltung angelobte. Der treffliche Mann, dem nur Rühmliches über mich war berichtet worden, mochte aus meinen allgemeinen Redensarten nichts Bestimmtes entnehmen können, durfte aber die etwanigen Vergehungen des Leichtsinns und der Zerstreuung, die noch dazu in keinerlei Folgen bemerkbar geworden waren, durch das Uebermaß einer solchen Gewissen-

haftigkeit reichlich aufgewogen glauben. Ich meinerseits hielt mich anfangs einer großen Last befreit, war aber nicht wenig erschrocken, als ich mir bei näherer Selbstbeobachtung den Verdacht zu bekennen fand, ob in dieser gesuchten Befreiung nicht doch nur eine eitle Befriedigung gelegen habe, und das ungeforderte Bekenntniß nur eine unnöthige Vordringlichkeit und nicht ohne den Zusatz einiger gleißnerischen Prahlerei gewesen sei? Dieser Zweifel und die aus ihm hervorgehenden geschärften Einblicke störten sehr meinen moralischen Eifer, denn ich sah, daß in diesem selbst auch wieder der Keim seines Gegentheils wuchern könne, und ich gab mich seitdem wieder mit mehr Unbefangenheit den Regungen des Augenblicks hin, die ich zu streng hatte bewachen und beherrschen wollen.

Einen der größten Momente meines Lebens erfuhr ich, als nach Ablauf meines ersten Studienhalbjahres ein allgemeines öffentliches Tentamen Statt fand. Die sämmtlichen Zöglinge in Uniform, die Obern und Görcke selbst feierlich vorsitzend, eine große Zahl eingeladner Zuschauer, hoher Militairpersonen, Civil-Beamten und Gelehrten, dies alles bildete die ansehnlichste Versammlung, die ich noch gesehen hatte. Ich war nicht ohne Angst, doch ging alles ganz gut, ich bestand mit den Andern leidlich, bis endlich Kiesewetter zu examiniren anfing, und nun auch denen, die sich am stärksten gerüstet fühlten, der Muth etwas befangen wurde. Aber wie ward mir, als dieser von Allen hochgehaltene und zugleich sehr gefürchtete Lehrer mit seiner durchtönenden, beredten Stimme so anhob: „Unter den Jünglingen, welche in dem vergangenen halben Jahre meine Zuhörer gewesen, haben sich durch Fleiß, Aufmerksamkeit und Fortschritte besonders Drei hervorgethan; an ihrer Spitze steht der junge Varnhagen, von dem ich überhaupt sagen darf, daß er durch Fähigkeiten und Eifer zu den größten Hoffnungen berechtigt, und gewiß in der Folge zu großer Auszeichnung gelangen wird.“ — Ich glaubte zu versinken, und fühlte mich zugleich in den Himmel erhoben. Nicht entfernterweise hatte ich dergleichen erwartet, nicht im mindesten geahndet, daß ich solches Lob verdienen könnte, es kam wie ein Geschenk

an mich, und ich sah mich berechtigt, von mir eine bessere Meinung zu hegen, als ich bis dahin gehabt. Eine größere Befriedigung des Ehrgeizes möchte schwerlich auszudenken sein. In der Aufregung, die mich ergriffen hatte, fühlte ich meinen Geist wie durch wohlthätige Wärme wirklich ausgedehnt, über sein gewöhnliches Maß emporgehoben, Gedächtniß und Verstand waren geschärft, und ich antwortete auf manche Fragen, wo mein Wissen nicht ausreichte, dreist und glücklich aus einer Art von Eingebung, die mir selbst zum Erstaunen wurde. Ich wüßte nicht, daß dergleichen mir jemals in demselben Grade wieder begegnet wäre.

Mit Kiesewetter kam ich hierauf bald in näheres Verhältniß, in vertrauliche Bekanntschaft. Ich war ein eifriger und dankbarer Schüler, der das Empfangene in vielfacher Gestalt zurückzugeben strebte. Daß ich die Dichtkunst mit Neigung pflog, für diese Richtung hauptsächlich Leitung und Förderung ansprach, und die philosophischen Erkenntnisse mit einigem Schwunge der Einbildungskraft zu verarbeiten unternahm, konnte nur Beifall finden. Kiesewetter bestärkte mich in dieser Neigung, so wie in dem Enthusiasmus für das klassische Alterthum, von dem wir beide jedoch nicht allzuviel wußten. Auch die Grundsätze der französischen Revolution, zu denen ich mich zu bekennen wagte, erfuhren im Vertrauen die heißeste Billigung, und ich wurde als ein geweihter und begabter Jünger laut gepriesen, wenn ich in Horazischen oder Klopstockischen Silbenmaßen die Kantische Weisheit rühmte, oder den damaligen Ersten Konsul Bonaparte, als den Mörder der jungen Freiheit und als den Störer der schönsten menschlichen Entwickelung, mit bitterm Hasse verabscheute. Wandte ich späterhin einige litterarische Polemik, sei es in Versen oder in satirischer Prosa, gegen die Flachheit, mit der Nicolai, oder gegen den sophistischen Glanz, mit dem Buchholz in seinem „Gravitationssystem der moralischen Welt“, den Weisen von Königsberg zu bestreiten meinten, so ärntete ich auch hiefür außerordentliches Lob, und die doch nichts weniger als meisterlichen Leistungen wurden von ihm in gesellschaftlichen Kreisen umhergezeigt und gerühmt. Ich lernte bei solchen Gelegenheiten zuerst die

wohlwollende Partheilichkeit und Uebertreibung kennen, mit der man in der geselligen Welt diejenigen geltend zu machen sucht, die man in irgend einer Art zu den Seinigen zählen darf. Weil ich einige Oden aus dem Horaz hersagen konnte, hatte Kiesewetter mich seinen Freunden angerühmt, ich wisse den ganzen Horaz auswendig, und ich schämte mich tief, als ich unvermuthet mich in solchem Ruhme stehen fand.

Ich hörte nun alle Vorlesungen Kiesewetter's, sowohl die für Studirende bestimmten — und manche davon zwei- und dreimal, so oft sie wiederholt wurden —, als auch, aus besonderer Gunst, die Privatvorlesungen, die er für ausgewähltere Kreise zu halten pflegte: so hörte ich die Aesthetik, die mir ein fortdauerndes Fest war, die Religionslehre nach Kantischen Grundsätzen, ferner eine gedrängte Uebersicht aller Wissenschaften. Mit dem Prinzen — nachmals Herzog — Karl von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der Königin, der in der Académie militaire erzogen wurde, und dabei Kiesewetter's mathematische und philosophische Vorlesungen hörte, mit dem Obersten von Kleist, dem Vorstande der Académie militaire, und dem Obersten von Scharnhorst, dem nachmals berühmten General, ferner mit dem Major von Hake, nachmaligem Kriegsminister, den Lieutenants Rühle von Lilienstern und von der Marwitz, nachherigen Generalen, und mit manchen andern schon damals oder später namhaften Männern wurde ich hier nahbekannt. Zur Unterhaltung des Prinzen, der ganz allein mit Franz von Eckardstein, gleich ihm Zögling der Académie militaire, bei Kiesewetter die theuersten privatissima hörte, wurden besondre Gesellschaften gegeben, satirische Puppenspiele aufgeführt, die nachher bei der Königin wiederholt wurden, und an deren dichterischen Abfassung man mir, wiewohl mit Unrecht, einigen Antheil beimaß.

In der Familie Friedländer, wo Kiesewetter als Hausfreund einheimisch war, fand ich die zuvorkommendste Aufnahme, und wenn diese von jener Seite vorzugsweise in Betreff eines Sohnes gemeint war, an dessen Lehrstunden ich Theil nehmen und dem hinwieder mein Umgang nützlich sein sollte, so ließ ich von meiner Seite mir auch eine hübsche

Nichte gefallen, an die ich mancherlei Aufmerksamkeiten richtete. Mein Ausschneiden, Dichten, Vorlesen, so wie mein Lern- und Lehrsinn und mein ganzes Empfindungswesen hatte hier seinen Spielraum. Ein jüngerer Bruder der Madame Friedländer, Hermann Eberty, zog mich mit noch stärkern Banden einer innigen Freundschaft zu sich und den Seinigen hin, und leicht hätte ich den angenehmsten Umgang noch auf andre gesellige Kreise ausdehnen können. Eine eben aufgeblühte Schönheit, Mariane Saaling, hatte mich durch ihren Anblick bezaubert, und es kostete mich große Ueberwindung, den dargebotenen Anlaß zum Besuch ihrer Familie unbenutzt zu lassen. Durch Kiesewetter wurde ich auch mit Frau von Berg, mit Friederike Unzelmann bekannt. Ich war außerdem in dem Hause des Doktor Hempel, dessen Sohn in der Pepiniere mit mir dasselbe Zimmer bewohnte, mit großer Liebe aufgenommen, und lebte dergestalt früh schon in Lebenselementen, welche mit denen, die in der Pepiniere vorherrschten, freilich einen schneidenden Gegensatz bildeten.

Aber auch in dem Institut hatte ich einige liebe Gefährten, mit denen ich in traulicher Gemeinschaft lebte. Unter ihnen waren meine Stubengenossen Hempel und Lauriskus, dann der schon von Hamburg her mir befreundete Luther, dieser besonders ausgezeichnet durch edles Gemüth und tapfre Gesinnung; er wurde ein Opfer seiner Bravheit, indem er Gefährten, die seiner nicht werth waren, aus einer Schlägerei rettete, in welcher sie ihn dann zurückließen; er half sich auch allein, aber seine schwache Brust litt seit dieser Anstrengung immer mehr, und er starb an der Schwindsucht zu meiner tiefen Trauer. Von jüngern Gefährten, die mir förderlich geworden, habe ich noch Diebeck, Reygenfind und Kluge dankbar zu erwähnen. Außerhalb des Instituts war ich mit Doktor d'Oleire aus Bremen, mit Doktor Renner, der nach Moskau ging, und noch einigen Andern befreundet, die mit mir dem Brown'schen Systeme sich zuneigten.

Kiesewetter warnte mich, den Lockungen des Umgangs und der Geselligkeit nicht zu sehr zu folgen, sondern vor allem der Studien eingedenk zu bleiben. Doch er selbst und auch die Studien führten mich unaufhörlich in solche Lebens-

beziehungen zurück. Nicht nur war ich täglich bei Kiesewetter, und fast jedesmal wenn er Gesellschaft gab, sondern auch mit andern Lehrern kam ich in nähern Verkehr, der so ehrenvoll als in jedem Betracht wünschenswerth erscheinen mußte. Der Lektor der lateinischen Sprache, Professor Schlosser, war ein jovialer Niederrheiner, der zu Köln dem Kloster, wo er Mönch werden sollte, durch die Flucht entgangen war; er hatte darauf beim Militair sich anwerben lassen, aber bald nachher, wegen seiner guten lateinischen Kenntnisse, durch Begünstigung wieder den Abschied erlangt. Er fühlte sich überglücklich, im Schutze Preußens gegen jede kirchliche Anfechtung gesichert zu sein, und verspottete nach Herzenslust Pfaffen und Rigoristen jeder Art. In das medizinische Latein hatte er sich tüchtig hineinstudirt, und seine Lektionen über den Celsus waren vortrefflich zu nennen. Mit den unsaubern Scherzen und Neckereien, durch die er seine Lehrstunden für die gröberen Gesellen zu würzen pflegte, verschonte er mich gänzlich, dagegen lud er mich öfters zu sich ein, wo seine Unterhaltung durch Lateinreden, durch Lesen seiner lateinischen Verse, und durch manches Anregen und Bemerken mir nützlich wurde, ich aber auch mit seinem Sohne und seiner sehr artigen Tochter zuweilen vergnügte Stunden hatte. Ein von mir besonders geschätzter und geliebter Lehrer war Professor Nolte, dessen deutscher Sprachunterricht, wie seine Lehrstunden in der Erdbeschreibung und Geschichte, mir großen Vortheil brachten; seine Gutmüthigkeit, feine Sitte und faßlicher Vortrag wurden ihm von uns Allen dankbar angerechnet, und ihn zu kränken hätte jeder für unverzeihlich gehalten. Mir gab er freundliche Nachhülfe bei meinen metrischen oder prosodischen Anliegen, lieh mir Bücher, und behandelte mich mit gleichstellender Artigkeit. Dem unverändert gütigen und liebreichen, und dabei stets in gleichmäßiger edler Bildung erscheinenden Manne, der gewiß in seinem ganzen Leben nie Schaden und Unrecht ausgeübt, habe ich in allen folgenden Jahren nur stets erhöhte Verehrung und Liebe treu gewidmet.

Wenn sonst junge Leute durch Lehrer und Vorgesetzte streng und sorgsam von der Richtung zur Poesie pflegen

abgehalten zu werden, so war dies mein Fall im geringsten nicht. Da meine eigentlichen Studien nicht darunter litten, sondern in fast allen Lehrgegenständen ich fortwährend mit den Besten voran blieb, und belobende Zeugnisse empfing, so war selbst Görcke meinem Versemachen geneigt, und sah darin für die Anstalt eine neue Zierde, die er auch gelegentlich zu rühmen wußte. Ich gewann ihn ganz durch ein Gedicht, das ich auf Andringen meiner Vorgesetzten als Glückwunsch an ihn richtete, und ihm sogar vordeklamiren sollte, welches letztere jedoch mir in der Seele zuwider war und eine Geschmacklosigkeit dünkte, der ich mich denn auch glücklich entzog, indem ich eine zufällige Störung benutzte, um den günstigen Augenblick des Hervortretens zu versäumen, ohne daß mir ein Verschulden dabei nachzuweisen war. Aus eignem Antrieb konnt' ich in Zuneigung und Lob überschwänglich sein, den Verhältnissen und gar fremdem Gebote hierin nachzugeben, empfand ich den größten Widerwillen. Ich war daher auch zu keinem zweiten Gedichte solcher Art zu bewegen, richtete aber meine Verse desto lieber an Kiesewetter, durch den ich immerfort die wirksamsten Anregungen empfing, obschon er mich dabei in meinen ästhetischen Vorurtheilen nur bestärkte.

Mein dichterischer Trieb war eigentlich ganz technisch, und hielt sich an die äußere Kunstform überlieferter Vorbilder. Lyrisches wie Horaz und Klopstock und Voß, Episches wie Virgil, und Dramatisches wie die Franzosen zu liefern, das dünkte mich der Gipfel alles poetischen Bemühens. Nun hatte zwar Kiesewetter größere Vorliebe und Achtung für Homer, Sophokles und Euripides, so weit er sie kannte, unter den neuern Deutschen waren ihm Schiller und Goethe vor allen werth und vertraut, aber seltsamerweise gab er sich hierin schon einigermaßen Unrecht, meinte über das wahre Maß korrekter Schönheit hinauszuschweifen, und glaubte mich, bei meinen alt-hergebrachten trocknen Mustern eigentlich auf dem bessern Wege. Ich aber suchte, bei leidlicher Gewandtheit in den äußeren Formen, nun auch einen befriedigenden Inhalt, bemühte mich, Kantische Lehren poetisch einzukleiden, politische Freiheit anzupreisen, und dann auch,

wie sich von selbst versteht, Gefühle der Freundschaft und Liebe auszusprechen. Es war ein ungemeines Wagniß, daß ich zu letztern mich der verrufnen Form der Sonette zu bedienen anfing.

Ich heftete den Ausdruck meiner Begeisterung an die nächsten Gegenstände, denen ich, wie ich insgeheim sehr gut wußte, im Grunde doch nur lieh, was ich von ihnen aussagte. Ich erhöhte mir aber gewaltsam die ganze Umgebung in's Edelste und Zarteste, und wollte eine ungeheure Lüge mir schlechterdings als wirkliche Wahrheit aufbürden. Durch das nicht zu vertilgende Bewußtsein darüber, war jedoch eine große Ironie gleich anfangs in die Entzückungen gelegt, sie konnte, oder mußte vielmehr, durch ihr eignes Reifen aufwachen, und dann ihrer zerbrechlichen Hülle übel mitspielen. Der Bruch kam aber noch früher von außen herbei. Ich mußte erfahren, daß Personen, von denen es mir weh that, sich schlimm über mich geäußert hatten, mich für einen Heuchler hielten, der zwar auf der Oberfläche fein und sittlich thue, aber im Hintergrunde wild und frech sei wie die Andern, ja auch wohl gemein wie die Andern. Das war nun gar nicht mein Fall. Ich log dichtend wohl die Andern und mich mit ihnen empor, und insofern heuchelte ich allerdings; aber meine Forderungen waren — darin irrte man sich völlig — durchaus wahr und rein, und zielten auf das Höchste und Edelste. Im Verdruß über diese Mißkennung wollte ich die entweihten dichterischen Beziehungen zu den Menschen lieber ganz aufheben, verbrannte alle meine Gedichte, und verschwor es, jemals neue zu machen, indem ich zugleich in Prosa eine umständliche Erklärung darüber aufsetzte, und sie ein paar Freunden, die ihrerseits auch eine verdiente Beschämung dabei empfinden sollten, zu lesen gab. Die Tage, in welchen diese Stimmung verarbeitet werden mußte, waren hart, aber die Thätigkeit erleichterte sie gleich wieder, und am Ende fand ich mich durch diese gemachte Erfahrung noch mit poetischem Inhalt bereichert, und nur selbstständiger und freier unter die Menschen hingestellt, mit denen ich mich zu so zarter Rechnung nicht mehr verpflichtet glaubte.

Unmerklich zur Poesie zurückgerufen, fühlte ich mich bald wieder in ihren Genüssen einheimisch, doch nur um neue Verwirrung und Kämpfe zu bestehen. Ich hatte die italiänische Oper besucht, in welcher die große Sängerin Marchetti-Fantozzi durch die Macht ihres Gesanges und ihres leidenschaftlichen Spiels alles bezauberte, ich hatte Schiller's Wallenstein und Jungfrau von Orleans auf der deutschen Bühne gesehen, wo die letzten Lebensgluthen des schon sterbenden Fleck nochmals aufflammten und seine Frau nebst Friederike Unzelmann und Henriette Meyer — nachherige Hendel-Schütz — durch ihre vollblühenden Talente den größten Beifall ärnteten, und diese Erscheinungen mußten meinen ästhetischen Gesichtskreis ungemein erweitern. Ich sann diesen Eindrücken nach, und als ich die Schiller'schen Stücke sodann mit Aufmerksamkeit las, fand ich freilich die Regeln nicht wieder, die mir fortwährend als die höchsten angepriesen waren und galten. Der Zufall that mehr für mich, er führte mir einige Theile der Schlegel'schen Uebersetzung des Shakespeare in die Hände, ich las den Hamlet, Romeo und Julia, den Julius Cäsar. Ich sah das Gegentheil aller bisherigen Vorbilder, und mein Verstand sollte nun verwerfen, was meinen tiefsten Sinn aufregte und hinriß. In derselben Zeit hatte ich mich, unter Kiesewetter's eigner und seines Freundes Blandow Leitung, mit einer Ueberarbeitung von Addison's Cato beschäftigt, von der sich beide die größte Wirkung auf der Bühne versprachen, und es stand fest, daß dies eine durchaus korrekte Arbeit werden sollte. Zwischen zwei solchen äußersten Gegensätzen konnt' ich nicht lange ausdauern. Das Lesen der römischen Elegieen und venetianischen Epigramme von Goethe kam dazu, und dieser starke frische Hauch warf mich ganz auf die Seite der lebensvollen Poesie, deren stürmische Wogen weit in das offne Meer führten; zwar dünkte mich noch immer das in den Regeln abgestandne Wesen von höherem Werthe, aber ich verließ es, wie man eine langweilige Arbeit für entzückende Lust verläßt, mit Anerkennung und Scheu! Wie mir auch Kiesewetter zuredete, von dem Cato wollt' ich nicht mehr hören; und alles Ansehn Blandow's, der als ein erfahrner,

reicher, litterarisch und philosophisch gebildeter Weltmann großes Uebergewicht in seinem Kreise ausübte, bestritt ich mit Erfolg. Schon drangen auch Schlegel'sche kritische Urtheile zu mir durch, und bestärkten mich in meiner neuen Richtung. Dies geschah noch mehr, als der Ion von August Wilhelm Schlegel auf die Bühne kam, und auch die Gegner hier große Vorzüge anerkennen mußten, doch insgeheim sich freuten, daß der Arzt Dr. Heinrich Meyer seiner Frau nicht mehr erlauben wollte die allerdings zweideutige Rolle der Kreusa zu spielen, und dadurch die Vorstellungen des mit größtem Beifall aufgenommenen Stücks auf immer hemmte. Ich war empört diesen Einspruch gutgeheißen zu sehen von Männern, welche darin ihre sonstigen freien Grundsätze verläugneten, und verhehlte meine Meinung keineswegs. Bei solchen Verhandlungen kam ich auch mit einigen hohen Personen in Widerstreit, denen, wie ich wohl merkte, meine Kühnheit auffiel; allein in geistigen Dingen schreckte mich kein äußeres Gewicht. —

Ich gab den größten Beweis von Unabhängigkeit, indem ich mich unterstand, die Vorlesungen August Wilhelm Schlegel's ein paarmal zu besuchen; ich bedurfte dazu einer Einlaßkarte, die ich bei ihm selbst abholen mußte. Sein persönliches Benehmen war gefällig; was er mir sagte, traf mich als bedeutungsvoll, und seine Vorträge schlossen mir eine Welt neuer Beziehungen auf. Die ganze Folge derselben zu hören, hätte ich nicht gewagt, und überdies wären mir die Stunden dafür nicht frei gewesen. Auch Bernhardi, bei welchem Schlegel wohnte, sah ich damals zuerst. Die Bekanntschaft litterarischer Männer hatte für mich einen unaussprechlichen Reiz; sie nur zu sehen, wie z. B. Jean Paul Richter'n in dem Garten seiner Wohnung in der Neuen Friedrichsstraße, war mir schon Gewinn. Leider entging mir durch ein Ungefähr damals Friedrich Wilhelm von Meyern, der mit dem Grafen Hugo von Salm durch Berlin kam, und mit Kiesewetter bekannt wurde; sein Werk Dya-Na-Sore las ich mit Begeisterung, und seine Anwesenheit frischte dasselbe auch bei Andern lebhaft auf.

Aus allem Vorbemerkten ergiebt sich, daß ich den beschränkten Verhältnissen meiner äußerlichen Lage nach allen Seiten entwachsen war, eine bedenkliche Auszeichnung, die mir seitdem noch vielmals im Leben, und oft ungünstig genug, sich wiederholt hat, und wobei wirklich eben so sehr ein Mangel als ein Uebermaß zum Grunde liegen mag. Durch die Freundschaft Kiesewetter's, der als Direktor des schulwissenschaftlichen Unterrichts in der Pepiniere nach Görcke der höchste Vorgesetzte war, stand ich in der That höher als die meisten Obern, denen ich in der äußeren Stufenordnung doch tief untergeben blieb; einige derselben bewiesen mir gleichfalls freundschaftliches Wohlwollen, und Oberchirurgus Bruckert in Verbindung mit Doktor Hempel wünschte sogar mich als Bruder in der Freimaurerloge zu sehen, welches sich aber wegen meiner Jugend noch unzulässig erwies. Andere hingegen verargten mir die Anerkennung, die ich erfuhr, und suchten mich fühlen zu lassen, daß ich tief unter ihnen stünde. Die mancherlei Gebrechen der Anstalt, und dazu die geringe Denkart und Gesinnung mancher Vorsteher, welche den Geist der Zöglinge geradezu niederdrückten, waren oft der Gegenstand vertraulicher Gespräche, und daher des spöttischen Verlachens wie der herben Rüge; Kiesewetter, der mit solchen Leuten seine meiste Noth hatte, legte sich selbst und mir in diesem Betreff keinen Zwang auf. Aber auch Görcke, der durch mich einen sorgfältigen Aufsatz über den Studiengang in der Pepiniere zur verlangten Mittheilung an die russische Regierung hatte ausarbeiten lassen, und dafür aus St. Petersburg mit einem Brillantringe war beschenkt worden, wollte gegen mich besser scheinen als der schlechtere Theil seiner Gehülfen, und gab diese unter vier Augen nur allzugern preis. Natürlich entstand hieraus einiger Uebermuth in mir, und ich ließ, wohl manchmal auch am unrechten Orte, zu sehr blicken, daß ich mich über die Anstalt und ihre Leiter hinaus fühlte. Die roheren und geistlosen Vorgesetzten wurden mir dadurch nur immer feindlicher; ich lernte in hundert Armseligkeiten da einen Schlag von Beamten kennen, die ich später auch in höheren Gebieten leider oft wiedergefunden habe; stolz auf

ihre Stelle, wäre diese auch noch so gering oder unverdient, wollen sie nur vor allem das ganze Gewicht dieser Aeußerlichkeit zeigen, wollen durch Schmeichelei und Unterwürfigkeit, wie sie selber gegen Höhere sie ausüben, bestochen sein, und dann alles, was damit zusammengeht, aber sonst nichts, gut heißen. Einer der Oberen bewilligte mir aus meinen von ihm verwalteten Geldern alle kleine Ausgaben ohne Prüfung und Belege, so lange ich für ihn einige Abschreibereien besorgte, war aber in Weigerungen und Schwierigkeiten unerschöpflich, nachdem ich diesem Dienste mich allmählig entzogen hatte. Derselbe Obere hatte mich im Racine lesend gefunden, und glaubte mich auf einem Vergehen ertappt zu haben, daß ich statt medizinischer Bücher französische Komödien läse, daher gab er mich deßfalls böslich an, als Görcke durch die Stuben, wie es zu geschehen pflegte, seinen Umgang hielt. Ich hatte das Buch aber von dem Lektor der französischen Sprache ausdrücklich zu einer mir empfohlenen Sprachübung geliehen erhalten; dies rechtfertigte mich nicht nur vollkommen, sondern da Görcke auch seine belles lettres zeigen wollte, die Sache gar nicht zu tadeln, vielmehr sehr schön fand, und mir noch Molière und Boileau dazu empfahl, so mußte freilich der Angeber in Aerger und Beschämung dastehen.

Mit dem Lehrer des Französischen, dem Prediger Saunier, hatte ich dagegen von andrer Seite eine Mißhelligkeit, die ich nur mir zur Schuld rechnen kann. Er pflegte von uns Beispiele zu den vorgetragenen französischen Sprachregeln zu fordern, und ich machte die meinigen stets zu seiner größten Zufriedenheit, doch nur in Betreff der Form, denn der Inhalt, der sich fast immer gegen Bonaparte richtete, als dessen heftigen Bewunderer er sich kund gegeben hatte, verursachte ihm großen Aerger. Erst wollte er meine Ansicht kurz berichtigen, dann mit Gründen bestreiten, und da beides ihm schlecht gelang, so verklagte er mich bei Kiesewetter, wo denn wieder das zweideutigste Verhältniß erfolgte, denn dieser bedeutete mich zwar, ich thäte besser mich aller politischen Anspielungen bei solcher Gelegenheit zu enthalten, freute sich aber im Grunde meines ihm vortrefflich

dünkenden Eifers, nahm später den guten Mann bei Seite, und es wurde ihm nicht schwer, den Bewundrer des Tyrannen alsbald mit geübten Redesätzen hart an die Wand zu drängen.

Nicht selten war ich bei den Kämpfen und Verdrüssen, die ich zu bestehen hatte, durchaus unschuldig, öfters hatte ich wenigstens in der Sache Recht, wenn auch vielleicht nicht in der Form. Man nahm mir zum Beispiel höchst übel, daß ich nicht gleich den andern Zöglingen die polnische Sprache lernte, nachdem doch Görcke selbst, auf Kirchhof's Wunsch, daß ich statt des Polnischen lieber in Privatstunden das Englische treiben sollte, mich jener Lektionen überhoben hatte. Daß ich die Pathologie des abgelebten Professors Gönner verachtete, und dagegen mit Eifer die Schriften von Röschlaub las, daß ich bejammerte, nicht bei Willdenow die Botanik und bei Knape die Osteologie hören zu dürfen, sondern mein gutes Honorar dem Schlendrian zufolge an Mayer, der im Sterben lag, und an Walter den Sohn, der so gut wie gar nichts that, fruchtlos hingeben mußte, und anderes dieser Art, wurde mir auch zum Verbrechen gemacht, so gut wie der Freimuth, mit dem ich das Wort erhob und über Ungerechtigkeit klagte, als bei Gelegenheit einiger vorgefallenen Unordnungen nicht bloß den Schuldigen, sondern ohne Ausnahme allen Zöglingen das Tragen von Stöcken verboten und die Ausbleibezeit am Abend beschränkt wurde, wobei ich, wenigstens als Ausnahme für mich, das Verbleiben beim Alten auch glücklich erstritt. Manchen Unglimpf hatte ich offenbar nur um Kiesewetter's willen zu erleiden, den man in mir zu kränken suchte, so daß er öfters seine eigne Sache daraus machte, die schlechte Absicht entlarvte, und durch Görcke sogar ihre Bestrafung erwirkte. Allein für mein Verhältniß war damit nichts gebessert, im Gegentheil; und ich fing an mich herzlich aus der Pepiniere wegzusehnen, und schrieb auch deßhalb an Kirchhof, der mich mit nicht größeren Kosten auf einer Universität konnte studiren lassen.

Während der drittehalb Jahre, die ich in der Pepiniere zubrachte, lebte ich in ununterbrochenem Eifer und selten

unterbrochenem Fleiße. Auch die Ferien gaben hierin eher Wechsel als Nachlaß; nur zweimal bracht' ich sie zum Theil außerhalb des Instituts in andern Lebenskreisen hin, bei dem Doktor Hempel, einem der merkwürdigsten Karakter-Sonderlinge, und in dem Hause des Obersten von Reitzenstein, wo mich Kiesewetter einführte, um der Ausbildung der Söhne, und, wie er hoffte, meiner eignen, während einiger Wochen förderlich zu sein. Beim Wiederbeginne der Vorlesungen war ich gewiß jedesmal einer der Eifrigsten, und erschlaffte nur dann, wenn die Behandlungsweise lahm und träge wurde, was nur zu häufig der Fall war. Die Lehrgegenstände, welche nach der im Ganzen zweckmäßigen Studienfolge auf diese fünf Semester vertheilt waren, zogen mich freilich nicht in gleichem Grade an, doch vernachlässigte ich keine, und in den meisten machte ich gute Fortschritte. Daß in manchen Fällen durch die Lehrer selbst, oder vielmehr durch den Zwang des Instituts, welches bisweilen statt der bessern die schlechtern aufnöthigte, die Fortschritte gehemmt oder doch erschwert wurden, habe ich schon angedeutet; doch wo die Vorlesungen nicht ausreichten, schafften wir selber Rath, und eilten der Leitung voraus, so in der höheren Anatomie, wo uns zwar des alten Walter praktische Tüchtigkeit in Ehren stand, aber der leere Gedächtnißkram, welchen sein Sohn in unregelmäßigen Vorträgen eilig abschnarrte, nur zuwider sein konnte; ferner in der Physik und Chemie, wo der gute freundliche Hermbstädt wohl sein Bestes that, aber in seinen Erklärungen meist sehr geistlos wie in seinen Experimenten fast immer ungeschickt erschien. Am leichtesten hatten wir es, wo mit Büchern zu helfen war, z. B. in der Theorie der Heilkunde, die wir bei dem Lehrer von Anfang an nur polemisch hörten, denn es war niemanden zu verargen, in einer Zeit, die einen Reil hatte, den Humoralpathologen Gönner nicht mehr zum Führer zu wollen. Die an das Institut gebundenen Eleven wagten gegen diese Uebelstände nicht laut zu murren, sie nahmen dieselben als unvermeidliche Nachtheile seufzend hin; ich aber, der keinerlei Verpflichtung hatte, verhehlte mein Mißvergnügen nicht, und brachte unsre Beschwerden wiederholt zur Sprache. Ver-

gebens wollte man die Autorität dessen, was eingeführt sei, retten, Görcke selbst vermochte das nicht, und schämte sich, den veralteten Wortschwall eines Gönner oder die Lächerlichkeiten des jüngern Walter zu vertreten; wenn der Letztere sich in Wendungen erging, für welche die berühmt gewordene: „In jenen warmen Ländern, wo Gott die Welt erschaffen hat", als Probe gelten mag, so blieb freilich nur er allein ernsthaft, und die zum Lachen gezwungenen Zuhörer konnten nicht bestraft werden. Doch jemehr der vorlaute Tadler in der Sache Recht haben mochte, um so größere Ungunst weckte er für sich.

Das neue System der Heilkunde von John Brown, aus England nach Deutschland verpflanzt und hier von Aerzten und Philosophen mit Eifer gepflegt und ausgebildet, stand in voller Blüthe. Die Einfachheit der Grundsätze, die leichte Gliederung und die klaren Schlußfolgen, durch welche die neue Lehre sich auszeichnete, bestachen den Verstand; die denkenden Aerzte waren längst des überkommenen medizinischen Wustes überdrüßig, und gern bereit, sich desselben auf Einmal zu entledigen; die sich erhebende Naturphilosophie gab lauten Beifall. Nicht immer ist es die Sache, oft sind es bloß die Streiter, welche die Meinung gewinnen; der lebendige, sprühende Eifer eines Röschlaub, die ruhige Gedankenkraft Erhard's, die großen, ideenreichen Andeutungen Schelling's erregten überall Theilnahme; auch ganz außerhalb des Streites Stehende freuten sich der jungen muthigen Helden, welche gegen verjährte, zusammengeflickte, längst unhaltbar gewordene Theorieen mit der frischen Kraft einer neuen glücklich zu Felde zogen; glücklich insofern, als die neue Waffe den alten Lehrkram augenscheinlich zerschlug, in wie weit aber die Krankheiten auch bezwungen wurden, das war der Erfahrung noch abzufragen. Im Anfange verknüpfte sich dem neuen Heilverfahren wirklich ein auffallender Erfolg, der freilich Mißgriffe nicht ausschloß, wie denn besonders der übertriebene Gebrauch des Opiums manches Unheil veranlaßte, und namentlich die Stieftochter August Wilhelm Schlegel's, Augusta Böhmer, die im Sommer 1801 im Bade zu Boklet starb, als ein Opfer dieser Art Vergiftung

bezeichnet wurde, ein Fall, der wegen der dabei Betheiligten ein unglaubliches Aufsehen machte. Der Brownianismus aber breitete sich unter allem Widerspruche nur stärker aus, und erlosch erst in später Zeit, nicht durch seine Gegner, sondern durch den Rücktritt seiner bedeutendsten Anhänger, Röschlaub's und Erhard's insonderheit. Wir Jüngern waren damals alle mehr oder minder Brownianer, ein jeder nach seinen Kräften; es war ein Aufschwung, eine Kühnheit, eine Vornehmheit, sich zu der neuen Lehre zu halten. Das Mißfallen der Vorgesetzten, ihr Abmahnen und Verbieten vermochte nichts gegen den großen Reiz. Johannis Brunonis elementa medicinae, die deutschen Bearbeitungen von Pfaff und Röschlaub wurden von uns eifrig studirt, ihre Grundsätze laut verkündigt, als kritischer Maßstab angelegt. Wir tadelten an Reil, daß er nicht völlig Brownianer sei; wir verwarfen alle Mittelstellung und verlangten unbedingten Beitritt. Unser Treiben wurde von einigen Obern als förmliche Rebellion angesehen und man wollte uns dafür bestrafen; eine Ode von mir gegen die Sumpfbewohner, wie ich die Humoralpathologen nannte, verursachte die größte Bewegung, und mir wurde mit dem Karzer dafür gedroht! —

Ein besonderer Vorfall brachte mich sogar mit Kiesewetter in eine Lage, wo ich die bisherige Aufrichtigkeit zwischen uns vermissen mußte. Ein Stabschirurgus hatte bei geringfügiger Veranlassung sich grober Worte gegen mich bedient, und da ich dergleichen nicht hinnehmen wollte, so diktirte er mir in erhitzter Wuth Stubenarrest und verließ mich unter pöbelhaftem Schimpfen. Ich eilte zu Kiesewetter, der vor dem Potsdamer Thore ein Landhaus bewohnte, berichtete ihm die Sache, und erklärte, nun wollte ich gar nicht mehr in die Pepiniere zurückkehren. Weiß der Himmel, was dem Manne, der sonst leicht genug in Feuer gerieth, gerade jetzt im Sinne liegen mochte, er war zu meiner Verwunderung ganz kühl und gelassen, vernahm die empörenden Schimpfreden ohne Entrüstung, theilte mein gekränktes Gefühl gar nicht, sondern redete mir besonnen zu, ich solle zurückkehren, mich gehorsam dem Manne stellen, der mir zu befehlen habe,

und dessen neuesten Befehl, die Stube nicht zu verlassen, ich eben jetzt mit größtem Unrecht gebrochen; er stellte mir eifrig vor, was die Pflicht sei, welche Opfer sie fordern dürfe, welch ein Heldenthum es sei, ihr die stärkste Leidenschaft, ja das Recht selbst unterzuordnen. Niemals war mir ein Vortrag Kantischer Weisheit so gering, so leer und so wenig an seinem Platze vorgekommen, ich hatte in mir die gewisse Ueberzeugung, daß auch Kiesewetter diesmal solche Philosophie nur zu dem Zwecke des Augenblicks gebrauchte, und also mißbrauchte, daß er mich nur los sein und beschwichtigen wollte; aber das Netz dieser Rede fühlte ich mir deßhalb nicht minder übergeworfen, und ich sah kein Mittel, mich da herauszuwinden; einzig, weil ich nichts anderes wußte, noch möglich sah, willigte ich zuletzt mit Ueberdruß ein, erklärte mich bereit, zu thun, was er mir rieth, und als er mich darauf umarmte, und im stolzen Gefühle der Kraft seiner Weisheit und Rede mit freudiger Rührung zu mir sagte: „Auf diese Art sind Sie mein würdiger Schüler!" — und mich mit weiteren Lobsprüchen überhäufte, da glaubte ich vor Widerlichkeit mich erbrechen zu müssen, denn ich empfand nur allzu klar, wie häßlich wir einander gegenüber standen, und in wie falschem Scheine wir uns anglänzten. Indessen trat ich entschlossen den Rückweg an und gelangte nach Hause, ohne daß meine Abwesenheit bemerkt worden war. Als ich aber nichtsdestoweniger dem Stabschirurgus meldete, ich hätte den Arrest gebrochen, und meine Zuflucht zu Kiesewetter genommen, dieser aber habe durch die Vorstellung der Pflicht mich bewogen zurückzukehren, und hier wäre ich nun und stellte mich wieder, — so hatte ich den belohnenden Genuß, daß der Mann, dem eine solche Geschichte schlechterdings unverständlich war, und ihn wie ein unvermutheter Schwindel und Schrecken überfiel, in rathloser Verdummung gar nichts, aber auch rein gar nichts zu sagen noch zu bezeigen wußte, sondern nur, nachdem ich seiner Verlegenheit lange genug gegenüber gestanden, mich mit dem zaghaften Bedeuten entließ, der Arrest sei aufgehoben; und so war er auch weiterhin nur froh, daß der Sache nicht mehr gedacht wurde. —

Was konnte aber aus solchen Kämpfen Gutes herauskommen? Auch erneuerten sie sich bei schon erbitterten Gemüthern allzu leicht. Meinem Fleiße, meinen Fortschritten, auch meinem sittlichen Betragen, konnte man keinen Vorwurf anbringen; aber man gab mir andere Dinge Schuld, z. B. daß ich die von Görcke eingeführten Uebungsversammlungen verachtete und mich ihnen unter allerlei Vorwänden entzöge, daß ich einen schlechten Karakter hätte, das heißt, keine Subordination und Schmiegsamkeit; und alle diese Vorwürfe wurden zugleich Schimpfreden. Ich antwortete auf die Schimpfreden mit Trotz, und erklärte bestimmt, ich wolle aus dem Institut ausscheiden, wurde aber dafür endlich auf das Karzer gebracht. Kiesewetter'n ließ ich jetzt aus dem Spiel, benachrichtigte ihn nur von meinem Unfall, und erwartete durch Kirchhof die Lösung dieser schon unheilbar gewordenen Mißverhältnisse. Die Lösung kam, aber in einer ganz anderen Weise, als ich sie erwartet hatte. Nach wenigen Tagen wurde mir meine Entlassung aus dem Karzer und zugleich die aus der Pepiniere angekündigt, dabei bemerkte man aber auch, daß ich kein Geld mehr aus der Kasse zu empfangen hätte, weil schon seit längerer Zeit die Sendungen für mich ausgeblieben wären. Jetzt erst erfuhr ich, daß Kirchhof die sonst gewöhnlichen Vorausbezahlungen seit einem Vierteljahre unterlassen, und auch auf mehrere Zuschriften nicht geantwortet habe. Dies befremdete mich zwar, doch glaubte ich ihn nur auf böse Berichte hin mit mir unzufrieden, und hoffte ihn bald von allem Vorgegangenen nach der Wahrheit, und zu gutem Erfolge für mich, in Kenntniß zu setzen. Uebrigens sah ich getrost jeder Wendung entgegen, ich war jung, gesund, nicht ohne Freunde und voll Muth. Mein Ausscheiden aus dem Institute freute mich unsäglich, und ich konnte nicht umhin, dies in einer symbolischen Handlung an den Tag zu legen; was uns Allen längst ein Gräuel war, den Zopf, der uns widerwärtig unter den andern Studirenden als Pepinieristen kenntlich machte, schnitt ich mir gleich zuerst ab, und nagelte ihn, zum allgemeinen Ergötzen der ganzen Pepiniere, außen an der Hausthüre fest, nahm dann von guten Kammeraden

frohen Abschied, miethete mir ein Zimmer in der Stadt, wählte mir ein paar medizinische Kollegia, welche bereits für das Sommerhalbjahr wieder anfingen, schrieb indeß auch wiederholt nach Hamburg, und erwartete, was kommen würde. Görcke entließ mich noch freundschaftlich genug, und meinte, Kirchhof würde mich nicht ohne Hülfe lassen. Später hatte man ihm fälschlich hinterbracht, ich wolle über die Pepiniere etwas in Druck geben, er schickte deßhalb zu mir, und ließ mir abrathen, mit der Drohung, er würde dann auch schreiben; ich aber lachte dazu, und ließ ihm sagen, seine Warnung könnte mich eher reizen als abhalten, indeß möchte er nur ruhig sein, denn bis jetzt dächte ich nicht an solche Arbeit.

Die Nachrichten aus Hamburg kamen nur allzubald. Die Meinigen schrieben mir, auf Kirchhof dürfte ich nicht mehr rechnen, weil er selbst in die äußerste Bedrängniß gerathen sei, und seine Zahlungen eingestellt habe. Mein Schicksal bedauerten sie schmerzlich, und wußten nicht, was mir zu rathen sein könnte. Im Besitze einiger Goldstücke glaubte ich mich für die allernächste Zeit geborgen. Ich freute mich fürerst der glücklichen Freiheit, in der ich athmete, und überlegte nebenher, wie ich mich einrichten könnte, was sich durch litterarische Arbeit und Unterricht etwa verdienen ließe, und dachte meine Studien auch gegen Wind und Wetter tüchtig fortzusetzen. Ich durfte dabei auf Kiesewetter's Unterstützung rechnen, wiewohl er seit den letzten Vorgängen einige Zurückhaltung blicken ließ, und Nolte's, Schlosser's, so wie meiner jüngeren Freunde Beistand war mir ebenfalls gewiß.

Doch ehe solch ein neuer Lebenslauf sich gestalten konnte, erkrankte ich. Meine Kräfte hatten so vielen Stürmen tapfer widerstanden, endlich ergab sich dennoch, daß die Spannung zu groß für sie gewesen. Die Wirkungen des Frühlings hatten meine Reizbarkeit nur erhöht; an demselben Tage, an welchem ich die Nachricht aus Hamburg empfangen und sie Kiesewetter'n mitgetheilt hatte, der diesmal wieder zärtliche Sorgfalt für mich bezeigte, mußte ich aus einer Vorlesung bei Professor von Könen, die ich Abends noch an=

gehört, mich fieberkrank nach Hause führen lassen. Die Krankheit wurde schnell bedenklich, und gab sich als ein Nervenfieber zu erkennen. Der Oberchirurgus Horlacher besuchte mich als sorgsamer theilnehmender Arzt, Zöglinge der Pepiniere wachten die Nächte bei mir, von allen Seiten kam Hülfe und liebevolle Pflege. Da die Krankheit aber schlimmer wurde, so rief man eines Morgens den Doktor Erhard herbei, dessen Wagen zufällig in der Straße hielt. Dieser scharfsinnige Denker und durchgreifende Arzt war mir durch Röschlaub's Magazin der Heilkunde und durch den Ruf seines praktischen Verfahrens genug bekannt, und seine persönliche Erscheinung flößte mir unbedingtes Zutrauen ein. Er behandelte mich auf Brownische Weise mit Einsicht und Entschlossenheit, und ich genas nach einigen schweren und zweifelhaften Tagen, in welchen ich den Tod schon vor Augen gehabt, und ein so frühes Sterben als ein nicht wünschenswerthes, aber auch als ein nicht mehr zu änderndes Geschick mit ziemlicher Fassung betrachtet hatte.

Während meiner Genesung traten die mannigfachsten Fürsorgen von Freunden, Bekannten, und sogar von Unbekannten, in größter Fülle und Thätigkeit hervor; von allen Seiten kamen Erquickungen, Nachfragen, Anerbietungen, und es sollte mir, der ich nach solchen Katastrophen fast alles bedurfte, an nichts fehlen. Kiesewetter und das Friedländer'sche Haus, die Hofräthin Wolff, vor allen meine jüngern Freunde Eberty und Detmold versäumten nichts, was meine Herstellung beschleunigen und vollenden konnte. Auch Erhard bezeigte mir die herzlichste Theilnahme, er freute sich lebhaft, mich gerettet zu haben, er gab mir Ermunterung und Rath, und seine geistvollen, eigenthümlichen Gespräche gereichten mir nicht weniger zur Stärkung, als seine Arzeneien und Weinverordnungen. Als ich in der Genesung schon ziemlich vorgeschritten war, dachte ich nun auch ernstlicher an meine künftige Lebensweise. Ich sann, was ich wohl schreiben könnte, und da eben die Uebersetzung des Calderon von August Wilhelm Schlegel frisch aus der Presse kam, so war ich versucht, diese Gattung von Drama mit der französischen, die mir sehr vertraut war, in einem

kurzen Aufsatze zu vergleichen. Auch ein eignes Trauerspiel, König Oedipus, worin ich besonders die Wahrscheinlichkeit und Richtigkeit der Irrungen und Uebergänge trefflich angeordnet zu haben meinte, hatte ich entworfen und in fünffüßigen Jamben auszuarbeiten angefangen; in derselben Form war eine Uebersetzung von Racine's Andromache ziemlich vorgerückt. Was mich aber innerlich am stärksten beschäftigte, waren Wilhelm Meister's Lehrjahre, die ich in dieser Zeit zum erstenmale las. Eine neue Welt ging mir in diesem Romane auf, und doch nur allmählig, denn ich fühlte, wie im Weiterlesen das Buch selbst mich zu seinem höheren Verständnisse reifte, und gleichwohl sich mir schon ganz aufzuschließen nicht vermochte, sondern dies einer auch anderweitig wachsenden Lebensbildung überlassen mußte.

Nicht lange hatte dies neue Dichten und Trachten begonnen, als meine Freunde mich ernstlich und dringend vor jeder Anstrengung warnten, und da diese, wenn Studien und Erwerb gleichzeitig fortzusetzen waren, auf keinen Fall vermieden sein konnte, so suchten sie mir einen andern Lebensgang auszumitteln, der bei mäßiger Beschäftigung eine ruhige sichere Lage und heitre Verhältnisse gewährte. Eines Tages fragten sie mich in diesem Sinne, ob ich nicht Lust hätte, nur für's erste, zur Erholung und keineswegs als Lebensplan, eine Erzieherstelle anzunehmen? Sie schilderten mir das reiche Haus des Fabrikanten Cohen, zwei prächtige Knaben von sechs und sieben Jahren, die vorzüglichen Eltern, eine gebildete Geselligkeit, Musikliebhaberei, fremde Sprachen im Gange, kurz eine wahre Bildungsschule für mich, zugleich genußreiches Leben und nützliche Thätigkeit. Diese Aussicht durfte mich allerdings reizen. Ich wurde zu einem vorläufigen Besuch eingeladen. Noch schwach, auf Freundesarm gestützt, richtete ich eines Vormittags den Weg nach der Münzstraße, wo Herr Cohen das große schöne Hotel des Ministers von Zedlitz theils bewohnte, theils zu einer Baumwollenfabrik eingerichtet hatte, welche viele hundert Leute beschäftigte. Man führte mich in das Bibliothekzimmer, das den Blick in den großen blühenden Garten hatte, und an Büchern schnell übersehen ließ, was mein Herz nur

wünschen konnte; deutsche, französische und englische Hauptwerke standen schöngebunden in dichten Reihen. Wenige Minuten war ich diesem bestechlichen Eindrucke überlassen, da erschienen die Hausbewohner. Herr Cohen aus Holland von einer angesehenen und reichen jüdischen Familie stammend, aber mit den Seinigen längst getauft und jetzt in Preußen heimisch, zeigte sich als ein lebhafter freundlicher Weltmann, der auch in Wissenschaften und Künsten wohl bewandert schien; die Frau, eine Berlinerin, sprach durch sanftes und verständiges Wesen an; zwei bildschöne feine Knaben, denen drei liebliche Töchter nachfolgten, kamen aus dem Garten herbei, wohin ein Spazirgang vorgeschlagen wurde. Die Personen, die Räume, die Umgebung, der ganze Zuschnitt des mir eröffneten Lebens, alles gewann mich schnell; auch auf der andern Seite war keinerlei Bedenken, die glänzendsten Zeugnisse waren mir vorausgegangen, meine Jugend, die sich aus dem Kampfe gegen die Krankheit sichtbar wieder zu frischen Kräften anließ, erweckte Theilnahme und Hoffnung, und so war unser Verhältniß leicht geschlossen, ohne daß äußere Bedingungen festgesetzt wurden, deren Verabredung ich gänzlich von mir ablehnte, und auf Kiesewetter's Gutdünken wollte ankommen lassen. Nach wenigen Tagen war ich dem Hause angehörig, und ich begann eine glückliche Zeit, vom herrlichsten Frühling in den schönsten Sommer hinein, in weichem kräftigendem Lebenselemente, jeder Verdrießlichkeit und Sorge überhoben, zu jeder freien Selbstständigkeit berechtigt und aufgefordert. Doch bevor ich zu neuen Schilderungen übergehe, muß ich einige Beziehungen aufnehmen und abschließen, die sich aus den früheren Verhältnissen in meinen neuen Zustand nur noch in der Absonderung herüberspannen, die sie längst bereitet hatten und bald vervollständigen mußten.

Das Thun und Treiben in dem geselligen Kreise, den ich bisher besucht hatte, konnte mich schon längere Zeit nicht mehr befriedigen, ich fühlte nur zu deutlich die vielen Uebelstände und Gebrechen, welche diesen Verhältnissen inwohnten, und durch das Bemühen und die Ansprüche, ge-

bildet zu erscheinen, nicht hinreichend gedeckt wurden. Daß es in Lebensansichten, Gewohnheiten und Aeußerungsweisen Besseres und Höheres geben müsse, davon war ich überzeugt, und einzelne Beispiele gaben zu ungünstiger Vergleichung sogar den Maßstab. Von vielem, was täglich vorging, war ich unangenehm berührt, ja unheilbar verletzt. Im Friedländer'schen Hause waltete Wohlmeinung und Gutmüthigkeit, die aber oft aller Zartheit entbehrten, bei manchen Anlässen schwand die nöthigste Zurückhaltung, und Kiesewetter selbst wußte öfters, vorzüglich wenn er am Spieltische saß, einen ungeberdigen Eifer nicht zu bezwingen, der den Mitspielenden zu heftigen Erwiederungen Grund gab, und mir den häßlichsten Eindruck machte. Mir persönlich wurde auch die Absicht empfindlich, die ganz offen darauf hinzielte, mich zu gebrauchen oder wenigstens zu benutzen, und statt eines edlen freien Umgangs ein wechselseitiges Leisten und Helfen zu bezwecken; es verschlug mir nichts, daß die Rechnung auch meine wesentlichen Vortheile nicht vergessen wollte, und ich ohne Zweifel mehr empfing als gab, ich hätte ja lieber ohne alle Rechnung den entschiedensten Nachtheil erwählt, als mit ihr den größten Gewinn. Von andrer Seite verband sich mit diesen Einwirkungen noch eine weit bedeutendere. Ich konnte, wie sehr ich mich auch sträubte, mir je länger je weniger verhehlen, daß gleich der geselligen auch die wissenschaftliche Bildung Kiesewetter's in gewissem Betracht schon weit hinter mir lag. Ich war durch ihn selbst aufmerksam geworden, daß die Kantische Philosophie in ihrer genommenen Stellung nun für immer Halt machen, und höchstens in ihrer Anwendung, aber durchaus nicht in ihrem Wesen, fortschreiten wolle, während doch andere tiefsinnige Forschungen mächtig voranstrebten, und jene bereits wirklich überflügelten. Einige Blätter von Fichte hatten mich stark angeregt, und was ich von Schelling hörte, ließ mich neue Gesichtspunkte ahnden, die ich unmöglich mit bloßer Nichtachtung zu beseitigen vermochte. Daß auch die Kantische Philosophie freier und eigenthümlicher, als durch Festhalten am strengen Buchstaben, aufzufassen sei, war mir durch Erhard klar geworden. Dies

alles aber mißfiel Kiesewetter'n auf's äußerste, ich sollte mit Gewalt bei dem alten Glauben verharren, die gestellten Schranken auf keine Weise überschreiten; er wollte mich in der Wissenschaft für sich behalten, wie in seinen Gesellschafts-beziehungen. Sein Benehmen gegen mich war schon während der letzten Zeit, die ich noch in der Pepiniere zubrachte, merklich kühler geworden, als ich aber bald nachher auch von der ästhetischen Seite mich freier zeigte, durch die gehässigen Angriffe gegen Friedrich Schlegel's Lucinde, gegen das Athenäum, gegen Tieck's und Novalis Schriften gerade gereizt wurde, diese Bücher zu lesen, und an ihnen Gefallen fand, da galt ich entschieden für einen Abtrünnigen, gegen den man die bittersten Vorwürfe nicht sparte. Anstatt aber die Fesseln, die man meiner Geistesfreiheit anlegen wollte, ruhig hinzunehmen, mich der Autorität zu fügen und still in's Enge ziehen zu lassen, kehrt' ich die von Kiesewetter selbst empfangenen Waffen muthig gegen ihn, empörte mich ganz und sagte jeden Gehorsam auf. Durch die äußerliche Hemmung, welche unser bisheriger Verkehr durch mein neues Verhältniß nothwendig erfahren mußte, und durch die zahlreichen Einwirkungen, welche mich seitdem in entgegengesetzter Richtung beschleunigten, zerfielen wir endlich durchaus. Erbitterte Aeußerungen von seiner Seite, die mir entschiedenes Unrecht anthaten, meinen unschuldigsten Jugendlichkeiten einen falschen, bösartigen Sinn unterschoben, mich der Undankbarkeit im voraus beschuldigten, und eine Art Bann über mich aussprachen, indem sie mich alles Antheils am Kantischen Heil verlustig erklärten, machten die Sache nur schlimmer. Ich fand mich durchaus zu keiner Dankbarkeit verpflichtet, wo keine Freiheit sein sollte, und wo daher das Empfangene entweder gar nichts, oder doch nicht den Preis werth war, welchen man nachträglich als meine Dankespflicht dafür ansprach. Ich ließ mir daher die Feindschaft gefallen, und weit entfernt von Schmerz oder Rührung, benutzte ich manche Blöße, die man mir gab, nur allzu schonungslos. Kiesewetter kam in dieser Zeit immer mehr und mehr mit dem Hof in Verbindung, war viel bei der Königin, bei den Prinzen, die er unterrichtete, ordnete geistreiche Vergnügungen

an, und schien als Hofphilosoph, wie man ihn nannte, seiner sonstigen Grundsätze völlig uneingedenk; er mochte einigen leichten Spott und Tadel vielleicht verdienen, aber am Hofe wird beides durch Neid und Haß gleich zu ungeheuern Massen, und das Publikum trug sich damit, wie es gewöhnlich zu thun pflegt. Zu derselben Zeit war ich der ganzen Macht des Einflusses hingegeben, der von den Schlegel und ihren Freunden kam; durch Schriften, Vorlesungen und Gespräche wurde der Uebermuth, die Ironie, sogar die Frechheit obenangestellt; gegen einen selbstleuchtenden Philosophen wie Fichte, den ich nun persönlich kennen lernte, wurde Kiesewetter ein dunkler Schatten; die jüngern Freunde verhöhnten mich nur, wenn ich seiner noch im Guten gedenken wollte. Genug, in diesem Gedränge von Stimmen und Beispielen, welchen von keiner Seite Milderung zugemischt wurde, fühlte ich mich gestachelt, gegen den einst so verehrten und geliebten Mann auch meinerseits einigen Muthwillen zu üben, und versäumte die Gelegenheit nicht, über ihn und die Kantische Philosophie ungünstig zu scherzen, und späterhin einige neckende Zeilen, doch ohne ihn zu nennen, einem flüchtigen Blatt über Berlin, das für eine Zeitschrift verlangt wurde, einzuverleiben und drucken zu lassen. Diese Verhärtung in mir erstreckte sich durch mehrere folgende Jahre, und gab einige unerfreuliche Züge noch in Halle zu dem sogenannten Doppelroman, der dort entstand. Ich that Kiesewetter'n zu viel, das ist gewiß, wenigstens von mir war es zu viel, und ein geheimes Bewußtsein meines Unrechts war in mir, schon während ich es verübte; nur falsche Scham und der Versuch, ob das Unrecht nicht Recht werden wollte, ließ mich es so lange fortsetzen. Ich schätzte ihn eigentlich stets, ich war ihm wirklich noch zugethan, und handelte gegen mich selbst, indem ich ihn verhöhnte. In späteren Jahren, als ich wieder mit ihm zusammenkam, war ich erfreut und gerührt, ein freundschaftliches, vertrauensvolles Verhältniß, trotz jener Unbilden, leicht wieder hergestellt zu sehen, welches nur durch den freien großmüthigen Sinn des Mannes möglich war, der das vorgefallene Kleinliche gern vergessen mochte, um nur der Ueber-

einstimmung in so manchem Wichtigen eingedenk zu sein. Noch jetzt muß ich ihm dankbar nachsagen, daß ich durch ihn mächtig gefördert worden, und ihn als den Pfleger des Guten in mir anzuerkennen habe; ja selbst die Pietät, zu der ich für ihn zurückgekehrt bin, hatte er nach allen Seiten in mir früherhin als eine der edelsten und größten Tugenden zu wecken und zu nähren treulich gestrebt, und leider selbst nur so späte und sparsame Frucht davon geärntet. —

Sechster Abschnitt.

Jugendfreunde. Streben.

Berlin, 1803. 1804.

Selten mögen einem Menschen so beglückte Lebensauen sich ausbreiten, als mir der nächste Zeitraum darbot, in welchen ich seit der Aufnahme im Cohen'schen Hause, vom Ende des Maimonats bis tief in den Sommer hinab, mit allen Kräften und Entzückungen der Jugend jetzt einging! Durch mein Verhältniß fand ich mich grade nur in so weit gebunden, um Anhalt und Maß für das höchste Freiheitsgefühl zu haben, meine Pflichten bezeugten mir nur meine Selbstständigkeit, ich genoß zum erstenmale die Vollempfindung des persönlichen Dastehens und Geltens. Was ich war, dachte, urtheilte, wünschte und that, rechnete mir niemand mit fremder Vorschrift in der Hand nach, suchte niemand durch äußere Rücksichten und Zwecke beengend niederzuhalten; meine Eigenschaften, die bisher gleichsam hinter ihrem Ertrag und ihrer Leistung hatten zurückstehen müssen, konnten nun als sie selbst hervortreten, mein eignes ungestörtes Wesen durfte mir Quell und Spiegel jedes Antriebs und jeder Handlung sein. Dieses Gefühl hätte in jedem Fall das Ergebniß meiner veränderten Lebensstellung sein können, daß ihm aber durch eine Dauer von Monaten eine nur stets gesteigerte Gewährung entsprach, war die Folge des glücklichsten Zuströmens von Begünstigungen, wie sie nicht oft sich vereinigen wollen!

Ich muß zuerst als eines wunderbaren Reizes, der in täglich erneutem Werthe sich als unschätzbar erwies, der Lokalität gedenken, welche nicht glücklicher sein konnte. Schloßartige Wohnung, weit über das Bedürfniß hinaus geräumig und vielfach, im Innern mit allem Behör einer behaglichen, theils holländischen, theils englischen Lebensart versehen, erhob sich, auch für den äußern Anblick bedeutend und geschmackvoll, zwischen tiefem Vorhof und ausgedehntem Garten. Von der Straße zurückgezogen wandte sich das ganze Leben des Hauses um so entschiedener nach der Gartenseite hin. Schattige Gänge, Rasenplätze, hochstämmige Bäume und mannigfaches Gebüsch, Blumenbeete, Obst- und Küchenpflanzungen, zuletzt ein Pavillon zwischen Treibhäusern, gaben dem weiten Raume in sinniger Anordnung die heiterste Mannigfaltigkeit, und dieser grünende und blühende Bezirk gab jedem Tag und jedem Augenblicke die nahe, offne und lockende Gelegenheit zu dem reinsten Genusse, welcher das Herz erfreuen kann, zu dem Genusse der Jugend und des Sommers in ihrem schönsten Verein.

Während der ersten Zeit, bevor meine Zimmer eingerichtet waren, schlief ich nach dem Garten hinaus, in einem Saale, der als physikalisches Kabinet diente. Mit dem frühsten Tage, vom Glanze der bewegten Wipfel, von den Stimmen der Vögel, dem erquickenden Morgenhauche getroffen, stand ich lebensfroh auf, eilte in das thauige Grün, frühstückte dort oder am offnen Fenster des Bibliothekzimmers, und hatte mit wechselndem Entzücken schon viel gelustwandelt und gelesen, wenn nach und nach das übrige Haus erschien, und die Eltern ihren Geschäften und die beiden muntern Knaben dem Lernen noch erst im Freien eine dem ganzen Tage zu gut kommende Frist gaben. Der hierauf beginnende Unterricht war für mich nur leicht; die Kinder hatten noch besondre Lehrer, auch für solche Gegenstände, in welchen ich recht gut hätte unterrichten können, und vorzüglich nahm die Uebung in der Musik Vor- und Nachmittags mehrere Stunden ein. Zum Mittagessen, dem gewöhnlich wieder eine Erlustigung im Garten voranging, waren nicht selten Gäste eingeladen, nähere Freunde und

Freundinnen des Hauses, auch wohl interessante Fremde. Die Unterhaltung, im Allgemeinen gütig und heiter, durch einige Prätension des Hausherrn auch wohl zu besonderer Lebhaftigkeit gesteigert, pflegte sich unter Spazierengehen fortzusetzen, und nach abermaligen Arbeits- und Lernstunden rief, von sechs Uhr an, der freiste Nachmittag und Abend die Hausgenossen und etwanigen Besuch zum Lustwandeln, Spielen, zu Gespräch und Theetrinken wiederum in den Garten, wo Zusammensein und Absonderung nach Belieben wechselte. Oefters zog ich mich zurück, um für mich allein zu lesen oder zu schreiben, und fand mich wieder ein, sobald eine neue Erscheinung mich anlockte. Ein glücklicher Verlauf schöner Tage, wie man sie auch spät noch wünschen möchte!

Ich war aber vor allem auf Erfüllung meiner neuen Pflichten bedacht, und wollte diesem Berufe vollständig genügen, bevor ich den Zwecken eigner Förderung oder Neigung nachhinge. Ich entwarf einen schriftlichen Erziehungsplan, der mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde, ich begann in Gestalt eines Tagebuchs allerlei pädagogische Notizen und Erfahrungen niederzuschreiben; diese Uebung und das Lesen mancher empfohlener Werke, worunter auch Rousseau's Emile, gereichten mir zu großem Nutzen. Aufmerksam suchte ich die Wendungen des Lehrens und Mittheilens, wodurch richtige Auffassung und fester Eindruck am sichersten gewonnen wären; sorgfältig und theilnehmend schloß ich mich der kindlichen Sinnesart an, und ein freundliches Walten von Liebe und Vertrauen war der glückliche Erfolg. Da mir für mich selbst aber noch so viel zu erwerben und fortzusetzen oblag, so strebte ich, die Zeit, welche mir im Laufe des Tages und besonders am Anfange und Ende desselben reichlich gelassen war, so fruchtbar als möglich anzuwenden. Ohne Hülfe von Vorlesungen, deren regelmäßiger Besuch jetzt nicht möglich war, konnte mein medizinisches Studium nicht gedeihen, ich gab dasselbe nicht auf, aber schob es einstweilen beiseit, und suchte dafür andre, durch die Umstände nicht verschlossene, sondern wohl gar besonders eröffnete Wege um so besser zu benutzen. Ich legte es darauf an, die Haupt-

thatsachen der Geschichte mir im Zusammenhang aufzureihen, sie in ihrer nothwendigen Folge und Wechselwirkung einzusehen, und hatte hiezu, wie für begleitende geographische Studien, die schönsten Hülfsmittel zur Hand. Poesie und Litteratur jeder Art schlossen sich an; zu eignen Aufsätzen, Gedichten, und besonders auch zu Briefen an Freunde, wobei Eberty mir am nächsten stand, fand sich immerfort Anlaß. Damit meiner Ausbildung noch besser nachgeholfen würde, unternahm es Herr Cohen, der seine Kenntnisse gern lehrend übte und zeigte, mit mir höhere Mathematik und englische Sprache zu treiben. Auf diese Weise schien ich beschäftigt genug, und meine Zeit hinreichend ausgefüllt. Doch Fleiß und Freudigkeit leisteten in wenigen Stunden viel, die glücklichen Tage behielten noch weiten Raum, um andern Lebensinhalt aufzunehmen, andre Gebilde hervorzutreiben.

In dieser ersten Zeit war das Haus ungewöhnlich lebhaft, weil eine Schwester der Madame Cohen, die Baronin von Boye, dasselbe durch ihre gastliche Anwesenheit erfreute. Einem schwedischen Major verheirathet, der in Stralsund seinen Standort hatte, dachte sie ihm dorthin bald nachzufolgen, nachdem sie eben mit ihm aus Paris und dem südlichen Frankreich zurückgekehrt war, und nur einige Wochen bei den Ihrigen in Berlin noch verweilen sollte. Diese Dame war gewohnt, die Huldigungen größerer und kleinerer Kreise auf sich zu ziehen, die glänzendste Welt hatte sie eben in vollem Maße genossen, früher auch das Beste von Bildung und Litteratur sich fleißig angeeignet; dem vielleicht unzureichenden äußeren Reize gesellte sie gern die bedeutende Mithülfe der Gemüths- und Geistesregsamkeit, der vornehmen Eleganz und Eigenheit, und auch humoristische und geniale Wagnisse verschmähte sie nicht, um nur im Augenblicke voranzubleiben. Die Schwester war ihr mit treuer Freundschaft zugethan, mit höchstem Wohlgefallen die Mutter, Madame Bernhard, eine Wittwe, die das Leben noch genießen wollte, und ihren Reichthum deshalb gern aufwandte. Regelmäßig an den Sonntagen, aber auch außerdem nach Gelegenheit und Einfall, besuchte man letztere auf ihrem Landhause zu Charlottenburg, wo zahlreiche und zum Theil ausgezeichnete Ge-

sellschaft die gastfreieste und üppigste Bewirthung fand. Die kurze Zeit, welche Frau von Boye noch zu bleiben zugesagt, wurde bestens benutzt.

Fast kein Tag verging ohne Gesellschaft, theils in der Stadt, theils auf dem Lande. Graf Alexander zur Lippe, Professor Darbes, Graf Casa Valencia von der spanischen Gesandtschaft, die Hofräthin Herz, die herrliche Sängerin Marchetti-Fantozzi nebst dem italiänischen Dichter Filistri lernt' ich in diesem Kreise kennen; auch dem damals jugendlichen und geistesregen Adam Müller und der von ihm geführten Madame Sander, die als schöne Frau durch den Ruf mir schon bekannt war, begegnete ich hier zuerst, nicht ohne wechselseitige Anziehung.

Ein Fräulein von Sellentin, zwischen Alter und Jugend inne stehend, hatte ihre besondere Geistesart, äußerte sich lebhaft, und zeigte schon früh solche Eigenheiten, die man eine Zeit lang gern verzeiht, weil man sie belächeln darf, späterhin aber leicht unangenehm findet. Jüngere Frauenzimmer waren vorzüglich dem Cohen'schen Hause angehörig und bedeutsam. Ich nenne zuerst Mademoiselle Seiler, eine zarte Schönheit, in erster Jugend bescheiden blühend, vortreffliche Klavierspielerin und als solche durch Unterricht dem Hause nützlich, war schon um der Musik willen gern gesehn und mit großer Sorgsamkeit behandelt; noch stärker aber wirkte die Neigung, welche Herr Cohen zu dem lieblichen Wesen kaum verläugnen mochte und durch tägliches Beisammensein nährte, wozu theils gemeinschaftliche Musikübung, theils Lehrstunden im Englischen, den gültigsten Anlaß gaben. Karoline Lehmann, nachherige Gattin des berühmten Tonkünstlers Clementi, war gleichfalls ausgezeichnet musikalisch; sie kam gewöhnlich mit ihrer Mutter, oft aber auch allein, und hatte mit besonderer Zuneigung in Madame Cohen eine mütterliche Freundin gesucht und zugleich eine für die Jugend noch mit reinstem Sinn antheilvolle Vertraute gefunden; konnte man sie nicht gradezu schön nennen, so stand sie doch im frischesten und üppigsten Reiz aufgeblühter Jugend, und ließ in munterer sowohl als schwärmerischer Unschuld noch unendliche Zauberkräfte ahnden, in deren Wir-

kungsbereich man sich gern stellen oder doch hineindenken mochte. Die dritte, Henriette Hübschmann, Tochter einer vermögenden, durch kalten Weltverstand und satyrische Bitterkeit nicht selten abstoßendenden Mutter, war dagegen durch freundlich kluge Theilnahme und durch scherzhaften Witz einnehmend, der das regsame Persönchen allerliebst kleidete.

Gegen den Reiz dieser jüngeren Mädchen war ich genug befestigt; gleiche Anmuth und Liebenswürdigkeit und größere Schönheit hatte ich schon verehrt, auch nahm ihr Wirken nicht grade mich zum Ziel. Mein Sinn war auf romantischen, poetischen Austausch, auf geistig gesteigertes Verhältniß gewandt, und mein Herz wollte sich nicht entzünden lassen, außer mit Beihülfe litterarischer Gluth; auch mußte dafür einiges Bemühen eintreten, um die im Allgemeinen vorschwebenden Phantasieflüge an einen näheren bestimmten Gegenstand festzubannen. Für alles dies war von andrer Seite her überflüssig gesorgt. Frau von Boye hatte mich in meinen Anlagen und Richtungen leicht aufgefunden, und noch leichter wurde es ihr, mich ihre Vorzüge wahrnehmen zu lassen und mit ihnen vollauf zu beschäftigen. Eine schmeichelhafte Berücksichtigung that mir um so wohler, als ich mit jedem Tage den Werth einer solchen Dame höher schätzen mußte, deren Gespräch mit allem Uebergewichte der Weltbildung das Gebiet der Poesie durchflatterte, und die nicht nur mit den Schriften, die ich am meisten verehrte, sondern auch mit den Autoren befreundet war, mit Jean Paul Richter, Friedrich Schlegel, Fichte, ja sogar mit dem wenig bekannten Meyern, dessen politischer Roman Dya-Na-Sore mich erst kürzlich mit erhabenen Entzückungen erfüllt hatte. Das Bedeutendste für mich aber war ihr während der Reise geführtes Tagebuch, in welchem alle Eindrücke der großen Erscheinungen aus dem Natur-, Gesellschafts- und Kunstleben, ja selbst die Gefühle eines bewegten Herzens, mit vieler Wärme niedergelegt waren. Nur dem engsten Vertrauenskreise wurde dies Tagebuch in ausgewählten, gegen jede Störung gesicherten Stunden vorgelesen, und dabei gleichwohl noch manches überschlagen. Zu solcher Begünstigung mitberufen zu sein, mußte ich mir hoch anrechnen.

Herrschte bei diesen Mittheilungen das Sentimentale vor, so ließ bei andern Gelegenheiten die freieste Laune sich aus, die unschüchternste Lebendigkeit, welcher vollauf beizustimmen die Andern bisweilen kaum den Muth hatten. In dergleichen Augenblicken rief sie einesmals ganz unerwartet unter vielen Anwesenden mich auf, meinend, mir sei auch noch zweifelhaft, was ich von ihr halten solle; ich aber faßte mich schnell, und antwortete beherzt, ich wisse es recht gut, und wolle es nöthigenfalls beweisen. Bald nachher trennte sich die Gesellschaft, mich aber trieb es zu schreiben, und nach einer halben Stunde war eine Karakterschilderung fertig, die ich nach ungefährem Rathen und Voraussetzen auf die herausfordernde Dame geschmiedet hatte; nach ihrem guten Beispiel entschlug ich mich schon der Schüchternheit, und brachte das Blatt den Frauen, die größtentheils noch beisammen waren, gab es aber an Madame Cohen, und bat, sie möchte zusehen, wiefern das Bildniß zu erkennen wäre. Nach dem ersten Durchblicken wurde das laute Vorlesen verlangt, und da ich es an Schmeichelhaftem und etwas Stechendem nicht hatte fehlen lassen, auch manche Züge wirklich getroffen und einige auf gut Glück versuchte Angaben zufällig die richtigen waren, so wurde des Wunderns und Rühmens so wie des Scherzes und der Fröhlichkeit fast kein Ende. Von dieser Karakterschilderung wurde weiterhin noch oft gesprochen, ich mußte erfahren, daß man sie als einen Beweis meiner großen Fähigkeiten ansah, und daß man mich deshalb höher stellte, als man vorher gethan. Die entschiedenste Wirkung aber übte das Blatt auf meine Bezüge mit Frau von Boye. Sie hatte schon bisher mich ausgezeichnet, jetzt that sie es nur um so mehr und gleichsam von Rechtswegen; mit großem Ernst und gefühlvoller Emphase trug sie mir Freundschaft und inniges Vertrauen an. Das letztere bewies sie mir alsbald dadurch, daß sie mir gestand, sie bedürfe meiner Mitwirkung und meines Einflusses, um auch abwesend in diesem Kreise manches nach ihrem bessern Sinne zu leiten und zu halten. Sie setzte mich deshalb sofort in Kenntniß von den innern Verhältnissen des Hauses, von dem Karakter ihrer Mutter, ihrer Schwester und ihres Schwagers, und

wie jeder zu behandeln sei. Hauptsächlich warnte sie mich vor dem letztern, der bei wenig Gehalt viele Schwächen und Eigensinn und besonders in scheinseliger Eitelkeit kein Maß habe. Ihre Schwester, welche für sich selbst genug treue Festigkeit, aber in Betreff Anderer nur zu leicht duldsame Nachgiebigkeit zeige, wünschte sie durch mich unterstützt, und eben so die Kinder gegen die Einwirkung des Vaters möglichst gestärkt. Dergleichen Mittheilungen, welche sogar absichtlich für Madame Cohen kein völliges Geheimniß sein sollten, versetzten mich in die seltsamste Lage, und indem sie mich einerseits zur vorsichtigsten Haltung und Klugheit nöthigten, regten sie andrerseits mein Inneres zu den lebhaftesten Einbildungen und Ansprüchen auf, welche unter fortwährendem Nachschüren endlich als leidenschaftliche Empfindung aufflammen wollten.

Ob mehr die Schlingen fremder Koketterie, oder das Gaukelwesen eigner Bethörung mich damals umfingen, vermag ich jetzt kaum abzuwägen, gewiß aber ist es, daß beides im Spiel war, und daß die beiderseits unwahren Elemente dennoch in Schmerz und Freude Wirkungen hervorriefen, welche nicht ungleich denen eines wahrhaftigern Ursprungs bestanden und wirkten. Was von den Aeußerungen jener Zustände sich in einigen Briefen noch erhalten hat, spricht mich selbst auf die wunderlichste Weise an, und ich finde darin eine Exaltation, die zwar Lächeln erregen muß, wenn sie zunächst in den persönlichen Beziehungen genommen wird, deren ganzes Wesen aber grade aus diesen mit aller Kraft ins Unpersönliche hinausstrebt, und einen lebendigen Menschen hinter den entzündeten Auswüchsen seiner unreifen poetischen und mimischen Anlagen und Triebe fast verschwinden macht.

Diese Stimmung gehörte jedoch nicht mir allein, sie war in ähnlichen Mischungen gleich einem Wetterstand über den ganzen Kreis verbreitet, und half sich gegenseitig tragen und erhitzen.

Graf Alexander zur Lippe, edel, zartsinnig, gebildeten und strebenden Geistes, aber auch wirrköpfig, einbilderisch und abschweifend, lebte in empfindsamster Seelenschwingung,

und verbreitete Rührung und Innigkeit um sich her, die aber bei leisen Anlässen wunderlich aus der unbefriedigten Spannung auch in Schärfe und Säure umschlugen, womit er sich und Andre dann nicht wenig quälte, bis man ihn wieder, was nicht schwer wurde, auf Scherz und Laune zurückbrachte. In erhabenen Freundschaften lebte er mit Frau von Boye und Madame Cohen, einen abwesenden Freund, Herrn von Brockes, führte er bei jeder Gelegenheit zärtlichst im Munde, auch mit mir tauschte er jetzt Händedruck und Vertrauensworte, und durchflocht meine Neigungen und seine; die Leidenschaft, zu welcher eine jugendliche Schöne ihn entflammt hatte, verbarg er keineswegs, wenn auch die letztere selbst als ein zartes Geheimniß verschwiegen blieb.

Einen neuen Mitstrebenden entdeckte und gewann ich in einem jungen Manne, der im Cohen'schen Hause von Kindheit an lebte, wie ein Sohn gehalten wurde, und auf dem Komtoir beschäftigt war, aber sich außer den bestimmten Zeiten wenig sehen ließ, und überhaupt in seiner schweigsamen Stille sich wenig bemerkbar machte, obgleich er für durchaus klug und kundig galt. Eines Tages führte zufälliges Gespräch uns näher zusammen, wir vertieften uns in Betrachtungen des Lebens und der Poesie, seine Verschlossenheit hielt gegen meine andringende Wärme nicht aus, er bekannte mir, daß auch er dichte, und wollte mir seine Erzeugnisse nicht vorenthalten. Seine Gedichte waren klar und empfindungsvoll, sie entzückten mich, und als ich den Andern meine gemachte Entdeckung mittheilen, ihnen die Verse wiederholt vorlesen durfte, wollte man das Wunder kaum glauben, vereinigte sich aber bald in Lob und Beachtung des aus seinem bisherigen Inkognito hervorgetretenen Dichters, und ich genoß die reinste Freude, in Wilhelm Neumann einen so würdigen als fähigen Freund erworben zu haben. Daß er eine Neigung im Herzen hegte, war nicht aus seinen Gedichten allein zu gewahren, seine Gewöhnung zu schweigen ließ jedoch keinen näheren Aufschluß erfolgen, erst ein Jahr später wurde dieser mir durch unglückliche Umstände enthüllt; inzwischen war die ganze Ge-

müths- und Geistesstimmung von dieser innern Wärme belebt und erhöht.

Neues Zuströmen erfolgte zu diesen schön anschwellenden poetischen und sentimentalen Fluthen durch die Bekanntschaft, die mir nach einiger Zeit in Charlottenburg mit einem preußischen Offizier zu Theil wurde, der, auf die ersten leisen gleichsam freimaurerischen Zeichen einer solchen Brüderschaft, ebenfalls ganz unvermuthet sich mir als Dichter enthüllte, und zwar als einer von der seltsamsten Art, die großentheils schon darin begründet lag, daß dieser deutsche Dichter eigentlich ein Franzose war. Herr von Chamisso hatte als Knabe mit seinen Eltern die Heimath beim Ausbruche der Revolution verlassen, war als Emigrirter nach Berlin gekommen, hier bei der verwittweten Königin als Page und darauf als Offizier im Infanterie-Regiment von Goetz angestellt worden, und in diesem Verhältnisse geblieben, während seine Familie, gleich den meisten andern Emigrirten, denen es gestattet war, begierig das Vaterland wieder aufgesucht hatte. Den Franzosen konnte Chamisso in keinem Zuge verläugnen, Sprache, Bewußtsein, Sinnesart, Manieren und Wendungen, alles erinnerte an seine Herkunft, nur war sein ganzes Wesen dabei mit einer besondern, seinen Landsleuten sonst nicht grade eignen Ungeschicklichkeit behaftet, die doch vielfache Gewandtheiten und Fertigkeiten gar nicht ausschloß, sondern ihnen nur etwas Wunderliches zugesellte, woraus denn freilich allerlei hervorging, was er selbst oder Andre als Unfall oder Uebelstand zu tragen hatten. Seine langen Beine, die knappe Uniform, der Hut und Degen, der Zopf, der Stock und die Handschuhe, alles konnte ihm unvermuthet Aergerniß machen; am meisten aber und sichtbarsten kämpfte er mit der Sprache, die er unter gewaltigen Anstrengungen mit einer Art von Meisterschaft und Geläufigkeit radebrechte, welches er auch in der Folge zum Theil mit Vorliebe beibehielt. Er hatte deutsche Lieder und Elegieen gedichtet, sogar einen Faust in Jamben angefangen, und ich hörte mit Staunen und Bewunderung, was er davon mit seiner zerquetschenden Aussprache, in einer Thüre stehend und den Durchgang hemmend, mir aus dem Ge-

dächtniß hersagte. Auch dieser Poesie wurde ich sogleich ein rühmender Verbreiter, und alsbald des Dichters, der sich als der bravste Kerl von der Welt zu erkennen gab, vertrauter Herzbruder. Die deutsche Bildung und Sprache waren der Gegenstand seiner tiefsten Verehrung und Sehnsucht, und unsre Bestrebungen in diesem Gebiete arbeiteten seitdem in förderlichstem Verein. War aber sein Geist durchaus den Deutschen zugewandt, so hatte doch in seinem Herzen eine schöne Landsmännin den Vorzug behalten, welche durch Schicksale in das der Cohen'schen Familie verwandte Edeling'sche Haus zu Charlottenburg als Erzieherin verschlagen war; sie nannte sich Ceres Duvernay, hatte ein kleines Söhnchen bei sich, und vereinte mit tiefer Schönheit eine seltne Bildung, wie sie denn Englisch und Italiänisch vollkommen sprach, und eben so den Shakspeare und Tasso wie ihren Racine las. Ihre Auszeichnung und Lage deutete auf höhere, doch unglückliche Verwickelungen, deren Geheimniß aber, aller Forschungen ungeachtet, stets bewahrt geblieben.

Unser verstärkter Bund gerieth nun in thätige Bewegung, wir bereicherten durch Austausch unsre Gefühle und Ansichten, theilten einander unsre Schriftsteller mit, und suchten uns gemeinschaftlich zur Höhe der Litteratur emporzuheben. Ich begann Klopstock, Voß und Wieland weniger festzuhalten, wiewohl ich sie nicht aufgab, sondern ihren schon zu sehr mißkannten Werth noch mit Glück behauptete, selbst einmal gegen Adam Müller, der mir auch Hölty, Salis und andre solche noch einräumen mußte. Dagegen stieg Schiller mächtig empor, und allen überragte mehr und mehr Goethe, dessen Schriften und besonders Wilhelm Meister unsre Hauptbücher wurden. Die Paradoxen des Athenäums und die Sprüche des Novalis führte hauptsächlich Lippe bei uns ein, die Gedichte von Wilhelm Schlegel las ich still und laut zu vielenmalen. Neumann hatte sich manches von Tieck ersehen; Schleiermacher wurde genannt, ich erhielt seine Monologen durch Frau von Boye zum Geschenk, und dieser strenge, aber schwungvoll ausgedrückte wissenschaftliche Inhalt wurde mit dem lyrisch-sentimentalen des Hölderlin'schen

Hyperion als gleichartige Erquickung von uns Dürstenden genossen. Wir hatten Alle erstaunlich viel zu lernen, und nicht blos nach innen, sondern auch nach außenhin zu lernen, um unsrem geistigen Erschauen die erforderliche Unterlage zu geben, und dieses Lernen konnte für uns nur aus fortwährendem Erleben und Betreiben hervorgehen. Wir sahen einander bei allen Gelegenheiten; jeder sonst gleichgültige Besuch, jede Fahrt über Land, jedes Geschäft wurde uns bedeutend und fruchtbar, und wir waren weit entfernt, diese Bildungsschule unangenehm zu finden, so sehr wir deren Mängel in Betreff der wünschenswerthen gelehrten Kenntnisse und Uebungen einsahen. Die Gesellschaft gewann durch diese geistige Bewegung zusehends an Leben und Reiz, und die Sprüche des paradoxen Erostes, die Einfälle der Laune und des Witzes fielen so reichlich ab, daß ich anfing, sie in ein kleines, zu diesem Zwecke gehaltenes blaues Heft zu sammeln, wo besonders die wunderlichen und oft ungemein treffenden Schlagworte Lippe's sich anhäuften. Frau von Boye behauptete in diesem Treiben ihre Stelle, und war ihm nach Kräften förderlich, wiewohl schon mitunter einige Regungen zuckten, die wegen des Weitergehens bedenklich machen konnten, denn eine der ersten Wirkungen unsrer wetteifernden Thätigkeit mußte sein, daß wir gewahr wurden, wir seien bisher wie in der Litteratur so auch im Leben allzu zahm und billig gewesen, und nun annahmen, wir dürften vieles keck als gemein und gering verwerfen, was wir bisher geachtet, und müßten uns, um nicht als geduldige Hasenfüße zu gelten, als stößige Böcke gebärden. Die Schlegel'schen Gesinnungen und Beispiele hatten viel Verführerisches für junge Leute, welchen, bei schon befestigter feiner Bildung, ihre abgetragenen Unarten als etwas doch vielleicht Geniales zum nochmaligen Wiederanprobiren noch nicht zu entfernt lagen. Aber wir hielten, gutgeartet und brav, uns bei allen Lockungen doch bescheiden genug.

In diese chaotische Gährung, aus der sich nach Zufall und ohne Ziel und Ordnung alles neu gestalten sollte, fiel uns zum Glück bald ein stärkendes Licht der Autorität, durch welche neben so vielem Schwankenden und Verworrenen

auch wieder Festigkeit und Zusammenhang vor Augen stand. Ich lernte nämlich Fichte'n kennen. Frau von Boye, die ihn öfters besuchte, lud mich mit ihm zusammen in ihre Loge, um die Braut von Messina zu sehen. Späterhin sahen wir eben so die Eugenie von Goethe. Mit Ehrfurcht huldigte ich dem tiefen und großen Karakter, mit Freimüthigkeit forderte und bestritt ich seine Aussprüche, soweit meine Kräfte reichten. Er ließ mich freundlich gewähren, und beschied mich wohlwollend in seine Wohnung. Hier sah ich einen Weisen, dessen Handlungen mit seinen Worten und Lehren eins waren, und der vom Lichte der Gedanken wie von sittlicher Würde strahlte. Seine gedrungene, kräftige Gestalt und sein nachdruckvolles Reden mußten sich im ersten Moment dem Ohr und Auge unverlöschbar einprägen. Willig gab er mir Bedürftigen seine leitenden Rathschläge, ließ sich auf das Einzelne meiner Lage und meiner Studien mit mir ein, empfahl mir dringend das klassische Alterthum, sagte mir gradezu, ich müsse vollständiger die Römer und gründlich die Griechen kennen lernen, zeigte mir Ziel und Weg, gebot strengen Wandel und eisernen Fleiß, und wies mich dagegen für jetzt noch von aller Bemühung mit eigentlicher Philosophie entschieden zurück. Ich glaubte einen göttlichen Mann vor mir zu sehen, wenn er so sprach, die Gradheit und Redlichkeit leuchteten ihm aus den Augen, und liebevolle Güte begleiteten seinen erhabenen Ernst. Wenn seinen Ermahnungen ganz nachzuleben auch weder mein Sinn noch selbst die Gelegenheit erlaubte, so blieb doch dies Vorbild tief in meiner Seele, und ich nahm von Zeit zu Zeit immer wieder meine Zuflucht zu dem herrlichen Manne, der dann jedesmal mit Nachsicht und Kräftigung meinem guten Willen beistand. Auch Chamisso machte seine Bekanntschaft und erfuhr gleiche Einwirkung von ihm, die andern Freunde nicht minder, und für uns Alle blieb fortan über allem trüben und irren Gewoge des Lebens dieser Stern in hellem Glanze leuchtend und leitend, zu dem wir zuversichtlich emporblickten, um uns zum Rechten und Wahren zu reinigen und zu stärken.

Inzwischen war die Zeit herangerückt, da Frau von Boye

die schon immer aufgeschobene Abreise nach Stralsund wirklich anzutreten dachte. Die zarten und vertraulichen Beziehungen hatten sich bis dahin nur gesteigert und nach außen möglichst geheim zu halten gesucht. Wiewohl dergleichen Geheimniß selten eines bleibt, und die Betheiligten selbst es am wenigsten zu bewahren pflegen, so behielt doch eine besondre Zusammenkunft, welche an einem ausgewählten Tage, da zwiefacher Vorwand unsre Abwesenheit genugsam entschuldigte, für den ganzen Abend in völliger Freiheit und Sicherheit mir beschieden war, den strengen Gewahrsam undurchdringlicher Umhüllung und unverbrüchlicher Verschwiegenheit. Frau von Boye bewohnte ganz allein die während des Sommers leerstehende Stadtwohnung der Madame Bernhard, die Bedienung war entfernt, ich wurde ungesehen eingelassen, und mit der Thüre hinter uns war eine Reihe von Zimmern abgeschlossen, in welchen wir uns nach Wunsch zu gegenseitiger Mittheilung so behaglich als ungestört vereinigt fanden. Der Reiz dieses Erlebnisses war ungeheuer, so viel Romantisches hatte mir noch kein früherer Moment geboten, ich schwelgte in den erhebendsten Vorstellungen. Früheres Leben, gegenwärtige Verhältnisse, Menschen und Zwecke, künftige Aussichten, die Welt der Dichtung und der Liebe, alles wurde mit Erregtheit und Vertrauen, ja sogar mit Heftigkeit durchgesprochen. Leicht konnte diese wunderliche Gluth, die sich nur immer in sich selber aufwirbelte, als eigne Phantasterei erscheinen, und die Gefahr eines üblen Eindrucks mag nahe genug gewesen sein; aber in den, wie ich sie schon einmal genannt, poetischen und mimischen Gestalten, zu denen ich mich begeisterte, lag nichtsdestoweniger ein so starkes Element wahrhafter Empfindung, ein so fester Grund von Seele und Geist, daß auch eine so verständige und erfahrene Frau, wie Frau von Boye war, nicht nur ohne Verdruß, sondern sogar mit bewegtem Antheil dem so doch wohl nicht erwarteten Schauspiele zusehen und einigermaßen in dessen Sinne mitspielen konnte, indem sie doch gestand, daß ihr dergleichen noch niemals vorgekommen sei. Der lange Sommerabend, dessen leidenschaftliche Gespräche auch zuweilen durch schweigendes Auf- und

Abgehen, oder Vorlesen von Briefen, und durch Genuß einiger Erfrischungen unterbrochen wurden, verging mir wie ein Augenblick, und Mitternacht war vorüber, als ich wieder eben so geheim und unbemerkt, wie ich gekommen war, entlassen wurde, und langsam durch die stillen sommerlichen Straßen den herrlichsten Heimweg zurücklegte. Vielmals ist es gesagt worden, und täglich erneut sich die Bestätigung, daß die frühen Triebe der Jugend vorzugsweise eine geistige Wendung nehmen, und Unschuld und Reinheit oft am sichersten da bewahrt sind, wo sie am meisten gefährdet scheinen. Frau von Boye wußte ohne Zweifel, wie sicher hierauf zu vertrauen sei, und sie irrte sich keineswegs, denn hätte die günstige Gelegenheit eine Prüfung auferlegt, so wäre sie vollkommen bestanden worden; allein selbst eine solche Benennung wäre schon zu viel, wo nicht einmal eine Spur von Gedanken, die mit einander in diesem Betreff gekämpft hätten, zu finden war. Die Erneuerung solchen Zusammenkommens hatten wir uns zugesagt, sie unterblieb indeß durch mancherlei Umstände, die bei ernstlicherem Willen vielleicht kein Hinderniß gewesen wären; der Argwohn, daß auf jener Seite einige Lauigkeit eingetreten sei, verbitterte mir die letzte Zeit vor dem Abschied. Als dieser wirklich Statt finden mußte, erhoben sich die schmerzlichsten Regungen, welche nur durch liebevolle Theilnahme und die schönsten Zusagen eines belebten und reichen Briefwechsels einigermaßen besänftigt wurden. Auch gleichgültige Personen unsres Kreises, denen blos das Aeußerliche sichtbar geworden, sprachen es ohne Hehl aus, daß durch diese Abreise besonders ich viel müsse verloren haben, da solch täglicher Umgang voll aufstörender und durcheinander mischender Beweglichkeit sich ihnen selbst als schätzbar erwiesen und als besonders mir zu Gute kommend wohl hatte erkennen lassen.

Die Lücke war in der That groß, und der Abstich der nächsten Zeit von der vorigen durch öde Stille in der ganzen Umgebung sehr bemerkbar. Ein lebhafter Briefwechsel zwischen beiden Schwestern beförderte anfangs auch mir manches Blatt, allein die Fortsetzung wurde weiterhin für mißlich erklärt, und unterblieb endlich, ohne daß doch in den Ge-

sinnungen etwas verändert sein sollte, man getröstete sich vielmehr eines nahen Wiedersehens, das aus mancherlei Gründen wahrscheinlich wurde. Mir bot inzwischen das umgebende Leben manches Neue und in dem Alten manches Uebersehene zur Beachtung dar. Die junge Mädchenwelt des Hauses Edeling, unter Obhut der schönen Erzieherin Duvernay, drang lebhafter heran, und veranlaßte kleine Bewegungen; größere bewirkte die schöne Mariane Saaling, welche in Madame Cohen eine würdige Freundin ehrte und sie jetzt häufiger besuchte; der Eindruck dieses Mädchens war der einer jungen Göttin, und wer sie nur sah, mußte ihr huldigen; dies geschah von allen Seiten, von mir doch am wenigsten, der ich ihren Geist vielleicht zu gering anschlug, durch ihn wenigstens nicht angezogen wurde. Mehrere meiner Bekannten umseufzten sie förmlich als Liebhaber; das war mir sehr gleichgültig; grade mit einem ernstlichen Bewerber aber bekam ich ihretwegen fast Händel. Ein Herr von Hake, gewesener Offizier, den ich von Kiesewetter her kannte, durfte sich auf seinen Erfolg bei Frauen etwas einbilden, ein Fräulein von Alvensleben hatte sich, weil er sie verlassen, sogar erschossen, worauf er gegen die als Rächer auftretenden Verwandten die so schimpfliche als abentheuerliche Verpflichtung eingegangen war, sich von jedem Orte augenblicklich zu entfernen, wo vier Herren von Alvensleben ihre Anwesenheit ihm kund thun würden. Er galt schon damals, wie noch jetzt, für einen Taugenichts, selbst bei seinem Bruder, dem jetzigen Kriegsminister, und die Art, wie er dem Zustande seiner Sachen aufzuhelfen meinte, widersprach diesem Rufe nicht. Er machte nämlich die Spekulation, das schöne Mädchen um ihres Vermögens willen zu heirathen, ließ sich durch mich bei Cohen's einführen, wo er die Gelegenheit zur Förderung seiner Absicht zu finden dachte, und vertraute mir diese sogar, die ich noch dazu sehr klug und richtig finden sollte. Ich aber brach kurz mit ihm ab, und ließ seinen fernern Besuch fehlschlagen; da dies nicht ohne Unhöflichkeit möglich war, so beklagte er sich bitter über mich, und meinte, er würde mich deshalb zur Rechenschaft ziehen. Ich war auf alles gefaßt, allein er ließ nichts von sich

hören, und als ich ihn in späteren Zeiten wiedersah, wollte er sich nur der alten Bekanntschaft freuen. Der geringfügige Vorgang machte auf mich doch großen Eindruck, und war mir als erste Erfahrung dieser Art wichtig; ich hatte mich einem Edelmann und Offizier in einer Sache, wo das Ritterliche wahrlich ganz auf meiner Seite war, als persönlich gegenüberstehend und alle möglichen Wendungen eines solchen Falles wenigstens denken müssen, und ich wußte nun zuverlässig, wie ich es freilich auch vorher nicht bezweifelt, daß ich mir auch in dergleichen Gelegenheiten nicht fehlen würde.

Karoline Lehmann bekam ebenfalls um diese Zeit einen Bewerber, der uns Allen ein Gräuel war, den wir aber leider nicht so bei Seite schaffen konnten. Es war der alte Muzio Clementi, der durch sein Talent und seinen Reichthum stark empfohlen war, und das junge, mittellose Mädchen gleichsam zu erkaufen dachte. Die Eltern waren für ihn, das Mädchen, einer aufgeregten Neigung zu einem vornehmen jungen Manne schon im Stillen entsagend, wankte nur noch zwischen jenem Beifall und der heftigen Mißbilligung, die wir Jüngern laut werden ließen, und die in zweien von uns einen tiefern Quell hatte, als wir Andern vermuthen konnten. Ein besondrer Jammer war es, daß auch die liebliche Seiler, gleich in ihrem ersten Frühling, einem tölpischen Bräutigam vorausbestimmt wurde, welchem ihr Vater Verbindlichkeiten hatte, die er durch seine Tochter ganz bequem abzutragen dachte. Die einzige Henriette Hübschmann erschien frei von Neigung und frei von drohenden Banden, und erhielt sich noch eine Weile so, bis ihr später das Glück wurde, eine Heirath ganz nach ihrem Sinne zu treffen, wobei wenigstens das künftige Unglück, das sich auch hier nachgehends gewaltsam eindrängte, in der ersten guten Zeit völlig verborgen blieb.

Was wir in dieser Art vor Augen hatten, sowohl von geschlossenen als von noch zu schließenden Ehen, war nicht gemacht, uns von solcher Verbindung einen guten Begriff zu geben, im Gegentheil, die ganze Einrichtung, der nur Liebe und Achtung zum Grunde liegen sollte, und die wir in allen diesen Beispielen eher auf alles andre gegründet

sahen, wurde uns gemein und verächtlich, und wir stimmten schreiend in den Spruch von Friedrich Schlegel ein, den wir in den Fragmenten des Athenäums lasen: „Fast alle Ehen sind nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Wesen nach allen geistlichen und weltlichen Rechten darin besteht, daß mehrere Personen nur Eine werden sollen.“ Auch der höhnische Uebermuth am Schlusse jenes Fragments, wo gesagt wird, es lasse sich nicht absehen, was man gegen eine Ehe à quatre Gründliches einwenden könnte, und daß der Staat die mißglückten Eheversuche nicht zusammenhalten, sondern vielmehr neue befördern solle, gefiel uns ungemein, und wir führten dergleichen ärgerliche Reden oft und auch zur Unzeit im Munde. Die schlechte Meinung aber von Heirath und Ehe blieb mir eingepflanzt, und bei allen Vorstellungen und Absichten, die ich meiner Zukunft aneignete, war der Gedanke, Bräutigam und Gatte zu werden, als ein lächerlicher und verkehrter gänzlich ausgeschlossen.

Inmitten dieses jugendlichen Umgangs erfuhr ich doch die meiste Annäherung zu Madame Cohen, die als sorgsame Mutter und tüchtige Hausfrau höchst verehrungswerth erschien, und mit edlem Sinn und warmer Empfindung auch unsern Jugendlichkeiten Antheil und Nachsicht schenkte. Sie war durch die laute Schwester schweigsam gewöhnt, wenn sie aber sprach, vernahm man Wahrhaftes und Herzliches. Da Herr Cohen sowohl auf den Abendspazirgängen im Garten, als bei den Musikübungen im Zimmer, wenn Mademoiselle Seiler zum Besuche da war, sich vorzugsweise mit dieser beschäftigte und absonderte, so fühlten wir Andern uns um so zwangloser, sprachen und lasen was uns gefiel, und so wurde z. B. der ganze Wilhelm Meister von mir vorgelesen, wobei nur einigemal Neumann oder Lippe mich ablösten. Gegen den Hausherrn, der mit Goethe nicht zufrieden war, sondern an Wieland hielt, und uns zuweilen auch seinerseits mit Vorlesungen aus Agathon oder Aristipp quälte, machten wir gemeinschaftlich eine wenig verhohlene Opposition, und er hatte den Verdruß, seinen Geschmack und

sein Talent im eignen Hause am wenigsten gelten zu sehen; um so lieber wandte er sich damit an das schöne Kind, dem in Vergleich des bevorstehenden Looses die Bewerbungen eines solchen Mannes noch als geistreich und liebenswürdig gelten konnten. Madame Cohen, schon durch ihre Schwester in ein gewisses Vertrauen zu mir gestellt, konnte die augenscheinliche Lage der innern und äußern Verhältnisse mir nicht verhehlen noch läugnen wollen, die Erziehungsangelegenheiten forderten dringend mancherlei Vorkehr und Rücksprache, und es erfolgte aus allem diesen eine wahrhafte Freundschaft, gegründet auf Hochachtung und Zutrauen, die sich in späteren Stürmen und Unglückslagen nur verstärkt und stets erhalten hat. Die Freundin, welche Frau von Boye nach oberflächlicher Laune und Gelegenheit mir hatte sein wollen, und deren Rolle sie nur mit sichtlich erblassendem Eifer noch einigermaßen fortsetzte, hatte sie mir in der That durch ihre Schwester zugewendet.

Wegen der Kinder hatte wirklich die Mutter alle Ursache, mit dem Erzieher ernstliche Rücksprache zu nehmen, denn von dem Vater her drohte in diesem Bezug nur erschreckendes Unheil. Ein weichlicher, verwöhnter, höchst sinnlicher und eitler Mann, suchte er in seinen Knaben zuvörderst nur einen schmeichelnden Genuß für sich selbst, sodann für sie die umgebende Welt eben so zu Genüssen einzurichten; der Trieb nach sinnlichem Wohlleben wurde auf alle Weise gepflegt, wenn auch nicht immer durch Befriedigung, doch durch die noch weit verderblichere Richtung darauf; weichliche Empfindelei und rücksichtslose Willkür zeigten sich als traurige Keime einer künftigen harten und kraftlosen Selbstsucht. Dabei forderte der Vater, im Widerspruche mit jenem Verhätscheln von den Knaben die kraftvollsten Anstrengungen und Leistungen, seine Kinder sollten körperlich und geistig die ausgezeichnetsten Eigenschaften entwickeln, früh hervorglänzen, und seiner Eitelkeit unausgesetzt den überschwänglichsten Ertrag liefern. Sie waren daher, wiewohl kaum acht und sieben Jahre alt, mit Unterrichtsstunden überhäuft, besonders sollte die Musik mit Gewalt aus ihnen hervorgerufen werden, die Lehrer konnten nicht genug leisten,

denn die Fähigkeiten der Knaben waren über allen Zweifel gesetzt. Als nächste Folge hievon ergab sich, außer dem Schaden der Knaben, daß der Vater getäuscht wurde. Ein Pädagog, wie heutiges Tages schwerlich noch einer möchte zu finden sein, wirkte besonders zu jenem Schaden und dieser Täuschung mit. Der alte Seiler, Vater der schönen Tochter, war aus der ungründlichen spielerischen und aufgeklärt nützlichen Erziehungsperiode, an deren Spitze Basedow und Salzmann gestanden hatten, und die sich durch Campe und Andre noch weithin wirksam erhielt; er lebte träumerisch plappernd und spielend einher, angelernter Schlendrian, theils tändelnd, theils pfiffig eingerichtet, half nothdürftig zum Unterricht und zum Vergnügen; übrigens suchte der schlaffe, wohlbeleibte, schleichende, aber vielfach lüsterne und bei Tisch gradezu gefräßige Alte sich die Stunden und Tage so behaglich und leicht zu machen, als nur immer möglich. Er wußte es geschickt so zu leiten, daß die Knaben, wenn sie geprüft wurden oder ihre Arbeiten zeigen mußten, rühmlich bestanden, legte ihnen die Antworten in den Mund, oder sprach statt ihrer, und der entzückte Vater sah nur zu gern über die auffallenden Nachhülfen hinweg, um seine Sprößlinge um so gültiger zu bewundern. Zum Theil mußten auch der Rechen- und der Schreibmeister in diese Art eingehen; am wenigsten vermochte es der Musiklehrer. Genug, die guten Kinder glänzten mit mancherlei Wissen und Können, das ihnen noch gar nicht angehörte; der ältere Knabe, bildschön, des Vaters Liebling und am meisten nach ihm geartet, konnte nach jahrelangem Unterricht noch nicht lesen, so oft er auch schon zu lesen geschienen hatte. Ich erkannte alsbald, daß fast alles, dessen der Vater sich freute, nur Schein war, und deckte den Mangel auf, den man nicht läugnen konnte. Allein die Abhülfe war nicht so leicht, denn vor allem sollte der alte Seiler geschont werden, und die besondere Triebfeder, warum dies mit äußerster Rücksicht geschah, war auch leicht zu entdecken. Er gab eine Zeit lang noch immer drei Stunden täglich, und wurde nur nach und nach entfernt, indem er zuletzt doch einsehen mußte, daß er das reichliche Honorar mit Sünden einstrich, besonders, da

außer den andern Lehrern nun auch ein eigner Hauslehrer vorhanden war. Das Hauptübel aber blieb leider durch den Vater fortgesetzt, der mit unwürdiger Zärtlichkeit die gespanntesten Forderungen machte, durchaus keine Strenge zulassen, und doch die übertriebensten Früchte sehen wollte. Aus diesem Zwiespalt entstanden die unseligsten Plagen, die widrigsten Erörterungen, die nachtheiligsten Hemmungen. Der ältere Knabe brachte es auch bei mir in Hunderten von Lesestunden doch nicht zum fertigen Lesen, weil er sich jeden Augenblick zerstreute, und auf geschehene Anmahnung statt zur Aufmerksamkeit lieber sich zur schmerzlichsten Rührung wandte, mir zehnmal mit Thränen um den Hals fiel, bei jedem falschgelesenen Wort mich reuevoll anblickte, und doch unmittelbar wieder in dieselbe Unachtsamkeit verfiel; weinend sagte er mir einst: „Ach wenn ich doch nur fleißig wäre, ich bin aber so sehr faul!“ — und er hatte nicht ganz Unrecht, die Eigenschaft, die ihm fehlte, als eine solche anzusehen, die ihm von außen her versagt wurde in sich zu finden. Herr Cohen war dann zu Thränen gerührt über das unvergleichliche Herz und herrliche Gemüth des Knaben, der auch wirklich sonst Anlagen genug verrieth, und im Spielen sich durch Lebhaftigkeit, ja durch Wildheit und Herrschsucht vor Andern auszeichnete.

Unzähligemal besprachen wir diesen Jammer, suchten Abhülfe, Auswege, aber stets vergebens. Hatten Geschäfte zufällig einige Tage den Vater abgehalten, sich viel mit den Kindern zu befassen, so war die glückliche Wirkung gleich merkbar; allein das nächste Zusammensein hob unfehlbar allen Gewinnst wieder auf; die Zärtlichkeit verhinderte nicht die stärksten Ausbrüche augenblicklicher Unzufriedenheit, allein die Rührung kam schnell hinterher, und jede Kräftigung der jungen Gemüther wurde darin erstickt. Da das vertrackte Lernen täglich die traurigsten Auftritte veranlaßte, so gab ich den Rath, jeden Unterricht einzustellen, und dem Vergnügen und Spiel noch eine Jahresfrist zu gestatten, wobei ich mein eignes Beispiel anführen konnte, und mich verbürgte, daß die geistige Förderung dabei nicht zu kurz kommen sollte. Aber davon wollte Herr Cohen nichts hören, er

hätte im Gegentheil die Lehrer und Stunden lieber verdoppelt, wenn es angegangen wäre. Mit Bekümmerniß sah die Mutter den Abweg, in welchen ihre Söhne hineingezogen wurden, und wobei sie noch mehr die Verbildung ihres Karakters als ihrer Fähigkeiten befürchten mußte. Auch andre Personen, beiderseitige Anverwandte, Freunde, und sogar Fremde, welche dies Wesen mitansahen, ließen bedenkliche Worte darüber fallen, und Fichte fand es für so verderblich als grausam, daß Kinder solchen Alters täglich sechs bis sieben Stunden abgemessenen Unterrichts haben sollten. Doch gegen den herrischen Dünkel eines eitlen Vaters, der schon als solcher eine besondre Einsicht und Weihe zu haben wähnte, war schlechterdings nichts anzufangen. Ich lernte jetzt erst erkennen, warum Frau von Boye mich so früh und ernstlich über den Karakter ihres Schwagers hatte aufklären wollen, und weshalb sie nicht nur selbst ihren Rath und ihre Hülfe mir angeboten, sondern auch so dringend mich zum Einverständniß mit ihrer Schwester angeleitet hatte. Zu thun war indeß nichts, als die Sachen im Ganzen so fortgehen lassen, und im Einzelnen dennoch die Gelegenheit, wo Gegenwirkung möglich war, nicht zu versäumen.

Für mich gab es jedoch in diesen Verhältnissen fortwährend auch Zerstreuung und Ertrag genug, um von dem, was sie Widriges und Lästiges hatten, mich nicht gänzlich befangen zu lassen. Eine Fahrt nach Potsdam ließ uns heitre gesellige Freude an diesem schönen Orte genießen, und ich wurde mit diesem denkwürdigen Aufenthalt eines großen Königs umständlich bekannt. Ich sah Fichte'n von Zeit zu Zeit, und immer mit nachhaltiger Herzstärkung. Mit den jüngern Freunden ging der poetische Verkehr lebhaft fort, und unsre Poesie athmete nicht blos in unsern Gedichten, sie war das Element, in welchem wir lebten. Mit Chamisso knüpften sich die Bande stets fester; sein wunderliches Wesen machte ihn nicht für jederman willkommen, und ich mußte ihn oft vertheidigen, besonders scheuten die jungen Frauenzimmer seine etwas derbe Anmuth; der versprochne Preis für ein Gedicht, der mir von Karolinen durch einen Kuß

bezahlt wurde, blieb ihm, der doch gleichfalls sein Gedicht lieferte, versagt; eine Schaukelszene im Garten, wo er nicht minder zu kurz kam und sich in sein Mißgeschick finden mußte, ist in Karl's Versuchen und Hindernissen verewigt. Dagegen war mit Lippe mehrmals Gefahr völliger Entzweiung, er nahm alles übel, auch die Erwiederung dessen, was er doch selbst eben verübt hatte, und einst ging er in düstrer Wuth grimmig von mir weg, weil ich ihm den schlechten Spaß, daß er mir den Knoten der Halsbinde im Gespräch neckend gelöst hatte, nicht ohne die gleiche Vergeltung hingehen ließ, da er dann schmerzlich bei Chamisso klagte, daß ich ihn hätte erwürgen wollen, bis dieser von mir den Anlaß erfuhr, und mit mir darüber lachte, ja sogar einige spöttische Verse lieferte. Dergleichen begütigte sich doch auf der Stelle wieder, und solche Vorfälle und Begegnisse trugen unsrem Zusammenleben nur eine stärkere Unterlage von Geschehenem und Verarbeitetem zu.

Aber auch an wichtigern Gegenständen konnt' ich meine Betrachtung in dieser Zeit üben. Unerwartet fand ich mich mit der Freimaurerei beschäftigt. Ich hatte gehört, daß Fichte, nachdem er weder bei den Gelehrten noch beim großen Publikum hatte durchdringen können, zu dem Versuche gekommen war, seine Lehre dem Freimaurerorden zur Pflege und Ausbreitung zu übergeben, und diesem selbst dadurch eine neue Weihe zu verschaffen. Der Gedanke, diese geheimnißvolle Gesellschaft, die sich in ihrer eignen Geschichte und Bedeutung längst nicht mehr zurechtzufinden vermag, und deßhalb nach Umständen, bald abentheuerlicher Selbstsucht, bald menschenfreundlichen Allgemeinheiten ihre weite Form und bequeme Masse leiht, diesen in allen Welttheilen wirksamen Bund von Verbrüderten zu einem Organ der Philosophie zu machen, die Stufen seiner Weihe nach dem Lichte der Wissenschaft bestimmen zu lassen, und gleichsam ein Pythagoräisches Institut in unsrer Zeit wieder hervorzurufen, ein solcher Gedanke hat allerdings etwas Großes und Lockendes, womit grade ein Fichte die hoffnungsvollsten Aussichten verbinden durfte. Freilich war die Sache gleich bei der ersten Berührung völlig gescheitert, und es zeigte

sich, daß man über die Fähigkeit des Ordens wie über die Stimmung der Mitglieder durchaus falsch geurtheilt hatte, und daß die Zwecke, Gewohnheiten, Liebhabereien und Kämpfe der Loge auf tausend Meilen weit von der Wissenschaftslehre abstanden. Aber daß Fichte auch nur einen Augenblick hatte glauben können, hier festen Grund zu finden, gereichte noch immer der Maurerei zum Ruhme, und durfte das Interesse nähren, mit welchem gelegentlich die Geheimnisse zur Sprache kamen, über die man am liebsten doch persönlich zu erfahren wünschte, wie es damit beschaffen und was eigentlich daran sei. Meine Aufmerksamkeit war durch obige Erwähnung wieder auf die Freimaurerei gewandt, und ich äußerte wohl einmal die Ungeduld, noch nicht das in Preußen gesetzlich erforderte fünfundzwanzigste Lebensjahr erreicht zu haben, um zu diesen Mysterien zutrittfähig zu sein.

Dies war nicht unbeachtet geblieben. Professor Darbes, ein nicht ungeschickter Portraitmahler, vorzüglich aber als heitrer und kundiger Lebemann geschätzt und gesucht, war in der Berliner Gesellschaftswelt sehr ausgebreitet; seine Kunst, sein unterhaltender Humor, seine gewandte Sprachfertigkeit, und besonders auch die Freimaurerei, welche er von Grund aus zu kennen und mit Eifer zu treiben im Rufe stand, gaben ihm in den vornehmsten wie in den mittlern Kreisen leichten Zutritt und ein gewisses Ansehn. In Kopenhagen geboren, von katholischen Eltern stammend, die ihn zum geistlichen Stande bestimmt hatten, aber bald verwaist, und früh in die Weltschule gekommen, hatte er sich in St. Petersburg und Riga, wo er am meisten gelebt, französische Denkweise, Bildung und Betragen, wie sie in der vornehmen Geselligkeit andrer Nationen wiederzufinden waren, und eben so den vollkommen freien Gebrauch der französischen Sprache glücklich angeeignet; die Freimaurerei fügte so vielem Leichtfertigen einen gewissen Ernst und feierlichen Hintergrund bei, wodurch die ganze Persönlichkeit eine vortheilhafte Bindung erhielt. Man konnte ihn für einen Abbé halten, für einen klugen und abgearbeiteten, dem das Geistliche nur ein Mittel zum Weltlichen ist. Er war ein kleiner, blonder, rascher Mann, auf magern aber breit und fest ge-

stellten Beinen mit zurückgebogener Haltung, einen etwas hängenden Leib und ein zugespitztes kahles Haupt tragend, von strenggehaltener Miene, die sich aber jeden Augenblick in die possenhafteste Grimasse verziehen konnte, aus grauen lebhaften Augen fest und keck umherblickend, dabei stets bereit zu reden und vorzutragen, sei es, daß er Geschichten erzählte, oder Lebensmaximen dozirte, oder auch, indem er bald die Gesellschaft anredete, bald Einzelne heranzog, bald wieder allein sprach, die wunderlichsten Possen mehr aufführte als vortrug, und dies alles mit einem Sprudel von Humor und Gebärden begleitete. Die Aufmerksamkeit der Hörer fehlte ihm nie, ihres Lachens war er gewiß, und ihr Beifall entging ihm selten. Seine Hauptmaxime war, man müsse es gut haben und fröhlich sein, und indem er sich fast zum Narren der Gesellschaft machte, bezeigte er den größten Abscheu, der Narr des gemeinen Lebens zu sein. Er hatte den Uebermuth, den vornehmen Leuten an ihrer reichbesetzten Tafel mit heftiger Beredsamkeit begreiflich zu machen, daß er ja nur deßhalb zu ihnen komme, weil er sich gern hören lasse, und lieber bei ihnen Kapaunen und Champagner genieße, als für sich allein magres Rindfleisch und Weißbier. Seine betriebsame Klugheit erstreckte sich auf hundert kleine Erfindungen und Vortheile, die er höchlich anpries, und in allen kleinen Verlegenheiten des Lebens war er unerschöpflich an Auskunft und Hülfsmitteln. Mit Stolz rühmte er, daß, ich weiß nicht welcher geistreiche Minister von ihm gesagt: „C'est un grand homme dans les petites choses!“ Eben so wußte er sich viel damit, daß er seine Dienstfertigkeit streng auf solche Fälle beschränke, wo dieselbe als letzte Zuflucht in Anspruch genommen werde, nur wenn man bei allen andern Freunden schon vergebens gewesen, dann erst solle man zu ihm kommen, und dann ließ er sich auch keine Mühe und Aufopferung verdrießen. Von seinen Sonderbarkeiten und Einfällen wäre noch viel zu erzählen, der Stoff bedürfte aber eines Diderot, um nach allen Seiten gebührend ausgebildet zu werden. Denn neben dem oberflächlichen Weltgetriebe war ihm eine tiefere Richtung nicht abzusprechen, und im Grunde seines Wesens wohnte die

menschenfreundlichste Gutmüthigkeit, rechtliche Gesinnung und wahrhafte Tugenden der Geselligkeit. Er hatte Zeiten der tiefsten Schwermuth, in denen er sich aber nicht sehen ließ, sondern einsame Spazirgänge machte, oder sich auf sein Zimmer verschloß. Als seine Einkünfte schwächer wurden, schränkte er sich mit vielem Gleichmuth ein, ging z. B. in das gröbste Tuch gekleidet, und zeigte sich so mit Behagen in den Sälen der Reichen und Vornehmen, von denen er jede Hülfe stolz verschmähte. Bei den Eindrücken, die ich von dem Manne so lange Jahre in der Seele trug, war es mir keine geringe Freude, als ich vor einiger Zeit seinen Namen unerwartet in des Architekten Weinbrenner Selbstbiographie vorkommen fand, begleitet von Erzählungen und Zügen, worin ich ihn ganz wiedererkenne. Auch freut es mich, bei Weinbrenner die guten Eigenschaften des Mannes bei anfangs zweideutiger Erscheinung durch den Verfolg in helles Licht gesetzt zu sehen.

Dieser Mann ersuchte mich eines Nachmittags in Charlottenburg, wo er bei Madame Bernhard als Gast einige Tage wohnte, ihm auf sein Zimmer zu folgen, wo er geheim und vertraut mit mir zu reden habe. Wir setzten uns auf das Sopha, den Thüren gegenüber, die er weit offen stehen ließ, denn so, sagte er, nicht durch Zuschließen, sichere man sich am besten gegen alles Lauschen, indem man die Thüren des Vorzimmers im Auge habe und jeden Kommenden gleich in der Ferne wahrnehme. „Sie sprachen neulich“, so hob er an, „von der Freimaurerei, und wünschten von ihren Geheimnissen näher unterrichtet zu sein. Ich kann Ihre förmliche Aufnahme in den Orden nicht bewirken, weil hier das obrigkeitliche Verbot nicht zu umgehen ist, und dann bin ich selbst auch ohne Einfluß und Verbindung mit den hiesigen Logen, seitdem die Feßler'sche Spaltung, von der neulich die Rede war, sein und mein Ausscheiden zur Folge gehabt. Allein ich kann dennoch ihren Wunsch erfüllen. Hören Sie mir zu! Seit langer Zeit schon fühlen wir, die wir höher im Orden stehen und tiefer eingeweiht sind, daß seine Grundlagen verändert werden müssen. Die großen Geheimnisse und der

furchtbare Eid, sie zu verschweigen, kamen uns längst als veraltet vor, wir entbanden uns dieser Fesseln, und berechtigten uns gegenseitig, mit dem Inhalte wie mit der Form der Sache im Interesse derselben nach eignem freien Urtheil zu schalten. Was als wesentlich der Maurerei noch inwohnt oder mit Wahrheit ihr beigelegt werden kann, hat mit ihrer jetzigen Beschaffenheit nur schwachen Zusammenhang. Man ist nicht Maurer, weil man in die Loge aufgenommen worden, man kann es in höherem und selbst von der Loge anerkanntem Sinne auch außerhalb derselben sein. Ich finde bei Ihnen alle Eigenschaften, die Ihnen Anspruch geben, dem Orden anzugehören, und ich will, wenn es Ihnen genehm ist, Sie in denselben vollständig einweihen." Dieser Rede, die ich mit Dank und Eifer aufnahm, folgten weitläuftige Mittheilungen aus der Geschichte und über die gegenwärtigen Verhältnisse der Freimaurerei, über ihre Gebräuche, Einrichtungen und andre Aeußerlichkeiten. Mir wurde empfohlen, der Sache weiter nachzudenken, und gegen niemanden ein Wort davon zu reden. Diese Belehrungen wiederholten sich, wobei meine Erwartung doch im Ganzen wenig befriedigt wurde; weder der eigentliche Ursprung der Gesellschaft noch ihre bestimmten Zwecke wollten recht hervortreten, die Zeichen und Worte und Ceremonien erschienen als isolirte Alterthümer, deren Bedeutung in dem Schwall modernen Auslegens und Hinzumischens ganz untergegangen; das Vorhandene wurde größtentheils als gemein und verwerflich vorgestellt, das Bessere als erst in Künftigem zu hoffen. Und bei allen diesen Gebrechen und Scheinsamkeiten sollte das freimaurerische Treiben überhaupt doch in höchstem Werthe stehen, und die Neigung des ausgestoßenen und abtrünnigen Bruders hielt der Einsicht entgegen an demjenigen fest, was durch so lange Jahre die wichtigste und vertrauteste Lebensgewöhnung, der Gegenstand so vieler Thätigkeit und die Quelle so mannigfachen Ertrages gewesen war —! Aus diesem Zwiespalt der Zuneigung und des Widerwillens kam Darbes nicht heraus, wie ein Liebhaber, der die ungetreue Geliebte zugleich schelten und doch noch preisen möchte, und in dem Mißgefühle, welches sich einstellte, wenn

ich dergleichen Widerspruch nicht mitmachen konnte, fanden auch unsre Lehrstunden nach und nach ihre Stockung. Mir aber war der Blick in ein weites Feld menschlicher Thätigkeiten und Beziehungen eröffnet worden, in die lockendsten Fluren der Begeisterung und der Schwärmerei, deren Eintritt mir aber nur als gleichzeitige Enttäuschung gewährt wurde, wie sie wohl selten einem jungen Manne an solcher Schwelle vorausgegeben wird.

Von einer andern Seite her sollte nicht minder ein Streifen der Welthändel aus ihren dunklen Wirrgängen mich einen Augenblick hell anschimmern. Ein englischer Jude, Lewis Goldsmith, damals gerühmt als Verfasser freimüthiger politischer Schriften, dann als Herausgeber des zu Paris in englischer Sprache erscheinenden Tagesblatts Argus bekannt, und später als Urheber der lügenhaften Schmähschrift über den Hof von St. Cloud berüchtigt, kam während des Sommers 1803 nach Berlin, und sprach als alter Bekannter im Cohen'schen Hause ein. Er schien mit Geld überflüssig versehen und in großem Behagen zu leben, von den politischen Verhältnissen und Personen wußte er viel Merkwürdiges mitzutheilen, und für den ersten Konsul Bonaparte nahm er heftig Parthei, doch sichtlich weniger aus Ueberzeugung, als aus Prahlerei und Vortheil; denn er verhehlte nicht, daß er sein Glück auf jenen Mann gestellt habe, und noch weniger daß sein Glück im Wohlleben bestehe. Seine Munterkeit gefiel sich im Anstößigen und im Schadenfrohen, und so sehr uns Andern dies widrig war, so sehr unterhielt es Herrn Cohen, dem der kecke Ton des Gesellen fast nicht weniger imponirte, als die Sendung, auf welcher derselbe jetzt begriffen war, und die er dem alten guten Freunde nicht hatte verhehlen wollen. Er befand sich nämlich auf einer Reise nach Warschau, mit geheimen Aufträgen Bonaparte's und großen Vollmachten und Kreditbriefen versehen, um den dort wohnenden französischen Kronprätendenten, nachherigen König Ludwig den Achtzehnten, zu versuchen, ob er gegen große Geldvortheile, die ihm Bonaparte anbieten ließ, zu dessen Gunsten auf die Krone von Frankreich würde verzichten wollen. Gleich nach der Abreise

Goldsmith's vertraute mir Herr Cohen dies Geheimniß, wodurch er, zur Berichtigung meines geringschätzigen Urtheils, seinen Freund mir recht hoch zu stellen meinte. In der That war die Sache bedeutend und sehr geheim; sie gab einen frühzeitigen Blick in die damals noch sorgsam verhüllten Plane des Ersten Konsuls, und man hat späterhin den Vorgang läugnen wollen. Der Mann kam nach einiger Zeit von Warschau zurück, ich sah ihn auch dann wieder, aber nur flüchtig, seine mißmuthige Eile ließ genug errathen, daß er keinen Erfolg gehabt, wie denn auch seine eigne Aussage gegen Herrn Cohen bestätigte. Mir war in meiner damaligen Stimmung nichts gleichgültiger, als die politischen Angelegenheiten, ein Gedicht war mir wichtiger, als der ganze Staat, ein Ereigniß im Kreise unsrer Herzens- und Geistesbeschäftigung bedeutender, als alle Schlachten und Friedensschlüsse; aber gleichwohl war mir das nahe Vorbeigehen einer so beziehungsreichen Staatssache zu merkwürdig, als daß ich nicht vielfach darüber nachgedacht und ein frühes Vorbild für viele spätere Erfahrungen darin aufgefaßt hätte.

Ein Staatsmann besserer Art und höherer Ordnung wurde mir in dem portugiesischen Geschäftsträger Silvester Pinheiro Ferreira vertraulich bekannt. Aeußerst klein und schmächtig von Gestalt, fast nur ein Knäbchen von Ansehen, so daß Henriette Hübschmann von ihm sagte, er sei ein Küchlein über der Sparlampe ausgebrütet, wußte er doch durch gemessenes und feines Betragen, und durch einen schönen Ernst, wie er Südländern öfters eigen ist, einen wirksamen Eindruck von Würde zu geben und um sich her Achtung zu gebieten. Ich weiß nicht, wodurch eigentlich seine Zuneigung mir gewonnen wurde, allein er schenkte sie mir in hohem Grade, und sprach viel mit mir über deutsche Dichter, denen er anhaltenden Fleiß widmete, so wie er mir auch von portugiesischer Litteratur vieles erzählte, und besonders den Dichter Dinis anrühmte, von dem er Verse mit Begeisterung hersagte. Auch über Homer und Homerische Mythologie nahm er unsre deutschen Einsichten, so weit ich sie mittheilen konnte, begierig auf, und bezeigte nur einiges

Mißtrauen gegen das, was unmittelbar von den Schlegel herrührte. Er machte mir kein Geheimniß aus seiner politischen Lage, und ich erschrak zu hören, daß er ein Gefangener der Inquisition gewesen, und vom sichren Tode nur durch den großmüthigen Freisinn des Prinz-Regenten von Portugal gerettet worden, der ihm eine diplomatische Anstellung im Auslande zum Schutz gegeben, welchen im Inlande dauernd ihm zu gewähren alle seine Macht nicht ausgereicht haben würde. Die erlittenen Drangsale hatten ihm ein trübes Gewölk auf der Seele zurückgelassen, das ihn doch nicht hinderte, auch den zarteren Gefühlen ihr Recht zu geben. Denn das unscheinbare Männchen hatte schon von Portugal einen hübschen Knaben mitgebracht, der auf frühere Verbindungen deutete; in Berlin aber durfte er sich der Aufmerksamkeit zweier Damen zu gleicher Zeit erfreuen, die gleichsam um ihn wetteiferten. Er heirathete später die eine derselben und nahm sie mit nach Brasilien, wo er zwanzig Jahre später als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und darauf als solcher auch in Portugal selbst, eine wichtige Rolle spielte, und den gemäßigten Konstitutionellen angehörte, bis die Umgestaltung der Dinge ihn seinen Aufenthalt in Paris nehmen ließ. Ich las den Namen des trefflichen Mannes in den Zeitungen nie ohne innigen Antheil, und begrüßte ihn fernhin mit Worten seines Lieblingsdichters Dinis, die er mir in mein Stammbuch geschrieben hatte.

Hier ist nun auch eines persönlichen Erscheinens zu gedenken, dessen erster Eindruck mir in jener Zeit wurde. Eines Abends, da Herr Cohen, einer leichten Unpäßlichkeit wegen, das Bette hütete, und ich daneben sitzend den zum Thee Versammelten aus Wieland einiges vorlas, wurde Besuch gemeldet, und bei dem Namen entstand sogleich die Art von Bewegung, welche sich der Erwartung von Ungewöhnlichem und Günstigem verknüpft. Es war Rahel Lewin oder Robert, denn auch den letztern Namen führte sie schon damals. Oft schon hatte ich sie nennen hören, von den verschiedensten Seiten her, und immer mit einem so besondern Reize der Bezeichnung, daß ich mir dabei nur das außer-

ordentlichste, mit keinem andern zu vergleichende Wesen denken mußte. Was von ihr insonderheit Lippe und Frau von Boye mir gesagt, deutete auf ein energisches Zusammensein von Geist und Natur in ursprünglichster, reinster Kraft und Form. Auch wenn man einigen Tadel gegen sie versuchte, mußte ich im Gegentheil oft das größte Lob daraus nehmen. Man hatte von einer grade jetzt waltenden Leidenschaft viel gesprochen, einer Verbindung mit einem Spanier von der Gesandschaft, Raphael Urquijo, die, nach den Erzählungen, an Größe, Erhebung und Unglück alles von Dichtern Besungene übertraf. Ich sah in gespannter Aufregung, den Andern zum Lächeln, dem nahen Eintritte der Angekündigten entgegen. Es erschien eine leichte, graziöse Gestalt, klein aber kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern, Fuß und Hand auffallend klein; das Antlitz, von reichem schwarzen Haar umflossen, verkündigte geistiges Uebergewicht, die schnellen und doch festen dunklen Blicke ließen zweifeln, ob sie mehr gäben oder aufnähmen, ein leidender Ausdruck lieh den klaren Gesichtszügen eine sanfte Anmuth. Sie bewegte sich in dunkler Bekleidung fast schattenartig, aber frei und sicher, und ihre Begrüßung war so bequem als gütig. Was mich aber am überraschendsten traf, war die klangvolle, weiche, aus der innersten Seele herauftönende Stimme, und das wunderbarste Sprechen, das mir noch vorgekommen war. In leichten, anspruchslosen Aeußerungen der eigenthümlichsten Geistesart und Laune verbanden sich Naivetät und Witz, Schärfe und Lieblichkeit, und allem war zugleich eine tiefe Wahrheit wie von Eisen eingegossen, so daß auch der Stärkste gleich fühlte, an dem von ihr Ausgesprochenen nicht so leicht etwas umbiegen oder abbrechen zu können. Eine wohlthätige Wärme menschlicher Güte und Theilnahme ließ hinwieder auch den Geringsten gern an dieser Gegenwart sich erfreuen. Doch kam dies alles nur wie schnelle Sonnenblicke hervor, zum völligen Entfalten und Verweilen war diesmal kein Raum. Kleine Neckereien mit Graf Lippe, der kürzlich bei ihr nicht war angenommen worden, und deßhalb böse thun wollte, erschöpften sich bald; der ganze Besuch war überhaupt nur kurz, und ich wüßte mich eigentlich

keines bestimmten Wortes zu erinnern, in welchem etwas ausgeprägt Geistreiches, Paradoxes oder Schlagendes sich zur Bewahrung dargeboten hätte; aber die unwiderstehliche Einwirkung des ganzen Wesens empfand ich tief, und blieb davon so erfüllt, daß ich nach der baldigen Entfernung des merkwürdigen Besuchs einzig von ihm reden und ihm nachsinnen mußte. Man scherzte darüber, und weil der Scherz fast verdrießlich wurde, so trotzt' ich ihm desto eifriger durch Niederschreiben eines Sonetts, das den empfangenen Eindruck begeistert schildern wollte, und das ich die Dreistigkeit hatte, eben weil man sie mir bezweifelte, am andern Tage versiegelt abzuschicken, ohne daß ich weiterhin etwas von der Sache gehört oder ihr nachgefragt hätte. Rahel Lewin selbst wiederzusehen war mir darauf Jahre lang nicht beschieden. Ihr Namen aber blieb mir als ein ungeschwächter Zauber in der Seele, nur ahndete ich auf keine Weise, daß mit jenem frühen Begegnen und jenen vorlauten Zeilen ein erster Ring gefügt worden, an welchen viele folgende sich einst anreihen und die entscheidendste Wendung und die dauerndste Vereinigung meines Lebens geknüpft sein sollte.

Alles und jedes mehrte nur immer unsre Gedichte, und sie wuchsen bald allzu gedrängt, als daß sie nicht endlich aus dem Pult unruhig an das Licht gestrebt hätten. Der Gedanke des Druckenlassens ging mir und Chamisso'n plötzlich auf, als wir am späten Abend allein im Garten wandelten, wir vereinigten uns auf der Stelle zu seiner gemeinsamen Ausführung, zu welcher die Herausgabe eines Musenalmanachs so bequem als anständig erschien. Wir theilten die Sache Neumann mit, der voll Eifer beitrat. Als wir aber unsre Vorräthe näher untersuchten, fanden wir das Meiste wegen persönlicher Rücksichten kaum mittheilbar, und da wir nur das Beste liefern wollten, so fiel die Auswahl so klein aus, daß wir uns nach andern Zuschüssen umsehen mußten. Chamisso unternahm es auf Werbung auszugehen, und einige Freunde anzusprechen, von deren poetischen Liebhabereien er schon Kenntniß hatte. Allein, noch ehe wir selbst gedruckt waren, sahen wir uns gleich zuerst in Stolz und Macht des Richteramts versetzt, und mußten die ersten

Beiträge, die uns angeboten wurden, des Druckes unwerth erklären. Besser gelang es mit andern. Der damalige Referendarius beim Kammergericht, jetzige Kriminaldirektor Hitzig, übergab willkommene Uebersetzungen aus dem Spanischen, Englischen und Italiänischen, nebst ein paar eignen Stücken unter seinem Vornamen Eduard; Ludwig Robert, Bruder von Rahel Lewin, steuerte aus seinem Schatze reichlich bei, und ein Kandidat des Predigtamtes von der französischen Kolonie, Franz Theremin, beglückte uns mit einigen Blättern, denen er aber jede Andeutung seines Namens versagte. Durch eine unglückliche Nachgiebigkeit von Chamisso kam auch ein Gedicht von dem sogenannten Naturdichter Gottlieb Hiller hinein, das wir nachher hundertmal verwünschten. Nun war ein leidliches Manuskript beisammen und geordnet, allein jetzt mußte damit ein Durchbruch bei irgend einem Verleger versucht werden, und hier zeigten sich große Schwierigkeiten. Chamisso's und meine Bemühungen bei Buchhändlern die wir kannten oder nicht kannten, schlugen sämmtlich fehl, man wagte nicht an der Vortrefflichkeit unsrer Gedichte zu zweifeln, aber man wollte Namen, die schon bekannt und berühmt wären, und wir mußten voll Ingrimm sehen, daß man dafür auch solche gelten ließ, über die wir uns weit erhoben glaubten, und deren wir uns nur geschämt hätten. Endlich war nichts anders zu thun, wenn wir gedruckt sein wollten, als es auf unsre Kosten zu werden, und Hitzig schaffte einen guten Mann in Leipzig, der seine Firma dazu hergab. Chamisso war es eigentlich, der mit seinem Gelde das Unternehmen machte, und obgleich Neumann und ich einen Theil der Exemplare ihm abkauften, wird er doch bei dem sonstigen geringen Absatz nicht ganz ohne Einbuße davongekommen sein. Genug, wir waren gedruckt, wir Alle zum erstenmal, und das war keine Kleinigkeit!

Von dem litterarischen Werthe dieser Jugendversuche kann gar keine Rede mehr sein; ganz unabhängig von diesem aber verknüpfte sich für uns Theilnehmer jedoch ein unendlicher Lebensgewinn mit diesem grünen Buche, wie es von der Farbe seines Umschlags fortan hieß. Unsre Freundschaft

befestigte sich durch dieses gemeinsame Auftreten, neue schlossen sich zahlreich an, verwandtes Streben und empfänglicher Sinn nahmen, wenn auch nur im Stillen von uns Kunde, und in weiter Ferne und späten Jahren begegneten uns noch werthe Wirkungen einer damals erregten günstigen Aufmerksamkeit. Aber auch unmittelbar durften wir unsern Muth, unsre Zuversicht und selbst unser Talent durch ein Erscheinen erhöht fühlen, daß wir unter keines fremden Namens Gunst und Schutz, sondern als Neulinge selbstständig in eigner Leitung gewagt. In den Stand eines Autors zu treten, wäre es auch nur mit so geringen Mitteln, als die unsrigen damals, dürfte zu keiner Zeit, so lange nicht die litterarischen Verhältnisse und selbst die Sitten eine große Umwandlung erfahren, als etwas Gleichgültiges anzusehen sein. Die Ehre und der Reiz, welche damit verbunden sind, schimmern lockend auch den Königen und Helden, und von allen Genüssen, die dem Alter nach und nach absterben, hält dieser am längsten aus. Man denke daher, welch ein Schritt für uns Jünglinge dies war; wir empfingen damit eine neue Mündigkeit, die wir selbst uns gaben; wir traten auf das Feld, wo die Kränze lagen, und wenn wir Dichter zu sein behaupteten, so mochte dies im ästhetischen Sinne noch ferner wie bisher bejaht oder verneint werden können, im litterarischen waren wir es aber einmal gewiß.

Aufsehen genug bewirkten wir; in unserm nächsten Kreise das außerordentlichste; die Frauen besonders waren gereizt und geschmeichelt, an dem Schmuck unsrer Dichtung, der jetzt erst gefaßt worden, so nahen Theil zu haben. Herr Cohen war fast empfindlich, und prüfte sich, ob er selber nicht auch zu dem Musenalmanach hätte beitragen können, er wollte sich das gar nicht verneinen, und gab zu verstehen, sein schlummerndes Talent hätte wohl gleiche Aufmerksamkeit wie das seines Neumann verdient. Kiesewetter, den ich noch von Zeit zu Zeit sah, fand unter meinen Gedichten zwar die Ueberbleibsel dessen, was er an mir gerühmt und gefördert hatte, allein zugleich ein Sonett an Friedrich Schlegel und überhaupt so viel Sonette, daß er mich gradezu für verloren

gab. Bald kamen aber auch die öffentlichen Kritiken, einige Tagesblätter gaben uns ein mäßiges Lob, andre setzten uns tief hinab. Man wußte nicht recht was man aus uns machen sollte; die Hauptfrage, ob wir der neuen oder der alten Schule angehörten? war nicht leicht zu entscheiden, da wir keine Fahne trugen und sowohl für das eine wie für das andre sich Zeichen fanden. Einige Schlegelianer sahen das Alte für überwiegend an, und geißelten uns tüchtig, indem sie auch das, was zu dem Neuen strebte, für verfehlt erklärten. Am schlimmsten aber verfuhr Garlieb Merkel mit uns, der verrufene kleine Kritiker, der den Verstand und Geschmack gegen die neue Schule zu verfechten unternommen hatte, und in diesem Kampfe das possirlichste Schauspiel und die traurigsten Blößen gab. Doch galt er bei vielen Leuten noch als eine Stütze der guten Litteratur, und weil er uns unbedingt für Jünger der neuen Schule erklärte, so mußten wir es auch sein, obgleich weder durch litterarische Richtung noch durch persönliches Anschließen irgend einer von uns bis jetzt dahin zu rechnen war, sondern bei Einigen vielmehr noch Abneigung und Widerwillen bestand. Der Fall, daß ich Partheifarbe tragen sollte, die mir fremd war, hat sich in der Folge oft genug wiederholt, und wird sich immer da einfinden, wo ein redlicher Sinn dem eignen Lichte folgt, ohne dieses so stark leuchten lassen zu können, daß Andre ihm folgen, denn nichts will die Welt schwerer glauben, als daß man nicht sein Heil in der Menge suche, und daher, wenn man nicht Dienste austheilen kann, solche nehme.

Ich kann es noch heute (1831), da achtundzwanzig Jahre seitdem verflossen sind, mit tiefster Wahrheit eben so wie damals betheuern, daß mir diese ungünstigen und zum Theil höhnischen Kritiken wenig Kummer machten, sie empörten mich eher, aber mich niederschlagen konnten sie nicht. Der ächten Lebensquelle in mir war ich versichert; daß sie strömte, war nicht meine Willkür, ob meine Gedichte für sich selbst vor dem Publikum bestehen konnten, oder nur zu dem Gedichte meines Lebens gehören sollten, das mußte sich eben erweisen, und wie sehr ich das erstere wünschen und hoffen

mochte, so blieb doch das letztere auch noch ein gutes Loos. Auch wandten wir Freunde den Sinn von dem Publikum völlig ab, und suchten Gewinn und Lust einzig im Innern unsers eignen Treibens, welches in sich selbst erhoben wurde, und auch von außen Zuwachs erfuhr.

Chamisso machte mich zuvörderst mit den Poeten des Almanachs, die mir persönlich noch fremd waren, bekannt. Ich sah Hitzig und Robert, und endlich auch Theremin, der mir sogleich als ein höherer unter diesen Geistern erschien, und mich besonders durch seine schöne, wohlklingende und edle Sprache einnahm. Was für Ideen wir austauschten, mit welchen Kenntnissen wir einander gegenseitig aushalfen, in was für Ansichten und Urtheilen wir uns abwechselnd einigten und schieden, welche Entdeckungen uns aufgingen, das ließe sich für solche, die nicht ähnliches erlebt haben, kaum darstellen. Weil jeder den Tag über seine Geschäfte hatte, so verlegten wir unsre Zusammenkünfte auf den späten Abend bis tief in die Nacht. Diese poetischen Thee's des grünen Buches, wie wir sie nannten, weil dasselbe die Grundlage und Hauptbeziehung unsres Zusammenkommens blieb, nahmen ihren Anfang sehr einfach bei Hitzig, der vielen Raum hatte, und durch liebenswürdigen Sinn und geselligen Geist den anziehendsten Vereinigungspunkt bildete; und so gaben uns diese Zusammenkünfte durch innige Wärme der Freundschaft und durch geistige Erhebung ein reines Glück zu kosten, welches die Nacht uns von den Sternen herabzurufen schien, im Gegensatze des Tages, der die Verbundenen wieder in die mannigfachsten Geschäfte einer Wirklichkeit zersplitterte, die sich auch noch von jenem geheimen Lichte möglichst erhellen sollte. Die späteren Thee's, die dann abwechselnd auch bei Lippe, Robert und Theremin gehalten wurden, hatten schon die Einfachheit und Unschuld der ersten nicht mehr, es drängten sich schon mehr Ansprüche und Absichten herzu. Auch hatte die Gesellschaft schnell zugenommen. Ein sinnvoller gutmüthiger Stubengenosse und nachheriger Schwager Hitzig's, Adolph von Uthmann, und ein liebenswürdiger Schicksalsgefährte Chamisso's, Graf von Lafoye, französischer Emigrirter und preußischer Offizier wie

er, und auch in Kenntniß und Uebung des Deutschen ihm nachstrebend, brachten dem ursprünglichen Ton und Behagen keine Aenderung. Unruhiger, verschiedenartiger, belebter und zerrissener wurden die Abende durch die Einführung Koreff's, eines jungen Arztes aus Breslau, der seine Studien in Berlin vollendete, und seine universelle Genialität auch in Gedichten, unerschöpflich aber in jeder Redeweise, in erhabenen, humoristischen und possenhaften Ausbrüchen an den Tag legte; mit ihm gleichzeitig wurde auch der Buchhändler Georg Reimer, der Geheimrath Pistor, Herr von Redtel und darauf noch einige andre wirkliche oder angebliche Poesiefreunde zu unsern Versammlungen gezogen, wo nun die glänzendste Unterhaltung gepflegt wurde. In der Folge kehrte mehr Einfachheit und Innigkeit zurück, die Gesellschaft war kleiner, Koreff tiefer mit uns befreundet und gefühlvoll-ernst in seinen Mittheilungen; meistens trafen wir bei Chamisso auf der Wache zusammen, wenn er sie am Brandenburger oder Potsdamer Thore hatte, und zwischen den militairischen Unterbrechungen hin verwachten wir halbe und ganze Nächte in Gesprächen über Poesie oder Studien- und Lebensplane, deren Ausführung uns leider onch ferne lag.

Manches Aufmunternde kam uns während dieser Zeit noch von andern Orten zu. Zacharias Werner, Verfasser der Söhne des Thales, sandte von Warschau eine umständliche Rezension unsres Almanachs an seinen Freund Hitzig mit einem begeisterten Brief; er nahm jeden von uns einzeln vor, urtheilte mit verschiedenen Modifikationen von jedem günstig, und belegte sein Urtheil durch angeführte Stellen; dies war so schmeichelhaft, als belehrend, und setzte uns in einige Bewegung, doch blieb die Rezension ungedruckt, weil wir den nöthigen Betrieb nicht daran wandten. August Wilhelm Schlegel hatte sich, so hörten wir, aufmunternd für uns geäußert, und nahm als unzweifelhaft an, daß wir Jünger der neuen Schule seien, schon weil uns Merkel als dahin gehörige geschimpft hatte. Mit Bernhardi machten wir Bekanntschaft, mit Winzer, der als Schriftsteller Adolph Werden hieß, und damals einen stärkeren Schwung nehmen

wollte, als er ausführen konnte. August Bode bezeigte von Weimar her seine Theilnahme für uns. Den größten Werth aber behielt Fichte's Urtheil, und dasselbe war besonders mir vortheilhaft, wie ich bei folgender Gelegenheit erfuhr. Als ich eines Tages die Treppe zu ihm hinaufstieg, hörte ich hinter mir einen Offizier gleichfalls nach ihm fragen, wir wurden beide vorgelassen, und der Offizier übergab einen Brief aus Warschau von Mnioch. Es war der Hauptmann von Löwenstern, ein Freund von Hitzig und Uthmann, und schon längere Zeit von ihnen erwartet. In diesem rauhen Kriegshelden hatte sich die schäumendste poetische und philosophische Begeisterung angesetzt, und trieb ihre Bläschen immerfort bis zur größten Berauschung. Von Mnioch und Werner aufgereizt kam er nach Berlin, blos um Fichte und Schlegel zu hören, und nebenher einige wilde Aufsätze drucken zu lassen, welche er wie Thaten behandelte, die für ihn und die Welt gleiche Wichtigkeit hätten. Der wunderliche Heilige, der mich späterhin besuchte und langweilte, war nahe daran, verrückt zu werden, denn ein paar eingesehene philosophische Sätze freuten ihn so unmäßig, daß er sie überall im Munde führte, und einst durch die nachdrückliche Behauptung, er sei Gott und schaffe als Gott, die er ohne besondern Anlaß und Widerstreit in demselben baaren Tone, wie er etwa hätte sagen können, er sei vierzig Jahr alt, unaufhörlich wiederholte, meine Zöglinge nicht wenig erschreckte, die ihn seitdem nur mit ängstlicher Scheu von der Seite anblickten. Er hat nachher im Kriege sich sehr brav gehalten, und diese Wirklichkeit scheint ihn von seinen Phantasieen geheilt zu haben. Damals aber mußte man ihm seinen guten Willen anrechnen, wie auch Fichte that. Dieser nun fragte mich bei Gelegenheit dieses Besuchs, ob ich Mnioch kenne, welches ich verneinte. Aber aus seinen Schriften würde ich ihn doch kennen, meinte jener, und als ich auch dies verneinte, und eine Art Befremden darüber durch die Bemerkung beseitigen wollte, daß ich erst seit wenigen Monaten freie Zeit habe, mich in der neuesten Litteratur umzusehen, wunderte sich Fichte und setzte unerwartet hinzu: „Wenigstens geschafft haben Sie länger, das sieht man!“ Ein bestimmtes Urtheil

über meine Gedichte, um welches ich jetzt ihn zu bitten wagte, wollte er weiter nicht geben, und meinte, es liege schon in dem vorigen, sagte aber denn doch, er halte mich für den kunstreichsten unter den Genossen, wiewohl um Dichter zu sein, jetzt kleine lyrische Stücke nicht ausreichten, sondern man müsse ein größeres Ganze, einen Roman, ein Epos oder ein Drama geliefert haben. Das letztere nahm ich mir tief zu Herzen, dem ersteren Theil seines Spruchs aber konnt' ich im Innern nicht beistimmen, als höchstens in Betreff einiger prosodischen Fertigkeit; für das Wesentliche der Poesie setzt' ich Chamisso größtentheils und Theremin unbedingt über mich.

Da August Wilhelm Schlegel zum Winter ästhetische Vorlesungen ankündigte, so ließen wir uns diese gute Gelegenheit nicht entgehen. Seine Uebersicht der deutschen Dichtkunst in ihrer geschichtlichen Entwickelung und die Beispiele, die er aus früheren Zeiten reichlich mittheilte, waren mir von großem Nutzen. In den Wust von einzelnen Kenntnissen und Ansichten, die ich nach Zufall aufgehäuft, kam mehr Ordnung und Zusammenhang, ich lernte auch für mein eignes Dichten festere Bahn betreten, und was zu vermeiden und zu erstreben sei, wurde mir klarer. Uebrigens muß ich gestehen, daß Schlegel uns schon damals schien mehr Talent als Geist zu haben, und wenn ihm auch Neumann und ich noch großes Zutrauen widmeten, so wollte er doch den Andern wenig mehr genügen, besonders Robert und Theremin sprachen geringschätzig von ihm, welches ich ihnen als Uebermuth anrechnete. Eine starke Stütze gab ihnen freilich das Urtheil Fichte's, der einmal unumwunden erklärte, Tiefe fehle dem ältern Bruder und Klarheit dem jüngern, gemeinsam sei ihnen beiden aber der Haß, welchen sie allerdings gegen das Gemeine hätten, und die Eifersucht, die sie gegen das Höhere empfänden, welches sie weder zu sein noch zu läugnen vermöchten, und daher aus Verzweiflung übermäßig lobten, so ihn selbst und Goethe'n. Unwillkommen schlossen solche Aeußerungen mir das zerrüttete Innere von litterarischen Zuständen und Verhältnissen auf, die ich für die reinsten und einträchtigsten gehalten hatte.

Allein mir schien, daß auch der Eigenheit Fichte's etwas nachzusehen sei, und ich wollte daher die Sachen nicht ganz so schlimm glauben, als er sie aussprach, und am wenigsten konnt' ich den Andern zugestehen, ihrerseits so zu richten und zu verdammen, wie dies etwa Fichte thun durfte, weil er eben Fichte war.

Einen lustigen Abend brachte uns die Aufführung von Robert's „Ueberbildeten", eines satyrischen Lustspiels, das er nach Molière's précieuses ridicules sehr artig bearbeitet und den neuesten Thorheiten angepaßt hatte. Wir waren sämmtlich im Theater, und obwohl die Ausfälle auf die neue Schule und besonders das Lächerlichmachen der Sonettform und der Assonanzen im Alarkos uns zum Theil nicht behagten, so dachten wir doch schon partheiisch genug, um darüber hinzusehen und durch vereintes Klatschen sowohl das Einzelne wie das Ganze gegen Wind und Wetter durchzubringen. Nach geendigtem Schauspiel gingen wir zum Italiäner, ließen Punsch und süße Weine geben, und berauschten uns mehr noch als in diesen in unsern eignen Reden, Stegreifgedichten und theatralischen Auftritten. Ich zog im erhitzten Taumel Chamisso's Degen, und als man mich entwaffnen wollte, wurde Lafoye an der Hand geritzt, glücklicherweise nicht bedeutend, auch ging der Abend ungestört so fort bis tief in die Nacht, wovon mir weiter keine Erinnerung blieb, und ein paar wüste Tage die strafende Folge waren.

Der Winter war unter solchen Freuden und Fahrten verstrichen und ein neuer Frühling angebrochen. Unsrer Dichtergenossenschaft aber drohte, nachdem sie kaum sich recht einzuleben angefangen, leider auch schon ein nahes Auseinandergehen. Hitzig wurde durch seine juristische Laufbahn von Berlin nach Warschau entführt, Theremin sollte in Genf seine geistlichen Weihen empfangen, Koreff wollte nach Halle zurückkehren um zu promoviren, Lafoye erhielt die Nachricht von dem Todesfall seines Vaters, und seine Mutter berief ihn dringend nach Caen, wo er fortan ihr zum Trost immer verbleiben sollte. In dieser Zeit grade schlossen sich auf's innigste unsre Herzen aneinander, unsre Empfindungen,

Vorsätze und Geistesrichtungen entfalteten und erhoben sich auf den Schwingen der glühendsten Vereinbarung, unser Vertrauen kannte keinen Rückhalt, alles Aeußere lag zwischen uns wie vernichtet. Als Haupt und Meister unsres Bundes stand jetzt entschieden Koreff da, welcher an Kenntnissen und Geistesregsamkeit uns Alle übertraf, und durch sein tiefergriffenes Gemüth, in welchem eine hoffnungsvolle Leidenschaft für Mariane Saaling mehr und mehr aufwogte, und ihn weicher und lyrischer stimmte, wie durch seine verschwenderische Phantasie uns hinriß und fesselte. Was wir noch zu lernen hatten, war ihm längst erworben, er gab uns Anleitung und Rath, selbst den ersten Unterricht, z. B. im Griechischen, wollte er bestreiten. Seine Liebe und sein Wollen für uns zeigten sich gränzenlos. Besonders galt mir seine Zuneigung und Aufmunterung. Er tadelte mich heftig, daß ich der Medizin entsagen wolle, er pries die göttliche Heilkunst als den erhabensten Beruf, er stellte sie in das hellste poetische Licht, und versetzte sie aus dem dürftigen Boden, auf welchem ich sie nur kannte, in die Mitte alles Ideenreichthums der Naturphilosophie, die mir durch ihn zuerst aufging, als auf ihr wahres Gebiet, wo sie als Königin schalte. Mit der Poesie ließ er die Medizin Hand in Hand gehen, ein Sonett und ein Rezept waren in seiner Darstellung nur verschiedene Ausflüsse derselben Göttlichkeit. Genug, es war ihm ausgemacht, daß ich den Homer und Platon griechisch lesen, aber daneben Schelling und Reil studiren, und zugleich eigne Dichtungen hervorbringen müsse. Seine Vorstellungen waren lebhaft, eindringlich, bezaubernd, sein eignes Beispiel wirkte verführerisch, denn selten mag sich in einem Menschen ein solch angeborner Sinn und Geist für die Heilkunst mit so zustimmend entwickelter allgemeinen Bildung vereinigen, wie in Koreff der Fall war, der auch als Student schon nach allen Weltseiten hin ein gemachter Mann war, und als Arzt mit größtem Zutrauen und Erfolg vielfältig in Anspruch genommen wurde. Da er wußte, daß mein Erziehungsgeschäft und die ganze Lage im Cohen'schen Hause mit vielem Beklagenswerthen und wenigen Hoffnungen verbunden war, so lag er mir an,

dieses Verhältniß ungesäumt, oder sobald ich in der Folge mich entschließen könnte, völlig aufzugeben, und mit ihm nach Halle zu gehen, und seine Studien wie seine Mittel, die für uns beide zureichen würden, mit ihm zu theilen. Trotz aller Exaltation, in welche diese Mahnungen und Anerbietungen mich versetzten, hatte ich doch Besonnenheit genug, das Bedenkliche und Ungewisse einzusehen, ob ein solch überschwänglich guter Wille des Augenblicks seine strengen Folgerungen durch eine lange Reihe schwerer Ausführungen auch wirklich werde leisten können, und lehnte daher den sonst unaussprechlich reizenden Vorschlag beharrlich ab. Doch kam Koreff immer auf ihn zurück, betheuerte mir mit tausend Schwüren, ich könne jederzeit, wo er auch sein möge, mein Loos an das seinige knüpfen; und er ließ mich unter gleichen Betheurungen ihm das Versprechen geben, daß, wenn Noth oder Ungeduld dazu trieben, ich nicht säumen würde, mich zu ihm auf den Weg zu machen. Ich sah Koreff nun immer häufiger, sowohl bei mir als bei ihm, oft auch Abends in der Familie von Mariane Saaling, wo auch Neumann, Robert und Eberty sich gern einfanden.

Um bei so vielfacher Trennung, die uns bevorstand, durch ein äußeres Zeichen auch in der Ferne uns verbunden zu halten, mit dessen Verleihung weiterhin auch neue Freunde gleich an dem gesammten Bunde Theil haben könnten, wählten wir den Polarstern zu unsrem Sinnbilde, und es wurden Siegelringe angefertigt, die mit dem Stern die griechische Bezeichnung τὸ τοῦ πόλου ἄστρον enthielten. Ein Geheimnißbild von August Wilhelm Schlegel, welches dieser aus Franz Baader's pythagoräischem Quadrat entlehnt hatte, und worin Religion, Sittlichkeit, Poesie und Wissenschaft mit den vier Himmelsgegenden verknüpft werden, die Wissenschaft aber dem Norden entsprechen soll, hatte uns den Nordstern wählen lassen, als welcher auch die andern Richtungen zu bestimmen helfe. Ich empfing den Ring als Geschenk von Koreff, Chamisso und Lafoye mit beiderseitiger Freudigkeit und Rührung. Wir siegelten fortan alle unsre Briefe mit diesem Zeichen, fügten die Buchstaben τ. τ. π. α. überall unsrer Namensunterschrift bei, und selbst zum Anruf

und Gruße gebrauchten wir die uns angenehm tönenden Worte gleich maurischen Erkennungslauten. Die Sache ging nicht weiter und wurde neben ihrem Ernst, auch häufig zwischen uns im Scherz betrieben; nach Außen aber gab sie uns bisweilen das Ansehn einer geheimnißvollen Gesellschaft, die für bestimmte Zwecke arbeite.

Im Frühjahr 1804 sah Berlin bedeutende litterarische Gäste ankommen. Schiller's Anwesenheit erregte große Bewegung, nicht nur in allen Gesellschaftskreisen bemühte man sich um ihn, auch im Theater und auf der Straße vor seiner Wohnung schallte ihm der Jubel entgegen. Leider hab' ich ihn nicht gesehen; ich war grade verstimmt, und mochte die Gelegenheit, die ich besonders bei Fichte sehr gut finden konnte, nicht aufsuchen. Eben so entging mir Frau von Staël, von der allgemein gesprochen wurde, und die uns schneller, als ihre Absicht war, wieder entschwand, weil sie die Nachricht von der lebensgefährlichen Krankheit ihres Vaters empfangen hatte. Sie entführte Schlegel'n mit sich nach der Schweiz, was wir nicht umhin konnten ihr zur Ehre zu rechnen, obgleich wir es ihm verdachten. Ungefähr in dieser Zeit kam auch Johann von Müller von Wien, um in Berlin eine höchst liberale Anstellung zu genießen, und der Geschichtschreiber Friedrich's des Großen zu werden. Auch diese Erscheinung machte Aufsehn, und der Name klang uns bedeutungsvoll entgegen, wenn auch wenigstens mir der Mann selbst damals noch nicht bekannt wurde.

Noch ehe der Sommer kam, und bevor die Freunde sich dahin und dorthin nach ihrem Berufe zerstreut hatten, schien auch für mich die Nothwendigkeit eines Entschlusses zur Aenderung meiner Lage sich dringender aufzustellen. Einerseits waren mir neue Lockungen, Entwürfe und Aussichten zum Studiren geworden, andrerseits mußte ich mein bisheriges Verhältniß als völlig unterhöhlt erkennen, ich konnte meiner Arbeit auf diesem Boden täglich weniger Frucht und Gedeihen versprechen, auch seine Lebensblüthen für mich waren abgeblüht und schienen keiner Erneuung fähig, und endlich durfte ich mir die steigende Gefahr von Ausbrüchen nicht verhehlen, welche bisher nur durch ängstliche und rück-

sichtsvolle Wachsamkeit waren vermieden worden, aber trotz aller Vorsicht doch unvermuthet ihren Augenblick finden, und dann zwischen Herrn Cohen und mir plötzlich alles enden konnten. Von dieser Lage der Sachen durchdrungen, besprach selbst Madame Cohen mit inniger Theilnahme die Möglichkeit einer andern und besseren Zukunft für mich, als mir in der gegenwärtigen Bahn zu erwarten sein konnte. Jedoch drängte grade nichts zur Eile, alles ging im täglichen Geleise ruhig fort, es bedeckte den innern Widerstreit sogar ein täuschender Anschein von fröhlicher Zufriedenheit; bei einem italiänischen Sprachmeister hatten Herr Cohen und ich heimlichen Unterricht, um später glänzend mit der neuen Kunde zu überraschen; es war vielfach davon die Rede, das Schauspiel: „Was ihr wollt“ nach Schlegel's Uebersetzung aufzuführen; musikalische Vergnügungen wurden nicht verabsäumt, und sich das Leben angenehm zu machen hatte man auch sonst noch allerlei Betrieb. Daß Madame Bernhard erkrankt war, und seit Monaten mit krampfhaften Anfällen und neben wirklichen auch mit eingebildeten Leiden zu ringen hatte, durfte keine zu große Störung in dem gewohnten Lebenszuge sein, und gab nur der Tochter Mühen und Sorgen, zu deren Erleichterung sie ihre Schwester anrief.

Doch mittlerweile war im Stillen ein Verderben reif geworden, welches schon längst am tiefsten Innern dieser Zustände gezehrt hatte, und jetzt sich anschickte die dünne Oberfläche zu durchbrechen, welche nur noch von Täuschungen bekleidet war. Von dieser Seite war denn auch meinen Verwickelungen unerwartet die Lösung bereitet, die in jedem Fall auch aus ihnen selbst erfolgen zu müssen schien, nur daß zweifelhaft bleibt, zu welchem bestimmten Zweck und mit welcher Wendung dies ohne jene besondre Schickung geschehen sein würde.

Mitten im Laufe der vergnüglichen Tage zeigte sich plötzlich die heitre Laune des Hausherrn gewichen, und an ihrer Statt verdrießliche Befangenheit; die Mißstimmung dauerte am nächsten Tage fort, und zugleich wurde von früh bis spät auf dem Komtoir mit ungewöhnlicher Beeiferung

gearbeitet. So war es auch die folgenden Tage, Neumann hatte keinen Augenblick frei, mit Freunden von bewährten kaufmännischen Kenntnissen fanden langwierige Berathungen Statt, und es blieb endlich auch mir nicht verhehlt, daß das Haus in Gefahr sei zu stürzen und seine Zahlungen werde einstellen müssen. Der Schrecken und die Verwirrung, welche dieser Entdeckung folgten, sind nicht zu beschreiben. Madame Bernhard, deren ganzes Vermögen bedroht war, wurde von dem Schlage fast gesund, wenigstens verließ ein Theil ihrer Uebel sie von dem Augenblick; Frau von Boye, die schon der kranken Mutter wegen hatte kommen sollen, kam nun um so eiliger von Stralsund herbei, auch ihre Habe, die jetzige und künftige, stand auf dem Spiel. Jetzt enthüllte sich Zug um Zug ein immer größeres Verderben. Die Handlungsbücher waren in Unordnung, es bedurfte vieler Zeit und Mühe, um nur zu einer klaren Uebersicht zu gelangen. Hätte man diese von Anfang gehabt, so wäre noch vieles zu retten gewesen, allein es herrschte vielmehr bis an's Ende die wahnsinnigste Verblendung. Herr Cohen hatte sein Geschäft gleich seinem geselligen Wesen betrieben, mit Einbildung, Unwissenheit, Leichtsinn und Täuschung. Er hatte aus Holland kein Vermögen mitgebracht, sondern Schulden, das Vermögen seiner Frau, der Mutter und Schwester derselben und einiger Fremden war die alleinige Grundlage eines Unternehmens, das den Schein eines fünfmal größeren Reichthums geben sollte, und in diesem Verhältnisse waren auch die Ausgaben. In weichlichem, eitlen Genusse des Tages hatte er sich über den Zustand und Ertrag der Fabrik willkürlichen Vorstellungen überlassen, und um diese desto sichrer zu behalten, weder selbst auf den Grund sehen wollen, noch Andern einen solchen Blick gestattet. Auch bei schon eingetretener Verlegenheit, und als die nöthigen Gelder zu fehlen anfingen, beharrte er in diesem strafbaren Selbstbetrug, wollte sich und Andern aus Schwäche und Eitelkeit den Umfang des Uebels abläugnen, und handelte noch stets in dem Sinne, als sei die Grundlage gut und fest, und als komme es nur darauf an, eine vorübergehende Stockung mit geringen Opfern zu heben. Auf diese

Weise bewirkte er, daß seine Frau, die ein Vermögen von 100,000 Thalern als Eingebrachtes vor allen andern Gläubigern zu fordern hatte, nach und nach die größten Summen, und endlich alles, zur Deckung der am stärksten herandrängenden Gläubiger verschrieb, immer nicht einsehen wollend, daß das Flickwerk schon für morgen nicht mehr ausreichen könnte, und der Riß schon unheilbar das Ganze durchdrang. Die Hoffnung, daß der Staat ein Unternehmen, wobei er selbst betheiligt, nicht würde fallen lassen, schlug fehl; vermeinte Gönner zeigten sich als Feinde, und Herr Cohen mußte erfahren, daß er durch sein bisheriges Treiben mehr Achtung und Zuneigung verscherzt als gewonnen habe. Auch seine sonstige Unwissenheit kam jetzt schrecklich an den Tag; der große Mathematiker, der von der höheren Analysis wie von einer Kleinigkeit zu sprechen pflegte, konnte der Schmach nicht entgehen, wegen einer gewöhnlichen Theilungsrechnung, mit der er auf keine Weise fertig werden konnte, in Gegenwart der Familie, freilich unter verzweiflungsvollen Kämpfen der sterbenden Lüge, den Rechenmeister seiner Kinder herbeirufen zu müssen, der als tüchtiger Mathematiker allgemein bekannt, doch bisher vor den höheren Einsichten des Mannes sich hatte beugen sollen. Auftritte der Erbärmlichkeit und hinwieder der Leidenschaft traten hier ein, die ich nicht zu schildern unternehme. Das Unglück offenbarte sich endlich ganz. Für Frau von Boye, von der ich, durch den Stand der Sachen und das Benehmen, welches sie in dieser Spannung zeigte, mehr und mehr mich geschieden fühlte, wurden einige Kapitalien gerettet, für Madame Cohen nichts, und Madame Bernhard verlor alles. Die Wechselgläubiger drangen heran, und setzten den Schuldner unter Bewachung, seine Abführung in's Gefängniß war schon festgesetzt. Noch wurden thörichte Opfer gebracht, um nutzlose Fristen zu gewinnen. Für den Mann selbst war nichts mehr zu hoffen, als langwieriges Gefangensitzen, ihm und den Seinigen nur zu täglich erneutem Jammer, für die Sache war grade seine Gegenwart das sichtbarste Unheil, das mit jedem Tage sich als solches noch mit frischer Thätigkeit bewies. Unter diesen Umständen riethen wir Alle, die im Rath und Geheimniß

waren, zur Flucht. Sie wurde im letzten Augenblicke, da sie noch eben möglich war, beschlossen und ausgeführt. Neumann mußte den jetzt völlig Verzagten bis über die Gränze begleiten, und kehrte dann zurück. Herr Cohen aber gelangte glücklich nach Holland, wo seine Verwandten ihn aufnahmen. Er wußte sich dort bald wiederum, nur nach kleinerem Maßstabe, sein Leben in eitle Geschäfte und genießenden Müßiggang zu theilen, gab sich gleichen Einbildungen hin, und übte gleichen Trug, und eben jetzt, da ich dies schreibe, nach 28 Jahren, hat der elende Greis dort einen gleichen Bankrott verübt, wegen dessen er abermals flüchtig werden mußte, und durch den wiederum zumeist die Seinigen, und darunter sein ältester Sohn, den er als verzogenen Liebling bei sich hatte, ihre geringe Habe eingebüßt!

Seine Flucht entzog ihn dem Gefängnisse, aber nicht den Steckbriefen der Gerichte, die auch den Prozeß wegen muthwilligen oder gar betrüglichen Bankrotts einleiteten. Der Untergang eines noch vor kurzem so blühenden Hauses, des Sammelplatzes und Anhalts so vieler Beziehungen, die Verarmung der dazu gehörigen, bis dahin reich geschienenen Familien, war nun entschieden und unaufhaltsam. In der Folge der einzelnen Tage und Begegnisse dies mitzumachen, war furchtbar, und von durchaus tragödienhaftem Eindruck. Ich hatte mit allen Kräften, seit dem Beginn der Krisis, die lebhafteste Theilnahme auf alle Weise bethätigt, in die Geschäfte schreibend und redend eingegriffen, persönlich manches ausgeführt oder vertreten, und mir blieb daher von dieser schrecklichen Erfahrung kein Theil erspart. Der Gegensatz des noch äußerlich fortdauernden Scheins und der Gewißheit einer Wirklichkeit, die unabwendbar an die Stelle treten mußte, war schneidend. Noch wohnten die Zurückgebliebenen in dem Palast, in den schönen Zimmern, umgeben von dem gewohnten Hausgeräthe, das aber größtentheils durch Versiegelung dem Gebrauch schon entzogen war, derselbe Garten stand noch offen, die Roßmühle trieb ihr gewohntes Getöse, die Spinnmaschinen rauschten auf und nieder, die Fabrikleute zu Hunderten kamen und gingen, und alle äußere Lebhaftigkeit dauerte fort, wie sonst, aber im Innern war Trübsal

und Oede, schon gehörte dies alles nicht mehr den früheren Besitzern, sondern fremden Gläubigern, und die Gerichte führten die Verwaltung. Kaum auf einige Monate war Aussicht hier nur noch wohnen zu dürfen, und für mich nicht einmal so lange. Denn Madame Cohen hielt mit Recht für ganz unstatthaft, daß in der verarmten Familie, welche grade jetzt die vielfachsten Rücksichten zu nehmen hatte, ein Hauslehrer bliebe, denn daß dieser uneigennützig nur eine jetzt doppelt erwünschte Stütze, und noch immer der wohlfeilste Unterricht den Kindern sein würde, war nicht für jederman sogleich offenkundig noch wahrscheinlich.

Nach einigem Rathschlagen und Ueberlegen schied ich aus dem Hause, nicht ohne den innigsten Schmerz; denn die theuersten Erinnerungen und die treuste Anhänglichkeit hielten mich ihm auf immer verknüpft. Ich zog zu Chamisso, der mir gastliche Zuflucht angeboten hatte. Meine Mittel waren äußerst beschränkt, ich mußte selbst für die Zwischenzeit, bevor ich einen weiteren Beschluß fassen konnte, auf Erwerb denken. Ein paar begehrte Aufsätze für eine Monatschrift, die in Hamburg erschien, konnten nur unbedeutendes Honorar bringen, die Hauptsache sollten Unterrichtsstunden thun. Zwei französische Kaufleute nahmen deutschen Sprachunterricht bei mir, und die Sache war mir mehr Vergnügen als Last. Der gute Professor Nolte, der dem Grafen Casa Valencia Stunden im Deutschen gab, übertrug mit dessen Zustimmung mir diesen Unterricht, der sich bald in Gespräche über Poesie, und in Unterricht, den ich im Spanischen erhielt, auflöste. Casa Valencia war selbst ein glücklicher Dichter, und oft schrieb er in meiner Gegenwart improvisirend artige Verse hin, oder übersetzte die eben gelesenen deutschen in spanische; die Spinnerin von Goethe und ein Lied von mir waren ihm in Assonanzen, die ich noch bewahre, besonders wohlgelungen. Zwei Bändchen seiner handschriftlichen Gedichte, die er als Offizier im Felde mitführte, hatte er durch einen Ueberfall in den Pyrenäen eingebüßt, aber da die Quelle seiner Lieder ihm nach Wunsch immer strömte, so bekümmerte jener Verlust ihn wenig. Die spanische Litteratur kannte er gut, und als gründlicher Sprach=

kenner wurde er dem Professor Ideler bei seiner in Berlin erscheinenden vortrefflichen Ausgabe des Don Quijote sehr behülflich. Er sprach mir auch von Rahel Levin, die er oft sah, und deren Witz und Art ihn lebhaft anregte; er konnte ihr Wesen nicht ganz begreifen, bewunderte aber dessen Eigenheiten, indem er zugleich versuchte, wiefern sich ihnen widersprechen ließe. Meinen eifrigen Wunsch, dort eingeführt zu werden, wollte er erfüllen; wir kamen aber zu schnell aus einander. Er wurde nach einiger Zeit vom Geschäftsträger, welches er damals war, zum Gesandten befördert, und verließ Berlin noch vor dem Jahre 1806. In der spanischen Revolution nahm er, gleich den meisten spanischen Diplomaten, mehr gezwungen als willig, Parthei für Joseph Bonaparte, gerieth später in's Gedränge und zog sich nach Amerika, wo er das Unglück hatte, in einer Volksbewegung zu Mejico das Opfer des Hasses zu werden, der ihn als Vornehmen und als Altspanier treffen mußte.

Die freie Zeit benutzt' ich nach Herzenslust. Ich war jeden Tag im Cohen'schen Hause, gewöhnlich Abends, und auch Chamisso bezeigte der Familie treue Anhänglichkeit. Dort sahen wir in dieser Zeit den von Brockes und Lippe empfohlenen Heinrich von Kleist, einen liebenswürdigen, belebten jungen Mann, der sich uns freundschaftlich anschloß, aber sorgfältig noch verhehlte, daß er schon als Dichter aufgetreten und Verfasser des Trauerspiels „Die Familie Schroffenstein" sei, und überhaupt den Genius und die Kraft noch nicht verrieth, durch die er sich nachher berühmt gemacht; er gab sich nur als einen antheilvollen Strebenden, und schrieb mir in solchem Sinne in mein Stammbuch: „Jünglinge lieben in einander das Höchste der Menschheit, denn sie lieben in sich die ganze Ausbildung ihrer Naturen schon, um zwei oder drei glücklicher Anlagen willen, die sich eben entfalten. Wir aber wollen einander gut bleiben.

Heinrich Kleist."

Eine stärkere Bewegung verursachte Julius Klaproth unter uns, der von Halle ankam, und Briefe, Empfehlungen und Gedichte von Koreff an uns mitbrachte. Ein gemachter Gelehrter, der in seinem Fache, der chinesischen Sprachkunde,

für einen Adler galt, oder zum wenigsten gelten wollte, der ganz frisch von Weimar, Jena und Halle kam, überdies von Koreff uns gesendet und in den Polarsternbund aufgenommen war, und sich unsren jungen, unreifen Sachen mit nachsichtsvoller Gleichstellung anschloß, mußte uns von außerordentlichem Reize sein. Für seine orientalische Studien und einige Poesieen der neuen Schule bezeigte er vollen Ernst und einige Achtung, alle andern Gegenstände behandelte er mit Scherz und Uebermuth. Poesieen deklamirte er in Fülle, und meist ging er aus dem ursprünglichen Text in parodirenden Humor und in die tollsten Stegreiffratzen über. Wir gingen viel mit ihm, und brachten Tage und Nächte mit einander zu, im Thiergarten, beim Italiäner, bei ihm, bei uns, oft bei ganz geringer, zuweilen bei üppiger Bewirthung. Er schien darauf auszugehen, alle Leute und Verhältnisse zu verhöhnen, und leistete darin alles, was geübter Witz, muthwillige Ausgelassenheit und freche Dreistigkeit vermögen. Aus kleinen Unfällen machte er sich nichts, gegen manche schützte ihn das Ansehn des berühmten und geachteten Vaters, bei welchem er auch wohnte, andern wich er zu rechter Zeit durch Davonreisen aus. Wir erlebten tausend Spaß mit ihm, und ließen uns um deswillen auch manche Verlegenheit oder üble Nachrede gefallen, besonders hielt sich Neumann zu ihm, und war fast sein beständiger Begleiter. Wir waren indeß so leicht nicht abzufinden, auch eine ernste und fruchtbare Seite mußte das Verhältniß uns gewähren. Klaproth konnte nicht umhin, uns mit der Lage und dem Inhalt seiner näheren Studien bekannt zu machen, und dies blieb nicht im Allgemeinen stehen, sondern bildete sich auch im Besondern zu förmlichen Unterrichtsstunden im Persischen aus, das er uns als leicht und gewinnreich anrühmte, und Chamisso drängte ihn sogar zu den Anfangsgründen des Chinesischen. So wenig diese Studien eigentlichen Grund bei uns hatten, und sobald sie auch abbrachen, so lieferten sie den Gewinn, für alle Folgezeit immer auf's neue schätzbar, diese eigenthümliche Welt einmal aus einem ihr selbst angehörigen, mit ihren eignen Mitteln errichteten Standpunkt auch nur von der Gränze näher angesehen zu

haben. Klaproth war auf diesem Gebiete, wenn auch nicht ganz gründlich und zuverlässig, doch noch am meisten fest und sicher, in jeder andern Richtung durfte man ihm keinen Augenblick trauen, er windbeutelte mit Kenntnissen wie mit Versprechungen, und seine fabelhaften Thorheiten gingen ohne viel Bedenken auch in böse Streiche über. Wenn er einen mahnenden Gläubiger in unsrer Gegenwart wegkomplimentirte, und dem Vertrösteten, den kaum die Thüre entlassen hatte, feierlich den Homerischen Vers anwandte:

„Jener hofft's! Doch mit nichten gewähret ihm solches Kronion!"

Oder wenn er die Akademie der Wissenschaften, in deren Versammlungssaal er bei Gelegenheit, daß Handwerker darin zu thun hatten, als müßiger Herumstörer einen Augenblick mit hinein gedrungen war, dadurch verhöhnte, daß er einen alten Degen am Bindfaden von der Decke des Zimmers auf den grünen Tisch herabschweben ließ, und auf diesen dazu die Verse aus Horaz mit dicker Kreide schrieb:

Destrictus ensis cui super impia
Cervice pendet . . . .

so war dies allerdings nur possenhaft, und im Nothfall bezahlte der Vater die Schulden, wußte auch den Zorn seiner akademischen Mitbrüder zu besänftigen. Aber es gab andre Fälle, wo die Tücke wirklichen Schaden anstiftete, oder gar polizeiliche Strafe zur Folge haben konnte. Die bald nach meiner Abreise von Berlin vorgefallene Schändung der Marmorstatue des alten Dessauer's im Lustgarten, welche man eines Morgens mit einer ätzenden Lauge schwarzfleckig besudelt fand und auf keine Weise von dem Schmutze zu befreien vermochte, dieser Frevel, dessen Thäter auch ungeachtet hoher ausgebotenen Belohnungen nie ausgemittelt werden konnte, ist allen Vermuthungen nach von niemand anders, als von Klaproth verübt worden, der in dem Laboratorium seines Vaters ganz bequem die fressende Mischung dazu hatte bereiten können. Schlimm genug war auch die andre Richtung seiner Unarten, daß er unsittliche und gräuelhafte Schriften und Bilder begierig aufkaufte und als

Kostbarkeiten vorzeigte; doch war sie wieder mit der Laune verbunden, daß er mit vielem Anstand und Ernst behauptete, er beabsichtige die ganze Sammlung, wenn sie erst vollständiger und der Mühe werth geworden, der Regierung zum Kauf anzubieten, die für den Gewinn, eine solche Masse Gift mit einemmale aus der Welt schaffen zu können, ihm gewiß eine namhafte Summe verabreichen lassen und seinen löblichen Sammlerfleiß belohnen werde.

Inzwischen konnte ich mir nicht läugnen, daß ich mich in einem zwecklosen und wenig fruchtbaren Lebensgange befand. Die mir nöthigsten Studien lagen brach, meine Tage verwilderten, und so fand ich mich überall in unbequemer Enge, was selbst meine Kleider mir zu bezeugen anfingen, die Unterrichtsstunden mehrten sich nicht, und der geringe Ertrag reichte für die täglichen Bedürfnisse nicht hin. Die Anerbietungen Chamisso's auch seinen Tisch mit mir zu theilen, durft' ich nicht annehmen, eben so wenig hätte ich die offne Aufnahme in der Cohen'schen Familie zu diesem Zweck auch nur gebrauchen, geschweige denn mißbrauchen mögen, und so fand ich mich überall beengt und gestört. Fichte, nachdem er mich scharf gefragt, ob ich mir genug Muth und Entsagung zu dem allerdings heroischen Unternehmen zutraue, machte mir den Vorschlag in das strenge und kärgliche, aber meine Lage nothdürftig sichernde, meinen Studien gewiß heilsamste Verhältniß eines Schülers an der Fürstenschule zu Pforta einzutreten; er selbst war dort erzogen worden, Griechisch und Lateinisch, meinte er, würde ich dort aus dem Grunde lernen. Ich sagte mit Freuden ja, und er schrieb sogleich an den Rektor Ilgen. Allein die Antwort fiel verneinend aus, die Freistellen waren nur für sächsische Landeskinder und auch andre Umstände nicht entsprechend. Während nun allerlei Plane und Zweifel sich bei mir durchkreuzten, meine Freunde in Hamburg und Berlin noch hofften, mir für die Universität hinlängliche Stipendien zu verschaffen, und ich bald Schüler, bald Lehrer werden sollte, denn auch an einer Pensionsanstalt in Berlin bot man mir ein festes Verhältniß an, ich aber um so weniger einen Entschluß fassen konnte, als zur glücklichen

Zeit eingegangenes Honorar wieder freieren Spielraum gab, in dieser Stimmung und Lage empfing ich unerwartet den Antrag zu einer neuen Erzieherstelle in Hamburg, bei dem reichen jüdischen Banquier Hertz. Die Familie war Eberty'n und auch Mariane'n Saaling verwandt, und jener war abermals der thätigste Vermittler. Die Verhältnisse waren von allen Seiten höchst günstig und reizend, die äußern Vortheile überstiegen alles, was in Berlin als möglich zu denken war, unter solchen Bedingungen konnten ein paar Jahre mir schon die Mittel zur Freiheit der folgenden gewähren. Ein angeknüpfter Briefwechsel bestätigte alle Verheißungen und überbot sie noch. Wenn ich nicht in Berlin bleiben, oder nach Halle gehen konnte, so war mir der Gedanke in Hamburg zu leben noch am liebsten. Mutter und Schwester waren mir dort und liebe Freunde. Fichte, Madame Cohen, Nolte und andre Freunde redeten mir eifrig zu, und ich ging den Vorschlag ein. Man erwartete mich in Hamburg mit Ungeduld. Schmerzlich nahm ich Abschied von der Cohen'schen Familie, von den lieben Zöglingen, den theuern Freunden, von Fichte, der mir eine Empfehlung an Klopstock, den Bruder des Dichters und Oheim der Fichtin, mitzugeben nicht unterließ, und so reiste ich gegen Ende des Monats August meinem neuen Schicksale zu. Die Reise war schwermüthig, ich verließ den Postwagen mehrmals, um weite Strecken einsam zu Fuß zu gehen, wo ich an Feldblumen und Wolken mich erfreute, und meine besondern Betrachtungen hatte, wie jede Gestalt und Bewegung in der Natur, durchaus ohne Rücksicht auf den Menschen, sondern zunächst für ihr eignes Wesen angeordnet, und grade deswegen für dessen Zwecke am ergiebigsten sei, und daß der Mensch wohl am besten thue, sich eben so zu verhalten, indem er dann nicht verfehlen werde, grade dadurch auch für die Absichten der Götter sich trefflichst darzubieten. Auf diesen Wanderungen führte ein zufälliges Begegniß mich unerwartet in meine Kindheit zurück. Ich traf zwei Fußgänger, die es nicht aus Wahl waren, sie ließen sich leicht als Schauspieler erkennen, muntre Gesellen die in Hamburg bei dem Vorstadttheater erwartet wurden; ich hörte von ihnen ein paarmal den Namen Ruth,

fragte eifrig nach, und erfuhr, daß sie zu der Kindertruppe dieses Theaterhaupts gehört hatten, und es fand sich, daß wir in Düsseldorf als Knaben Spielkammeraden gewesen waren. Die Freude dieses Wiederfindens war groß, ich erleichterte sogleich ihre Reise und bezahlte die Post für sie bis Hamburg. Wir schieden aber noch vor der Ankunft, denn mir war der erwachsene Bruder meiner Zöglinge mit einem Freunde ein paar Stunden entgegen gefahren, nahm mich in seinen Wagen, und brachte mich rasch und freudig in den Kreis meiner neuen Bestimmung.

Siebenter Abschnitt.

Hamburg.

1804—1806.

Nach den ersten Begegnissen der freundlichsten Aufnahme und günstigsten Einführung in die reichlichen und angenehmen Verhältnisse meiner neuen Lage, den gerührten Liebesbezeigungen meiner Schwester und allem Antheil der erfreuten Mutter, und nachdem ich auch alte Freunde und die werthen Oertlichkeiten der Stadt und Gegend im Fluge wieder begrüßt, war mir nun Muße und Reiz genug, mich in meinem nächsten Lebenskreise genauer umzusehen.

Ein angesehenes thätiges Handelshaus, das aus beschränkten Anfängen sich durch Fleiß und Redlichkeit zu großen Glücksgütern und allgemeinem Vertrauen emporgearbeitet hatte, verbreitete über seine Mitglieder Fülle des Wohlstandes, die man doch weniger zu genießen als stets noch zu mehren trachtete, da Geschick und Lust für letzteres ohnehin vorhanden waren, für ersteres hingegen noch größtentheils erst hätten erworben werden müssen, wohin weder der herrschende Bildungszustand der älteren jüdischen Glaubensgenossen noch ihre sonstigen Verhältnisse so leicht führen konnten.

Der Hausherr, Jakob Hertz, erschien auf den ersten Blick als ein biedrer, zutraulicher, muntrer, heftig wollender und doch stets nachgiebiger Alter, der sein Geschäft mit höchstem Eifer trieb, und von früh bis spät, besonders an Posttagen, sich in Arbeit vergraben mochte. Einen reichen

Vorrath von Scherzen, Maximen und Gleichnißreden, die der lebhafte Mann in seiner Jugend theils aus eignen Erlebnissen, theils aus dem fleißigen Besuche des damals unter Schröder's Leitung so glänzenden hamburgischen Theaters aufgesammelt, pflegte er in den Zwischenzeiten, wo er an Gespräch und Unterhaltung Theil nahm, besonders auch bei Tisch, zur Ermunterung mitzutheilen, wobei auch seine ernsthaften Ansichten und Meinungen, nicht selten auf Beweisreden des vielgesehenen und vielbewunderten Hamlet gestützt, sich stark und entschieden aussprachen, ohne jedoch den Sinn und die Handlungen der Andern im geringsten bedingen zu wollen; niemand willigte leichter und vollständiger in fremde Weise, wenn man ihm nur die seinige auch ließ, denn als seinen wahren Grund und Boden sah er nur das Komtoirgeschäft an, dem er mit Einsicht, Eifer und unermüdetem Fleiße vorstand, gemeinschaftlich mit zweien älteren Brüdern, und von einem eignen und einem Brudersohn unterstützt. Für den achtungswürdigen Karakter dieser Gemeinschaft und zum Lobe ihrer Theilhaber läßt sich kein beßres Zeugniß anführen, als die Thatsache, daß bei einem Geschäft, welches wesentlich auf Gewinn absehen muß, der persönliche Vortheil unter den Brüdern ganz außer Betracht gelassen war. Die beiden älteren Brüder arbeiteten am wenigsten und verbrauchten am meisten; der eine pflegte große Reisen zu machen, der andre hatte außer dem eignen Hauswesen auch den besondern Aufwand einer anspruchsvollen und verwöhnten Schwiegertochter zu bestreiten; dagegen arbeitete der jüngste Bruder Tag und Nacht, lebte am eingezogensten, erwarb noch persönlich große Summen durch Maklergeschäfte, und gleichwohl war für alles nur eine und dieselbe gemeinschaftliche Kasse, wohin alles floß und woher alles kam; was die drei Haushaltungen jährlich gebraucht hatten, ohne Rücksicht, in welchem Verhältnisse jede — und dabei kamen Summen vor, wie für die Ausstattung einer Tochter, den Ankauf eines Hauses, je nachdem Bedürfniß oder Belieben es fügte —, wurde beim Abschlusse des Jahres ungeschieden in Rechnung gebracht, und dann das Vermögen jedesmal auf's neue dreifach gleichgetheilt. Ein merkwürdiges und vielleicht einziges Beispiel

brüderlicher Eintracht und großartiger Geschäftsverbindung, durch vierzigjähriges ehrenvolles Bestehen und gesegnetes Gedeihen inmitten stürmischer und drangvoller Zeiten geprüft und bewährt! In solchem uneigennützigen Sinne war auch das übrige Benehmen dieser sonst persönlich nicht eben liebenswürdigen Männer, die jedem kleinen redlichen Gewinne unverdrossen nachgingen, im Nehmen vorsichtig, im Geben großmüthig waren, und eintretenden Verlust ohne Bekümmerniß verschmerzten.

Jakob Hertz hatte von einer ersten Frau zwei schon erwachsene Söhne. Als Wittwer und bereits in reiferen Jahren ward er aber durch den Anblick eines jungen blühenden Mädchens so eingenommen und hingerissen, daß er ungeachtet des Unterschiedes im Alter und trotz vielfacher Abmahnungen der Brüder um die Schöne zu werben beschloß. Sie war aus Potsdam, von wenig bemittelten Eltern, und lebte in Hamburg als Gesellschafterin bei einer kränklichen Dame. Der Antrag erschien als ein glänzendes Glück, Neigung war nicht vorhanden, aber auch nicht gefordert, alles drängte zur Annahme, und die Heirath fand Statt. Drei Kinder, worunter meine beiden Zöglinge, waren die Frucht dieser in jedem gewöhnlichen Sinne überaus glücklichen und beneideten Verbindung.

Fanny Hertz war als Mutter und Hausfrau in der That glücklich zu nennen; daß ihr Loos aber allen Ansprüchen ihres Wesens genügen könnte, und gerade den tiefsten und besten, durfte schon der erste Anblick zweifelhaft machen. Sie war eine hohe schlanke Gestalt, von schönen Gliedern getragen, voll heitrer Anmuth und reizender Beweglichkeit; ihre wohlgebildeten Gesichtszüge vereinigten den Ausdruck von Lebhaftigkeit und Sanftmuth, besonders durch die lieblichsten blauen Augen, die mit reichem dunklen Haarwuchs glücklich kontrastirten. Unbefangen folgte sie jeder Eingebung, deren sie nur gutmüthige und heitre hatte, sie war theilnehmend, menschenfreundlich, wohlthätig bis zum Uebermaß, freisinnig, vorurtheilslos, das Nächste mit Billigkeit schätzend, dabei doch nicht selten von ihm verletzt, einer feineren Bildung schon theilhaftig und zu höherer eifrig emporstrebend.

Eine jüngere Schwester hatte sie als Gehülfin und zur Erziehung bei sich, ein rothwangiges muntres Mädchen von gutem Willen und schönen Anlagen; eine andre Schwester war in Pension bei Madame Meyer, einer Tochter Mendelssohn's, die in Altona eine Erziehungsanstalt mit Verstand und Anmuth leitete. Der älteste Stiefsohn Moses, durch auffallende Häßlichkeit, über die er selber zu scherzen nicht unterließ, aber eben so durch unverwüstliche gute Laune und ungemeine Gutmüthigkeit ausgezeichnet, war ein fleißiger Arbeiter auf dem Komtoir; hatte er aber dort das Seine gethan, so gab er sich ganz dem Vergnügen hin, das er in und außer dem Hause reichlich zu finden wußte, besonders zog das lebendige französische Theaterwesen ihn an, und die Lieder und Redensarten der Schauspieler wiederhallten durch sein glückliches Nachahmungstalent bei allen Gelegenheiten. Da er gern ritt und ich die Reitbahn auch fleißig besuchte, so gab dies manche nähere Gemeinschaft zwischen uns. Der jüngere Stiefsohn war in auswärtiger Anstalt, um Apotheker zu werden, was er, unbegreiflich bei solchen Vermögensaussichten und Familieneinrichtungen, jedem andern Berufe mit beharrlichem Eigensinn vorgezogen hatte. Meine Zöglinge, erst fünf und vier Jahre alt, waren allerliebste Knaben; ein kleines Mädchen wurde noch auf den Armen getragen. Mit diesen Kindern war natürlich nur eine spielende Beschäftigung möglich, eine verständige Aufsicht, und es machte sich ganz von selbst, daß ich mit ihnen die meiste Zeit bei der Mutter zubrachte, und daß, während der eine Theil des Hauses sich in Arbeit und Geschäft absonderte, der andere sich zum freigegebenen Genusse des Tages nur um so besser vereinigte.

Ein freundlicher Garten hinter dem Hause gab den gelegenen Raum für Spiel und Erquickung im Freien zu jeder Stunde und mit jeder Bequemlichkeit. Das schöne Sommerwetter reizte aber an Vormittagen und Abenden zu weiteren Spazirgängen auf den hohen schattigen Wällen, dem Jungfernstieg, am Hafen, oder noch besser zu den schönsten Fahrten die Elbufer hinab, in die reizenden Alstergegenden, oder nach andern schönen Orten der reichen Landschaften um Hamburg. Ich zählte die Stunden und Tage, die ich im Genusse der

herrlichsten Natur, unter prangendem Himmel, bei reinster Luft, im Anblicke der mächtigen Elbe mit ihren grünen Inseln und weißen zahllosen Segeln, daneben blühender Gärten und reizender Landhäuser, solchergestalt im friedlichsten Behagen hingebracht, zu den glücklichsten meines Lebens, und an die Namen Rainville, Flottbeck, Blankenese, sowie andrerseits Harvstehude, Eimsbüttel und Wandsbeck, knüpfen sich die liebsten und traulichsten Bilder, die ich irgend aus meiner Vergangenheit hervorzurufen vermag.

War man zu Hause geblieben oder Abends zum Thee wieder heimgekehrt, so war auch hier ein gutes Zusammensein angeordnet; die Kinder begaben sich zum Schlafen, die Frauen forderten mich zum Vorlesen auf — ich las auch hier wiederum Wilhelm Meister — oder wir führten Gespräch bis zur späten Stunde des Abendessens, wo dann auch Vater und Sohn sich einstellten, welches beim Mittagsmahl, der Börse wegen, nicht regelmäßig der Fall sein konnte.

Selten wurde dieser stille Gang der Tage durch Besuch unterbrochen oder lebhafter; den lästigen hatte man von jeher vermieden, die Familie war nicht eben zudringlich, und willkommene, gebildete, geistreiche Gesellschaft nicht leicht zu haben, eine Klage, die man an allen arbeitsamen Handelsplätzen vernimmt, in Hamburg aber mehr als anderswo, und zu der damals in einem jüdischen Hause noch ganz besonderer Grund war. Mit den Frauen der Mendelssohn'schen Familie, von der ein Zweig sich in Hamburg niedergelassen hatte, bestand als mit Verwandten und gebildeten preußischen Landsmänninnen ein naher Umgang, doch sah man sich nur in abgerissenen Augenblicken; ein paar jüngere Leute von Talent und Bildung kamen als Freunde des Sohnes zuweilen Abends, eine besondere Auszeichnung aber hatte keiner.

Unter solchen Umständen war mir nothwendig eine hervorragende Bedeutung zugetheilt, die mir Aufmerksamkeit und Wohlwollen brachte. Schon gleich in den ersten Tagen meines Aufenthalts war ich auf dem besten Fuße mit den Alten wie mit den Jüngeren; mein guter Wille und leb-

hafter Eifer, mein jugendliches Streben und dabei bescheidner Ernst, nahmen die ganze Familie für mich ein. Man sah wohl, daß man keinen gewöhnlichen Hofmeister vor sich hatte, und wollte mich mit keinem dieses Standes vergleichen; auch bedauerte man fast, als man nähere Einsicht in meinen Lebenszusammenhang erhielt, daß ich in diese Verhältnisse gerathen sei, so sehr man sich selber dazu Glück wünschen wollte; man meinte, es sei doch recht schade, daß ich nicht vorher habe ordentlich studiren können, und man hoffte, ich würde dies nun später nachholen, wozu die Mittel gewiß nicht fehlen sollten. Wurde solche Theilnahme von Seiten der Alten vielfach laut, so zeigte sie bei den Jüngern sich nur noch inniger und zarter in persönlicher Fürsorge und anerkennendem Bezeigen jeder Art. Besonders von Seiten der Madame Hertz wurde dies sichtbar. Es ließ sich nicht verhehlen, sondern fügte sich so offenbar wie nothwendig, daß hier zwei jüngere Personen — ich zählte 19 Jahre und Fanny nur einige Jahre mehr — inmitten eines ihnen fremdartigen äußeren Treibens als Haus- und Familiengenossen mit allen ihren Interessen und Regungen unmittelbar auf einander angewiesen waren. Zu ganzen Tagen frei und unbeachtet sich selbst überlassen, zu manchem Vertrauen durch die Stellung der Dinge sogar genöthigt, und beide durch Unbefriedigung in Geistes- und Gemüthsstreben, durch Versagungen des Geschickes und Schranken der Welt leidend und hoffend aufgeregt, mußten sie sich bald einander sehr nah und wirklich verbunden fühlen, ehe noch eine Betrachtung darüber in ihnen entstehen konnte. Wohlgefallen, Neigung und Leidenschaft wirkten unaufhaltsam ein. Ich fand mich unvermerkt in Beziehungen verflochten, die ich keineswegs gesucht hatte, die ich kaum wollte bestehen lassen, und doch als unwiderstehlich reizende empfinden mußte; auch waren sie durchaus nicht abzuwenden, die Natürlichkeit und Unschuld dieses Zusammengehörens lag so klar vor Augen und das ganze Verhältniß stellte sich als ein so richtiges dar, daß darin kein Geheimniß Statt fand und auch kein Tadel noch Argwohn uns treffen konnte. Das ganze Haus fand es nur in der Ordnung, daß der junge Mann und die jugendliche

Frau, der Erzieher und die Mutter, der Lehrende und die Wißbegierige, zu einander hingezogen waren und sich zusammenhielten, wie man es natürlich findet, daß zwei Personen, die gern Schach spielen, sich unter Nichtspielern aufsuchen und ihre Parthie machen.

Eine Zufälligkeit traf in diesen Stand der Dinge, wodurch derselbe augenblicklich seinen Sinn thätig aufschließen konnte, so wie jene durch ihn erst recht bedeutend wurde und für meine ganze Folgezeit von wichtigem Einflusse blieb. Es verhielt sich damit folgendermaßen. Auf dem Komtoir, wo seit so langen Jahren Tausende von Geschäften betrieben worden, geschah eine Aufräumung alter Bestände und mannigfacher Sachen, die sich aus dem Strom der Tageswellen gleichsam abgelagert hatten. Eine Menge von Goldmünzen, großentheils Seltenheiten und Schaustücke, kamen an den Tag und wurden freigebig ausgetheilt. Den beträchtlichsten Theil erhielt der älteste Sohn, der Vater meinte aber, ich sollte davon die Halbscheid bekommen, und jener ohne Zögern und voll Freude nöthigte mir fast das Ganze auf. Es waren die prächtigsten Stücke darunter, spanische und portugiesische Münzen von außerordentlicher Größe, merkwürdige Medaillen, doch fehlte auch gangbares Gepräge nicht. Bisher war noch keine so große Summe als hier der bloße Goldwerth betrug in meiner Hand gewesen, ich sah darin die erlangte Gewißheit künftiger freier Studien; doch freute mich im Augenblicke weniger der Besitz als das überraschende, von allen Seiten gleichmäßige Wohlwollen, das mir bewiesen wurde. Fanny blieb dabei nicht zurück; sie machte mir in fürsorglicher Beeiferung alsbald das Anerbieten, den kleinen Schatz für mich zu verwahren und zu verwalten, wobei sein Anwachsen unzweifelhaft sein würde und ich bald im Stande sein sollte, nach meiner Wahl eine Universität zu beziehen. Es war im Hause gleichsam schon abgeredet, daß es eine Sünde sei, mich meinem höheren Berufe auf die Dauer entzogen zu halten, und es stand fest, ich solle die Erziehung der noch sehr kleinen Kinder nicht vollenden, sondern vorher meine eignen Studien machen und könne dann später vielleicht zurückkehren, wobei die Aussicht zu schönen Reisen nach Eng-

land, Frankreich und Italien eröffnet wurde. Der Schatz hatte sich in so guter Hand nach Verlauf eines halben Jahres schon beträchtlich vermehrt. Die Aussichten rückten näher, alle Innigkeit der Gegenwart stand mit der verheißungsvollsten Zukunft in Bezug. Da trat unvermuthet ein andrer Vorfall ein, der die Sachen in neue Gestalt brachte. Fanny bekannte mir eines Tages mit Verlegenheit und Betrübniß, mehrere Kostbarkeiten und auch der mir gehörige Schatz seien aus ihrem Zimmer entwendet; der Verdacht fiel auf einen entlassenen Bedienten, allein aus tausend Gründen wollte sie förmliche Anzeige und polizeiliche Nachforschung vermeiden, und übernahm lieber, den ganzen Diebstahl zu verschweigen und nach und nach zu ersetzen; im Verlaufe der Zeit und nach Maßgabe meines Bedarfs würde das Verlorene, meinte sie, doppelt und dreifach sich erstatten lassen. Ich war nur bemüht, sie zu beruhigen und dachte nicht weiter an den Verlust, der in der That für mich keiner sein konnte. Aus diesem Zusammenhange zuerst, und noch ganz unberührt von Antrieben und Empfindungsgründen, die sich nachfolgend entwickelten, ergab sich das fördernde Verhältniß, daß ich eine Reihe von Jahren hindurch, nachdem ich das Hertzische Haus verlassen, zuerst auf dem Gymnasium in Hamburg, dann auf der Universität von der lieben Freundin fortgesetzt einen Theil der Mittel empfing, deren meine Studien bedurften und in denen auch noch Freunde zuweilen Hülfe fanden. Die ursprünglich mir gehörige Summe, deren Betrag ohnehin nicht genau zu bestimmen war, mußte freilich zuletzt wohl überschritten sein; aber Fanny wollte dies nie zugeben, sondern meinte, das durch ihre Fahrlässigkeit mir abhanden gekommene Kapital habe ja die Möglichkeit der klügsten Benutzung und des größten Gewinnes in sich getragen, daher dürfe jeder Ersatz zu gering dünken, und so fuhr sie fort, nur als Schuld abzutragen, was ich von der geliebten Hand eben so gern als freies Geschenk anzunehmen in meinem Innern nicht das geringste Bedenken haben konnte!

Ich muß es der edlen Freundin dankbar nachsagen, daß sie mit großmüthigem Selbstvergessen nur stets daran dachte und dahin strebte, für Andre Gutes zu wirken, für Andre

gelingen zu machen, was ihr selber, auf eignen Lebenswegen, nicht beschieden sein sollte. Ich erfuhr die Kraft und Wärme dieses unerschöpflichen Triebes in vollen Maßen. Nur immer bemüht war sie, mich auf meiner Bahn zu fördern, die Erfüllung dessen zu bewirken, was meinen Anlagen und Wünschen gemäß war, auch wenn gerade dies mich von ihr entfernen oder gar trennen sollte. Und in diesem Karakter bewährte sich immer auf's neue das ganze Verhältniß. Denn was auch im Wechsel so vieler Tage an mannigfachen Vorgängen und Stimmungen bald als trübere Gluth, bald als hellere Wärme hervorbrechen wollte, wie auch die leidenschaftlichsten Empfindungen sich gestalten mochten, so herrschte doch von Anfang und behauptete sich bis zuletzt eine höhere Gesinnung, ein Gefühl und ein Willen der Entsagung, die wir uns auferlegt glaubten, ich mir durch die Macht des Geistes, die mich vor allem zu Studien und Weltanschauung unwiderstehlich trieb, Fanny durch die schon geknüpften Lebensbande, welche sie durch ihre Kinder als unauflösliche fühlte. In diesem Sinne waren wir frühzeitig einverstanden, selten trübte er sich, und als eine Zeit lang der entgegengesetzte, daß wir uns dennoch künftig, und selbst mit gewaltsamer Umänderung der Verhältnisse, ganz angehören wollten, als die Vorstellung dieses einzigen Glückes die Oberhand zu haben schien, war es doch nur ein Wahn, der zwar mich als Vorsatz und Hoffnung ernstlich ergriffen hatte, aber für Fanny, wie sie später eingestand, immer nur eine Täuschung des Tages geblieben war, welche den Unmuth der Trennung und das Leid der Gegenwart durch ein Bild erheitern sollte, das sie niemals im Ernste hegen noch glauben mochte.

Wegen entfernter Wohnung sah ich Mutter und Schwester weniger oft als ich gewünscht hätte, und beide noch am meisten im Hertzischen Hause, wo man ihnen mit größter Vorliebe begegnete; eben so sprach ich meinen Freund Lüders weniger nach Wunsch, als nach Gelegenheit, die auch ihm nicht mehr zu Gebote stand. Gleich in den ersten Tagen war ich bemüht gewesen, mich dem Konsul Kirchhof zu zeigen, den ich aber verschiedenemale nicht traf, und als ich seiner Mutter, der Senatorin, die ich gleichfalls besuchte,

mein Fehlgehen klagte, gestand mir die alte würdige Dame, sie glaubte, ihr Sohn wünsche mich jetzt lieber nicht zu sehen, da ihm mein Anblick nur den peinlichen Vorwurf erneuern würde, daß er durch seine Handlungen auch mein Geschick zerrüttet habe; er würde später ohne Zweifel schon selbst Veranlassung treffen, daß wir uns sähen, ich möchte ihm nur die nöthige Zeit lassen. Er befand sich aber, wie ich erfuhr, in einer andern häuslichen Umgebung, als ich ihn früher gesehen hatte, und wohnte mit einer nicht angeheiratheten Gefährtin und mehreren Kindern eng zusammen, so daß auch vielleicht nur dies ihm unangenehm war, daß ich ihn in solchen Verhältnissen finden sollte. Ich hatte in jedem Falle seinen Wunsch zu berücksichtigen und mußte mich, so leid es mir that, von ihm zurückhalten, und da er von seiner Seite mich fortwährend vermied, so geschah es, daß ich ihn nie wiedersah, und seinen, nach mehreren Jahren erfolgten Tod um so wehmüthiger zu betrauern hatte. Bei Viktor Ludwig Klopstock, wo ich das Empfehlungsschreiben Fichte's abgab, fand ich die freundlichste Aufnahme. Erst ein Jahr war seit dem Tode des Dichters verflossen, dem ich einen begeisterten Hymnus gewidmet hatte, und ich bedauerte innigst, den Mann nicht mehr unter den Lebenden zu finden, den ich früher nur aus ehrerbietiger Ferne gesehen hatte, und mit dem ich nun unter so günstigen Umständen in nähere Bekanntschaft würde gekommen sein. Der Bruder, Herausgeber der Hamburger Adreß-Komtoir-Nachrichten und ich glaube dänischer Kommerzienrath, war ein guter alter Mann, der in behaglichen und geachteten Verhältnissen lebte, übrigens aber keinen Funken von Poesie hatte und den Ruhm und das Verdienst des Sängers des Messias als einen Familienschatz ehrte und festhielt, ohne sich eine nähere Würdigung desselben anzumaßen. Ich erfuhr durch ihn viele Einzelheiten aus dem Leben des Dichters, Urtheile aus dessen letzten Jahren, in denen er durch schmerzhafte Krankheit und herben Mißmuth sehr gelitten zu haben schien. Gar oft hab' ich in der Folge bedauert, solche Züge nicht gleich damals niedergeschrieben, sondern bloß dem Gedächtniß überlassen zu haben, das sie nicht treu genug bewahrt hat!

Von selbst fand ich mich auf das Haus und dessen Kreis beschränkt, und dies konnte mir nur lieb sein. Die tüchtigen, guten, wohlwollenden Leute in ihrer schlichten Bürgerlichkeit waren mir gerade recht. Mein eigentliches Leben dacht' ich ohnehin dieser Wirklichkeit ganz entrückt zu halten, und theils in gründlichem Lernen und Arbeiten, theils in der geistigen Gemeinschaft mit den entfernten Lieben zu führen, in den Erinnerungen des Hauses und Gartens, die wie eine Zauberwelt abgeschlossen hinter mir lagen, und in dem Dichten und Leben der mitstrebenden, jetzt weit über viele Länder und Orte zerstreuten Freunde, so daß meine sehnsüchtigen Blicke und heißen Wünsche in zwiefacher Richtung über das Nächste hinweg in den engen Kreis glücklicher Vergangenheit oder in große Bahnen der Zukunft sich verloren. An Koreff's und Theremin's hohen und freien Wandel konnt' ich fast nicht ohne Thränen denken, mit Chamisso, Neumann und Eberty, die gleich mir noch in untern Regionen zu kämpfen hatten, mußt' ich unaufhörlich das entschwundene Zusammensein zurückwünschen. Auch das Schicksal der Cohen'schen Familie behielt ich stets im Auge und nahm fortwährend an dessen stufenweiser fernern Entwickelung gespannten Antheil.

Ich schrieb zahlreiche Briefe, mancherlei Aufsätze und Gedichte, und las mit Eifer und Lust viele Bücher, die ich mir mit einer Art von Verschwendung anschaffte, weil ich selbst nach ansehnlichem Zurücklegen noch überflüssig Geld behielt. Vossen's Homer, Schleiermacher's Platon, Schlegel's Shakespeare und vieles andre aus der neuesten Litteratur mußte meine Bücherbretter zieren. Da ich aber keineswegs mit bloßem Genusse mich abzufinden meinte, so hatte ich auch alle Hülfsmittel zum Griechischen mir angeordnet, und ganz allein, ohne Lehrer und Gefährten, stürzt' ich mich alsbald in diesen Abgrund mühseligen und schweren Studiums. Bernhardi hatte mir noch zuletzt in Berlin guten Rath und sichre Anleitung ertheilt, ich sollte Buttmann's Grammati und dann Xenophon's Anabasis unermüdlich durcharbeitenk und recht eigentlich das Kleinste und Aeußerlichste streng üben und festhalten. Fichte war für einen andern Weg eingenommen, ich sollte mit Homer anfangen, die Sprache ge-

schichtlich verfolgen und Geist und Wort gleichzeitig auffassen. Die Verschiedenheit der Ansichten zweier so bedeutenden und sonst einverstandenen Männer trat mir gleich zu Anfang verwirrend entgegen, doch entschied mein Urtheil und meine Neigung bald für den erstern Weg. Mehr jedoch als dieser Widerspruch schreckte und ängstete mich das, worin beide einig waren; das Griechische hat wahrlich seine Schwierigkeiten, und besonders für mich mußten sie groß sein, allein Bernhardi sowohl als Fichte hatten sie mir als ungeheuer vorgestellt, und weil ich auf dem strengen Wege des nur allmähligen Fortrückens lange Zeit ohne Uebersicht des Folgenden blieb, so lag dieses wie ein furchtbarer Alp auf mir, unter dem ich schwer und bang athmete und oft ganz verzweifelte. Auf diese Weise brachte ich in großer Qual und Anstrengung der Vorstellungen mehrere Monate hin, die ich fröhlichern und bessern Muthes überstanden hätte, wenn ich weniger geschreckt und meine Erwartung mehr auf das Maß, welches ich später durch Erfahrung erhielt, gestellt gewesen wäre. Indeß war die Freude, die Sache leichter zu finden, dann auch um so größer, und die frühere Vorstellung hatte meinen Fleiß nur um so mehr gespornt.

Als willkommene Erfrischung in dieser trocknen Arbeitsmühe kam aus Berlin der verspätete, aber noch endlich dem Drucke fertig entwundene zweite Jahrgang des Musenalmanachs mir zu. Die Beiträge der früheren Theilnehmer bezeugten ohne Zweifel manchen Fortschritt, das Steigen unseres poetischen Vereins aber that sich bedeutend in den neuen Theilnehmern dar. Koreff, Karl von Raumer, Augusta Klaproth und Wolfart waren hinzugekommen, Theremin hatte seinen Namen genannt, unsren Stolz und Ruhm aber krönte, daß Fichte selber mit vier Gedichten in unsrer Reihe stand. Der Almanach war diesmal in ordentlichen Verlag gegeben, es fehlte nicht an den Hülfsmitteln der Verbreitung, auch kam er in den Tagesblättern genug zur Sprache, aber im Buchhandel konnte er, gleich dem vorigen, zu keinem Leben gelangen. Seine Wirkung war dennoch in einem weiten Kreise nicht unbedeutend und mehrte bei solchen Poetisch-

gesinnten, welche dem neuern Wesen ihren Sinn oder ihr Herz eröffnet hatten, unser Ansehn und unsre Verhältnisse.

Einige Bekanntschaften von höherer Anregung hatten inzwischen auch in meinem nächsten Bereiche sich aufgethan, und es kamen die poetischen und überhaupt die litterarischen Interessen bei Gelegenheit des grünen Büchleins nur um so lebhafter zur Sprache. Am eifrigsten und am hingegebensten zeigte sich Heinrich Julius, der nach einer in Berlin bei Feßler überstandenen Erziehung nun im väterlichen Hause bequem seine Kenntnisse erweiterte, bis er zu seiner Zeit irgend einen Lebensentschluß fassen würde. Er studirte später in Heidelberg Medizin und hat sich in der Folge durch seine Arbeiten zur Verbesserung der Strafanstalten und Gefängnisse bekannt gemacht. Sein Eifer hatte aber damals schon etwas Unerquickliches und Kaltes, indem er mehr das Aeußerliche der Litteratur bemerkte und gleichsam registrirte, als daß er selbstthätig im Innern mitgelebt hätte; auch zu seinem nachherigen eifervollen und katholisirenden Christenthume würde ein Kundiger vielleicht den Keim schon damals erkannt haben. Er hatte weder Arg noch Dünkel, und hierin stand ihm sein Freund Adolph Schlesinger weit nach, der mit einigem leichten Talent und geringen Kenntnissen die eitelste Klugheit und borstigste Anmaßung verband. Durch vielseitige Bildung und feines, sichres Betragen zeichnete sich der holländische Geschäftsträger Reinhold aus, den ich schon in meiner Knabenzeit als jüngern Bekannten meines Vaters gesehen und jetzt wieder aufgesucht hatte. Mit alter und neuer Litteratur war er vielfältig vertraut, er las unaufhörlich und dichtete leicht und schnell. Den Petrarca hatte er, indem er ihn bloß lesen wollte, nebenher zugleich übersetzt, jedes Stück in derselben Reimweise, treu und glatt, und dies in der unglaublich kurzen Frist nur eines Jahres. Aehnliche Versuche betrafen auch griechische und englische Dichter, alles aber nur zur eignen Ergötzlichkeit, ohne vor dem Publikum damit auftreten zu wollen. Dies letztere entschuldigte bei mir jedoch keineswegs den Mangel tief durcharbeiteter Gründlichkeit, die ich überall anforderte. Als ein heitrer gefälliger Mann suchte er soviel als möglich auf meine Schlegel'schen Kanones

der ästhetischen Schätzung einzugehen, schauderte aber doch alsbald und bekannte sich lieber als Eklektiker, der bei all und jedem, und also gewiß auch bei Schlegel, das Gute anerkenne, aber leider auch dem größten Genie bisweilen Unwerthes nachzusehen habe. Er hielt besonders auch auf die französische Litteratur und pries mir lebhaft die Briefe der Frau von Sevigné, in deren Lesen er mit seiner Schwester gerade begriffen war. Ich hatte jedoch für die reizende Ursprünglichkeit dieser lebensvollen Frau, in welcher die rasche Wahrheit zur geistreichen Laune wird, weder den erforderlichen Sinn, noch die zu ihrem besseren Verständniß nöthige Kenntniß ihrer Zeit, und las lieber den Roman Faublas von Louvet und die Liaisons dangerenses von Laclos, worin das Schlüpfrige mir gleichgültig oder sogar widrig war, aber die Behandlung mich anzog und denen eine ähnliche Protestation, wie die in der Lucinde, gegen das Gemeine und Falsche eines bloßen Schlendrians sittlicher Vorstellungen zum Grunde zu liegen schien. Wegen Schiller führten wir große Streitigkeiten, Reinhold liebte ihn heftig, auch mir galt er wahrlich sehr viel, aber mein Urtheil war durch die Schlegel'schen Aussprüche befangen, und ich glaubte an deren Richtigkeit, selbst gegen mein Gefühl. Wollte dann Reinhold wieder die Schleiermacher'sche Uebersetzung des Platon nicht gelten lassen, sondern darin die Anmuth und Heiligkeit des göttlichen Philosophen vermissen, so bemüht' ich mich vergebens, das Gegentheil darzuthun. Wir lebten in stetem Widerspruch, und doch eigentlich in bester Eintracht, Reinhold's ächtes und edles Gemüth, sein festes Maß und sein frischer Geist übten immer die versöhnlichste, mildeste Wirkung auf meinen oft irrig eingenommenen und leidenschaftlichen Sinn.

Wilhelm Tischbein war aus Neapel, wo er lange Jahre als Direktor der Mahlerakademie in angesehenen und glücklichen Verhältnissen gelebt, der Kriegsunruhen wegen nach Deutschland zurückgekehrt, und hielt sich abwechselnd in Eutin und in Hamburg auf. Er verabscheute den Norden, fand diese Länder eigentlich nur für Bären bewohnbar, sehnte sich täglich nach Neapel zurück und bejammerte sein und so vieler

liebenswürdigen und edlen Menschen Geschick, die gleich ihm verdammt wären, in diesem winterlichen Klima zu leben, pries sich und sie aber doch glücklich, hier wenigstens Ruhe und Ordnung des bürgerlichen Lebens zu finden, die freilich in jenem von der Natur begünstigten Lande fehlten, nicht nur jetzt, sondern auch schon vorher, ehe noch die französischen Revolutionsstürme dort eingedrungen. Er war in seinem Benehmen und in seinen Aeußerungen sehr eigenthümlich, seine große Lebenserfahrung resumirte sich gern in Bildern und Sprüchen, die er dann humoristisch auslegte, mit oft grillenhafter, doch immer sinnvoller Laune, die gern didaktisch wurde, ohne je langweilig zu werden. Für seine Jahre — er stand in den Fünfzigen — war seine Liebenswürdigkeit noch jugendlich, und die Empfänglichkeit seines Herzens wollte sich nicht verbergen. Ich lernte ihn und seinen Neffen, den Mahler Unger, in besonders günstiger Weise kennen. Wir trafen in einer Familie zusammen, wo Tischbein von der Anmuth der Dame des Hauses lebhaft ergriffen war, aber auch bald bemerkte, daß andre Beeiferungen schon begünstigt wurden. Der Aeltere suchte den Jüngern nur leise zu bekämpfen, nur so weit, um abnehmen zu können, derselbe stehe auf sichrem Boden, und schloß sich dann freundlich dem Mitbewerber an, machte ihn geltend und erhob ihn soviel er konnte. Ich habe später diese Erfahrung in andern Beispielen noch oft wiederholt gesehen, und es scheint in solchem Benehmen ein gutmüthiges Selbsterkennen doch mit einiger Arglist wunderlich gemischt zu sein; damals aber empfand ich nur den Vortheil davon, und ließ mir ihn wohlgefallen. Wenn Tischbein von Neapel erzählte, von der reichen Natur und dem üppigen Leben, von den Geschichten des Hofes und den Sitten des Volkes, hörten wir ihm stets mit Vergnügen zu; weniger Beifall erwarben seine Lehren in Betreff der Thierphysiognomieen, auf welche er die menschlichen Gesichter zurückführen wollte, und dabei den Einen von uns ohne weiters als Schaf den Andern als Hund, den Dritten als halb Schaf halb Esel bezeichnete, ohne mit diesen Namen im geringsten einen Schimpf verbinden zu wollen, der aber in der Schadenfreude der Anwesenden doch

immer nahe genug schwebte. Aeußerst unterhaltend war das Durchmustern der Zeichenbücher, in die er wie seine großen Naturanschauungen und ernsten Stimmungen auch seine geistreichen Launen und Einfälle, seine seltsamen Anblicke und Begegnisse, mehr oder weniger flüchtig eingetragen hatte und in deren Erläuterung und Nutzanwendung er unerschöpflich war. Goethe hatte unternommen, mehrere Darstellungen dieser Zeichenbücher mit anmuthigen Reimen zu begleiten; dieselbe Gunst erbat nun Tischbein auch von unsrer Dame, die vergebens betheuerte, sich dergleichen nicht anmaßen zu dürfen, sie mußte wirklich die Feder nehmen, und wurde der lästigen Aufgabe nur dadurch frei, daß sie merken ließ, sie würde sich von mir helfen lassen; von dem Augenblick an war von der Sache nicht mehr die Rede. Wir besuchten Tischbein auch öfters in seiner Wohnung, um seine größeren Gemählde zu sehen. Sein neuestes, damals noch nicht fertiges Bild, Ajax und Kassandra, erregte allgemeine Bewunderung, besonders wurde Zeichnung und Färbung des reinen und zarten Leibes der Kassandra höchlich gerühmt; mir aber mißfiel, daß der Künstler einen gradezu sinnereizenden Eindruck darin beabsichtigt zu haben heimlich eingestand, und ich verhehlte nicht, daß mir das ganze Bild, wenn auch die technische Meisterschaft darin noch so sehr zu rühmen sei, als eine schwache Komposition und ohne innere Nothwendigkeit erscheine. Zu einem so verwegenen Urtheil hielt niemand mich berechtigt, und ich wurde übel dafür angesehen; man erblickte darin einen Ausbruch jener göttlichen Frechheit, zu welcher die Schlegel'sche Schule sich bekannte, und dieser sollt ich nun einmal angehören! Tischbein, dem schon meine Stummheit und Kälte vor seinem Bilde verdrießlich gewesen, erhielt einige Kunde von meinem frevelhaften Tadel, und die geringe Anziehung, die zwischen uns Statt gefunden, schwand nun völlig. Ich sah ihn noch öfters wieder und erkannte gern seine großen Vorzüge in Kunst und Leben, so oft sie mir als solche einleuchteten; allein mein aufrichtiges unbefangenes Gefühl für bösen Trotz und willkürliche Laune ausgegeben zu sehen, regte mich gegen die Andern auf, welche selber willkürlich und eigensinnig mir solcherlei beimaßen.

Der bedeutendste Mann, welchen ich in dieser Zeit sah, war ohne Zweifel Doktor Veit, ein von Breslau gebürtiger, in Hamburg ansässiger Arzt. Zwar verhielt er sich zu meinen medizinischen Vorstellungen fast eben so, wie Reinhold zu meinen poetischen; allein er hatte strengwissenschaftlichen Grund und Geist, und sein tiefer gebildeter Verstand führte ihn sicher und fest auch in Gebieten, die nicht gerade die seinigen waren. Ein Aufsatz von ihm über Pascal, auch manche mündliche Erörterungen gaben mir einen hohen Begriff von seiner Einsicht, desgleichen mußt' ich in ihm den Arzt dankbar verehren, gleichwohl ermaß ich seinen vollen Werth damals nicht, woran zum Theil seine unangenehm scherzhafte und etwas mephistophelische Manier Schuld war, die ihn als Hausarzt am wenigsten kleidete und ihm noch oft genug völlig verunglückte. Daß ich in ihm einen Jugendfreund Rahel's zu schätzen und seine gehaltreichen, mit ihr gewechselten Briefe aufzubewahren haben würde, lag in jener Zeit ungeahndet verborgen.

Eines neuen Zweiges der Familie Mendelssohn muß ich hier auch gedenken. Der jüngere der beiden Brüder, Abraham Mendelssohn, kam von Paris, holte sich eine Berlinerin, Lea Bartholdy, zur Gattin und zog mit ihr nach Hamburg, wo er an der Handlung des ältern Bruders Joseph, Theil nahm. Die Bildung des jüngern Paares zeichnete sich vortheilhaft aus und ihr entsprach ein redlicher und wohlwollender Karakter, der sich in der Folge gleich den übrigen Eigenschaften in wachsendem und gedeihendem Familienleben nur immer reicher entwickelte.

Ein helleres Licht strahlte mir auf, als Fr. H. Jacobi im Februar 1805 zum Besuch von Eutin nach Hamburg kam. Er stand im Begriff, Holstein zu verlassen und sich nach München zu begeben, wohin er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften mit ansehnlicher Besoldung berufen war. Wollte ich den berühmten Landsmann noch sehen, der, schon ein Dreiundsechziger, aus dem nördlichen Deutschland für immer sich entfernte, so durfte ich diese Gelegenheit nicht versäumen. Mehr aber als der Landsmann reizte mich in ihm der mit Fichte in Verkehr stehende, der von Fichte im

Leben Nicolai's hocherkannte Geistgenosse, der Freund von Goethe, von Voß, von J. P. Richter und so vielen Andern. Ich faßte mir ein Herz und ging zu ihm. Mit ungemeiner Liebenswürdigkeit nahm er mich auf, er hatte meinen Vater kaum, aber noch sehr wohl meinen Großvater gekannt; meine Beziehung zu Fichte und mein Eifer für die neuere Poesie regten sein besonderes Interesse und ich darf sagen seine lebhafte Neugier auf, denn es war das erstemal, daß ihm ein Jünger aus jenem Kreise persönlich vor Augen stand, und dieses lebendige Beispiel gab ihm einen offnen Blick in diese Zustände und Gesinnungen, von denen so viel Abentheuerliches im Schwange ging, und in sein eignes Verhältniß zu denselben, wie er denn kaum erwartet hatte, dort noch so gut zu stehen und so gerechnet zu werden, wie es aus mir hervorleuchtete. Er führte mich zu seinen beiden Schwestern, in welchen mich die niederrheinische Natur stärker ansprach, als in ihm, der in allgemeiner geistiger Bildung das Oertliche oder Provinzielle mehr überwunden hatte. Da er bei Sieveking's im Hause wohnte, so wurde ich seinetwegen daselbst eingeladen, wo ich mich in einer großen gemischten Gesellschaft von Herren und Damen fand, aber nicht ahndete, daß ich es war, auf den diese Versammlung ihr Augenmerk vorzüglich richtete. Denn Jacobi hatte das Wunder erzählt, daß er unvermuthet einen Landsmann gefunden, der noch nicht lange von Berlin gekommen und ein eifriger Schlegelianer sei, und nun hatten es die Andern recht eigentlich darauf angelegt, mich auf die Probe zu stellen. Jacobi redete mich über Tisch bei allgemeiner Stille mehrmals sehr liebreich an, und gab mir Anlaß mancherlei Urtheile zu äußern, weitre Gespräche verknüpften sich damit, und wiewohl alles in bester Gestalt und ohne eigentliches Gefecht ablief, so hatte das Ganze doch etwas von kriegerischer Demonstration, bei welcher man die Truppen, die sich schlagen könnten, wenigstens hin und her rücken läßt. Mir fiel aber gar nichts bei der Sache auf, und mir ahndete nichts von der gefährlichen Rolle, in die man mich gestellt hatte. Ich war freimüthig wie immer, und bescheiden aus wahrhafter Achtung.

Erst viele Jahre nachher sagte mir Perthes, der auch zugegen und im Geheimniß gewesen, daß man mich habe auf's Korn nehmen und zum Uebermuth verleiten wollen, da man denn nachher um so leichter mich würde in Verwirrung und in mir die Schlegel'sche Schule zu einer Niederlage gebracht haben. Aber Perthes meinte, ich habe mich damals vortrefflich aus der Sache gezogen, mit solcher schicklichen Haltung und gemessenen Gewandtheit, daß man mir nichts anhaben gekonnt, sondern mit Verwundrung mich habe gelten lassen. Er fügte hinzu, ich hätte schon damals meinen Beruf als Diplomatiker völlig bewährt. Wenn ich dieses Lob einmal annehmen soll, so trägt lediglich meine Unbefangenheit davon die Ehre, denn ich kann betheuern, daß ich weder Absicht merkte, noch hatte; und diese Wirkung einer Eigenschaft, an deren Statt man meistentheils lieber Klugheit voraussetzen will, habe ich noch oft zu meinem großen Vortheil, aber auch nicht selten zu meiner gänzlichen Verkennung erfahren müssen.

Bei wiederholten Einladungen und vertraulichern Gesprächen konnte ich Jacobi'n meine ganze Lage umständlich aufdecken. Er bewies mir väterliches Wohlwollen, versprach in München, wo sich ihm so mannigfacher Einfluß eröffne, an mich zu denken und hielt nicht für unmöglich, daß ich als geborner Pfalzbaier von der dortigen Regierung für meine Studien unterstützt würde. Vor allen Dingen ermahnte er mich zum Fleiß, um, nach Seneca's Spruch, mit der Eile der Zeit durch die Schnelligkeit ihrer Benutzung zu wetteifern. An meinem Verlangen zum Griechischen nahm er um so erregtern Antheil, als er sich in gleichem Falle mit mir befand, und den Mangel ausreichender Kenntniß dieser in neuere Bildung stets gewaltiger eingreifenden Sprache mit jedem Jahre schmerzlicher empfunden und nie ersetzt hatte. Mein Bemühen fand seinen ganzen Beifall, aber es dünkte ihn zu hart und schwer, ohne fremde Hülfe durch die Anfangsgründe sich durchzuringen, er machte mich mit dem Professor am Gymnasium und Direktor der Johannisschule, dem erst kürzlich von Kloster Bergen hieher versetzten Doktor Gurlitt bekannt und hoffte, es werde sich mit dem trefflichen

gelehrten Mann ein Unterricht irgendwie verabreden lassen. Bald nachher reiste Jacobi nach München ab, und ich habe ihn nicht wiedergesehen, noch mit ihm eine weitere Verbindung gehabt. Der edle Eindruck aber seiner schönen hohen Gestalt, der geistreich milden Gesichtszüge, der eindringlich angenehmen Rede und der würdigen und feinen Weltbildung kann mir niemals erlöschen. In seiner Erscheinung war die Vornehmheit eines Weisen und eines Staatsmannes vereinigt, wobei doch sein Gemüth einige Reizung verrieth, die auf einen, weder dem Geiste noch der Leidenschaft nach, völlig beruhigten Zustand deutete, welchen er gleichwohl in sich zu haben und nach außen darzustellen nicht aufgeben konnte. Sein persönlicher Umgang aber war so anmuthig und gewinnend, daß auch frühere Gegner, wie Tieck und Schleiermacher, ihren eignen litterarischen spöttischen Urtheilen zum Trotz bei späteren Besuchen in München als seine innigen Verehrer von ihm schieden.

Daß ich nicht früher daran gedacht, mich an Gurlitt zu wenden und durch seine Vermittlung Privatunterricht zu nehmen, dessen wenn auch noch so große Kosten in meiner jetzigen Lage reichlich vorhanden waren, läßt sich schwer begreifen; allein mir war es ungeprüft als eine Unmöglichkeit vorausgesetzt, daß in Hamburg noch außer Gurlitt ein tüchtiger Lehrer des Griechischen sein sollte, und für Privatstunden hätte sich in der That nicht sogleich Auskunft gefunden. Gurlitt schlug mir auch einen andern Weg vor. Er hatte als erfahrner Schulmann mein Bedürfniß schnell übersehen und meinte, die Hauptsache sei, mir baldigst und gründlich über das hinwegzuhelfen, was die Knaben mit Leichtigkeit und Erfolg mechanisch lernen und einüben, was aber ältere Personen, eben weil sie es anders treiben, nur höchst schwierig und unvollkommen sich anzueignen pflegen. Der Vortheil der strengen Schule, behauptete er, lasse sich nur durch sie selbst erlangen, und er rieth mir, sie durchzumachen, und mich unter die Knaben auf die Schulbank zu setzen. Fast gegen seine Erwartung, aber zu seiner leuchtenden Freude, entschloß ich mich auf der Stelle dazu, machte mir vier Stunden wöchentlich frei, und besuchte in denselben die unterste griechische

Klasse, welche der Konrektor Biesterfeld hielt, ein alter, liebreicher und kundiger Mann, der sein Geschäft mit treuem Fleiß und stiller Hingebung führte. Mich kostete es gar keine Ueberwindung, aber auch gar keine, mich als Mitschüler in der Reihe kleiner Knaben zu finden, und im Lernen mit ihnen ganz gleich zu gehen. Die Andern aber konnten es nicht genug preisen, daß ich als Zwanzigjähriger, der schon selbstständige und ansehnliche Verhältnisse habe, Dichter und Schriftsteller sei, aus reinem Eifer für die Sache einen solchen Entschluß habe fassen können, und namentlich wußte Gurlitt seine Zufriedenheit und seinen Stolz, daß ihm dies zugekommen, nicht freudig genug auszudrücken, noch oft genug zu wiederholen. Der Erfolg rechtfertigte das Unternehmen glänzend, ich machte die schnellsten Fortschritte, und sah mich in die Geläufigkeit der grammatischen Formen und in das Lesen und Verstehen hineingekommen, ich wußte selbst nicht wie. Für meinen Eifer und Fleiß gab es keine Gränze, als die von meiner häuslichen Lage bedingte; diese jedoch drängte leider überall sehr nahe. Wirkliche Arbeit oder ernstliche Aufgaben des Leistens hätten mich beschäftigt und zerstreut, aber der gesellige Müssiggang, dem ich nicht entgehen konnte, drückte schwer auf mir, und ich wollte oft verzweifeln, wenn ich die schönen Tage mit Nichtsthun oder gleichgültigen Vergnügungen hingehen sah, und bei mir bedachte, was ich alles in solchen Stunden hätte thun können! Ganz mein waren nur die der Nacht, die ich redlich nutzte, so weit es meine Gesundheit erlaubte, deren öftere Störungen mich sehr quälten.

Mit den näheren Freunden unterhielt ich lebhafte Verbindung; daß aber Koreff und Theremin auf meine heißen Briefe nicht antworteten, betrübte mich sehr, spornte mich indeß auf der andern Seite, ihnen durch die That zu zeigen, daß ich ihres Antheils zum wenigsten würdig sei. Die herrlichste Freude war mir in dieser Zeit von Berlin her zugedacht. Neumann hatte durch den Sturz des Cohen'schen Hauses seine bisherige Stellung eingebüßt, des Lebens und Treibens mit Klaproth war er längst überdrüssig, und die Versuchung, denselben auf einer Reise nach St. Petersburg,

wohin er von der dortigen Akademie der Wissenschaften berufen war, zu begleiten, und von dort mit weiteren Reisen und Studien nach Asien vorzudringen, konnte ungeachtet der versprechendsten Aufforderungen nur gering sein, besonders nach der völligen Durchschauung eines Karakters, der in so vertrautem Zusammenleben sich keinen Zwang auferlegt, und in Betreff ernstlich zu knüpfender Verhältnisse die gerechtesten Bedenken und Zweifel nur gehäuft hatte. Neumann beschloß daher, sich von Klaproth zu trennen, und zugleich von Berlin wegzugehen, wo der Aufenthalt ihm verleidet, und ihm in keiner Art eine günstige Aussicht eröffnet war. Sein Vormund hatte ihm eben eine Summe von etwa tausend Thalern übergeben, mit welchen er nun schalten konnte, und wiewohl er entschiedenen Drang zu den Studien hatte, so glaubte er doch fürerst noch die Sicherheit seiner Gegenwart und Zukunft durch einigen Erwerb mehren zu müssen; er kam deßhalb nach Hamburg, und hoffte eine neue kaufmännische Beschäftigung oder auch eine Erzieherstelle zu finden, bis dahin aber seine Tage und auch nachher seine freien Stunden mir und den Büchern zu widmen. Er hatte sich in neuern Sprachen sehr gut umgesehen, und war besonders des Englischen und Italiänischen mächtig, in den alten aber sehr fremd, und ging daher besonders darauf aus, diese sich anzueignen. Gleichzeitig mit Neumann war auch Chamisso unruhig in seinem stockenden Militairverhältnisse geworden, und wünschte dasselbe, welches er noch hemmender fand als unsre Lagen, ebenfalls mit einem Lehreramte zu vertauschen, wozu sogar meine eigne Stelle, die ich über kurz oder lang aufzugeben schon gewiß war, in Vorschlag kommen durfte. Neumann aber, gedrängter zugleich und freier, entschied sich rasch, und kam gegen Ende des März nach Hamburg. Mit welchem Entzücken nahm ich ihn auf, welch erhöhtes Leben brachte mir seine Gegenwart! Jetzt war ich wieder in unmittelbarem Zusammenhange mit allem, was ich in Berlin gewonnen hatte, und alles, was mich in Hamburg umgab, wurde mir freundlicher. Auch er schien unser Zusammensein als ein Glück zu empfinden, und vermehrte dadurch das meinige. Er fand mich übrigens in dem angedeuteten Zuge

des Griechischlernens und säumte nicht, sich anzuschließen; ich führte ihn zu Gurlitt, der einen zweiten Schüler dieser Art mit freudiger Verwundrung aufnahm, und ihm denselben Gang, wie früher mir, anwies. — An eine Stelle zum Erwerb oder Unterkommen wurde nun nicht gedacht, sondern bei sparsamer Lebensart sollte vor allem jetzt das Lernen betrieben sein. Auch mit meiner Schwester, mit meinen Freunden und besonders mit der Familie Hertz machte ich ihn bekannt, und in der letztern konnte er an meinen geselligen Mußestunden, so wie an Landfahrten und Spazirgängen beliebig Theil haben. Da so viele Zeit nothwendig der Unterhaltung verbleiben mußte, welche keinen griechischen Spracheifer, wohl aber mancherlei Litterarisches in sich aufnehmen konnte, so ließen wir es an diesem nicht fehlen, lasen und besprachen Goethe, Tieck, Shakespeare, Cervantes, die Europa von Friedrich Schlegel und mit manchen andern Erzeugnissen auch die eines eben unter dem Namen Pellegrin auftauchenden Dichters, dessen Erstlinge August Wilhelm Schlegel herausgegeben hatte. Die Frauen des Hertzischen Hauses ließen sich dergleichen Gegenstände gern gefallen, eifrig aber ging meine Schwester darauf ein, welche mich schon an meinem Geburtstage mit einer Sammlung eigner Gedichte angenehm überrascht hatte, in welchen ein zarter, einfacher Sinn sich klar und glücklich ausdrückte.

Dieses harmlose Vereintsein strebender Freunde zu gemeinsamer Arbeit und geselliger Muße hatte kaum einige Wochen gedauert, als ein widriger Unstern, durch die bösartigste Nemesis herbeigerufen, unvermuthet dazwischenfuhr, und das begonnene Glück grausam zerstörte. Neumann hatte vor vielen Jahren, als er kaum zum Jüngling herangewachsen war, einen Muthwill verüben helfen, der die Juden gröblich zu verhöhnen beabsichtigte. In Berlin war die Sache längst vergessen, Neumann selbst würde sich der Knabenunart nur noch mit Scham erinnert haben, zumal er täglich in den besten jüdischen Häusern war, wo man ihn achtete und liebte. Ein Unhold aber, den der Zufall von Berlin nach Hamburg führte, neidisch und grimmig, daß Neumann im Hertzischen Hause gut aufgenommen war, hatte nichts Angelegneres zu

thun, als jene Geschichte mit aller Gehässigkeit aufzufrischen, und die größten Schmähungen damit zu verbinden. Wer es weiß, welche nicht zu verschmerzende Leiden sich den Bedrückten aus dem Hohne und der Rohheit des geringen und vornehmen Pöbels täglich erneuern, und welche fertig aufgehäufte, jedem neuen Funken entzündbare Empfindungen von Beleidigung, Schmach und Abscheulichkeit bei dem Worte „Risches", womit der Verfolgungshaß der Christen bezeichnet wird, sich in den gekränkten Gemüthern regen, der mag begreifen, wie in solcher Bezeichnung, die von so sprechender Thatsache unterstützt werden konnte, mein Freund unrettbar verloren war. Mit Schrecken theilte Fanny Hertz mir die Kunde von dem gehässigen Geklatsch mit, und den unvertilgbaren Eindruck, den dasselbe gemacht; sie gestand, hiergegen nichts zu vermögen, und ich selbst, des Bodens kundig, war weit entfernt, auch nur einen Versuch zur Ausgleichung zu machen, die ich im voraus unmöglich wußte. Ich sprach mit Neumann, und es war für ihn nichts übrig, als sich zurückzuziehen, und mich ferner nur auf meinem Zimmer, aber nicht mehr in der Familie zu besuchen. Der Schlag war hart für mich, er zerstörte die Ruhe und das Behagen meiner häuslichen Beziehungen, und wenn ich nach wie vor den größten Theil des Tages in ihnen zubrachte, so schienen mir die Stunden doppelt hingeopfert, erst dem Studium entzogen und dann der Freundschaft. Wir setzten indeß unsre Arbeiten und unsern Umgang wohlgemuth fort, und wenn Neumann die gewöhnlichen Zerstreuungen weniger mitmachte, so konnte er nur um so besser seine Zeit dem Fleiße zuwenden. In der That machte er schnelle Fortschritte, und als wir in den nächsten Monaten die untre Klasse verließen, um gleich in die erste einzutreten, nahm er an sämmtlichen griechischen und lateinischen Lehrstunden dieser Klasse Theil und besetzte seine Tage auf diese Art vortrefflich, während ich bei meinen vier Stunden wöchentlich stehen blieb. Gurlitt, der die meisten jener Unterrichtsstunden selbst gab, war außerordentlich mit Neumann zufrieden, und rühmte seinen Fleiß wie seine Fähigkeiten ungemein. Auch holte er mich im Lateinischen mit jedem Tage mehr ein, so großen Vorsprung ich

darin anfangs hatte, und im Griechischen behauptete er gleichen Schritt. Gegen Ende des Mai hatten wir eine Gelegenheit, unsre Fassung und Standhaftigkeit bei einer harten Anfechtung darzuthun. Die bisherigen ungünstigen Rezensionen unsrer Almanache hatten uns mehr oder minder verdrossen, aber nicht kränken dürfen, da sie von keinem Orte herkamen, den wir anerkannten, sondern im Gegentheil meist von solchen, denen wir zuerst uns als Feinde gezeigt. Wir trösteten uns mit unserm eignen Bewußtsein und mit der ausgesprochnen oder vorausgesetzten Zustimmung der Häupter, welchen wir als erwählten Führern angehören wollten. Die neue Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung, das Blatt, bei welchem Goethe an der Spitze stand, August Wilhelm Schlegel, Bernhardi und sogar Werner mitwirkten, und welches überhaupt als das Organ des raschen geistreichen Fortschreitens galt, hatte bisher über uns geschwiegen; wir dachten, wenn dasselbe nur erst von uns spräche, so würde damit unsre litterarische Empfehlung vollendet sein. Jetzt brachte die Jenaische Zeitung uns ihren Spruch, aber wie sollten wir überrascht werden! Nicht mit Einer Rezension, wie gewöhnlich, sondern ausnahmsweise gleich mit zweien, einer kürzeren und einer ausführlichern, durch zwei verschiedene in ätzender Schärfe wetteifernden Rezensenten wurden wir abgefertigt, für flache, talentlose Nachahmer der Schlegel erklärt, als abschreckende Beispiele der traurigsten Verirrung aufgestellt, gänzlich verworfen, und zuletzt noch durch ein Spottsonett grimmig verhöhnt. Das war mehr, als wir verdient hatten; in manchen Beschuldigungen war die Ungerechtigkeit offenbar, der Tadel auf äußern Schein begründet, z. B. die Bezeichnung einiger Gedichte in unserm Almanache durch Sternchen wurde für eine schlechte Nachäfferei des Schlegel-Tieck'schen Musenalmanachs ausgegeben, wo auch solche Sternchen vorkämen, wobei der Rezensent freilich nicht ahndete, daß jene wie diese gerade ein und dieselbe Person verdeckten, nämlich Fichte'n. Ich hielt die Litteraturzeitung selbst und bekam die Blätter ganz frisch von der Post. In solcher Lage befindet man sich wohl selten, wir sahen einander an, zergliederten das Gesagte und jemehr

wir Stoff darin zum Widerspruche fanden, um desto schlimmer stellte sich die Thatsache, daß wir gerade von dorther so arg mißhandelt waren. Unter den entfernten Freunden richtete diese geplatzte Bombe nicht geringe Verwüstung an, Koreff war höchst unwillig, Theremin konnte nach Jahren noch seine schmerzliche Empfindlichkeit nicht verläugnen, Robert verschwor in seiner Unlust alles fernere Druckenlassen, Chamisso war wenigstens arg verdutzt. Was mich über die Mißempfindung schneller hinweghob, war der Eindruck, welchen die Sache nach außen machen wollte. Ein Uebelwollender hatte sich die einzelnen Blätter am Tage ihrer Ankunft verschafft, und im Hertzischen Hause anonym abgegeben.

Der gute alte Hertz verstand so viel, daß uns darin sehr weh gethan sei, und wollte mit zarter Schonung alles in Stillschweigen vorübergehen lassen, Fanny Hertz war gleicherweise voll ängstlicher Sorge, bis ich selbst von der uns zu Theil gewordenen Geißelung zu reden anfing, und sie nun auch jene Bosheit und dieses Mitleid mir erzählen konnte. Das aber setzte mich gleich in gerüstete Verfassung, ich konnte jenen üblen Willen verachten, und bedurfte dieser bedauernden Schonung nicht; mit Heiterkeit bot ich den forschenden Blicken und lispelnden Gereden den überlegensten Trotz, und mir war wirklich so zu Muth, daß ich mich über das ganze Ereigniß ernsthaft und scherzend weit hinaussetzen konnte. Veit, der vielleicht mit etwas Schadenfreude mich gebeugt zu sehen erwartet hatte, und mich so guter Dinge fand, urtheilte gleich geringer von dem, was so wenig erschüttert hatte, und Reinhold lachte nur mit uns über die uns widerfahrne Ehre. Denn auffallend zeigte sich von den bösen Rezensionen durch Rückschlag sogar eine günstige Wirkung, wo wir sie am wenigsten erwartet hatten. Richtung und Gang der neuen jenaischen Zeitung waren keinesweges allgemein gebilligt, geheim und öffentlich standen dem neuen Geiste viele durch Gelehrsamkeit und Würden achtbare Männer entgegen, und weit entfernt, daß wir z. B. bei Gurlitt durch den Tadel von Jena her verloren hätten, stiegen wir dadurch bei ihm, und der alte wackere Ebeling meinte, daß

wir zu gut wären, um der neuen Schule anzugehören, und uns derselben nun völlig entschlagen sollten.

Aber ganz und gar nicht war das unsre Meinung. Ein Brief von Friedrich Schlegel aus Köln erfrischte und bestärkte in dieser Zeit noch mehr das Vertrauen, welches uns nach dieser Seite zog. In einem Hefte der Europa hatte Schlegel die litterarische Anfrage ergehen lassen, ob und wo die deutsche Uebersetzung, welche Adam Olearius, wie die Vorrede zu Meninsky's Lexikon erwähne, von dem Gulistan und Bostan des Dichters Saadi aus Persien mitgebracht habe, vielleicht handschriftlich noch vorhanden sei? Der Zufall aber hatte mich diese Uebersetzung gedruckt auffinden lassen, und ich nicht versäumt, dies zu melden, indem ich zugleich unsern Almanach übersandte und von unsern Bestrebungen umständlichen Bericht gab. Hierauf nun antwortete Schlegel sehr freundlich und wohlmeinend, billigte unsre Studien, weniger unsre Poesie, indem er, wie schon früher Fichte, statt kleiner lyrischen Stücke, bei welchen noch überdies die Gefahr walte, daß sie nach und nach bloß Wiederholungen ihrer selbst würden, größere Arbeiten verlangte; und wiewohl seine Worte eher abschreckend als aufmunternd zu deuten waren, so dankte ich sie ihm der ernsten Meinung und des gewichtigen Inhalts wegen doch von ganzem Herzen, und fand mich durch solchen Zuspruch mehr geehrt, als durch Schmeichelei oder Schonung. Der Brief wurde auch den Freunden emsig mitgetheilt und von allen hoch aufgenommen, hatte jedoch in Betreff unsrer Gedichte keinen hemmenden Einfluß, wir machten lyrische nach wie vor, jenachdem der Tag sie gab und erlaubte, und verschoben größere Plane auf künftige Zeit.

Durch Neumann's Fortschritte wurde mein eigner Eifer bis zur Ungeduld angeregt, und empfand um so peinlicher die Schranken, welche ihn seinen vollen Lauf zu nehmen hinderten. Auch Neumann's Trennung von dem Hause, wonach mir nur die Wahl blieb, mich mit ihm auf mein Zimmer zurückzuziehen, oder in der Familie verharrend, ihn zu entbehren, ließ eine täglich wiederholte Störung empfinden. Unter diesen Umständen reifte der Entschluß, auf welchen

ohnehin gleich von Anfang alles gezielt und seitdem auch wirksam eingeleitet war; Fanny Hertz hielt es für unverantwortlich, daß mein wahrer und so tief gefühlter Beruf mir noch verkümmert bliebe, da die Bahn jetzt nach Wunsch eröffnet sei, und nach innigen, bewegten Gesprächen, welche den Schmerz, aber auch den Muth des schönsten Wohlwollens offenbarten, wurde das Ergebniß festgestellt, daß ich das Haus baldigst verlassen sollte, um ganz den begonnenen Studien zu leben. Freilich war hierzu fürerst noch Hamburg der Ort, und ein fortgesetztes Zusammenleben uns noch gewiß; allein über die Bedeutung und nothwendige Folgenwirkung eines solchen Auflösens bisheriger Verhältnisse konnte man sich nicht täuschen, so wenig wie darüber, daß dieses halbe Scheiden ein späteres ganzes nur schneller herbeiführen helfe. Durch die schmerzlichen Empfindungen einer ächten Anhänglichkeit wurde jedoch der vernünftige Entschluß nicht wankend, und seiner Ausführung konnten wir auch unter wehmüthigen Thränen, doch mit Freudigkeit entgegenblicken. Das ganze Haus hatte an dieser Gefühlsweise mehr oder minder Theil, Alle waren betreten, traurig und dabei voll guter Wünsche für mich, der alte Jakob Hertz weinte wie ein Kind, und sagte, er hätte gewünscht, mich nie weggehen zu sehen, da mein Glück aber auf andrer Bahn liege, so hoffe er nur, ich würde nie aufhören, sein und der Seinigen Freund zu sein. An eine Wiederbesetzung meiner Stelle wurde nur obenhin gedacht, einige schon früher in Anregung gebrachte Vorschläge fanden keinen Eingang, man konnte eine Pensionsanstalt einstweilen versuchen, was mancherlei Gründe empfahlen, da sich im Hause trotz aller Sorgfalt noch immer zu viel des alten Judenthums fand, von dem die Kinder um jeden Preis frei bleiben sollten. So lagen diese Sachen, und die Trennung war ausgesprochen und nahe, als ein sonderbares Walten noch unvermuthet schleuniger sie hervorrief. Mitten in so vieler Zuneigung und Theilnahme hatte sich ein Dämon thörichten Haders für einen Augenblick einnisten können, ein rasches Anerbieten wurde eben so rasch angenommen, durch Zufall befestigt, und ich schied gleich an demselben Tage noch. Die Heftigkeit, mit der das geschah,

that der innigen Freundschaft, welche nach allen Seiten bestand, keinen Eintrag. Der alte Hertz bat mich mit Handschlag und Thränen, schon am nächsten Tage sein Gast zu sein, und so fortzufahren, wie und wann ich wollte. So geschah es auch, und es vergingen, so lange ich noch in Hamburg war, selten zwei, drei Tage, ohne daß ich die Familie besucht und einen Theil meiner freien Stunden so dort zugebracht hätte, als gehörte ich nach wie vor dem Hause an.

Ich zog bei Neumann ein, und wir befanden uns zwar in einiger Enge, aber doch ganz gut. Ungehemmten Eifers warfen wir nun uns mit allen Kräften auf das Griechische, und nahmen jede Gelegenheit wahr, die sich unserm Verlangen darbot. Wir ließen uns förmlich zu Mitgliedern des Gymnasiums aufnehmen, besuchten aber hauptsächlich die Lehrstunden des Johanneums. Zum erstenmale genoß ich frei und ungetrübt das hohe Glück, ohne Hemmung noch Ablenkung die herrlichen Geisteswege zu durchschreiten, zu welchen heiße Neigung und tiefes Bedürfniß mich schon so lange Zeit hindrängten, wie keine Jugendleidenschaft es heftiger zu andern Gegenständen gekonnt hätte. Die schönen Sommertage waren es jetzt mir dadurch erst recht, daß ich dem Freunde gegenüber, im Genuß aller Lockungen des lichten und milden Wetters, aber durch noch höheren Reiz gefesselt, vom frühen Morgen bis zum späten Abend angestrengt über den Büchern sitzen konnte, und ich empfand in dem beharrlichen, nachdrücklichen Fleiß eine Befriedigung, ein Wohlsein und Gedeihen, wie sie nicht oft im so vielfach gestörten Leben erreicht werden. Die Wochen, welche uns auf diese Weise dahinflossen, gehören gewiß zu den besten, die wir verlebt haben. Warum konnten sie nicht ungehemmt so fortdauern und sich zu Jahren aufreihen? Weiß der Himmel, was hier dem klaren Aether sich wieder als Streifgewölk einschleichen durfte, aber dieser Zug von Tagen wollte sich nicht in's Unbegränzte fortführen lassen. Nicht daß wir aufgehört hätten, fleißig und eifrig zu sein, keineswegs! Aber der frische grade Hauch, der in unsre Seegel blies, der uns rasch und freudig auf hoher Fluth unsren Sternen zuführte,

dieser Glückswind, der zugleich in und um uns wehte, hatte etwas von des Wetters Wandelbarkeit, wie er von dessen Schönheit hatte. Der Erfolg würde außerordentlich gewesen sein, hätten wir so fortfahren können, denn zum Erstaunen sahen wir uns die schäumenden Wogen durchschneiden und die Strecken des Weges hinter uns lassen; ich kann sagen, daß dieser Ruck mir für alles weitere Studium den eigentlichen Durchbruch gegeben. Wir hatten Uebungen im Lateinschreiben, hörten Vorträge über den Cicero vom Redner, über den Livius, dann über Homer's Ilias, über den Herodotos, und bald auch über den Pindar, die Satyren des Horaz und den Plutos des Aristophanes. Wir waren solchergestalt auf einmal mitten in das Wogengedränge des Alterthums versetzt und mußten wacker arbeiten, um schwimmend im Strom zu bleiben. Gurlitt hatte seine Freude daran, und half uns wohlwollend und einsichtsvoll mit Rath und That. Der Homer war mir nach Inhalt und Farbe nicht mehr so neu, daß ich ihm eine erste Liebe jetzt erst hätte zuwenden können, aber ein wachsendes Verstehen im Zauber dieser herrlichen Sprache und im Reize der beflügelten Hexameter sich anzueignen, war eine beständige Lust, ein überbelohntes Bemühn. Stärker noch zog diesmal der gute Herodotos meine Neigung an, den ich zuerst hier und gleich in seiner ursprünglichen Anmuth und Lieblichkeit kennen lernte. Die Erzählung des griechischen Freiheitskrieges gegen die Perser entzückte mich, ich eilte aber der Schule, wo dieser Abschnitt grade gelesen wurde, weit voran und suchte in den Autor von mehreren Seiten zugleich einzudringen, wozu ich mir auch die Wesseling'schen und Valckenaer'schen Anmerkungen, in welchen ich das eigentlich philologische Wesen näher beschauen lernte, zu Hülfe nahm. Mit dem Lateinischen mocht' ich mich weniger befassen, und die gebildeten Horazischen Sermonen wurden neben den gewaltigen Griechen mir fast peinlich.

Das Erste, was den gleichmäßigen Gang unsres Fleißes und unsrer guten Stimmungen gewaltsam erschütterte, war eine unerwartete Todesnachricht aus Berlin. Die reizende Karoline Lehmann hatte den Wünschen ihrer Eltern nachge=

geben, dem alten Muzio Clementi ihre Hand gereicht, und mit ihm eine Reise nach Italien gemacht. Eben war sie nach Berlin zurückgekehrt, um ihre Niederkunft zu halten; sie brachte einen Knaben zur Welt, der am Leben blieb, während sie selbst in den Armen ihrer mütterlichen Freundin Madame Cohen unrettbar verscheiden mußte! Auch Fremde, welche nur davon hörten, widmeten dem traurigen Ereigniß und seinen näheren Umständen eine wehmüthige Theilnahme. Uns Freunden war es die schrecklichste Bestürzung; am schrecklichsten für Neumann, dessen tief im Herzen getragene Neigung ich erst jetzt erfahren sollte, indem ich den Auftrag erhielt, ihm die Nachricht schonend beizubringen. Ich benahm mich dabei auf eine abentheuerliche und gewagte Weise, führte den Freund und noch einen guten Gesellen, der uns grade genehm sein konnte, zu einer Abendgasterei, wie bisweilen in Berlin gepflogen worden, und wobei der süße Wein nicht gespart blieb. Wir sprachen dabei viel Ernsthaftes und Kräftiges, lasen auch mancherlei Gedichte, die Todtenopfer von Wilhelm Schlegel, die Euphrosine von Goethe, das Lied von Novalis: „Lobt doch unsre stillen Feste". Als die gespannte und ahndungsvolle Erregtheit die Spitze erreicht hatte, bracht' ich das Heil und Andenken aller uns Entschlafenen heftig aus, und nachdem Neumann zagend — denn er wußte, daß mir von Berlin ein Brief zugekommen war — angestoßen hatte, zerschmetterte ich die Gläser, sagte den Namen, dessen Andenken wir gefeiert hätten, und las nun den ganzen Inhalt des Briefes vor. Unaussprechlich war der Jammer, wir brachten den Unglücklichen unter Wehklagen heim. Die Geliebte war ihm, so lange sie noch lebte, nicht völlig geraubt gewesen, jetzt erst fühlte er sie ganz verloren, und drückte dies herzzerreißend aus. Eine ganze Nacht durchwimmerte er, bis ihn am Morgen der Schlaf überwältigte. Dann aber konnte er sich gekräftigt aufrichten, der Schmerz hatte seine höchste Gluth gehabt, gegen welche körperlich und geistig ein schmerzlinderndes Opium im voraus genossen war, und so dauerte er nur noch in schweigender Wehmuth fort, keine Klage tönte mehr, und mit neuem Entschlusse, dem bald Heiterkeit folgte, wandte sich der Sinn zu erhöhtem Fleiß und Geistesstreben.

Hinterher mußt' ich mich wohl fragen, ob ich nicht in dem kühnen Wagnisse, das zwar den wirksamsten Erfolg und den innigsten Dank erwarb, dennoch freventlich mit dem Freunde gespielt? und mir ist noch jetzt nicht wohl dabei, wenn ich mir die Sache in ihrer nicht zu läugnenden Trübheit vergegenwärtige; allein ich muß zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich eigentlich keiner Ueberlegung folgte, und von jeder Aufführung eines Spieles weit entfernt war, sondern durch Verlegenheit und Umstände schrittweise getrieben wurde, und nur das Ausgehen bestimmt gewollt, und das Vorlesen auf gut Glück bereitet hatte. Der Begleiter und Zeuge, welchen der Zufall herbeigezogen, und dessen antheilvolle und doch fremdhafte Gegenwart nur zum Maßhalten wirkte, war Löbell, ein Bekannter Neumann's aus Berlin, der kürzlich dorther gekommen war, begeistert von Fichte's Philosophie und von den Alterthumsstudien, denen zu lieb er auch bald wieder von Hamburg, wo für seine sonstigen Zwecke keine Aussichten waren, nach Halle abging.

Wir konnten mit den zahlreichen Mitschülern nicht täglich zusammen sein, ohne alsbald diejenigen unter ihnen ausgefunden zu haben, mit denen eine geistige Annäherung möglich war. Diese gelehrte Schule hegte in ihrer stillen Tüchtigkeit mehr wackern und ausgezeichneten Geist, als wir je vermuthet hätten. Zuerst habe ich Karl Sieveking zu nennen, den jetzigen Syndikus seiner Vaterstadt, der schon damals durch feine Bildung und vielfache Kenntnisse sich bemerkbar machte, so z. B. hatte er zu Lust und Uebung eine Tragödie des Aeschylos metrisch übersetzt; ferner Middeldorpf, der jetzt Professor der Theologie in Breslau ist, und schon damals seine Vorliebe für das Hebräische zeigte; dann wäre Emanuel zu nennen, der später ein tüchtiger Schulmann im Preußischen geworden, Noodt, erst Prediger in Berlin und dann in Hamburg, Moldenhawer, Arzt in Berlin und manche Andere. Doch wurden uns die meisten von diesen nur halbvertraut, wegen einer gewissen Nüchternheit, aus welcher sie nicht herauskonnten, und in die wir einzugehen keine Fähigkeit hatten.

Zu wahrhaft innigem Verein gelangten wir nur mit

David Mendel, einem stillen und scheuen Jüngling, der aber von tiefer Gluth erfüllt war. Aus Göttingen gebürtig, war er mit Mutter und Schwester früh nach Hamburg gekommen, wo er mit der Aussicht künftiger Unterstützung für die Universität den Schulstudien fleißigst oblag. Sein Aeußeres war ganz vernachlässigt; ob sein Haar ordentlich, seine Wäsche rein, seine Hände gesäubert waren, kümmerte ihn nicht, seine Bücher und Papiere waren herumgesudelt und zerfetzt, Dinte schwärzte seine Finger, die mit gleicher Unbeachtung in Oel oder Sand griffen, Lichtschnuppe oder Postpapier anfaßten; von Kleidung wußte er nichts, seinen Hut trug er verbogen, wie der Zufall es wollte, Risse und Löcher bemerkte er nicht; Essen und Trinken war ihm wirklich nur ein gemeines Bedürfniß, das sich mit jedem ersten besten leicht befriedigte; hiebei im höchsten Grade kurzsichtig, ungeschickt mit allen seinen Gliedern bis zur Unbrauchbarkeit, blöde und stockend im Gespräch — was blieb dem armen Jungen übrig, für den die Sinnenwelt keinen Reiz, kein Vergnügen, keine Zerstreuung, ja kaum einen Gegenstand bot, als auf sein Inneres beschränkt in diesem einen geistigen Ersatz für so viel Entbehrungen zu finden? Er war immer fleißig, weil er sonst wirklich nichts sein konnte, und besaß in den alten Sprachen große Geläufigkeit. Das Griechische hatte ihn auf den Platon geführt, und seit er diesen gefunden, saß er nun und studirte ihn unablässig, besonders die Bücher vom Staat, deren Ideen er ganz in sich aufnahm und verarbeitete. Es gereicht dem würdigen Gurlitt zur Ehre, und zeugt von dem bessern Geiste, der unter seiner Leitung die hamburgische studirende Jugend beseelte, daß David Mendel, bei solchem Aeußern und solcher Eigenheit, und dazu ein Jude, zwar hin und wieder zu Bemerkungen und Scherzen Anlaß gab, auch wohl manche Neckereien erfuhr, aber niemals bösen Muthwill oder kränkende Anspielungen zu ertragen hatte, sondern im Gegentheil wegen seines Wissens und Eifer wahrhaft geachtet wurde, worin die angesehensten und gerade nach außen stattlichsten Mitschüler, wie Sieveking, das Beispiel gaben. Sein philosophischer Eifer verband sich leicht mit unserm poetischen, beide waren in ihrer Unreife einander

ähnlich genug. Er zog uns in seine Platonischen Kreise hinein, und wir gewannen wenigstens an Kenntniß und Uebung des Griechischen, so wenig ihm selbst an der Sprache als solcher etwas gelegen war; dafür brachten wir ihm manchen Funken und Strahl aus der neueren Litteratur zu. Für den griechischen Staat, für die griechischen Religionsvorstellungen, überhaupt für das griechische Leben, war er leidenschaftlich eingenommen, eben so für die französische Freiheit und Gleichheit, von deren Erscheinungen er genug wußte, um sich als erklärten Anhänger der Girondisten zu bekennen, welche mit Geist und Tugend eine Republick gewollt und für ihre Idee größtentheils das Leben geopfert hatten. Das Christenthum verachtete er tief, als eine Religion demüthiger und knechtischer Gesinnung, die er auch an den Psalmen zu tadeln fand, deren Erhabenheit er nicht zugestehen wollte, so sehr auch Gurlitt sie in's Licht zu stellen und mit den Pindarischen Gesängen zu vergleichen sich bemühte. Dergleichen Besonderheit erregte Kopfschütteln, wie auch die ungemeine Liebe zum Platon zwar nachgesehen, aber doch als Schwärmerei mißbilligt wurde; sie dauerte jedoch beharrlich fort, und schloß nach und nach auch andre Philosophen, besonders die Pythagoräer, mit ein, von den Neuern Spinoza und Fichte. Niemals vielleicht war mehr spekulativer Drang bei weniger spekulativem Talent, denn im Grunde, wie die Folge gezeigt, mangelte dies ganz, und der heftige Trieb, welcher ein geistiges Bedürfniß befriedigen mußte, konnte sich gleich andern mit irgend was für Stoffen abfinden, die schon genügten, wenn nur für Gefühl und Geist eine gehörig würzhafte und berauschende Nahrung damit angeordnet war.

Unser poetisches Treiben blieb nicht hintangesetzt. Ein dritter Jahrgang des Grünen sollte erscheinen, und die Beiträge kamen von allen Seiten reichlich; wir sandten aus Hamburg außer den unsrigen auch von Reinhold und von meiner Schwester mehrere, in Berlin wurden ihrer ein paar von Bernhardi, sehr vorzügliche von Fouqué, unter dem Namen Pellegrin uns schon bekannt und geehrt, und selbst von dessen Gattin auch einige erlangt. Die Rezensionen hatten also weder uns abgeschreckt, noch Andere gegen uns

verschüchtert; im litterarischen Kreise standen wir nur günstiger, aber vom Publikum freilich noch immer sehr fern, so daß der Verleger nicht sonderliche Bereitwilligkeit zeigte.

Inzwischen waren die Ferien herangekommen, und wenn auch unser Fleiß darin keine Unterbrechung erleiden sollte, so entbehrte derselbe doch der gelehrten Leitung und Anregung. In dieser Zeit sahen wir oft sehnsüchtig nach Berlin, wo auch Fanny Hertz grade zum Besuch war. Im südlichen Deutschland entzündete sich ein gewaltiger Krieg zwischen Franzosen und Oesterreichern, auch in unseren Gegenden waren kriegerische Andeutungen und Gerüchte, und auf Preußens Entschließung harrte man in größter Spannung. Da kam unerwartet die Nachricht, das Regiment, in welchem Chamisso stand, habe Marschbefehl und werde an einem bestimmten Tage in's Feld rücken; wir konnten den Freund, wenn wir sogleich reisten, noch eben zum Abschied umarmen. Dies berechnen, unsre Bündel packen und den Postwagen besteigen, war Sache weniger Augenblicke. Wir kamen im schönsten Herbstwetter dort an, ich einen Tag später als Neumann, denn ein Abentheuer, das ich mir zugezogen hatte, zwang mich den Umweg mit Extrapostpferden über Potsdam zu machen, und eine junge, hübsche Frau von Wartenberg dort bei ihrem Gatten, der Offizier in des Königs Regiment war, abzuliefern, und selber für den Rest der Nacht bei ihm Quartier zu nehmen; eine seltsame Geschichte, die zu erzählen ohne große Weitläuftigkeit gar nicht gelingen und auch dann noch vielleicht nur mißverständlich gerathen würde. Wir kehrten bei Chamisso ein, wo wir durch andre Gäste das Zimmer zwar schon beengt, aber doch Raum genug für uns fanden. Ein Kandidat von der französischen Kolonie, Franceson, kam Abends und nahm seine Herberge bei Chamisso auf einem Strohlager, und Professor Bourguet, ein nicht ungeschickter Chemiker, aber durch Unordnung und Schulden verdorben, war schon zufrieden, auf einem Schemel in die Ecke gedrückt die Nächte sitzend durchzubringen. Den Tag über war niemand zu Hause, mit der Dunkelheit aber bevölkerte sich der Raum mehr und mehr mit uns seltsamen Nachtvögeln. Von dem Ausmarsche war es noch still, und

wir durften einigen Wochen ungestörten Zusammenseins glücklich entgegensehen. Wir eilten zu Madame Cohen, wo wir noch alles im vorigen Gange fanden, zu Eberty, Bernhardi, Fichte, der von Erlangen in Berlin zurückgekehrt war, zu den andern Freunden und Freundinnen, und des Wiederanknüpfens, Austauschens, Berichtens und Verabredens gab es die Fülle. Eberty hatte mich mit befangener Freude aufgenommen, eine noch größere Befangenheit mußte ich bei Fanny Hertz wahrnehmen, sie konnte einen störenden Affekt nur schlecht verbergen, und schmerzliche Wogen bedrohten jeden Augenblick ihre Fassung. Peinlich verzögerte sich die Gelegenheit sie allein zu sprechen, aber mit dieser trat auch der völlige Aufschluß ein. Durch ihr vielfaches Bitten hatte Eberty sich bewegen lassen, ihr meine Briefe zu lesen zu geben, und wenn dies von ihm in jedem Betracht eine große Unvorsichtigkeit war, wegen deren er sich kaum rechtfertigen konnte, so rief ein besondrer Umstand noch gar den Verdacht gegen ihn hervor, daß er mit Absicht eine Treulosigkeit begangen habe. Nämlich unter den Briefen war einer, der von Fanny's Wesen mit einigem Mißmuthe sprach, und sie überhaupt als nicht vergleichbar mit bestimmten andern Personen bezeichnete; dieser Brief war in keiner Art der erste einer Reihe, gleichwohl lag er aus der Mitte herausgehoben allen früheren voran, und es schien die Absicht, daß gleich zuerst auf ihn der Blick fallen sollte. Dies war auch geschehen, die Freundin, von dem unerwarteten grellen Bilde, das Freundeshand von ihr gezeichnet, im Innersten verletzt, würde bald nachher ganz andre Schilderungen gefunden haben; aber sie vermochte gar nicht weiter zu lesen, sondern überließ sich dem vollen Schmerze der kränkendsten Verkennung. Betreten über die Größe dieses Eindrucks mußte Eberty noch überdies gewahren, daß er auch für sich selbst damit keinen günstigen, wie er vielleicht gehofft, bereitet habe. In diese Verwirrung traf meine Ankunft, und eiligst suchte Eberty durch abgedrungene Versprechungen Fanny's sich das tiefste Geheimniß zu sichern. Allein sie vermochte weder ihre Gemüthsbewegung in meiner Gegenwart zu bemeistern, noch mir, als wir allein waren, die Ursache zu verhehlen. Da

war es denn ein Leichtes, durch die bloße Hinweisung auf das Datum des Briefes, so wie auf den Zusammenhang mit so vielen folgenden, die ganze Sache in ihr gehöriges Licht zu stellen, jede Anklage zu vernichten und ein volles freudiges Vertrauen zurückzurufen. Die Verpflichtung des Schweigens war aber nun auf mich übergegangen, und ich durfte gegen Eberty nichts erwähnen, der auch seinerseits jedes anklingende Wort sorgfältig vermied, und nur in Wunder und Staunen blieb, an der Stelle der noch eben tief getrübten und zwiespaltigen Empfindungen so schnell wieder die freundlichst einverstandenen zu sehen. Eberty's Benehmen, das ich mir nur als einen eitlen Verrath zu deuten wußte, als einen schwächlichen Reiz zu irgend einem Handeln in unerlaubtem Stoffe, verdroß mich tief; es war das erstemal, daß ich von einem Freunde dergleichen erfuhr, und ich hatte Mühe, mich wieder in Gleichmuth gegen ihn zu setzen, besonders da er die Sache auch in der Folge nicht freiwillig eingestand, sondern in kleinlichen Wendungen blieb, denen ich zuletzt allen Rückhalt abschnitt.

Diese Störung war kaum verwunden, als ein politisches Ereigniß ganz Berlin und auch unsre Kreise heftig erschütterte. Eine französische Truppenmacht, eilig aus dem nordwestlichen Deutschland zu dem großen Heere Napoleon's gegen die Donau hinanziehend, hatte in Franken den kürzesten Weg unangefragt über das preußische Gebiet genommen und durch diese Verletzung einen allgemeinen Schrei des Unwillens und der Rache in Preußen aufgeregt. Was bis dahin noch zweifelhaft geschienen, daß Preußen an dem Kriege gegen Frankreich Theil nehmen würde, mußte jetzt als ausgemacht gelten. In Berlin schrie alles laut von verletzter Nationalehre, von blutiger Vergeltung, und von kriegerischen Machtgeboten, welche dem unfehlbaren und raschen Siege folgen müßten. Die bisher langsamen Rüstungen und Bewegungen wurden jetzt kräftig beschleunigt, die Truppen zogen sich zusammen, Chamisso mußte jeden Augenblick gewärtig sein, daß auch sein Regiment Berlin zu verlassen hätte. Unser schwacher Antheil an dem politischen Treiben hatte sich bisher schon immer auf der Gegenseite Napoleon's gehalten, auch für Preußen fühlten

wir einige Zuneigung, und das gesammte Deutschland ließ uns auch nicht gleichgültig. Allein zu einem wahren politischen Eifer, der sich ausschließlich und den ganzen Tag mit politischen Nachrichten und Verknüpfungen beschäftigen mag, hatten wir es noch lange nicht gebracht, das allgemeine und einzige Gespräch von Krieg und Staat langweilte uns, und wir suchten vergebens unsre schönen Stimmungen und Gesellschaften wiederzufinden, die wir uns auf diesem geweihten Boden zu erneuern gehofft. Für Begeisterung und Empfindsamkeit war keine Stätte, alles drängte zerstreut und gestört in's Weite. Chamisso sollte uns auf ungewisse Zeit und zu unsicherem Geschick entzogen werden, seine Studien waren aufgehoben, die Poesie trat in den Hintergrund. Kaum daß wir bei Madame Sander ein paar litterarische Abende hatten, wo unter andern das Kreuz an der Ostsee von Zacharias Werner zur Vorlesung kam, uns aber wenig Geschmack abgewann. Hier sah ich auch den Professor Darbes wieder, der seine Laune und Zutraulichkeit unverändert erhielt. Den schwedischen Geschäftsträger und nachherigen Gesandten Gustav von Brinckmann, der diesen Kreis oft besuchte, ließ mich der Zufall stets versäumen, und ich habe nachher niemals Gelegenheit gehabt ihn zu sehen; seine Gedichte reizten uns nicht, doch mußten wir ihm große Kunstfertigkeit im Versbau zugestehen. Dagegen sah ich den Dichter des Lacrimas, Wilhelm von Schütz, den ich schon früher persönlich gekannt, jetzt in freundschaftlicher Annäherung wieder; hier fanden sich denn freilich alle Arten und Unarten der Schlegel'schen Schule zusammengedrängt!

Fanny Hertz war inzwischen nach Hamburg schon zurückgekehrt, Chamisso's Abmarsch aber verzögerte sich auf's neue ganz unbestimmt, und wir unsrerseits durften nicht länger säumen, unsre abgebrochenen Studien wieder aufzunehmen. Wir gelangten wohlbehalten heim, und schickten uns sogleich zu neuem Fleiß an.

Wir lasen ungefähr dieselben Autoren in der Klasse weiter, griffen aber auch nach eigner Lust und Wahl noch dies und jenes an, was außerhalb des vorgezeichneten Weges lag. Ich übersetzte z. B. die Epigramme Platon's und noch

viele andre aus der griechischen Anthologie, wobei das Metrische nicht immer leicht, oft gar nicht zu überwinden war. Auch einzelne Erzählungen des Herodotos versuchte ich deutsch wiederzugeben. Eine Uebersetzung in Jamben von Racine's Britannicus gedieh nicht über den ersten Akt, der in Feßler's Eunomia gedruckt wurde. Es geschah immer viel, und wurde auch viel gewonnen, die Fortschritte waren fühlbar und wurden stets gelobt; aber dennoch, sei es, daß wir unruhiger geworden waren, und schon zu sehr nach der Universität hinausblickten, oder daß die Stufe selbst, auf der wir uns befanden, weniger heitre Befriedigung gewähren konnte, genug, in solchen Strom und in solches Glück des Fleißes, wie in der Mitte des verflossenen Sommers gewesen war, konnten wir nicht wieder hineinkommen, und zu dem abgeschlossenen Ringe jener Tage wollte mit aller Arbeit kein ähnlicher sich schmieden lassen, wenn auch jetzt wie späterhin die gute Anwendung und der gute Ertrag der Zeit uns im Einzelnen gar nicht mangelte.

Wir waren kaum eine Weile in Hamburg zurück, als der hingehaltene Ausmarsch der Truppen von Berlin nun dennoch unerwartet erfolgte und ein lebhafter Briefwechsel mit Chamisso unsre Theilnahme stärker auf die Truppenbewegungen und die Kriegesereignisse hinzog. Die Siege Napoleon's erschreckten uns, aber die Wünsche für die Gegenseite wurden auch leicht irre, und wenn wir uns die tapfern französischen Soldaten einen Augenblick wieder als die Kämpfer der Freiheit denken durften, wandten wir ihnen gern unser Wohlgefallen zu. Das zweifelhafte Benehmen Preußens hielt uns eine Weile gespannt, ging aber bald aus dem kriegerischen Drohen in friedliche Ausgleichungen über. Die Truppen jedoch kehrten nicht sofort in ihre Standorte zurück, und anstatt nach Berlin sah Chamisso am Ende der mancherlei Herumzüge sich zur Besetzung der eingetauschten hannover'schen Lande mitbestimmt, wo sein Regiment in die Festung Hameln zu stehen kam. Seine Entfernung ließ in Berlin den Musenalmanach verwaist, der in einzelnen Bogen langsam aus der Druckerei schlich, in Eberty den verderblichsten Korrektor fand, und spät nach Neujahr als eine wahre

Musterkarte der gräulichsten Druckfehler völlig todt zur Welt kam. Für dieses Mißgeschick, das um so schmerzlicher war, als die Sammlung diesmal besonders versprechend dünkte, mußte uns ein litterarischer Streifzug einigermaßen trösten, den wir gegen Garlieb Merkel unternahmen. Berlin hatte uns das Treiben dieses Kritikers im widrigsten Eindruck aufgefrischt, einige gedruckte Stellen über ihn von Jean Paul Richter, von Schlegel und Andern, lagen zum erneuten Gebrauche fertig, handschriftliche Scherze und Bitterkeiten fanden sich dazu, und alles zusammen ließen wir als Testimonia auctorum de Merkelio der eben angekündigten Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften empfehlend vorauslaufen. Das Büchlein, mit einer Fratze geziert, sauber gedruckt und geheftet, machte Glück, wurde uns obenein gut bezahlt, und verband uns neue Genossen und Freunde. Wir hatten jedoch unsre Namen diesmal zurückgehalten, und auch die Theilnahme Bernhardi's sorgfältig verschweigen müssen; das Geheimniß war um so rathsamer, als Merkel eben in höhere Gunst gekommen war, und im Auftrag der Staatsbehörde mit Johannes von Müller vereint eine politische Zeitschrift herausgeben sollte, eine Zusammenkuppelung, die nicht ungeschickter und schmähliger auszudenken war, denn Müller's geehrter Namen war durch Merkel's verachteten mehr als aufgewogen.

Einige litterarische Erscheinungen regten unsern stärksten Antheil auf. Des Knaben Wunderhorn von Clemens Brentano und L. A. von Arnim veranlaßte mich zu einer empfehlenden Anzeige, welche den doppelten Erfolg hatte, die freundliche Aufmerksamkeit der beiden Herausgeber und den schnöden Unwillen Merkel's zu erregen. Die schwungvolle Ergießung Arnim's über Volkslieder begeisterte mich zu einem Sonett, das ich ihm zusandte, und dann fünfundzwanzig Jahre später unter werthen Andenken von ihm aufbewahrt wiedersah. Auch seine frühsten dichterischen Sachen, Hollin's Liebeleben und Ariel's Offenbarungen, lasen wir mit großem Eifer. Fichte's Vorlesungen über das Wesen des Gelehrten und Schleiermacher's Weihnachtsfeier hielten uns tief in die Nächte hinein munter. Ueberhaupt betrieben wir alles ge=

sellig, und da so viele Gegenstände auf uns eindrangen, für welche wir eine dialektische Behandlungsweise stets bereit hatten, so waren unsre Erörterungen und Streitigkeiten oft sehr lebhaft. Eines besondern Falles, wo die Hitze des Streites so weit ging, daß er darüber in Gewaltthätigkeit häßlich zerplatzte, muß ich zu meiner noch heutigen verdienten Beschämung gedenken. Neumann und ich hatten in die Nacht hinein langwierig disputirt und legten uns endlich nieder, aber der Streit dauerte auch aus den Betten noch fort, und ganz überwacht und ruhbedürftig hörten wir nicht auf, uns mit stets erneuten Beweisführungen wechselseitig zu reizen. Bis hieher trugen wir gleich, wir hatten in Hitze und Aerger uns die schlechtesten Gründe wie die besten an den Kopf geworfen, aber weiß der Himmel, was für ein Wurf solcher Art mich eben auf das empfindlichste getroffen hatte, ich gerieth in Wuth, sprang aus dem Bette zu dem Gegner hin, und indem ich über ihn hingebogen ihm beide Arme faßte, verlangte ich heftig, er solle sich für überwunden bekennen! Derselbe Moment aber kühlte mich ab, Neumann hatte kaum verwundert mich anrufen können, als mich der Unsinn und die Lächerlichkeit meines Beginnens durchzuckte und verwirrte; meine Beschämung war vollständig, mich dem Freunde zum Verlachen preiszugeben schlug nicht an, er war zu ernstlich gekränkt, ich mußte ihn lange um Verzeihung bitten, und konnte das widerwärtigste Gefühl erst nach noch langem Wachen im ermüdeten Bewußtsein verwinden.

Der Winter brachte mir wie gewöhnlich mancherlei Unwohlsein, besonders war mir die rauhe Morgenluft schädlich, und ich mußte die Frühstunden mehr und mehr versäumen. Die Schulstudien geriethen mir dadurch in mißbehagliche Störung, allein gleichzeitig mußt' ich auch von andrer Seite mich ihnen allmählig entrückt fühlen. Wir hatten das Nachzuholende in der Hauptsache wirklich nachgeholt, unsre Lebensjahre widersprachen dem längern Verharren in einem Verhältnisse, das für uns nur richtig sein konnte, so lange es durchaus nothwendig war, und Gurlitt selbst fand, daß wir genug vorbereitet seien, und das etwa noch Wünschenswerthe aus dieser Sphäre auch in der höheren nicht verabsäumen

würden. Für David Mendel war ohnehin der Abgang vom Gymnasium schon festgesetzt, und so beschlossen auch wir, zum Frühjahr 1806 die Universität Halle zu beziehen und wo möglich unsern Freund mit dahin zu entführen. Der Leibmedicus Stieglitz in Hannover, der dem Mendel'schen Hause ehemals in Göttingen große Verbindlichkeit schuldig geworden, und aus Dankbarkeit jetzt den Sohn desselben studiren ließ, hatte zwar wie natürlich Göttingen zur Universität für ihn bestimmt, allein wir glaubten diese Bedingung nicht unabänderlich. Vorher war jedoch eine andre zu erfüllen, von welcher der Gönner schlechterdings nicht ablassen wollte; sein Schützling sollte nämlich nicht als Jude auf die Universität gehen, und dieser, ungeachtet alles Widerwillens gegen das Christenthum, mußte sich die Taufe gefallen lassen, zu der auch schon alles ohne sein Zuthun eingeleitet war. Neumann gab ihm, seinen Muth anzufrischen, eine Schrift von Jakob Böhm über die Taufe zu lesen, und hier zum erstenmale sah er das Christenthum von einer hohen geistigen Seite gefaßt und fühlte sich davon angezogen. Der wackre Prediger Bossau ertheilte ihm den eigentlichen Unterricht mit verständigem Sinn, hielt eine würdige Rede, und vollzog dann die Taufhandlung, bei welcher nur Gurlitt, Neumann und ich Zeugen waren; der neue Christ hieß nun Joh. Aug. Wilhelm Neander, und unter diesem Namen ist er mit großen Ehren bekannt geworden.

Wir setzten unsre Abreise zum Ende des März an, und suchten uns den vielfach schmerzlichen Abschied durch allmählige Gewöhnung der Gedanken zu erleichtern. Auch von Gurlitt und dem Gymnasium zu scheiden that uns sehr weh, die herrlichsten Seegenswünsche von Lehrern und Mitschülern begleiteten uns. Reinhold wollte uns den letzten Tag durchaus noch zum Mittagessen haben, wir konnten es nicht abwenden, hätten aber den freundlichen Mann zu guter Letzt beinahe noch ernstlich böse gemacht, weil wir über alle Gebühr auf uns warten ließen. Als wir endlich sehr verspätet eintraten, war in der That der Empfang etwas kühl, und die vorgewiesene Uhr sprach unsre Schuld ganz bestimmt aus, aber unsre Entschuldigung trugen wir eben so klar an uns.

Wir hatten uns nämlich neue schwarze Röcke machen lassen, und der Schneider sie uns nur auf wiederholtes Schicken endlich gebracht, die Stunde war längst vorüber, aber nun ging erst der rechte Aufschub an, wir probirten und probirten, und keiner konnte den Rock finden, der ihm gehörte, bis zuletzt sich entdeckte, daß in der Beeilung die Aermel vertauscht, die kleineren an meinen, die größeren an Neumann's Rock gesetzt waren, und da der Schneider die alten Röcke zu einer schleunigen Aenderung gleich wieder mit genommen hatte, so blieb uns keine weitere Wahl, wir mußten uns entschließen, in diesem Ungemach nur eilig aufzubrechen, um nicht gar erst zum Abend anstatt zum Mittag zu erscheinen. Kaum hatten wir unsre Entschuldigung vor Augen gebracht, als die Gesichter sich sogleich erheitern mußten, meine vorgereckten Armblößen und Neumann's pantalonische Aermelfülle waren ein so lustiger Anblick, daß niemand des lauten Lachens sich enthalten konnte, zu welchem jede Bewegung den Anlaß noch oft erneuerte, und so erwuchs aus der unmuthigen Anlage eine der fröhlichsten und angenehmsten Mahlzeiten, die auch noch für die Folge zur heitersten Erinnerung blieb.

Mit dieser Lustbarkeit reisten wir ab. Unser Weg führte über Haarburg zuerst nach Hannover, wo wir Neander bei Stieglitz absetzten, und dann eilten wir nach Hameln, wo Chamisso unsres Besuches harrte. Sehr groß war die Freude des Wiedersehens, wir tauschten alles aus, was wir inzwischen erlebt, gelernt und gesonnen hatten, besonders beschäftigten uns die Plane für die nächste Zukunft. Für Neumann und mich war die freudigste Bahn eröffnet, mit Verdruß erblickte Chamisso seine Wege verworren und abgebrochen. Was konnte dieser preußische Friedensdienst ihm versprechen, als nach durchquälten besten Jahren eine traurige Versorgung im Alter, wenn dies erst wirklich erreicht wurde? Ein Krieg allerdings enthielt Möglichkeiten der Auszeichnung und des Glücks, aber ein Krieg war nur gegen die Franzosen zu denken, und insofern für unsern Freund, der alsdann seinen Landsleuten gegenüber stand, am wenigsten erfreulich; jetzt war aber auch die Aussicht des Krieges verschwunden, und an seiner Statt, wie bisher, höchstens noch

ferneres Herumschleppen zu erwarten. Das schlummernde Frankenthum in Chamisso war übrigens durch einen besondern Umstand hier mächtig erweckt. Die Franzosen hatten, wie ganz Hannover, so auch Hameln den Preußen vertragsmäßig geräumt, und an letzterem Orte nur einige Kranke zurückgelassen, mit deren Obhut ein Offizier beauftragt war. Dieser hieß Ponsard, war aus Burgund, diente von frühen Jahren an, hatte die Feldzüge Napoleon's mitgemacht, und zeigte bei lebhaftem Geist und beredter Offenheit nicht nur als Krieger, sondern auch als Mensch eine edle und liebenswürdige Gesinnung. Mitten unter all den Preußen, die für ihn wenig Sinn und kaum guten Willen hatten, fand er den unvermutheten Landsmann als einzigen Trost und ein näherer Umgang war schnell eingerichtet. Wir fanden das Verhältniß in voller Blüthe, und nahmen gleich daran Antheil, so daß Chamisso mit ihm und uns fast immer zusammen gesehen wurde, nicht ohne den Scheelblick einiger seiner Obern und Kammeraden, denen seine Abwendung nicht unbemerkt bleiben konnte. Ponsard stellte uns in seiner Person den französischen Krieger von der besten Seite dar, der Kaiser Napoleon war ihm nur ein Ausdruck für das Vaterland, dessen Siegesmacht noch immer nach außen die Freiheit schützte, welche der Geist des Krieges und Ruhms im Innern, wie nicht zu läugnen war, schon etwas überwältigt hatte. Seine Erzählung von früheren Feldzügen, besonders von der jüngsten großen Schlacht bei Austerlitz, wo er mitgefochten, seine freimüthigen Urtheile und Ansichten, alles nahm für ihn und das französische Heerwesen ein, welches als ein Inbegriff der besten Eigenschaften der Nation erschien, und im wachsenden Gebrauch für strenge Zwecke eines gebietenden Oberhauptes die ursprünglichen Elemente jugendlicher Kraft und Begeisterung noch nicht völlig eingebüßt hatte. Dagegen war auf unsrer Seite von dem, was am Kriegsdienste reizend sein konnte, wenig zu spüren, selbst die Erinnerungen waren pedantisch geworden, und der siebenjährige Krieg neben den neuesten Feldzügen wie ein alter Griesgram unter glänzenden Jünglingen, durch sein Kostum, seine Sprache und Manieren eine völlig vergangene Zeit

darstellend. Chamisso fühlte sich von dieser Seite des deutschen Lebens, wo seine Landsleute so sehr im Vorzug erschienen, nur um so heftiger nach derjenigen gedrängt, wo die Deutschen so mächtig überragten, nach der Seite der Wissenschaft und der Geistesbildung. Eines Abends, da er den Wachtdienst an einem der Thore hatte und wir spät im Mondschein auf den Wällen und Brücken mit ihm hin und her wandelten, kam sein kämpfendes Wollen zum festen Entschluß, und auf der Stelle weihte er gleichsam sich mit uns zum hallischen Studenten ein, denn er wollte gleich nach unsrer Wegreise seinen Abschied fordern und uns dann unverzüglich folgen, um ordentliche Studien zu treiben, wozu die Steigerung seiner bisher aus der Heimath bezogenen Hülfsmittel für einige Jahre zu hoffen war.

In Hameln, wo wir ein paar Wochen in fröhlicher Lässigkeit angenehm verlebten, machten wir noch eine Bekanntschaft, die uns recht erinnern konnte, daß wir in Deutschland waren, wo jeder kleinste Ort und Winkel irgend einen tüchtigen und eigenthümlichen Antheil an der allgemeinen Bildung zu hegen pflegt, und die Edlen jetzt noch eben so vereinzelt und mannigfach in den verschiedensten Amts- und Lebensverhältnissen über das ganze Land verbreitet sind, wie ehemals in Burgen und Schlössern. Zu geschweigen, daß in Hameln der Apothekar Westrumb wohnte, der als Chemiker weit und breit berühmt war, so fand sich daselbst unvermuthet auch in dem wenig genannten Stadtschulzen ein Mann, dem unsre Zuneigung und Achtung sich eifrig anschloß. Er hieß Avenarius, war gründlich gelehrt und ein Freund seltner Bücher, deren er während eines langen Lebens eine hübsche Anzahl gesammelt hatte; er suchte auch in der neuesten Litteratur nicht ganz zurückzubleiben, und bei dem Namen Goethe verklärten sich seine Züge in freudigem Stolz. Er war nämlich ein Studiengenosse desselben aus jenem frühen Universitätsleben in Leipzig, dessen Andenken ein köstliches Stammbuchblatt von Goethe, so wie dessen scherzhafte Verse auf den Kuchenbäcker Hendel, von denen wir die erste Kenntniß damals in Hameln empfingen, und ähnliche Zeugnisse und Erinnerungen, von Gellert, Zachariä und Andern,

lebendig hervorriefen. Er muß in seinen Jugendjahren sehr aufgeweckten und schwunghaften Geistes gewesen sein, Johann Georg Jacobi rühmte sich seines vertrauten Umgangs mit Begeisterung. Dem wackern Manne sollte aber auch seinerseits eine angenehme Ueberraschung zu Theil werden, denn indem es ihn schon sehr freute, seine Schätze von jungen Leuten unverhofft so gewürdigt zu sehen, hatte er noch die seltenere Merkwürdigkeit zu erfahren, daß sogar die von ihm selbst fast vergessenen Spiele seiner Jugend auch jetzt noch von Jüngern gekannt seien, denn ich sagte ihm, ich besäße aus dem Jahre 1771 ein Schriftchen, betitelt: Aelurias, epos jocosum, eine Uebersetzung von Zachariä's Murner, in lateinischen Versen von Avenarius, und ich könne nicht zweifeln, daß er dieser Autor sei, welches denn auch eingestanden werden mußte, und die gemeinsame Zufriedenheit nur vermehrte. Im Uebrigen war der wackre Mann, wie fast alle hannöverschen Beamten, ein treuer Anhänger seiner Regierung, und wehrte sich gegen die eingedrungene preußische Macht soviel seine schwache Stellung es erlaubte. Gegen uns brauchte er seine Meinung nicht zu verbergen, und wir schätzten ihn nur um so mehr.

In dieser Zeit glaubte das preußische Militair sich zum größten Unwillen berechtigt, daß man ihm die Thaten und Ehren, zu deren Gewinn das Heer so zuversichtlich ausgerückt war, nicht gegönnt, sondern den Krieg durch Unterhandlungen und Verträge abgewendet hatte. Aeußerungen des bittersten Hasses trafen die Männer, welche man für die Urheber dieser Wendung hielt; eifrige Theilnahme dagegen bezeigte man für diejenigen, welche der sogenannten Kriegspartei zugerechnet wurden. Ich erfuhr diese Wirkung an mir selbst durch ein Mißverständniß, das zwar nur einen Augenblick, aber grade lange genug dauerte, um mich einen durchdringenden Zug dieser Verhältnisse empfinden zu lassen. Das Gerücht verkündete, der Staatsminister Freiherr von Hardenberg habe aus Empörung über den Sieg seines französisch gesinnten Kollegen Haugwitz allem Antheil an den Staatsgeschäften entsagt, und sei eben hier in der Nähe auf einem Gute angekommen, um die Zeit der Trauer und Schmach

hier zurückgezogen zu verleben. Wir hatten mit Chamisso grade das Fort St. George bestiegen, und da er uns einem Obersten daselbst vorstellte, verstand dieser anstatt meines Namens den Namen Hardenberg, da ihm denn die Ankunft des Ministers bestätigt und ich ihm als ein Sohn desselben erscheinen konnte. Augenblicklich bezeigte er die dringendste Beeiferung, die beflissendste Achtsamkeit, welche sichtbar grade diesem Namen gelten sollte; natürlich war die Aufklärung schnell zur Hand, nicht ganz so schnell jedoch als es ohne Chamisso's Deutschfranzösisch möglich gewesen wäre, und nun sank alles ohne Säumen wieder in das rechte Geleise, oder sogar unter dasselbe. Mir aber wuchs dagegen im Innern das zornigste Gefühl, daß ich zwar einem Herrn von Hardenberg in vieler Hinsicht gar wohl nachstehen könne, aber durch nichts erinnert sein wollte, daß ich in irgend einer Beziehung nothwendig weniger gelten müsse. Um dieser entschlossenen Empfindung willen, deren ich mich noch freue, und als ein auffallendes Zeichen der zwiefachen Tagesgesinnung, die sich hier begegnete, ist mir der sonst völlig unbedeutende Vorgang merkwürdig geblieben, und so möge er auch hier seine Stelle haben.

Wir verließen Hameln unter treulichsten Versprechungen und Hoffnungen eines baldigen Wiedersehens in Halle, auch mit Ponsard schüttelten wir herzlich die Hände und gelobten uns gegenseitig wirksame Freundschaft, wie und wo wir uns auch in der Welt wiederfänden. Wir fuhren nach Hannover, um Neander noch zu sehen, in dessen Aussichten aber durch unsre Ankunft eine plötzliche Veränderung eintrat. Der Leibarzt Stieglitz meinte, so gern er es sonst zugäbe, daß Neander mit uns nach Halle ginge, so müsse er doch für das Studium der Rechte Göttingen vorziehen, ein anderes würde es freilich sein, wenn von Theologie die Rede wäre, da möchte Halle den Preis verdienen. Dies faßte Neander auf und erklärte mit Entschlossenheit, so wolle er denn lieber Theologie studiren! Stieglitz war nicht wenig verwundert, fand aber bei solcher Mischung von düstrem Starrsinn und leichter Wandlung in dem jungen Manne fast gleichgültig, welche Fakultät er wählte, da er in jeder doch nur sein

Wesen fortsetzen würde, und dies schien in der Theologie noch am leichtesten zu betten. Er willigte daher in den Wechsel des Studiums und des Orts, wobei er wenigstens den Vortheil sah, daß sein unbeholfner Schützling mit fürsorgenden Freunden bliebe. Neander kam triumphirend uns seine Glückswendung zu verkündigen, die Marseiller Freiheitshymne anstimmend trat er zu uns herein, wirklich berauscht von dem Erfolg, den er nicht mehr gehofft hatte. Wenn man in seinem künftigen Leben das Christenthum und die Theologie als bestimmende Richtung und eigentlichen Gehalt seines Wesens unstreitig anzuerkennen hat, so muß man dem Erzählten zufolge dabei doch gestehen, daß er zu beidem auf eine sehr zufällige Weise und mittelst ganz äußerlicher Bestimmungsgründe gekommen ist. Einen der seltsamsten Gegensätze bildete Neander in dieser Zeit auch mit seinem leiblichen Vater, der von Göttingen gekommen war, um seinen Sohn nach vielen Jahren der Trennung wiederzusehen. Herr Mendel Gumprecht war auf der Universität ein betriebsamer Geschäftsmann, gewandt und geprüft im Verkehr mit den Studenten, einen kleinen Scherz mit dem Vortheil gern in den Kauf nehmend; der lebelustige, sinnliche Mann sah mit Verwunderung die Sohnesart an, die aus ihm hervorgegangen war, fast peinlich aber mußte für den Sohn die Nähe eines Vaters sein, dessen Aeußerungen eine sonderliche Hochachtung weder zuließen noch selbst verlangten. Es war eine Erleichterung für uns, diese widerstreitenden Personen bald wieder auseinander scheiden zu sehen.

Der kurze Aufenthalt in Hannover wurde mir auch noch durch das Wiedersehen eines Privatgelehrten, Namens Fricke, der mir schon in frühster Zeit in Berlin einmal vorgekommen war, und jetzt als Hofmeister in einem angesehenen Hause lebte, höchst erfreulich; ich wüßte nicht, daß der Mann irgend etwas geschrieben hätte, seine Persönlichkeit aber zeigte die schönste, ebenmäßige Durchdringung strenger Kenntniß des griechischen Alterthums und freien Geistes der neueren Zeit. Seine stolze Haltung und gebildete Sicherheit machten ihn zu einer Goethischen Gestalt; auch er wußte seinen Platon gut, aber in einer andern Richtung als Neander, dessen Auf=

fassungsweise und ganzes Wesen er als trüb und unschön fast mit Feindschaft von sich abwies. Ich habe später nie mehr von ihm gehört, seine Erscheinung aber mußte ich stets unter die merkwürdigsten Beispiele rechnen, welch eigenthümliche und bedeutende Personen ungenannt und still in unsres Vaterlandes unzähligen Lebenskreisen leuchten und wirken.

Wir reis'ten nun zu Dreien mit dem Postwagen über Braunschweig nach Halle. Da wir auch die Nächte durchreis'ten, und oft in dem noch rauhen Wetter auf unbedecktem Wagen, so hatten wir viel von Neander's Schwäche zu leiden, der zwar ein völliger Stoiker sein wollte, jedes Ungemach und jede Entbehrung für nichts achtete, aber in der That auch nicht die geringste ertragen konnte, sondern jedem augenblicklichen Bedürfnisse unwiderstehlich anheimfiel, mit Gefahr zurückgelassen zu werden, oder schlaftrunken in die Räder zu fallen, so daß wir ihn unaufhörlich erinnern, halten und bewachen mußten. Weckten wir ihn bei nöthigen Anlässen gewaltsam, oder mußten wir ihm die Befriedigung des Hungers oder Durstes verzögern, so wurde er bittergrob, und wir sahen wohl, daß wir uns ein großes Kind aufgebürdet hatten, dessen versäumte äußerliche Bildung uns noch viel zu schaffen machen würde.

Achter Abschnitt.

Die Universität.

(Halle, 1806.)

In der ersten Tagesfrühe des 21. Aprils fuhren wir in Halle ein, Rasseln und Stöße des Wagens auf dem holperigen Steinpflaster entrissen uns der Schlaftrunkenheit, und die alterthümliche noch in tiefer Ruhe liegende Stadt mit ihren stillen Straßen und Fenstern sprach uns Ermunterte geisterhaft an. Ich fühlte das ganze Gewicht dieses Augenblicks, der mich in ein neues Leben eingehen ließ, das ich längst ersehnt und gehofft hatte, und in seiner Erfüllung fast noch bezweifelte! Mir war zu Muth, als beträte ich ein Heiligthum, eine geweihte Stätte. Die Stille hatte etwas Ahndungsvolles und Schauerliches, sie verhüllte ein unendliches Leben der Jugend und des Geistes, das mit der steigenden Sonne sogleich neben allem Treiben der städtischen Welt in tausendfachen Regungen zu erwachen begann. Unser Freund Loebell, der von Hamburg schon früher unsre Aufträge empfangen hatte, war schnell aufgefunden, und ein erster Ausflug nach Wohnung, verschaffte uns gleich die entzückendste, außerhalb des Thores, in den sogenannten Pulverweiden, dicht an der Saale, die hier einen ihrer rauschenden Wasserfälle bildete; unsre Fenster zeigten uns üppige Wiesen, schöne Pappelreihen, dahinter die sich erhebende Stadt, auf der andern Seite den gebogenen Lauf der Saale, Feld und

Wald jenseits, und über die hohe Brücke hinaus die Felsenwände eines großen Steinbruchs. Mit welch seliger Befriedigung setzten wir uns hier fest, mit welchen herrlichen Aussichten auf den Vollgenuß des göttlichsten Studienlebens! Unsre Zimmer lagen in zweien Stockwerken, sie waren nicht dreifach abzutheilen, und Einer von uns mußte Neander'n bei sich aufnehmen; wir looſten, und er fiel mir zu, da wir denn in Stube und Kammer uns gemeinschaftlich zu behelfen suchten. Von einem kärglichen Mittagessen an einem Studententische, das unsrer Begeisterung nicht störend wurde, eilten wir in Stadt und Umgegend, vorläufig Kenntniß der Oertlichkeit zu nehmen, und für so viele bedeutende Namen und Beziehungen, die wir schon wußten, nun auch die wirklichen Gegenstände zu erblicken. Besonders beglückte uns Gibichenstein mit seinen traulichen Ufern, hohen Felsen, alten Sagen und frischen Erinnerungen, die sich uns dort aus Koreff's Erzählungen anknüpften. Zum erstenmal in einer Universitäts-Stadt von dem Anblicke des Studentenwesens getroffen, empfingen wir auch von dieser Seite Reiz und Stoff der lebhaftesten Betrachtung; Benehmen, Tracht und Sprache der Jünglinge bezeugte ihre Freiheit, die denn doch durch eigne Satzungen und Regeln in vieler Art gezügelt und auch sonst durch Sitte, Dürftigkeit und Rücksichten genugsam wieder beschränkt wurde, um nicht unleidlich zu erscheinen. Die Mehrzahl der Burschen zwar lebte in dem üblichen Herkommen, hatte ihre Fechtübungen und Zweikämpfe, so wie ihre Gelage und Heldenthaten im Breihahntrinken und Tabackrauchen, gönnte aber jedem, der sich nicht zu ihnen halten mochte, und ihr Treiben nur nicht etwa sonderbar finden wollte, — wie denn dieser Ausdruck selbst höchlich verpönt war — gern seinen eignen Weg, sogar auf dem breiten Stein in der Mitte der Straßen, den man sich unter einander schon leichter freigab, und nur den sogenannten Philistern mit Eifersucht bestritt. Die Frequenz war sehr groß, man rechnete gegen fünfzehnhundert Studirende, die sich in verschiedene Landsmannschaften theilten, wiewohl auch eine nicht geringe Anzahl sich wenig oder gar nicht an diese Vereine hielt. Wir blieben natürlich von solcher Theilnahme

fern, und konnten überhaupt uns nicht verhehlen, daß wir das eigentliche Studentengefühl doch nicht in uns hegten, daß wir in manchem Betracht die Universität, die vor uns lag, schon im Rücken hatten, und schon weiteren Verhältnissen angehörten, die mit völliger Hingebung an die neue Lage kaum vereinbar waren.

Der Bezug dieser Verhältnisse erschien mir in starker Mahnung gleich bei dem Immatrikuliren, zu welchem wir uns bei dem Prorektor Maaß meldeten. Schon während der Reise hatte ich über die zukünftige Gestalt meines Lebens ernstlich nachgedacht, und wohl gefühlt, daß es Frevel wäre, ohne Rücksicht auf die gewöhnlichen Fügungen durchaus eine geniale Laufbahn anzusprechen. Wollte ich einen freien Stand und eine gründliche Thätigkeit in der bürgerlichen Welt haben, dachte ich so viele Erwartungen und Wünsche, die mir zugewachsen waren, nicht völlig zu täuschen, oder in ungemessene Ferne zu schieben, so mußte ich nothwendig die Arzneiwissenschaft wieder pflegen, da die Philologie entweder nur handwerksmäßig dem Schulfache zuführte, oder für andre Stellung eine Meisterschaft erforderte, die wir uns keineswegs vermaßen so schnell — wenn irgend je — zu erwerben. Ich ließ mich daher als Beflissenen der Medizin und Philologie einschreiben, zur Verwunderung der Andern, die meines Sinnes noch nicht kundig waren, und indem ich mein Augenmerk fortan wieder auf jene Studien richtete, gab ich mir nur die beruhigende Frist, noch wenigstens das erste halbe Jahr ungetheilt meiner freiesten Neigung zuzuwenden, welches auch um so leichter anging, als mir eine gewisse Stufe in der Kenntniß der Alten und in allgemeiner Geistesbildung unentbehrliches Bedürfniß war, und meine medizinischen Vorkenntnisse mich über die schwierigsten Anfänge dieses Stadiums weit hinwegsetzten.

Nach der Einschreibung begaben wir uns zuvörderst zum Geheimen Rath Wolf, an den uns Gurlitt und Nolte Empfehlungsschreiben gegeben hatten, und meldeten uns zu seinen Vorlesungen; leider las er diesmal nicht über den Homer, noch sonst über einen alten Schriftsteller, doch waren

wir auf seine Geschichte der alten Völker sehr begierig. Friedrich August Wolf erschien unter den Gelehrten wie ein König, umgeben von solchem geistigen Ansehn, von solcher Macht und Größe der Gegenwart. Seine hohe, behagliche Gestalt, seine großartige Ruhe und alles wie durch Gebot leicht beherrschende Thätigkeit gaben ihm den Glanz einer Würde, deren er nicht einmal zu bedürfen schien, denn er stellte sich bereitwillig den Andern gleich, und liebte, nach Art eines Friedrich, auch ohne den Prunk seiner Macht, bloß als Mensch in freiem Witz, in Laune und Scherz, noch immer herrscherlich zu wirken. Er besaß alle Güter und Hülfsmittel der Pedanterie, aber alle hatte er durchgeistet, und schaltete frei mit ihnen, so daß er wie über seinem Wissen auch über allen seinen Wissensgenossen stand, und hinwieder durch sein Wissen jedem andern Gelehrten eine beneidenswerthe Grundlage aller Geistesbildung zu schauen gab. Sein freundlicher Empfang, seine Fragen und Rathschläge, ließen uns gleich die scharfgeistige Munterkeit empfinden, auf die man uns schon vorbereitet hatte; seine herzliche Achtung für Gurlitt that uns wohl, über Bernhardi und Nolte hatten wir auch nur Erwünschtes zu vernehmen, und als wir uns nicht ohne Absicht rühmten, von letzterem auch an Niemeyer empfohlen zu sein, der uns längst als Zielscheibe der scharfen und neckenden Pfeile des fernhintreffenden Helden bekannt war, hatten wir uns des heitersten Scherzes zu erfreuen, der höchst anmuthig den Gegenstand gleichsam durch die Finger gleiten ließ, ohne ihn halten zu wollen, noch geradezu wegzuwerfen. Späterhin fand ich bei Niemeyer denn doch einen wohlmeinenden Sinn, der an seiner Stelle viel Gutes gewirkt haben mag, aber freilich im Wissenschaftlichen einer eitlen Mittelmäßigkeit fröhnte, die sich auch im Geselligen nicht verläugnen konnte, und mich ungeachtet der eifrigsten Einladungen nur abschreckte, ihn und sein Haus öfters zu besuchen.

Durch Lea Mendelssohn, war ich dem Kapellmeister Reichardt empfohlen, der in Gibichenstein mit zahlreicher Familie ein eignes Haus bewohnte, und einen schönen Garten mit glücklichen Anlagen und Pflanzungen hügelauf erweiterte.

kunstübend und gastfrei, dabei litterarisch und nach Umständen politisch vielthätig, mit Gelehrten und Vornehmen weit und breit verbunden oder bekannt, führte Reichardt in Halle gleichsam das Ansehn und Wort des gebildeten Weltmannes, und wenn auch seine vermittelnde oder beschützende Vornehmheit heimlich einigen Spott erfuhr, so wurden sie doch in offenbarer Weise nicht leicht streitig gemacht. Selbst die Studenten, von denen er in einer Zeitschrift allzu leichtsinnig gesagt, sie seien leider noch sehr roh und ungesittet, und die ihm deshalb kürzlich die Fenster eingeworfen hatten, erkannten seine Ueberlegenheit mit lächelnder Billigung an, als er gleich darauf in derselben Zeitschrift unter Berufung auf das Vorgefallene seine frühere Aeußerung widerrief. Auch für mich und Neumann eröffnete sich freundlich seine Gönnerschaft, und er machte es zu einer Hauptsache, daß wir seinen Schwiegersohn Steffens und dessen und seinen Freund Schleiermacher, für welche wir unbegränzte Verehrung bezeigten, zuerst bei ihm sehen sollten. Dies geschah am nächsten Sonntage zu Mittag, und gerade in der reichen Umgebung weniger günstig. Denn der heitre, jugendlich hübsche, von beredter Geistigkeit sprudelnde Steffens ließ zwar unter keinen Umständen sich in seiner Lebhaftigkeit stören, und war eine so liebenswürdige als geniale Erscheinung; aber der unansehnliche, in seinem Benehmen zurückhaltende, Gemüth und Begeisterung fast verläugnende und nur zuweilen kurz und scharf dazwischen redende Schleiermacher verschwamm in der Gesellschaft, die ihn mehr bedeckte als trug, und beide Freunde zeigten sich in eingeübten Scherzen und übereinkömmlichen Redensarten dieses Kreises mehr daheim und behaglich, als uns, die wir solchen Männern vor allem unsre Bewunderung und unser Zutrauen anzubringen strebten, lieb sein konnte. Besonders war Schleiermacher ganz wider unsre Erwartung, ohne daß dies jedoch der großen Verehrung, die wir für ihn hegten, Abbruch that, denn was er der Einbildungskraft nahm, ersetzte er durch klaren leuchtenden Verstand. Die Frauen des Hauses huldigten ihm sehr, und man widersprach ihm nicht leicht, welches Steffens schon eher leiden mußte, besonders von Reichardt, der seine

Nächsten auch wohl in Dingen, worin sie ihn übersahen, zu berichtigen liebte, und so auch seinen Schwiegersohn, zu unserm großen Aergernisse, zuweilen etwas zu hofmeistern versuchte. Die Kapellmeisterin war schweigsam, dem Anscheine nach eine steife Fee, aber in Wahrheit ein hartnäckiges Familienhaupt, welches die ganze Verwandtschaft und den Haushalt in gegebene Eigengehörigkeit streng zusammenhielt. Luise, die älteste Tochter, von den Blattern mißhandelt und vom Schicksal, das ihr hinter einander zwei ausgezeichnete Bräutigame, Eschen und Gareis, durch frühen Tod geraubt, hatte als Tonkünstlerin Verdienst und Ruf, übrigens aber, bei sehr tüchtigen und werthvollen Eigenschaften ein weichmüthig empfindelndes Reden und Benehmen, das dem Belächeln allzu leichtes Spiel gab. Die Professorin Steffens strahlte in gesunder Schönheit, sie war an Huldigungen gewöhnt, erwartete sie jederzeit, dankte nie dafür, und zeigte bei Gelegenheit einen stolzen und harten Karakter; hierin stimmte ihr eine jüngere schöne Schwester, Friederike, merklich zu, was man indeß noch eher als jugendliche Schalkhaftigkeit auslegen mochte; eine jüngste Tochter Sophie und ein Knabe Fritz, waren noch Kinder, der letztere jedoch schon merkwürdig verzogen und verhätschelt. Die ganze Familie gebärdete sich vornehm, sang und musizirte ausgezeichnet, und fast im Uebermaße. Schleiermacher's Schwester Nanny machte dazwischen eine stille, doch zuweilen auch auflachende, herrnhutische Erscheinung, Wilhelmine Wolf die eines begabten und munteren Weltkindes; Karoline Wucherer stellte ein harmonisch gebildetes Frauenzimmer von Gefühl und Verstand, und von gediegenem Werthe dar, und einige ab- und zugehende Freundinnen, so wie auch mancherlei Herren, aus dem Kreise der Stadt und der Universität füllten die Statistenrollen dieser Gesellschaft zahlreich aus.

Schleiermacher und Steffens luden uns zu ihren Gesellschaften ein, wozu jeder von ihnen einen bestimmten Abend in der Woche ausersehen hatte. Wir kamen dadurch sogleich in ein näheres Vernehmen mit diesen Lehrern, denen uns anzuschließen wir die entschiedene Neigung auch in jeder Weise darlegten. Nicht an festgesetzten Tagen, aber zuweilen, nach

Gunst und Gelegenheit, lud uns auch Wolf zu sich, und Haus und Garten von Reichardt standen fast jederzeit dem Besuch eröffnet. Von allen diesen Beziehungen hatte sich gleich anfangs Neander hartnäckig zurückgehalten, und seine zum starren Trotz gewordene Schüchternheit war durch kein Zureden zu überwinden. Er machte die nothdürftigen Besuche bei den Professoren, deren Vorlesungen er zu hören dachte, ließ sich mit ein paar jungen Theologen, Budde und Strauß, bekannt werden, die hinter dem Sonderling einige bedeutende Eigenschaften witterten, und saß übrigens immerfort bei seinen Büchern, indem weder Natur noch Geselligkeit für ihn den geringsten Reiz hatten. Diese angehende Entfernung zwischen uns mußte aber gerade durch die große Nähe unsres Zusammenlebens noch stärker hervorwachsen; die Unordnung, der Schmutz und die Zerstreutheit des Stubengenossen wurden mit jedem Tage unerträglicher, ich konnte weder meine Papiere und Bücher, noch meine Wäsche und Kleider gehörig schützen; alles Geräthe des täglichen Gebrauchs war ohnehin Preis gegeben; wenn er Lust bekam laut zu lesen, ließ er sich durch keine Einwendung hindern; meinen Platz am Schreibtisch, wenn er ihn besetzt hatte, wollte er nicht räumen, ja ich fand ihn sogar, anstatt in seinem Bette in dem meinigen liegen, weil ihm dergleichen Vertauschung ganz gleichgültig war, und er meinte, sie sollte es dem Andern eben so sein. Die wiederholten Zurechtweisungen, die sich nach Verhältniß der wachsenden Ungebür steigerten, waren ihm unleidlich, er sah sie als willkürliche Chicanen an, und da er überdies das Mißgeschick hatte, fast bei jedem Gange zur Stadt und nach Hause, den doch sehr einfachen Weg zu verfehlen, so entschloß er sich eines Tages kurz und gut, nahm mit Hülfe jener Theologen eine eigne Wohnung in der Stadt, und sagte mir die Gemeinschaft auf, wodurch ich einer großen Last ledig wurde, wiewohl ich mit Neumann nicht wenig in Sorgen stand, was nun aus dem Unbeholfenen werden solle, bis wir uns versichert hatten, daß seine neuen Bekannten ihm die dringendste Aushülfe nicht fehlen ließen.

Aber auch ich sollte des reizenden Wohnortes auf dem

Lande in dieser gewonnenen Erleichterung nicht lange froh sein. Das Haus hatte eine Gastwirthschaft, welche in der Woche fast gar nicht, und selbst an Sonntagen nur mäßig besucht wurde. Die meiste Zeit war der ganze Raum, Saal, Garten, Stromufer und Wiesen, wie für uns allein da; herrliche Vormittage und Abende verlebten wir im Freien, und nicht selten ließen wir den Gesang Homer's am Wasserfall mit den schäumenden Wogen laut in die Wette rauschen. In dieser schönen Freiheit fand mich noch Eberty, der mich auf ein paar Tage von Leipzig her besuchte, und sich meines Glückes theilnehmend freute. Gleich nachher aber änderte sich alles dies plötzlich, indem der Saal dicht neben mir vermiethet wurde, und die pommersche Landsmannschaft ihren Fechtboden dahin verlegte. Hunderte von Studenten strömten nun zu allen Tageszeiten ab und zu, und das Geklirr der Waffen und das Geschrei bei den Fechtübungen überstieg alle Vorstellung, keine Abgezogenheit hielt gegen diese Betäubung Stand, und da eine solche Nähe auch in andrer Hinsicht manches gegenseitige Mißbehagen und Gränzstreitigkeiten erwecken mußte, die noch zum Glück bei großer Dreistigkeit von meiner Seite, ohne Reibung abliefen, so fand ich es gerathen, diese Wohnung zu verlassen und ebenfalls in die Stadt zu ziehen, während Neumann ein Stockwerk höher ungestört noch verbleiben konnte. So war wenige Wochen nach unsrer Ankunft das gewollte und erlangte Zusammenleben durch zufällige Aeußerlichkeiten schon wieder aufgehoben, und von uns Dreien wohnte keiner mehr mit dem andern, ja sogar die Studien, in welchen wir so eng vereint zu sein dachten, trieben uns bereits in abweichende Richtungen.

Die Vorlesungen hatten angefangen, und fleißiger und eifriger als wir in dieser Zeit waren, ließen sich wohl keine Zuhörer denken. Die alte Geschichte bei Wolf war ungemein reichhaltig und anregend, er trug weniger eine Erzählung als vielmehr eine fortlaufende Kritik vor, und versetzte die Zuhörer unmerklich in solche Selbstthätigkeit und Mitarbeit, daß man am Schlusse der Stunde sich stets in der heitersten und wärmsten Stimmung, in der angenehmsten Aufregung

aller Geisteskräfte fand. Meiner philologischen Neigung versagte ich nicht, in den Frühstunden die Exegese der Briefe des Apostels Paulus bei Schleiermacher zu hören, und meinen medizinischen Absichten sollten vorläufig die zwiefachen Vorlesungen von Steffens über philosophische Physiologie und experimentale Physik genügen, indem vor den völlig medizinischen Vorlesungen eines Reil, Loder oder Kurt Sprengel, mich noch einigermaßen schauderte. Bei Schleiermacher empfand ich bald entschiedenen Gewinn; seine Behandlung des Gegenstandes, die sichre Kritik, die feine Dialektik, waren bildend auch für anderweitige Einsicht, und selbst dem Gemüth eröffneten sich aus diesen geordneten und klaren Geisteswegen sittliche Einwirkungen. Steffens hingegen riß gleich von Anfang seine Zuhörer in Begeisterung fort, es war unmöglich in diesem Gedränge von tiefen Anschauungen, großartigen Verknüpfungen und blühenden Sprechweisen, die seiner Beredsamkeit entquollen, sich einer aufwallenden Theilnahme zu erwehren. Ich versetzte mich mit Leichtigkeit in die naturphilosophischen Ansichten und Ausdrücke, ich sah mit Bewunderung den begeisterten Lehrer einen ungeheuern Stoff herrschend durchschalten, ich freute mich der Liebenswürdigkeit eines Vortrags, der immer ein bewegtes Herz erkennen ließ, und selbst in dem steten Kampfe des Dänen mit der nur halb bezwungenen deutschen Sprache einen neuen Reiz empfing. Diese Vorlesungen waren auf solche Weise ein stets erneuertes Fest, ein Genuß, dem man mit gleichem Vergnügen nachsah und wieder entgegenblickte; sie zeigten aber ihren höchsten Werth erst dann, wenn man sie mit den Schleiermacher'schen gleichsam in ein Ganzes verflocht; diese Besonnenheit und jene Begeisterung schienen sich wechselseitig zu vervollständigen, und beide Männer in den Hauptsachen einverstanden und zusammenstimmend, sahen sich gern in diese Gemeinschaft gestellt, welche für die näheren und vertrauteren ihrer Jünger in aller Kraft wirklich bestand, so daß die Theologen auch Steffens hörten und die Naturbeflissenen sich Schleiermacher'n anschlossen.

Mit treuem Fleiße setzten wir neben allem andern unsre griechischen Studien fort, und besonders blieb unser Eifer

dem Homer zugethan. Wir verschafften uns leicht die früheren Vorlesungen Wolf's über die Ilias in nachgeschriebenen Heften, die Prolegomena wurden nach Inhalt und Form wiederholt in Betracht gezogen, und selbst die Weitläufigkeiten des Eustathios schreckten nicht ab, ich las einen großen Theil seines Kommentars mit genauem Aufmerken durch.

Wie das Homerische durch Wolf, war aber auch das Platonische durch Schleiermacher jetzt in Halle stark im Schwunge, und wir selbst hatten dessen auch schon zu viel mitgebracht, als daß nicht die fernere Beschäftigung damit sich uns in dieser Luft unwiderstehlich aufgedrängt hätte. Die Arbeiten von Heindorf, in welchem sich der Schüler Wolf's und der Freund Schleiermacher's bei demselben Stoffe glücklich vereinigt fanden, und die Wolfische Ausgabe des Gastmahls, so wie die beider Bände der Schleiermacher'schen Uebersetzungen gewährten die erwünschtesten Hülfsmittel und unerschöpfliche Anregungen. Ich setzte auch den Herodotos noch fort, und machte mir mancherlei mit der griechischen Anthologie zu schaffen. Das Tüchtigste aber, was wir unternahmen, und was uns, hätten die Umstände nicht zu frühe Unterbrechung herbeigeführt, außerordentlich gefördert haben würde, war die Privat-Uebung, die wir unter Immanuel Bekker's Leitung, welchen damals Wolf seinen gediegensten und liebsten Schüler nennen durfte, im Lesen des Aristophanes und im Schreiben des Griechischen anstellten. Es war uns schon heilsam des geringen Standes unsrer Anfänge neben einer solchen Meisterschaft recht inne zu werden und zu bleiben.

Was irgend in Halle von ausgezeichneten jungen Leuten war, konnte uns nicht entgehen, denn außer den genannten Vereinigungsorten gab es schwerlich andere, wo Geist und Bildung bedeutend aufgestrebt hätten. Ich muß einige dieser Jünglinge hier vorläufig nennen, auf deren Wesen und Wirkung ich noch öfter werde zurückkommen müssen. Einer der ersten und merkwürdigsten war Nikolaus Harscher aus Basel, der Medizin beflissen, aber seit längerer Zeit fast nur Zuhörer von Steffens und Schleiermacher, indem die phi-

losophische Richtung bei ihm jede andre zurückdrängte. Sein dialektisches Hebezeug, durch eine unglaubliche Leichtigkeit eines gar nicht schönen, aber raschen und bezeichnungsvollen Sprechens unterstützt, scheute weder die größten Massen noch die feinsten Verwickelungen. Mit den Naturwissenschaften schon ziemlich vertraut, hatte er seine Stätte jetzt vorzüglich in Schleiermacher's Ethik aufgeschlagen, und von hier aus sich um das Alterthum, worin er ebenfalls mit Hülfe Bekker's das Versäumte nachzuholen strebte, um Geschichte und Dichtkunst eifrig bekümmert, besonders aber die Lebensverhältnisse selbst, die Neigungen, Thätigkeiten und Formen des einzelnen Daseins wie der Geselligkeit zum Gegenstande seiner nie rastenden Untersuchungen und Besprechungen erwählt. Da er mit seinen eignen Zwecken und Neigungen gar nicht auf dem Reinen war, auch in persönlicher Hinsicht sowohl durch Drüsenkrankheit, als auch wahrscheinlich durch irgend ein heimliches Gebrechen ein eignes Mißbehagen gegen die Natur empfand, so war sein Geist gar sehr zum Ironischen und Humoristischen hingetrieben, und darin eben so gewandt als kühn, und oft wirklich bewundernswerth. Eine tiefe Eitelkeit, die er selbst verdammte, beherrschte ihn, er mochte sich nicht unvortheilhaft zeigen, und weil er doch in mancher Hinsicht nicht anders konnte, that er es nun gerade aus Rache, und eitelte mit seiner gekränkten Eitelkeit, wie er denn sein etwas röthliches Haar, das ihm abscheulich dünkte, doch wieder mit Stolz in größter Ueppigkeit an Backen und Unterkinn erst recht zur Schau trug. Ich fühlte mich sehr zu ihm hingezogen, und voll Theilnahme für seine Gaben und Schwächen; er aber hielt sich anfangs etwas zurück, und ließ sich erst nach und nach gewinnen. Einen näheren Freund hatte er schon in Adolph Müller, einem Mediziner aus Bremen, der ganz das Gegentheil von ihm war. Ein schöner, gesunder und einfacher Jüngling, hatte dieser sein erwähltes Studium gemessen verfolgt, und dabei die höheren Bahnen der Naturphilosophie und der Ethik nicht verabsäumt, auch die Gaben der Poesie reich in sich aufgenommen. Künstlerische Uebung der Musik, worin auch Harscher mit Liebhaberei wissenschaftliche Einsicht

anstrebte, vollendete seine persönliche Bildung zu harmonischer Bedeutenheit. Mit beiden in geistiger mehr als herzlicher Innigkeit stand Alexander von der Marwitz, aus der Mark, erst neunzehnjährig, aber an klassischer Bildung, an Geschichtskenntniß, philosophischer Auffassung und persönlicher Haltung, ganz außer Verhältniß dieser Jahre reif und sicher. Er war edel, stolz, ernst und rasch, gebieterisch von Gemüth und Geist, aber auch fein und zart im Beschauen und Bemerken, für künstlerische Sprachdarstellung mit Sinn und Gaben vorzüglich ausgestattet, wodurch auch seine Freundschaft mit Bekker um so fester begründet wurde. Unter seinen nächsten Landsleuten erschienen von Voß und von Gerlach besonders ausgezeichnet, mit denen wir uns in Gibichenstein und anderwärts gern begegneten. Ein Schlesier, von Przystanowski, ungeachtet seines polnischen Namens ganz deutsch, bildete seine guten Anlagen für philosophische Naturwissenschaft im Stillen beharrlich aus. Zwei Brüder Rust aus Dessau, beide der Musik wohl kundig, zeigten den besten Willen. Die beiden Focke aus Berlin drängten sich lebhaft heran, der ältere mit mehr Eifer als Berechtigung, wie es schien, und daher ohne sonderlichen Erfolg und Dank. Auch ein paar preußische Edelleute machten ihre Namen und Empfehlungen einen Augenblick geltend, ohne doch sonderlich beachtet zu werden. Ein Doktor Klinger aus Wien, und der Prediger Blanc, welcher von Berlin nach Halle gesetzt worden war, fehlten bei Schleiermacher selten; auch sah ich daselbst vor ihrem Abgange von der Universität noch mehrmals die Philologen Karl Thiel und Johannes Schulze, von welchen der letztere als Schriftsteller durch mancherlei Versuche, und mehr noch als preußischer Staatsbeamter durch thätige Wirksamkeit für Universitäten und Schulen sich bekannt gemacht hat. Ich suchte ferner einen jüngeren Bruder meines Theremin auf, lernte Neander's neue Freunde Strauß und Budde flüchtig kennen, und erinnere mich auch dem damals sehr jungen Börne aus Frankfurt am Main, der unter Reil's Aufsicht und Obhut studirte, öfters begegnet zu sein.

Umgang und Freundschaft solcher Art auf der Universität

zerstreuen nicht, sie beleben und kräftigen vielmehr die Studien, und gehören wesentlich mit ihnen zusammen, denn die Wissenschaften und Geistesarten treten dabei in ihrer Wechselbeziehung hervor, und die Gemeinschaft wie die Verschiedenheit der Gegenstände, mit denen man beschäftigt ist, wird jedem ächten Streben zur größten Förderung. Ein wichtiges Erforderniß scheint jedoch hiebei, daß der Verkehr möglichst unter Studirenden abgeschlossen bleibe, und nicht nach andern Lebensgebieten zu sehr hinaus verlockt werde, wo der wissenschaftliche Boden weicht, und die befangenen und auch wohl oberflächlichen Verhältnisse einer entwickelteren Lebensstufe anheben. Neumann und ich, die wir früher in die Prüfungen des Erlebens geworfen, als zu den Studien gekommen waren, hatten den Willen, uns jetzt in diese redlich einzuhalten, allein die Thatsache, daß unser Sinn großentheils darüber hinausging, ließ sich weder läugnen noch abwenden, so wenig eine völlig aufgegangene Blüthe sich wieder auf den Stand einer zugeschlossenen Knospe zurückzwängen läßt. Schon den Andern waren wir mehr als gewöhnliche Studenten. Unsre Schriftstellerei machte sich ruchtbar, und fand hier sogar Beachtung; unser neustes Opus, der Ausfall gegen Merkel, wurde gutgeheißen, und man las in vielen Zeitschriften Lob darüber. Die Professoren behandelten uns als junge Gelehrte. Dies trat recht auffallend hervor, als gegen Ende des Mai, Bernhardi auf ein paar Tage nach Halle kam. Wir waren beständig mit ihm, und wer ihn haben wollte, lud auch uns mit ein. So war ich der Gast des Geheimen Rath Schmalz und des Professor Hoffbauer in der Gesellschaft auf dem Jägerberge, einem schönen Lustort in der Stadt, wo der berliner Freund bewirthet wurde. Wir genossen auch das gute Glück des vertrauten Zugegenseins und Theilnehmens, als die würdigen Alten bei Fröhlichkeit und Wein wieder jung wurden, und ihren Geist in studentische Freiheit setzten. Der gute Hoffbauer ließ nicht nach, sondern schleppte uns Alle noch zu besserem Weine, wie er selbstgefällig versicherte, in seine Behausung, wo er uns, während er selbst in den Keller hinabstieg, zu einer Gartenlaube wies. Hier trafen wir einen Mitbewohner des

Hauses, den Professor Konopack, der im Schlafrock bei einer Pfeife den Brunnen trank, und sich ungern gestört sah. Da er dies sogar merken ließ, so wurde er sogleich die Zielscheibe eines Schwarms von Sticheleien, die mehr oder minder empfindlich ausfielen. Wolf ergriff eine Wasserflasche, und ihren Inhalt verächtlich erkennend, rief er aus: „Was ist das Herr Kollege, ich glaube gar, Sie lassen das jus strictum laxiren? — Nun, das wollen wir auch thun, und so machen Sie uns vor allem etwas Platz, damit wir das schlechte Wasser hier durch guten Wein ersetzen!“ — Der Nüchterne entzog sich hierauf ganz im Stillen. Wolf aber war im Zuge, freute sich, daß der Konopack sich gepackt habe, und alle die Scherze, Launen, Bemerkungen und Witzeleien, die geistreich und unerschöpflich aus ihm hervorgingen, wären schon damals kaum zu behalten gewesen, geschweige denn jetzt wiederzugeben. Als Hoffbauer endlich mit Flaschen beladen taumelnd emporstieg, wandte sich die Verhöhnung auch gegen ihn, seinen köstlichsten und theuersten Wein fand man abscheulich, und Wolf, der ungeachtet der lustigen Stimmung sich durchaus nicht betrinken wollte, täuschte und vereitelte alles Aufnöthigen des beeiferten Wirthes, der gerade jenes zu bewirken wünschte, durch das einfache Hülfsmittel, daß er die erneuten vollen Gläser stets willig annahm, aber jedesmal vor unsern Augen den Inhalt hinterrücks ausgoß, indem er laut versicherte, es fehle an Feuchtigkeit, die Pflanzen verdorrten und müßten begossen werden. Ich deute natürlich nur den äußerlichen Umriß dieser Sachen an, die geistige Belebung derselben mag sich jeder nach dem Bilde hinzu denken, welches er von Wolf's aufgeregtem und völlig freigelassenen Genius zu fassen im Stande ist. Aber auch Bernhardi's muntre Geselligkeit muß dabei in Anschlag kommen, so wie der liebenswürdige Eifer des tauben Hoffbauer, der schon des Zustandes genoß, in welchen die Andern gleichfalls zu versetzen, er weder Kosten noch Bemühen scheute. Mir wenigstens blieb dieser Abend als Maßstab und Beispiel für so manches dieser Art, was erlebt und berichtet wird, zum steten Rückblick unzerstörbar im Andenken.

Während der schönen Sommermonate kam hierauf noch andrer Besuch nach Halle, der uns schon eine Zeitlang angekündigt und uns höchst erwünscht war. Achim von Arnim erschien, und bezog in Gibichenstein bei Reichardt die für ihn schon bereit gehaltene Gastwohnung. Seine stattliche Größe und edle Haltung, sein ungezwungener Freimuth und geselliger Frohsinn vereinigten sich zu einem durchaus wohlthätigen Eindruck. Man sah ihm sogleich an, daß in ihm weder über ihn selbst, noch über die Außendinge ein störender Zweifel war, daß er seinen Neigungen harmlos folgte, und durch keinerlei falsche oder verdeckte Ansprüche geleitet wurde. Auch daß das Glück ihn durch Naturgaben und Umstände günstig bedacht, ihn zu keinen verkehrten oder beengten Verhältnissen hinabgedrückt, sondern ihm jede Entwickelung erleichtert hatte, ließ sich an diesem gelungenen Menschengebilde wohl wahrnehmen. Ich spreche hier von seiner damaligen Erscheinung, was in späterer Zeit dieses heitere Bild hin und wieder getrübt haben mag, bleibt künftigem Orte, sofern es nöthig sein wird, vorbehalten. Arnim war für mich ein herrlicher Anblick, den einiges übelwillige Reden Harscher's, und kopfschüttelnde Lächeln von Marwitz und selbst von Steffens, so wenig wie die Reichardt'sche Umgebung, welche hier ganz untrennbar war, mir nicht verkümmern konnten. Mit mehr liebevoller Offenheit war mir noch niemand entgegengekommen, mein grüßendes Wort aus Hamburg hatte den freundlichsten Sinn zu herzlicher Erwiederung aufgefordert, und ich sah mich auf den besten Fuß zu dem ansehnlichen jungen Manne gestellt. Gleichwohl entstand keine eigentliche Vertraulichkeit, und sowohl das Reichardt'sche Wesen, als auch unsre sehr abweichenden Beschäftigungen hielten uns aus einander.

Eine zweite ausgezeichnete Erscheinung war Karl von Raumer, der Freund Koreff's und auch schon unser Genosse durch seine Almanachsbeiträge. Von mittler Gestalt, leicht und beweglich in Gliedern und Sinn, verband auch er Heiterkeit und Ernst in seinem jugendlichen Wesen, das neben kräftigem Uebermuth auch zarte Schwärmerei durchblicken ließ. Er hatte mit beflügeltem Geiste die Kunden der Natur und

der Geschichte ausgebeutet, und alles Wissen zu den glänzendsten Ideen verarbeitet, die er reich, gebildet und sanft jeder Mittheilung lebhaft darbot. Steffens war mit ihm in traulichster Freundschaft, Schleiermacher aber, der sich mit dem Jünglinge Du nannte, zeigte eine fast verehrende Liebe für ihn, und nahm seine oft nur flüchtigen Aeußerungen, wie goldne Sprüche eines Begeisterten auf. Auch Raumer eilte uns mit Herzlichkeit zu empfangen, sprach mir von seinen großen Studien zur Begründung philosophischer Geschichtseinsicht, die nach Maßgabe der damals noch sehr dürftigen Mittel, schon geradezu auf Indien und auf das Sanskrit losdrangen, und zeigte mir in seinen Auszügen und Sammlungen Früchte eines erstaunlichen Fleißes, die ich aus meinen Büchern mit einigen seltenen Gaben sehr erwünscht vermehren konnte. Zu meinem Leidwesen aber war auch Raumer von dem Reichardt'schen Kreise ganz befangen, und zwar mit den stärksten Banden, denn er war heftig in die schöne Friederike verliebt, schon mit der Hoffnung sie zu heirathen, wie auch später in Erfüllung ging. Diese Gebundenheit wirkte kühlend auf unser Verhältniß, und die außerordentliche Gunst Schleiermacher's und die künftige Verschwägerung mit Steffens konnte Raumer'n auch sonst in dem jüngern Kreise nicht gegen die scharfen Zweifel und Angriffe schützen, welche Harscher und Marwitz, deren stolze Strenge im Versagen oft bis zur Härte ging, über die Tüchtigkeit und Gründlichkeit seines Strebens und Wissens fast mit Feindschaft ausdrückten; ihren Liebling gegen diese zu vertheidigen, gelang den Meistern selbst nicht immer, um so weniger mir, der ich mich seiner doch stets annahm, während jene dagegen fest auf ihrem Sinn, auch in der Folgezeit verharrten. Bekker und Brzystanowski aber, welche auch schwer sich zur Anerkennung bequemten, und Raumer'n damals gar nicht wollten gelten lassen, mußten in späterer Zeit seine Anziehungskraft um so stärker erfahren, indem sie bei näherem Zusammenleben leidenschaftliche Zuneigung für ihn faßten.

Unter den Ausflügen, die wir in die Landschaft machten, — am häufigsten nach Gibichenstein, niemals nach Passendorf, wo die Menge der Studenten jenseits der preußischen

Accise im Sächsischen, zu wohlfeilerem Taback und Bier täglich hinzog, — war auch eine Fahrt nach Lauchstädt, dem lieblichen Badeorte, wo die weimarische Schauspielertruppe im Sommer ihre Vorstellungen gab. Neumann, Marwitz, ich und noch zwei Andere bestiegen an einem schönen Tage zusammen ein Wägelchen, das uns auf den schlechten Wegen, mit Hülfe eifrigen Gesprächs, noch schnell genug an Ort und Stelle brachte. Die schattenreichen, breiten Anlagen, einladende Gebäude, und bunte regsame Gesellschaft überraschten uns wie eine erquickliche Oase in der Oede der zurückgelegten und nochmals zurückzulegenden Stunden und Räume. Wir trafen, wie dies an Theaterabenden gewöhnlich war, noch viele Hallische Gäste dort, so wie auch aus Leipzig, Merseburg und Weimar der Besuch nicht fehlte. Unsre Hoffnung Goethe'n zu finden, blieb aber leider getäuscht. Um so eifriger waren wir, seine Eugenie zu sehen, welche zu unsrer Freude, statt eines angekündigten anderen Stückes gegeben wurde. Arnim, der auch mit Gesellschaft gekommen war, fand sich zwischendurch zu uns, und unser gemeinsames Vergnügen wurde noch durch den Reiz erhöht, welchen die anmuthige Erscheinung der Demoiselle Jagemann aus Weimar für uns hatte; sie war nicht zum Mitspielen, sondern nur als Zuschauerin gekommen, da sie jedoch mit Arnim wohl bekannt und von ihm lebhaft empfangen war, so hatten auch wir näheren Gewinn von ihrer Gegenwart. Das Stück wurde vortrefflich gegeben, die Hauptrollen mit leidenschaftlicher Wirkung, das Ganze mit einem schönen Maße und wohlthätiger Ordnung, daß man alsbald fühlte, über diesem Kunstwesen müsse großer Verstand und tiefe Bildung mächtig schalten. Graff als Herzog, Madame Wolf als Eugenie, machten einen tiefen Eindruck, der auch die sonst laute Studentenschaar zu aufmerksamer Stille bezwang. Ueberhaupt thaten Schauspieler und Zuhörer beiderseits ihr Bestes, und das kleine Haus, von dessen Erbauung uns Goethe so antheilvollen Bericht giebt, konnte in der That ein Musentempel dünken, in welchem Sinn, Anstand und Zusammenstimmung des Oertlichen wie des Spiels, den Mangel reicherer Mittel völlig vergessen machten.

Die Verbindung mit den entfernten Freunden litt bei den neuen Bekanntschaften auf keine Weise; mein in jedem Sinne lebhaftester Briefwechsel fand mit Hamburg statt, sowohl mit Fanny Hertz, die sich als die theilnehmendste Freundin erwies, und deren Briefe, so wie die meinigen, wären sie nicht verbrannt, mich jetzt in die ganze Fülle jener Lebenstage am reichsten zurückversetzen könnten, als auch an meine Schwester, welche mit jener in wachsendes Vertrauen und Bündniß getreten war. Auch an Lüders, an Reinhold und Gurlitt versäumt' ich nicht zu schreiben. In Berlin waren Madame Cohen, Bernhardi und Eberty unserm gemeinschaftlichen Andenken theuer und anregend, und mit Theremin, der dort wieder aus Genf und Paris eingetroffen und Erziehungsaufseher in einem polnischen Hause geworden war, entspann sich ein eifriger Verkehr. Am wenigsten wurde Chamisso vergessen, der in Hameln seiner verlangten Entlassung aus dem Kriegsdienst ungeduldig harrte, und dann unverzüglich zu uns zu kommen dachte. Er hatte in Renndorf die Bekanntschaft des Barons und der Baronin von Fouqué gemacht, und uns von dem Ehepaar viel Liebes mitgetheilt. In seinen Planen und Absichten wurde er auch von dieser Seite nur bestätigt, da Fouqué ebenfalls das Kriegswesen verlassen, und sich ganz der Dichtkunst ergeben hatte. Der Sommer war indeß stark vorwärts geschritten, und die Antwort auf das eingereichte Abschiedsgesuch kam nicht, aus sehr natürlichem Grunde, denn dasselbe war bei dem Obersten unbefördert liegen geblieben, und mußte wiederholt werden. Aber in der Zwischenzeit hatten die politischen Aussichten sich wieder getrübt, und die Möglichkeit eines Krieges war näher getreten, der Abschied, welcher früher ohne Schwierigkeit zu erlangen geschienen, wurde jetzt verweigert, und Chamisso war gezwungen, wenn er nicht auffallende und ihn manchem Mißurtheile aussetzende Schritte thun wollte, eine entschiednere Wendung der Dinge, in seiner bisherigen Lage ferner abzuwarten. Er und wir mußten uns in das Unvermeidliche, wenn auch noch so unwillig fügen, und hofften nur, daß die Ungewißheit nicht lange dauern würde. Unser Briefwechsel aber diente zugleich unsrer litte=

rarischen Thätigkeit, denn ich hatte mit Chamisso die Fortsetzung des Almanachs und mit Neumann die Herausgabe einer andern Sammlung von Aufsätzen im Sinn, wozu wir die angemessenen Beiträge verabreden und einfordern mußten. Chamisso ließ uns Verse und Prosa nicht fehlen, Bernhardi gab ein humoristisches Todtengespräch, meine Schwester, eine wohlgearbeitete Novelle, und Reinhold und Theremin versprachen Gedichte, so wie auch Fouqué, der mir durch Bernhardi ein Exemplar seiner eben erschienenen dramatischen Historie vom Ritter Galmy übersandt, und mir durch ein solches unverhofftes Ehrengeschenk, an welches ein brieflicher Verkehr sich sogleich anschloß, keine geringe Freude gemacht hatte. Zwar der Almanach kam nicht zu Stande, weil der hamburgische Buchhändler der unentgeldlich angebotenen Waare mißtraute, gern aber verlegte er die andre Sammlung, welche er sogar mit einem Friedrichsd'or den Bogen honorirte. Manche der dem Almanach bestimmt gewesenen Gedichte mochten wir ungern zurücklassen, und schoben sie daher zwischen die andern Aufsätze ein, da der gewählte Titel: „Erzählungen und Spiele“, jede Mischung erlaubte; wir handelten darin ganz naiv und arglos, und waren einigermaßen betroffen, aber doch gleich mit dem Witze des Schicksals einverstanden, auf welchen Chamisso aus der Ferne uns erst aufmerksam machen mußte, daß durch unsre Anordnung der genarrte Verleger nun dennoch druckte und sogar bezahlte, was er umsonst nicht gewollt hatte.

Ich zeigte mehreres zum Druck Bestimmte vorher Schleiermacher'n, und erbat sein Urtheil und seine Rathschläge. Neumann's Uebersetzungen aus dem Italiänischen des Boccacio und Machiavelli, konnten als zu wörtlich der fremden Sprache folgend, und daher die deutsche verrenkend, keinen förmlichen Beifall erhalten; allein so überwiegend neigte die von Voß und Wilhelm Schlegel in Gang gebrachte Uebersetzungskunst, zu der auch Schleiermacher bei seinem Platon sich bekannte, auf Nachbildung äußerer Formen hin, daß jene Mißgebilde, welche später in Woltmann's Tacitus sogar noch überboten wurden, als äußerste Versuche noch immer des Druckes werth dünkten. Ein Mährchen von Chamisso

fand Schleiermacher sehr schön, und lobte auch ein dramatisches Spiel von mir, welches in künstlichen Formen einen erzwungenen Stoff mit einiger Gewandtheit verarbeitete. Früher schon hatte er meine Uebersetzungen der Epigramme Platon's mit Wohlgefallen aufgenommen, und mit genauer Sorgfalt mir manche Verbesserung angegeben. Der Beifall und die Aufmunterung eines solchen Meisters waren mir unschätzbar, und ich verhehlte nicht, mit welchen heißen Empfindungen ich hier mich anzuschließen begehrte, wo mir solche Gunst und Förderung schon gewährt wurde. Dergleichen sentimentale Bezeigungen wies die sonst kühle Besonnenheit Schleiermacher's gar nicht ab. Je mehr ich aber unter Einwirkung seines Umgangs und seiner Vorträge in eigner Bildung fortschritt, desto mehr empfand ich Zurückhaltung und Scheu, meine Verehrung in jener anspruchsvollen Weise nach augenblicklichen Aufwallungen darzulegen; durch steigenden Gehalt und tiefere Innigkeit wurde meine Ehrfurcht nur bescheidener und schweigsamer. Dies aber wurde von Schleiermacher unglücklicherweise verkannt, die Veränderung entging ihm nicht, allein er schob sie irrig auf selbstische Kälte und hoffährtigen Dünkel, welche mein besseres Gefühl verdrängten. Er äußerte etwas dieser Art, Löbell erfuhr davon, ich weiß nicht wie, und machte eine gehässige Klatscherei daraus, die mir durch Neander endlich zu Ohren kam. Kein größeres Unrecht konnte mir widerfahren, ich empfand es gekränkt, aber mehr noch empört, und stand jetzt nur um so trotziger in dem Scheine da, welchen zu zerstreuen ich um keinen Preis auch nur die kleinste Bewegung gemacht hätte. Daß zugleich meiner vielen und schönen Kenntnisse gedacht worden, und Schleiermacher gemeint hatte, sie machten mich hoffährtig, erregte mein bitteres Lachen, denn ich fühlte tief die Unzulänglichkeit alles meines Wissens, sah mich in vielem hinter den gemeinsten Anfängern zurückstehen, glaubte nie genug zu thun, um die beschämenden Blößen zu decken, deren ich mir bewußt war. Meine Hochachtung für Schleiermacher wurde jedoch durch dieses Begegniß nicht geschwächt, noch mein Benehmen gegen ihn seitdem verändert. Auch wandte er sich bei nachfolgenden Gelegenheiten auszeichnend

und traulich zu mir, indem er zugleich gegen Andere meine Gesinnung und meine Fähigkeiten rühmte; aber dennoch warf jenes erste unglückliche Mißverstehen den Keim einer Unvereinbarkeit zwischen uns, welche in der Folge neue Irrungen nur um so leichter entstehen ließ.

Von Berlin her war die Gründung eines besondern Gottesdienstes für die Universität betrieben, und so weit gefördert worden, daß diese Anstalt am 3. August, dem Geburtstage des Königs, wirklich eröffnet werden konnte. Eine leerstehende, bisher zu andern Zwecken gebrauchte Kirche, war der Akademie überwiesen, und Schleiermacher zum akademischen Prediger bestellt. In jetzigen Tagen würde sich niemand über eine solche Einrichtung wundern, sondern die meisten sie ganz in der herrschenden Ordnung finden, und mancher vielleicht mit jammerndem Rückblick auf die arge Vergangenheit sogar die Frage aufstellen, wie man bis dahin ohne dergleichen nur habe bestehen und einen solchen Mangel verantworten mögen? Man muß aber in die Stimmung von damals sich zurückversetzen, um zu begreifen, welch auffallende Neuerung und welch gewagter Versuch diese Sache war. Das Christenthum war durch philosophischen Anschluß und poetische Behandlung in der letzten Zeit allerdings wieder zu größerem Ansehn gekommen, aber deßhalb glaubte man doch der kirchlichen Seite noch völlig fremd bleiben zu dürfen. Es gehörte der ganze Ruf Schleiermacher's, als eines tiefdenkenden, geistreichen, gelehrten Mannes dazu, um ein solches neues Predigtamt bei Ehren zu halten, indem Professoren, Bürger und Studenten, deren Mehrzahl sich kaum einfallen lassen konnte, eine fromme Erbauung zu suchen, nun doch insgesammt gewiß sein durften, eine durch Scharfsinn und Gewandtheit merkwürdige Rede zu vernehmen. Wirklich war die Kirche gepreßt voll, und eine angemessene Stille ehrte den Redner, der aber die herrschende Stimmung seiner bunten Gemeinde so gut kannte, daß er einen höheren Standpunkt, auf welchen er sie zu erheben wünschte, gleich durch die Wahl des Textes andeutete, und über die Worte des Apostels Paulus predigte: „Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht

Alle, die daran glauben." Man hörte ihn aufmerksam und ehrerbietig an, und versprach sich, diese würdige Unterhaltung fortzusetzen, in welcher wir näheren Jünger eine segenreiche Kraft schon lebendiger verspürten. In der That hatte die Sache guten Fortgang, und das religiöse Element, auf dessen Hervorrufung Schleiermacher seine ganze Kraft richtete, gewann mehr und mehr Boden, indem auch die hiefür empfänglichen Gemüther sich eifriger heranzogen, und die blos aus Bildung oder Neugier Zuhörenden, mehr und mehr abfielen.

Ich versäumte diese Vorträge nie, wiewohl mich kein eigentlich religiöses Bedürfniß zu ihnen zog. Ich wüßte keinen Abschnitt meines Lebens, in welchem ich der Innigkeit frommer Empfindungen ganz entbehrt hätte, ein geheimes Erkennen und Verehren der göttlichen Macht und Liebe hatte mich selbst in den Anwandlungen des Uebermuthes und Hasses nie verlassen; ich führte meinen Gnadenbrief, um hier so zu sprechen, wenn auch zusammengedrückt und zerknittert, stets bei mir, und er konnte jeden Augenblick wieder entfaltet werden. Allein keine meiner Beziehungen zur Frömmigkeit hat jemals einer Kirche sich wahrhaft verknüpfen wollen; die katholische hatte mir von Kindheit an nur Eindrücke des widrigsten Aberglaubens und der schnödesten Verkehrtheit gegeben; die protestantische schien mir den Glauben, mit welchem sie sich noch trug, entbehren zu können, und was dann übrig blieb an guten Lehren und Bildern, pflegt wahrlich trocken und nüchtern genug zu sein. In dem Zwiespalte der Vernünftelei dieser Kirche und des Aberglaubens der katholischen schien das religiöse Gebilde völlig entschwunden; das Reinsittliche konnte ohne solche Unterlage für sich recht gut bestehen, und die Gottergebenheit war auch aus der Philosophie herzuleiten, womit die vorchristlichen Weisen der Griechen und Römer sich ohnehin hatten behelfen müssen. Die geschichtlichen Gestalten der weltlichen Erscheinungen des Christenthums durften am wenigsten anziehen, sie hatten zu der verkündigten Liebe nur allzu oft kein andres Verhältniß, als die Schreckenszeit der französischen Revolution zu den Verheißungen der Freiheit und Gleichheit, und mir war schon früh aus

den Betrachtungen des Weltganges das Ergebniß unzweifelhaft, daß dieses hierarchische Christenthum sich überlebt habe und völlig weichen müsse, während der geistige Hauch und die liebliche Wärme der ursprünglichen Lehre freilich zu ewigem Fortwirken berufen seien. In diesem Sinne verfuhr auch Schleiermacher, und sein unverhohlenes Bestreben ging hauptsächlich da hinaus, die Religionslehre von dem Buchstaben der Bibel ganz unabhängig zu machen. Nicht anders, als dieses mein Verhältniß in Betreff der Religion, habe ich das der meisten Menschen gefunden, die ich während meines Lebens gekannt habe, der Vornehmen und Geringen, der Starken und Schwachen, und oft genug, wenn irgendwo sich eine Wunder- und Offenbarungsgläubigkeit noch behaupten wollte, ergab ein näheres Erprüfen, daß hiebei nur ein täuschender Schein waltete. Die kleine Zahl derer, welche ganz im Schooße des unbedingten Glaubens ruhen, konnte gegen die ungeheure Mehrheit schon nicht mehr in Betracht kommen, welche mit den Füßen allenfalls noch auf den alten Vorstellungen weilt, das Haupt hingegen längst von denselben abgewendet hat. Und wenn ich nicht nur auf den Glauben, sondern auch auf den Wandel und die Werke sehen wollte, so durft' ich mit allem Rechte gegen meine jüngern Freunde und auch gegen Steffens und Schleiermacher die ärgerliche Forderung aufstellen, man möchte mir doch einmal Christen zeigen, denn ich hätte deren leider noch keine getroffen, wenn ich nicht etwa ein paar fromme Juden so nennen sollte, die ich in Armuth und Verachtung nicht nur streng rechtschaffen, sondern auch gottergeben und milde ihren Bedrückern Liebes erzeigen gesehen. Durch meine fortgesetzte Aufmerksamkeit bei Schleiermacher und durch die nachziehende Macht seiner Lehrweise fand ich mich jedoch hier zum erstenmale aus der weiten Breite meiner Religionsansichten zu den Schranken einer bestimmten Kirchenlehre hingeleitet, und es gelang mir einigermaßen, das protestantische Christenthum, so weit ich es kannte, im Sinne des Bedürfnisses und der Empfindungen, die mir ursprünglich gegeben waren, aufzufassen. Allein schon verlautete, diese Lehre sei keineswegs die altbeglaubigte und anerkannte, und ich konnte mir nicht

verhehlen, daß ich selber das Bedürfniß und die Empfindungen, die mir ursprünglich gegeben waren, ergänzend hinzuthun mußte. In diesen lag mir aber die sicherste Ausgleichung für manches Vorgetragene, dem in seiner glänzenden Ausstattung geistig zu widerstehen ich nicht gerüstet war, das aber gleichwohl in mein Gemüth nicht eindrang. So hielt Schleiermacher unter andern eine gewaltig fortreißende Predigt über das Sterben, in welcher die Verneinung persönlicher Fortdauer nach dem Tode von den lichtvollsten Gedankenreihen umhüllt war, die sich gleichsam zum Ersatz jenes abgewiesenen Trostbildes herandrängten; ich ließ mich eine Zeit lang überreden, jenes Verneinen, dem auch die Naturphilosophie ihrerseits kühn zustimmte, sei die Wahrheit, und ich fühlte, nach einigem Schrecken, den eine so neue, bisher nie an meine Seele gelangte Ansicht wohl erregen durfte, mich bei ihr alsbald so beruhigt, wie ich es vorher gewesen war; allein mit besserem Fug und Recht, als in ihr selbst lag, denn es dauerte nicht lange, so wurde ich gewahr, daß ich die neue Ansicht nur als solche gefaßt, sie aber nicht als Ueberzeugung in mein Innerstes aufgenommen hatte, sondern im Gegentheil, während ich mich zu ihr zu bekennen meinte, der feste Glauben an die Unsterblichkeit der Seele mir im tiefsten Wesen unerschütterlich fortlebte. So ging es mir auch mit andern Lehrsätzen, bei denen mehr eine geistige Entwickelung, und oft nur eine dialektische Gewandtheit im Spiele war, kaum aber ein wahrhaft religiöser Inhalt zur Sprache kam, daher denn auch dieser für seine anderweitige Entwickelung glücklich frei blieb.

Diese Schleiermacher'schen Predigten waren kaum im Zuge, als uns die Religion auch von einer ungewöhnlichen Seite und in einer ganz besonderen Zubereitung nahegelegt und angetragen werden wollte. Zacharias Werner hatte seine Weihe der Kraft geschrieben, und Iffland sie in Berlin auf die Bühne gebracht. Der Dichter wollte die Religion, welche an und für sich als unschmackhaft und bitter, so häufig nicht mundete, mit Hülfe eines guten Geschmacks, den er hinzumischte, dem Publikum eingeben, und hoffte bei dieser Gelegenheit auch seine vorräthigen ästhetischen Gaben

nur um so besser an Mann zu bringen. Die „Söhne des Thals“ und das „Kreuz an der Ostsee“ waren schon in diesem Sinne gearbeitet. Ein Schritt weiter, und Luther stand auf der Bühne, wo er in jedem Fall von Wirkung sein mußte; um diese jedoch auf's äußerste zu verstärken, hatte der Verfasser dem tüchtigen und derben protestantischen Helden ein kindisches Beiwerk von mystisch sein sollender Tändelei zugesellt, wie solche wohl auf der untersten Stufe katholischer Bildung, grobsinnlich dargeboten wird. Dies Beiwerk war ihm eigentlich die Hauptsache, die er nur noch nicht eingestehen wollte, auf dem Theater aber galt vorzüglich die Rolle Luther's, oder vielmehr in ihr Iffland, der sie mit Meisterschaft darstellte. Jetzt kam er mit dem Manuskript nach Halle, und da hier keine theatralische Aufführung möglich war, so las er das ganze Stück gegen ein mäßiges Honorar vor. Alles war neugierig und drängte sich heran. Iffland las vortrefflich und ärntete besonders in seiner eignen Rolle, die er aus dem Gedächtnisse hersagen konnte und größtentheils wirklich spielte, lauten Beifall. Diesen Beifall auch dem Stücke selber anzueignen, waren im Anfang manche Stimmen sehr bemüht; Reichardt, der bei neuen Dingen stets voran war, und seine Unterstützung dem Landsmanne Werner, Ifflanden, und dem ganzen Vorgange schuldig glaubte, drängte sich umher, und munterte zur Bewunderung auf; Madame Elise Bürger, die eigends wegen dieser Vorlesung nach Halle gekommen war, sprach ihr Entzücken mit dem Nachdruck einer Kunstverwandten aus, welche sich nicht scheute in solcher Versammlung ziemlich laut zu reden, da sie schon gewohnt war als Hauptperson selber einem ähnlichen Zuhörervolke muthig dazustehen. Dergleichen Fürsprache und Bemühen gab sich aber nutzlos Blößen, und schadete sogar, das Stück mißfiel, auch dem natürlichen Sinne der meisten Studenten, wir Freunde ließen uns hart darüber aus und hatten die Befriedigung, unsre Urtheile durch höhere Autoritäten sofort bestätigt zu finden. Reichardt, nachdem er inne geworden, woher und wie stark der Wind wehte, zog die Segel wieder ein, und that dies, wie er pflegte, mit guter Art, indem doch immer einige Punkte

übrig blieben, an welchen ein Lob des dramatischen Talents, der guten Verse, und anderes der Art haften konnte, die Meisterschaft Iffland's aber ohnehin kaum bestritten wurde. Werner hatte schon vor längerer Zeit durch einen Brief an Chamisso voll der albernsten und frechsten Fratzen uns widrig abgestoßen, indem er uns heftig anzuziehen wünschte. Die Zeichen unsres Polarsternbundes waren ihm aufgefallen, er hatte sich danach erkundigt, hielt uns für eine gute Beute, und glaubte ein solches noch ziemlich loses Bündel frischer junger Leute für seine Zwecke besser zusammenschnüren zu können. Dieses Gelüst, unsre Oberleitung zu übernehmen, zog ihm nur zu, daß ich durch scheinbare Hingebung ihn zu mystifiziren beschloß, und in diesem Sinne auch an ihn schrieb. Was weiter hierin zu verschiedenen Zeiten erfolgte, ist bereits im Zusammenhange auf einem besondern Blatt aufgezeichnet, das künftig irgend einzuschalten sein wird.

Die Kriegsgerüchte und Truppenbewegungen hatten schon den ganzen Sommer mit schwächeren Friedensaussichten abgewechselt, bis diese, nachdem Napoleon durch Stiftung des von ihm abhängigen, und offenbar gegen Preußen gerichteten Rheinischen Bundes tief in Deutschland hinein festen Fuß gefaßt, völlig schwinden wollten, und in Preußen alles, was eine Stimme hatte, heftig nach Krieg verlangte. Reichardt war nicht der Letzte und versuchte sich in Kriegsliedern, die an den preußischen Grenadier nicht eben vortheilhaft erinnerten; es wurde den Oesterreichern darin sehr unziemlich vorgehalten, man habe im vorigen Jahre bei Ulm wohl gesehen, daß sie keine Preußen bei sich gehabt. Auch Achim von Arnim dichtete eine Anzahl Lieder von politischem Inhalt, und ein Lied auf den Rheinbund, das er mir vorlas, war in der That von glücklichster Tonart und schönster Laune. Preußische Truppen, welche sich allmählig gegen Süden und Westen zogen, waren in und bei Halle zu sehen, und erhöhten das Vertrauen und die Lust zum Kriege. Einige Hitzköpfe geriethen völlig in Wuth, wenn man einen friedlichen Vergleich noch für möglich halten, oder die Ueberlegenheit der preußischen Kriegsmacht über die französische nicht unbedingt annehmen wollte. Ich erinnere mich, daß ich mit

dem Geheimen Rath Schmalz über den Markt ging, und ein Offizier ihn mit Neuigkeiten ansprach, daß der Krieg nun entschieden sei und nichts den tollen Bonaparte mehr vom Untergange retten könne. Als ich von französischen Generalen sprechen wollte, fiel er heftig ein: „Generale? wo sollen die herkommen? wir Preußen haben Generale, die den Krieg verstehen, die von Jugend auf gedient haben, jene Schuster und Schneider, die erst durch die Revolution etwas geworden, können vor solchen Männern nur gleich davonlaufen. Ich bitte Sie um Gotteswillen, sprechen Sie mir nicht von französischen Generalen!“ — Das war mir zu arg, ich erwiederte kurz, die wahren Generale seien gerade die, welche es trotz ihrer Geburt oder ihres früheren Standes durch den Krieg geworden, sie kämen überall her, vom Dreschflegel, von der Elle, sogar zuweilen vom Paradeplatz und vom Wachtdienst, aber von letztern beiden wohl am wenigsten gewiß. Der Mann sah mich mit grimmigem Erstaunen an, Schmalz aber, der als heftiger Preuße doch jenes Unsinns sich schämte, trat eilig vermittelnd auf, bestätigte jedoch im Allgemeinen die letztere Aeußerung, indem er sie zugleich milder einkleidete, und das ungebärdige Gespräch verlief sich zuletzt in einem Schwall nutzloser Redensarten, unter denen man sich trennte.

Die Truppenzüge dauerten fort, in Halle nahm der General Graf von Wartensleben sein Quartier, und es hieß, seine Mannschaft würde fürerst in dieser Gegend stehen bleiben. Wir waren Freitag Abends wie gewöhnlich bei Schleiermacher beisammen, und besprachen diese Dinge, als wir unerwartet durch die Nachricht gestört wurden, am nächsten Sonntage werde Schleiermacher nicht predigen können, indem der Graf von Wartensleben sich die akademische Kirche habe überweisen lassen, um ein Magazin dort unterzubringen, und man fange bereits an, Säcke hineinzuschaffen. Schleiermacher war äußerst betroffen, er sah die kaum eingerichtete Anstalt, welche so reichen Segen verhieß, durch die Widerwärtigkeit im Beginn, und auf weit hinaus gehemmt, denn man konnte voraussehen, daß auch mit dem Abzuge der Truppen die Fortschaffung des Magazins noch keineswegs

erfolgen würde. Der Magistrat war beeifert gewesen dem General diesen schon früher zu solchen Zwecken gebrauchten Raum anzuweisen, der Prorektor hatte dazu die Achseln gezuckt, und so schien die Sache für diesmal nicht mehr zu ändern. Während nun alle in größter Aufregung den Fall besprachen, über die Willkür der einen und die Lässigkeit der andern Behörde sich ausließen, und was zu thun sei, hin und her riethen, regte sich in mir ein rascher Thattrieb, ich hatte schnell einen Plan gemacht, schlich mich im Stillen fort und eilte zur Ausführung. Es war offenbar, daß beiderlei Behörden den akademischen Gottesdienst für etwas Gleichgültiges angesehen hatten, dies sollte widerlegt werden durch den Eifer der Studenten selbst, welchen aufzuregen ich mich unterfing. Nichts Durchgreifendes aber konnte geschehen ohne die Landsmannschaften, mit denen ich keine Verbindung hatte, und zugleich war kein Augenblick zu verlieren, denn bis zum nächsten Sonntage war nur noch ein Tag übrig. In dieser Noth wandte ich mich zunächst, um nur Namen und Wohnung der Senioren der Landsmannschaften zu erfahren, an die Frau Gevatterin, eine unter diesem Namen weit und lange berühmte Obsthändlerin, die ihre Bude auf dem Markte hatte, und schon ganz herkömmlich gleich den Halloren das Vertrauen der Studenten besaß. Diese gute Frau gab mir willig die erwünschte Auskunft und dazu einen Knaben, der mich, da es schon dunkel geworden, die Wege führte. Als ein ganz Fremder mich den Senioren vorzustellen, sie nur zu dem Geständniß zu bewegen, daß sie diese seien, und dann ihre Unterstützung für eine so ungewöhnliche, dazu von einem Nichtbruder betriebene Sache zu gewinnen, dies alles durfte wahrlich für keine Kleinigkeit gelten. Ich weiß selbst nicht mehr, was ich für glückliche Formen fand, und mit welch eindringlicher Beredtsamkeit ich den Gegenstand, von dem ich freilich selber glühend ergriffen war, ihnen als eine Sache studentischer Ehre und Begeisterung vortrug, genug es gelang mir mit dem Ersten, den ich ansprach, und nach so gutem Anfang, auf den ich mich berufen konnte, mit Allen; sie erwiederten mein Benehmen

mit freundlichem Sinn, fanden sich geschmeichelt, daß sie, wie bisher in gemeinen persönlichen Händeln, nun auch in höheren geistigen Dingen angesprochen werden sollten, und sagten ihre kräftigste Mitwirkung zu. Noch am nämlichen Abend war in ihren Händen ein schriftlicher Entwurf, durch welchen die Studirenden bezeugten, wie hohen Werth der akademische Gottesdienst für sie habe, wie schmerzlich ihnen die drohende Unterbrechung sein würde, und schließlich den Prorektor baten, ihr Recht und ihre Wünsche bei der Militairbehörde geltend zu machen. Mehrere Abschriften waren schnell genommen und am andern Morgen durch die Genehmigung der Landsmannschaften empfohlen, in den frühsten und besuchtesten Vorlesungen zur Unterschrift ausgelegt. Gegen Mittag standen schon über sechshundert Namen unterzeichnet. Die Gleichgültigen wurden fortgerissen, die neue Bewegung freute jeden, und selbst viele Professoren lächelten antheilvoll zu dem lebhaften Treiben. Jetzt rief ich Marwitz auf, der nebst Harscher anfangs die Sache nur ungläubig mit angesehen hatte, jetzt aber sich bereit finden ließ, mit noch einem Studenten als Abgeordnete der Gesammtheit die Adresse dem Prorektor zu überbringen, so wie auch dem General von dem Vorgegangenen unmittelbar Nachricht zu ertheilen, denn ich fühlte, daß ich mein persönliches Auftreten hier klugerweise abzubrechen, und auch die Ehre und Verantwortung Andrer in die Sache zu verflechten hatte. Die Abgeordneten wurden sehr gut aufgenommen, und erhielten guten Bescheid; die Kirche konnte zwar so schnell nicht mehr geräumt werden, aber der Prorektor und der General nahmen Rücksprache mit dem Magistrat, der nun nicht umhin konnte, uns den Mitgebrauch der städtischen Kirche zu vergönnen, so daß der akademische Gottesdienst seinen guten Fortgang behalten konnte, und bis zu den Ferien, ich glaube nur ein einziges Mal ausgesetzt blieb. Diese Geschichte, in welcher ich mir allerdings eine rasche und erfolgreiche Thätigkeit anrechnen darf, konnte schon damals auf meinen künftigen diplomatischen Beruf deuten, sie gewährte mir ungemeine Befriedigung, und erwarb auch von Seiten Anderer mir Bei=

fall und Lob. Die Adresse selbst wurde nach Berlin an das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten eingesandt, das sie mit vorzüglicher Gunst aufnahm und in solchem Sinne die Universitätsbehörde darauf beschied; dies erzählte bald nachher in Berlin mein alter Lehrer Nolte mit besonderer Annehmlichkeit, indem er als Rath im Ministerium die Sache zu lesen gehabt, und mich als den Schreiber des Aufsatzes gleich durch meine Handschrift erkannt, und wegen meiner Zuerstunterzeichnung aber auch als den Anstifter des Ganzen vermuthet hatte.

Die kriegerischen Zeitumstände veranlaßten mich noch in einer andern Sache persönlich aufzutreten, aber mit ungleichem Erfolg. Der hamburgische Buchhändler ließ das Buch, welches er von Neumann und mir in Verlag genommen, zu unsrer Bequemlichkeit in Halle drucken, und dasselbe unterlag daher der dortigen Zensur. Nun hatte uns Chamisso eine gute Anzahl Epigramme zugeschickt, in welchen allerlei bittre Scherze auch über die politischen Verhältnisse vorkamen und er nebenher auch seiner kleinen Franken mit Beifall erwähnt hatte, das Ganze sollte Enchiridion heißen, und konnte bei aller Freimüthigkeit mancher Wendungen, noch immer recht gut von einem preußischen Offizier unterschrieben werden. Wir hatten auf die Wirkung dieses Beitrags schon vorzüglich gerechnet, als unerwartet die Zensur ihm das Imprimatur verweigerte. Der Prorektor Maaß war Zensor, und ich eilte zu ihm in der Absicht ihm vorzustellen, daß der Aufsatz von seinem Verfasser, einem preußischen Offizier persönlich vertreten würde, das Buch aber als ein in Hamburg verlegtes gelten müsse, der Druck eben so gut in Halle wie in Leipzig geschehen könne, und der Zensor daher nur gestatten möge, was er doch nicht ganz zu hindern im Stande sei. Er war etwas verwundert, daß ein Student auf diese Weise mit ihm in Erörterung treten wollte, behauptete aber sein Recht der Verweigerung, und gab mir, als ich ihm sagte, ich würde ihn verklagen, selbst die Behörde an, wo ich meine Beschwerde anbringen könnte, worauf ich ihn sehr unzufrieden verließ.

Eine Beschwerde in Berlin durfte wenig Erfolg versprechen, in Leipzig, wo wir den Versuch machten, war auch der Zensor entgegen, und die Bogen in Hamburg drucken zu lassen, wo nur für Zeitungen eine Zensur bestand, schien doch zu umständlich; um daher ohne Weitläufigkeit von der Sache zu kommen, mußten wir uns entschließen, den Beitrag aufzuopfern, wodurch das Buch gerade die paar Floßfedern verlor, mit denen es in der unglücklichen politischen Ueberschwemmung, in die sein Erscheinen gerade fiel, noch einigermaßen hätte schwimmen können.

Die Herbstferien waren unterdeß herangekommen. Marwitz war schon früher nach Friedersdorf, dem bei Küstrin gelegenen Gute seines Bruders abgegangen, um daselbst die Verwaltung zu führen, während sein Bruder als Offizier dem Kriegsdienste zu folgen hatte. Neumann schloß sich mehreren Kameraden an, die einen Ausflug nach Sachsen machten, und ich, von Theremin wiederholt eingeladen, nahm gutes Muthes den Weg nach Berlin, um vor dem Winter und seinem neuen Studien-Anlaufe das Gemüth erst recht wieder in Freundschaft und Muße zu erfrischen. In wenigen Wochen mußten wir in demselben Kreise wieder zusammensein. Keinem fiel ein, daß die Ereignisse unsre Bahn im Geringsten stören könnten.

Daß große Entscheidungen sich vorbereiteten, daran wurde ich doch auf dem ganzen Wege lebhaft genug erinnert, überall begegneten mir Soldaten in größern und kleinern Abtheilungen, Kriegsfuhrwerk, Geschütz. In Treuenbrietzen sah ich den alten Feldmarschall von Möllendorf, der gleichsam als letztes Zeichen des nun nicht mehr zu bezweifelnden Krieges zum Heere abreiste, und ihm als einer der Helden des siebenjährigen Krieges noch die letzten Funken damaliger Thaten zur Entflammung neuen Siegs und Ruhms überbringen sollte. Ich sah ihn aus seinem Wagen heraus dem umstehenden Volke lachend und behaglich die schönsten Verheißungen zurufen, und unter dem Jubel der Menge abfahren. Die Soldaten sangen muntre Lieder, freuten sich, daß es endlich in's Feld ging, und

überall war es lebhaft von Nachzüglern und sonstigen Leuten, die sich dem Kriegswesen anschlossen. Ueber Potsdam hinaus verklang allmählig dieser bunte Lärm, alles lag in ungewöhnlicher Stille, und bei heiterem Sommerwetter durfte ich meine wärmsten Empfindungen wieder ungetheilt den Erwartungen zuwenden, die mich persönlich angingen.

Neunter Abschnitt.

Berlin.

Herbst 1806.

Voll freudigen Hoffens, sowohl für die allgemeinen, als für die persönlichen Verhältnisse, kam ich Ende Septembers munter in Berlin an, und herzlich aufgenommen fand ich bei meinem Gastfreunde Theremin eine Reihe der schönsten Tage. Sein bei höchster geistigen Anregung und reichsten Kenntnissen jedem Schulstaub entrücktes, feines und vornehmes Wesen hatte mir stets eine besondre Verehrung eingeflößt, ich stellte ihn sehr hoch, und mir war nie eingekommen, mich als ihm gleich anzusehen. Jetzt aber sollt' ich mich zu ihm ganz emporgehoben fühlen. Die innige Vertraulichkeit, schon durch das Zusammenwohnen behaglichst herbeigeführt, durch rückhaltlose Mittheilungen jeder Art noch besonders zur wünschbarsten Höhe gesteigert, machte mich überaus glücklich. Schon gleich Morgens beim Erwachen, da wir dieselbe Stube als geräumiges Schlafgemach theilten, begannen heitre Gespräche, die sich beim Frühstück fortsetzten und oft über den halben Vormittag hinzogen, bis daß ein Geschäft oder sonst ein Vorhaben uns unterbrechen wollte. Mit heißer Begier sog ich des reifen, vielfach eingeweihten jungen Mannes sinnige und wohlgestützte Ansichten und Urtheile über Dichter und Dichtungen, über klassische und romantische Autoren, über die nächste Welt und mitlebenden Personen ein, wie er seinerseits über meine Bemerkungen und Angaben oft das

größte Vergnügen zu erkennen gab. Seine Platonischen Studien, für welche ich den größten Maßstab an den in Halle durch Schleiermacher angeregten mitbrachte, wußt' ich selbst durch diesen mit Achtung anerkannt, und wir überschauten oftmals, lüstern uns in ihnen zu vertiefen, diese fruchtbaren Gefilde des Schönen und Guten. Doch stärker und leichter noch folgt' ich ihm zu der reizenden Arbeit, die er eben vorhatte, nämlich zur Uebersetzung des Romans von Cervantes, die Leiden des Persiles und der Sigismunda. Schon ihn die fertigen Probestücke daraus vorlesen zu hören, mit seiner wohltönenden, biegsamen, meisterhaft durchgeübten Stimme, war ein köstlicher Genuß; nun kamen aber noch die Erörterungen des Einzelnen, die Abschweifungen auf Nahes und Fernes, die Rückblicke auf eigne Arbeiten, und überhaupt die tausendfachen Bezüge eines solchen zur litterarischen Begeisterung werdenden Geschäfts; wir überlegten gemeinsam die Uebertragung mancher schwierigen Stelle, besonders der eingestreuten Verse, wobei ich mich in das Spanische einleiten ließ; wir prüften die sich darbietenden Sprachformen, und erfreuten uns oft wie an einem Wunder an dem kunstvoll erlangten Abbilde, daß der Uebersetzer nicht selten mit Verwerfung des Genügenden noch in's Vollkommenere zu steigern wußte; so konnte meine lebhafte Theilnahme ein Werk allerdings fördern helfen, zu dem im Uebrigen mir alles gefehlt haben müßte.

Was unsre Vertraulichkeit aber mit noch tieferem Reiz ausstattete, waren die Bekenntnisse, welche wir uns gegenseitig von unsern Herzensangelegenheiten machten. Theremin sprach mit dem raschen und feurigen Eifer einer in sich zwar befriedigten, aber im äußern durch vielfachen Zwang gestörten, noch durch kein Freundesvertrauen aufgenommenen Neigung von seinem leidenschaftlichen Verhältnisse zu Madame Sophie Sander, bei der er auch nicht säumte mich einzuführen, und zwar gleich in aller glänzenden Gunst eines mitwissenden und zustimmenden Vertrauten. Er hatte die Bekanntschaft dieser Dame durch seinen Freund Adam Müller gemacht, dem er ein allzu genauer Nachfolger schon zum zweitenmale wurde.

Adam Müller hatte nämlich vorher einen ernstlichen Liebeshandel mit Madame Vogel geführt, und nicht geruht, bis auch sein Freund bei ihr ein- und ausging und von ihren Vorzügen durchdrungen war. Der Freund aber war nun bald ein Nebenbuhler geworden, und knüpfte um so leichter seine Fäden an, als bereits jene früheren sich lösten, indem Adam Müller eben damals Madame Sander kennen lernte, und sich ganz wohl dabei befand, aus dem alten Verhältnisse durch Eintreten eines lieben Freundes so glatt und sanft abzuscheiden. Unklug unterhielt er diesen jedoch fortwährend auch von seiner neuen Anbetung wieder, machte ihn der Ueberschwenglichkeit der neuen Geliebten kundig, stellte, noch unklüger, ihn mit ihr in vertrauliche Beziehung, und übergab, im höchsten Grade unklug, zur Zeit eines ihm selbst auferlegten Verreisens, jenem die Sorgfalt für das ganze Verhältniß. Theremin sollte durch seinen angenehmen, und bei anderweitiger Herzensbeschäftigung hier unschädlichen Umgang die schöne Dame möglichst unterhalten, die vorhandene Neigung nähren und schüren, jede gefahrvolle Bewerbung durch seine Gegenwart abwenden. Wiefern überhaupt die Freundschaft im Fordern so weit gehen dürfe, von einem Verliebten, außer seiner eignen, auch noch die Abwartung einer fremden Liebe zu verlangen, mögen Andre ausmachen, im gegebenen Fall aber war die Aufgabe sicherlich zu groß. Das Uebergewicht des neuen Zaubers über den alten wirkte für Theremin, wie es für Adam Müller gewirkt hatte, und die arme Madame Vogel, einmal bestimmt von Madame Sander beraubt zu werden, verlor an sie den zweiten Anbeter wie den ersten. In der Folge sollte sie nochmals einen Freund Adam Müller's in ihrem höchsten Vertrauen hegen, den Dichter Heinrich von Kleist, aber dieser hielt treuer bei ihr aus, wenigstens im Tode, denn am Leben beide verzweifelnd, beschlossen sie vereint zu sterben, fuhren zusammen nach Potsdam, und am Ufer eines der dortigen Seen erschoß er sie und dann sich selbst. Dies war aber fünf Jahre später, damals war solche düstre Stimmung ihr noch fern, und Theremin's Entweichen schien sie nicht allzu tief zu schmerzen. Seine neue Bewerbung hatte auch nicht so-

gleich den gewünschten Erfolg. Allein die Macht und das Recht der Gegenwart waren auf seiner Seite; geschickt und ausdauernd wußte er den Abwesenden nach und nach zu verdrängen, sich selber festzusetzen, doch nicht so schnell, um nicht manche Rückfälle überstehen zu müssen, und zu sehen, wie jener noch lange Zeit der geliebtere war, der Eindringlich hatte noch zu kämpfen, als er schon im Besitze zu sein schien, und nur erst, als jener gar nicht wiederkam, siegte er zuletzt völlig.

Diesmal indeß wollte Adam Müller, der doch bereits auch wieder auf neuen Herzensgewinn ausging, keineswegs friedlich in den drohenden Verlust einwilligen. Als er durch den veränderten Ton der Briefe, welche immer weniger heucheln konnten, zuerst merkte, was vorging, schrie er laut über Verrath, zürnte und schalt; aber vergebens! Da er nicht alsbald persönlich erschien, blieben seine schriftlichen Ausbrüche wirkungslos, und seine Sache fiel nun schneller in Nachtheil, je unbequemer sie wurde. Jetzt war sein Name schon mehr als vergessen, er war ganz gleichgültig. Theremin erzählte mir die Geschichte mit behaglichem Genügen und kunstvoller Darstellung, wie die schönste spanische Novelle, und lachte herzlich mit mir über die von Müller unter andern auch ausgedrückte schwere Drohung, daß er nun auch die Geheimnisse seiner Philosophie vor dem treulosen Freunde zurückhalten werde, und dieser solchen Schatzes unkundig bleiben solle. Diese Philosophie, als Lehre vom Gegensatze durch eine vorläufige Druckschrift schon damals einigermaßen enthüllt, doch nie völlig ausgeführt und bald von dem Urheber selbst wieder aufgegeben, mochte Theremin in ihrer geistreichen Spitzfindigkeit früher vielleicht angestaunt haben; allein jetzt war er schon lange himmelweit entfernt, neben einer schönen Frau solchen problematischen Schatz noch irgend in Rechnung bringen zu wollen. Auch Madame Sander behandelte die ganze Sache jetzt mit Heiterkeit, und mit einer sanften, reizenden Perfidie, die ihr ungemein artig ließ, lud sie mich eines Abends scherzend ein, ich solle mich durch Theremin doch nun auch mit Madame Vogel bekannt machen, und in sie verlieben. „Alsdann", fügte sie mit lau-

nigem Seitenblick auf jenen Dabeistehenden hinzu, „gehen Sie auch mir nicht verloren, denn die dortigen Anbeter werden unfehlbar die meinigen; es ist einmal so, wiewohl ärgerlich genug, denn ich sehe nicht ein, warum einer nicht eben so gut gleich bei mir anfangen könnte?“ Wegen dieser mit mir ihm gedrohten Zukunft wußte sich Theremin, so gut wie wegen der Müller'schen Vergangenheit, nun wohl hinlänglich sicher, denn er war bereits, und Madame Sander durch ihn, ausreichend unterrichtet von meinen Verknüpfungen in Hamburg, und erkannte deutlich genug, daß hier keine Gefahr walte. Ihm war von andrer Seite Unlust und Schwierigkeit bereitet. Der Buchhändler Sander, zwar von Geistesverwirrung befallen, besorgte doch noch selber seine Handlung und sein Haus, wozu auch sein Zustand ihn theilweise recht gut befähigte. In diesem Verhältnisse wurde er selbst und seine Freunde der armen Frau durch Zumuthungen und Rathschläge äußerst lästig. Theremin sah seine täglichen Besuche widerwärtig angesehen, und sich zu mancherlei Rücksichten und Erduldungen genöthigt. Von Zacharias Werner's unbescheidener Einmischung in diese Ehesachen und Theremin's bittrem Groll darüber ist schon anderwärts gesagt, ich ließ es meinerseits an ermuthigender Zustimmung und Erregung gegen die Zwingherren nicht fehlen, und lud mir überhaupt alle herkömmliche Last eines redlichen Vertrauten fleißig auf.

Außerdem brachte ich viele Zeit in der Cohen'schen Familie zu, wo mannigfaches Leid fortwucherte. Ich besuchte ferner Fichte, Bernhardi, Kiesewetter, Reimer, welche insgesammt für den Krieg gestimmt waren, und sich mit Nachdruck patriotisch aussprachen. Ungeduldig harrte man der Nachrichten vom Heere, man sah die letzten Truppen, die zur Reserve unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg gehörten, glänzend und freudig durch Berlin nach der Elbe rücken, und fürchtete nur noch stets, es würde ein unerfreulich und haltungslos geflickter Frieden danach das Schwert abermals in die Scheide bannen. Ganz Berlin nahm an der Aufregung Theil, fast alle Erwartung war Hoffnung, nur selten wagte ein zweifelhaftes oder ängstliches Wort scheu

sich hervor. Das Kriegsmanifest erschien endlich aus Erfurt vom 8. Oktober datirt, und man freute sich, daß wenigstens dieser Schritt gethan war; der heiße Durst nahm ein solches Aktenstück als einen Labetrunk, und gierig wurde er hinuntergeschluckt. Nun aber wurde das Bedürfniß nach weiteren Neuigkeiten, nach Siegesbotschaften, wie man sie zweifellos erwartete, zum wahren Ungestüm; ein seltsamer Zustand war in der That bei dieser heftigen Unruhe des Publikums die unverbrüchliche amtliche Stille, mehrere Tage vergingen durchaus ohne Nachrichten, die Staatsbehörde machte nichts bekannt, auch Briefe und Reisende gaben wenig Aufschluß, aus der verhängnißvollen Gegend, wo man die Heere im Kampfe begriffen vermuthete, schallte kein Laut herüber, die Hauptstadt schien wie abgelöst von dem Hauptquartier, wo die Hoheit und Kraft des Staats wie sein Thun und Interesse sich vereint befand. Diese unerträgliche Dumpfheit und Nüchternheit, in welcher das stolze Prahlen und Verheißen einzelner Militairpersonen sich schon kleinlauter vernehmen ließ, gab alsbald mancherlei bangen Ahndungen, dann den verwirrendsten Gerüchten und unerforschlichsten Sagen Raum, und wurde zuletzt durch die gewaltigsten Schläge furchtbar aufgerissen! Die erste sichre Nachricht, die unsre erwartungsvollen Zweifel traf, war die von dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand, der bei Saalfeld den ungünstigen Ausgang eines übereilten Gefechts, wie man sagte, nicht hatte überleben wollen. Nicht zu schildern ist der Eindruck, den der Verlust dieses liebenswürdigen, thatendurstigen, dem Heer und den Bürgern und auch den Frauen wohlbekannten, der Welt und dem Leben durch die mannigfachsten persönlichen Verhältnisse angehörigen Prinzen allgemein verursachte. Zwar wollten ihn auch jetzt manche Stimmen nur der Unbesonnenheit zeihen, ihm seinen frühen und wie sie glaubten nutzlosen Tod zum Vorwurf machen, aber die Folge zeigte nur zu schrecklich, daß unter den Loosen dieses Krieges einer Persönlichkeit wie der seinen kaum ein würdigeres beschieden sein konnte, und daß er darin vorwurfsloser und beneidenswerther erscheinen durfte, als die meisten seiner Kriegsgefährten.

Der finstre Anfang weissagte nichts Gutes, doch stand im Allgemeinen ein starkes Vertrauen zu den preußischen Waffen noch fest, zwar durch vergebliches Siegsgeschrei mehrmals getäuscht, doch erst durch unläugbare Zuverlässigkeit schrecklicher Entscheidungen völlig niedergeschlagen. Als die unglückliche Botschaft von einer verlorenen Schlacht die Stadt erreichte und durchzuckte, war die erste Regung, die Nachricht nicht anzunehmen, nicht zu glauben, man rannte auf den Straßen hin und her, sammelte sich vor den Häusern, wo die höchsten Staatsbeamten wohnten, besonders in der Behrenstraße vor dem Hause des Generals und Ministers Grafen von der Schulenburg-Kehnert, man drang hinein, man wollte Auskunft, man redete ohne Unterschied Fremde und Bekannte, Vornehme wie Geringe mit Ungestüm an; ganze Schaaren strömten von einem Orte zum andern, je nachdem eine zufällige Aeußerung an einem oder dem andern bestimmte Befriedigung hoffen ließ. Endlich erschien an den Ecken ein gedruckter Anschlagezettel, worin Schulenburg mit kurzen Worten bekannt machte, der König habe eine Bataille verloren, und Ruhe sei jetzt die erste Bürgerpflicht, welcher gutgemeinte, aber ungeschickt dargebotene Zuspruch in der steigenden Bitterkeit der Ereignisse eine traurige Berühmtheit erlangen mußte. Die erste Empfindung im Volke war jedoch die des Muthes und der That. Eine Anzahl junger Leute, durch wackre Fürsprecher geleitet, drangen zu Schulenburg ein, wollten eine Freischaar bilden, begehrten Waffen und Marschrouten zum Heere, und als Schulenburg über dieses Ansinnen in höchster Verlegenheit nur ablehnend, ja verweisend sich äußerte, und zuletzt auch das unbedingte Anerbieten zum gemeinen Soldatendienst mit Verdruß und Widerwillen zurückstieß, meinend, er wisse nicht, was er mit den Soldaten, die er schon habe, anfangen solle, geschweige denn mit neuen, — da mußte freilich jeder klar einsehen, daß in diesen Formen und Bahnen dem Bürgersinn allerdings nichts übrig sei, als das Fallende ruhig fallen zu lassen, und das Verhängte ruhig zu tragen. Auch mein Sinn war in jenen Tagen auf den Kriegsdienst gerichtet, und ich suchte, trotz meiner mahnenden Brustbeschwerden, die

Mittel, diesem Drange zweckmäßig zu genügen, als mir jene Unmöglichkeit gezeigt und damit jedes Vorhaben niedergeschlagen wurde.

Berlin sah nun allen früheren Stolz und alle frühere Kraft sich beugen, alle Hoffnungen schwinden; man sah die Königlichen Kassen, die Hofhaltungen auf dem Schlosse, die höchsten Beamten und manche sonst durch ihre Verhältnisse bemerkbare Personen eiligst einpacken und zum Thore hinaus fahren. Später kam es auch an das Zeughaus, langsam wurden die vorräthigen Gewehre auf Kähne geladen, mit deren Abfahrt auch noch gesäumt wurde. Endlich zog Schulenburg mit den vorhandenen Truppen, einige tausend Mann, nach der Oder ab, nachdem er durch öffentlichen Anschlag die Stadt dem Oberbefehl seines Schwiegersohnes, des Fürsten von Hatzfeldt, überlassen hatte. Die Bürger hielten den Wagen des Abreisenden an: „Ich lasse euch ja meine Kinder hier!" rief er beschwichtigend, und man ließ ihn fahren.

Inzwischen hatte das Gerücht die unglückseligsten Vorfälle Schlag auf Schlag gemeldet, nicht, wie sonst zu geschehen pflegt, vergrößernd, sondern im Gegentheil nur immer schrecklicher und gehäufter enthüllte sich das Unglück. Man erfuhr von den Schlachten von Auerstädt und Jena, von der tödtlichen Verwundung des Herzogs von Braunschweig und des Generals von Rüchel, von der weiteren Zersprengung der Truppen, die sich bei Magdeburg hatten sammeln sollen. Noch glaubte man, die Elbe würde behauptet werden, die noch nicht im Feuer gewesene Reserve wußte man bei Halle aufgestellt; aber schnell entschwand auch dieser Trost, die Ueberbleibsel des Heeres flüchteten schon nach der Oder hin, der Prinz Eugen von Würtemberg war am 17. Oktober durch den Marschall Bernadotte überfallen und geschlagen; die Königin zuerst und bald auch der König hatten die Richtung nach Preußen genommen; die Franzosen waren in Leipzig erschienen, hatten bei Dessau und unterhalb Magdeburg die Elbe überschritten, und drangen von allen Seiten in siegreichen Schaaren heran. Unbeschreiblich ist das dumpfe Entsetzen und angstvolle Harren, in welchem die Hauptstadt

lag; das Furchtbare bestand auch darin, daß man keine Preußen, wenn auch geschlagene und flüchtige nur, wiederkommen sah; das in Stolz und Kraft strahlende Heer hatte man in's Feld rücken sehen, und, als wenn die Erde es verschlungen hätte, sollte an dieses noch ganz nahe Bild jetzt unmittelbar das des Einzugs eines verhaßten und verachteten Feindes sich reihen! Wirklich hatte keine der Heertrümmer nach Berlin gelangen können, sie waren weiter hinaus nordwärts versprengt, und wurden, theils schmachvoll ohne Widerstand bei Prenzlau, theils rühmlich nach tapfrem Kampfe bei Lübeck durch Uebergabe kriegsgefangen.

In Berlin war jetzt nur Noth und Sorge, keine Behörde trat wirksam auf, alles war sich selbst überlassen. Der Fürst von Hatzfeldt bewies sich als rathloser Feigling, und wurde damals schon tief verachtet. Manche Leute, an die feindliche Einquartirung denkend, schafften Wein und gute Kost an, um durch bewirthende Aufnahme den Ungestüm der Krieger zu beschwichtigen; andre, ihrer selbst eingedenk, suchten durch Kartoffelvorräthe die eigne Nahrung zu sichern; eine schwache Hoffnung auf angebliches Heranrücken russischer Truppen hielt manche Personen noch aufrecht, einige gab es auch, die sich der französischen Truppen freuten, unter andern mein Lateinlehrer, Professor Schlosser, der in ihnen noch die alten Freiheitssoldaten sehen wollte, und überdies einen dem Studiren entlaufenen Sohn unter ihnen hatte. Den Professor Friedrich Buchholz beschuldigte man ebenfalls der Freude über den Sieg der Franzosen, deren Kaiser schon längst sein Held war. Auf die Nachricht, daß Hessen-Kassel sich von der preußischen Sache getrennt, und für neutral erklärt habe, beeilte sich Kiesewetter, seine Hausthüre mit dem hiezu von der Erbprinzessin von Hessen, die auf dem Schlosse wohnte, ihm schnell verliehenen Titel eines Hessen-Kasselschen Rathes zu schmücken; doch ohne Gewinn für ihn, denn die Franzosen ließen jene Neutralität nicht gelten, unterschieden Hessen und Preußen nicht, und Kiesewetter hatte mit den Einquartirungslasten, deren ihm keine erspart wurde, noch den Verdruß der verfehlten List und die Schadenfreude der Mitbürger, von denen er sich hatte lossagen wollen, zu

ertragen. Reimer'n sprach ich, als er grade von Johann von Müller kam, der sich ihm ganz rath- und aussichtlos bekannt hatte, alles für verloren hielt, bald flüchten, bald sich verstecken wollte, und nur auf vieles Zureden in Berlin blieb. Fichte entschloß sich kurz und gut, dem störenden Getümmel zu entweichen, er ließ Gattin und Sohn zurück, und reiste mit dem Leibarzt Hufeland, der dem Könige zu folgen berufen war, nach Königsberg ab.

Ich selbst war leidenschaftlich bewegt. Zu dem unmittelbaren Eindrucke der Tagesgegenwart kam auch der nächste Antheil an dem in Halle geschehenen; die Stadt war bei dem Gefecht geplündert worden, und Schleiermacher und Steffens hatten dabei manches eingebüßt, die Universität aber auf Napoleon's Geheiß auseinandergejagt, alle Studenten hatten sich ungesäumt entfernen müssen, Neumann, Harscher, Neander, so viele Andre, mußt' ich mir umherschweifend denken, ohne Hülfsmittel und Ziel. Ein versprengter Student, der nach einigen Tagen ankam, aber leider von meinen Freunden nichts wußte, brachte mir die erste, nachher von mehreren Seiten bestätigte Erklärung des unerwarteten plötzlichen Ingrimms gegen die Universität. Napoleon war am 19. Oktober in die eroberte Stadt eingerückt, und hatte seine Wohnung im Meckel'schen Hause auf dem großen Berlin genommen, die mitgekommenen Truppen waren einquartirt, und nach den stürmischen wüsten Vorgängen schien eben zuerst wieder einige Ruhe und Stille der Nacht einzutreten. Nur die Studenten waren noch hin und wieder aufgeregt, und eine kleine Schaar saß beim Trunk und verhandelte lebhaft die Ereignisse der letzten Tage. Durch Gespräch und Wein erhitzt brachen sie endlich auf, zogen durch die öden dunklen Straßen, kamen zum großen Berlin, sahen die hellerleuchteten Zimmer, wo Napoleon wohnte, und riefen mit burschikoser Tollkühnheit dem Kaiser lustig ein lautes Pereat. Sie stoben sogleich auseinander, die Wache nicht abwartend, aber Napoleon, von dem Sinn des durchdringenden Schrei's unterrichtet, und ohnehin gegen die studirende deutsche Jugend ungünstig eingenommen, befahl die augenblickliche Fortschaffung aller Studenten, und man sagt, der Befehl habe anfangs

auch den Professoren gelten sollen, und die Ausführung sei nur durch Wohlmeinung einiger Mittelspersonen um einen Tag verzögert und dann blos auf die Studenten beschränkt worden. Bei Erzählung dieses unerhörten Wagestücks wurde eines ähnlichen frühern gedacht, wo ein Student zu Halle, mit Kanonen und Stürmer und wirbelndem Tabacksqualm ungestüm anschreitend, den König von Preußen, der ihm zu Fuß begegnete, vom breiten Stein weggedrängt, und auf den verwunderten Nachruf, wer er sei? trotzig und kurzweg nur: „Ein Hallischer Bursch!" geantwortet, darauf aber seinen Weg mit sporenklirrendem Tritt ruhig fortgesetzt habe. Was aber auch der Hallischen Universität den Stoß gegeben haben möge, jener doch noch mit einigen Zweifeln behaftete Streich, oder irgend eine andre Bewandtniß, die Zerstörung selbst griff mir an's Leben; dort hatte ich meine Heimath, meinen Rückhalt für die Zukunft; jetzt war ich ein Vertriebener, ein Flüchtling, ich hatte keinen festen vorgezeichneten Weg mehr, ich mußte Entschlüsse fassen, zu welchen sich fast nur Zweifel darboten. Mitlerweile war auch die Reichardt'sche Familie von Gibichenstein angekommen, die im Augenblicke des sich bei Halle eröffnenden Gefechts eilig die Flucht ergriffen hatte; der Kapellmeister, der sich gegen die Franzosen und Napoleon großer Frevel bewußt war, — man hielt ihn, was genug war zum Erschießen, für den Verfasser des Buchs „Napoleon Bonaparte und das französische Volk", — setzte die Flucht gleich weiter nach Preußen fort; die Familie blieb fürerst in Berlin, durch sie erfuhr ich viel unglückliche Nachrichten, ich war sehr bewegt, und wälzte die unruhigsten Gedanken in mir.

In der allgemeinen bangen Erwartung der Franzosen wollt' ich wenigstens da nicht fehlen, wo man meiner bedürfen konnte. Ich war in einigen Familien, wo grade kein Mann zum Schutze gegenwärtig war, mit Rath und That zur Hand. Vormittags trieb ich mich umher, zu Mittag aß ich gewöhnlich mit Theremin, der auch gern noch einen Theil des Nachmittags mir widmete, bis ihn gegen Abend sein Stern zu der geliebten Freundin führte, wo er Krieg, Politik und alles vergaß. Im Grunde war nur seine

Phantasie von den Ereignissen berührt, nicht sein Gemüth von ihnen getroffen; er sah den Staat überhaupt sehr leicht an, über dessen rohe Formen ein feineres Geistesleben ihn hinausführen sollte. Er machte, wetteifernd mit mir, den Versuch einer Canzone auf den Sturz Preußens, aber sie blieb unvollendet, und er gestand mir mit geheimer Lust, er sehe all den Sturm und Wirrwar nur so an, als habe derselbe nur den einzigen Zweck, daß die französische Kolonie darüber vergäße, sich über sein Verhältniß zu Madame Sander mit bösem Geklatsch aufzuhalten.

Die Franzosen, schon ganz in der Nähe, ließen sich mehrere Tage erwarten; sie waren nordwärts, durch die schnellsten Erfolge fortgerissen, über Berlin schon hinaus, dessen empfangbereites Harren sie kaum ahnden konnten. Endlich am 24. Oktober erschien der Feind, ich hatte den Anblick der ersten Franzosen, welche hereinkamen; ein Offizier im blauen Ueberrock und drei bis vier Jäger zu Pferde ritten Mittags von den Linden her nach der innern Stadt, sie unterbrachen ihren scharfen Trab nur, um ungestüm nach der Munizipalität oder dem Rathhause zu fragen, hießen die andrängenden Personen zurückweichen, und sprengten weiter. Jetzt waren sie also da! Noch zwar hörte man auf der Straße, als sie eben vorüber waren, manche Leute behaupten, nicht Franzosen seien es, sondern Russen, man sähe es an den grünen Röcken, aber eine Viertelstunde später hielt kein Wahn mehr, große Schaaren Reiterei und Fußvolk zogen ein, und am folgenden Tage war die ganze Stadt mit den Kriegsvölkern des Marschalls Davoust angefüllt. Nun begann ein neues Leben in der bis dahin fast erstorbenen Einwohnerschaft. Man athmete auf, als man statt wilder, racheschnaubender Plünderer wohlgeordnete muntre Soldaten fand, die man schon durch Französischreden völlig zu entwaffnen schien, und deren Offiziere sich größtentheils durch höfliche Manieren auszeichneten. Diesen ersten günstigen Eindruck löschten auch spätere rohe Auftritte, die bei den gesteigerten eiligen Bedürfnissen so vieler durchziehenden und theilweise verweilenden Völker sich ereigneten, nicht wieder aus. Man fand noch immer, daß man Gott zu danken

habe, keinen schlimmern Feind zu sehen. Doch machte freilich das nachläßige, ungeputzte, auch wohl zerlumpte Einherziehen der unansehnlichen, kleinen, frech redenden und witzelnden Kerls die an preußische Haltung und Scheinsamkeit gewöhnten Augen gewaltig irre, und man wollte nur um so schwerer begreifen, wie solches Gesindel, — denn dieser Name lag zu nah, — solche Soldaten habe können aus dem Felde schlagen.

Einige Tage später, am 27. Oktober Nachmittags, zog nun auch der französische Kaiser, von dem man schon sagte, er getraue sich nicht nach Berlin herein, an der Spitze seiner Garden von Charlottenburg her in die Stadt. Ich sah den Einzug nicht mit an, ich wollte nicht, Schmerz und Trauer waren zu groß in mir, ich haßte den Sieger, und mochte ihn nicht angaffen. Von Freunden hörte ich, der Volkshaufen unter den Linden, sei gemischt genug gewesen, daß doch theilweise ein Vivat für den Kaiser daraus hervorschallen gekonnt. Aber die Berliner im Ganzen waren keineswegs zu solchem Rufe gestimmt. Bernhardi z. B. sagte mir, er habe genau die Umstände des Einzugs beobachtet, und sich versichert, ein kühler Mann würde leicht Gelegenheit zu einem Mordstreiche gefunden haben; der Gedanke und Wunsch aber eines solchen Versuchs begegnete einem häufig schon damals, und späterhin nur noch häufiger, denn man sah den Kaiser durchaus nicht wie einen mit den andern Fürsten Gleichstehenden an, sondern er mußte für einen rechtlosen Unterdrücker, für einen Räuber und Bösewicht gelten, und diese Meinung empfing ihren stärksten Grimm von derjenigen Seite her, wo man der französischen Freiheit anhing, und ihn als deren Mörder betrachtete, sogar der Haß, den die Royalisten ihm wegen des Todes des Herzogs von Enghien hegten, war minder entbrannt und rächerisch.

Mein Weg führte mich täglich, wenn ich von Madame Cohen aus der kleinen Promenade zu Theremin nach dem George'schen Hause zurückkehrte, durch den sogenannten Lustgarten. Als ich am 27. Oktober Abends wie gewöhnlich diesen Weg nahm, setzte mich ein neues Schauspiel, das sich hier unerwartet darbot, in das wundervollste Staunen. Der

ganze Mittelraum des bis dahin sorgsam geschonten Rasens und selbst der Straßenplatz nach dem Schlosse hin war bedeckt mit unzähligen hellflammenden Wachtfeuern, um welche her die kaiserliche Garde in tausend Gruppen muntrer Fröhlichkeit und Geschäftigkeit sich bewegte. Die mächtigen Feuer beleuchteten taghell die prächtigsten, schönsten Leute, die blanksten Waffen und Kriegsgeräthe, die reichsten, bunten Uniformen, in deren sich tausendfältig wiederholenden Roth, Blau und Weiß die volle Macht der französischen Nationalfarben die Augen traf. Ungefähr 10,000 Mann waren in diesem lodernden Bivouak in Bewegung, den das matter beschienene Schloß, wo der Kaiser seine Wohnung hatte, düster begränzte. Einen großen Eindruck gewährte der Ueberblick des Ganzen, und wenn man das Einzelne untersuchte, denn man konnte frei hindurchgehen, und jede Neugier befriedigen, so mehrte sich nur die Bewunderung, jeder Soldat schien an Ausstattung, Benehmen, Wohlbehagen und Gewicht ein Offizier, jeder ein Gebieter, ein Held. Sie sangen, tanzten und schmausten bis tief in die Nacht hinein, dazwischen rückten kleine Abtheilungen in strengster kriegerischer Haltung mit Trommeln und Musik zum Dienst aus und ein. Es war ein einziger Anblick, wie ich nie wieder einen gehabt; ich verweilte stundenlang, und konnte mich kaum losreißen. Die Garden blieben noch viele Tage und Nächte hier gelagert, und immer auf's neue hafteten die Augen auf dem verhaßten schönen Schauspiel; aber jenem ersten Abende kam kein folgender gleich; die Feuer brannten mäßiger, die Truppen wurden zum Theil anderweitig untergebracht, das Ganze verlor sich endlich in eine geringe Mannschaft Reiterei, die neben ihren Pferden hier zum Aufsitzen fertig ihr Nachtlager hielten. Für die Sicherheit des Schlosses konnte die zahlreiche Hauptwache im innern Schloßhof völlig genügend dünken.

In den nächsten Tagen nach Napoleon's Einzug hatte ein Vorfall Statt, der durch die Zeitungen bekannt gemacht wurde, und großes Aufsehen erregte. Der Fürst von Hatzfeldt, so wurde berichtet, habe nach dem Einrücken der Franzosen, über die Anzahl und die Bewegungen derselben ge-

heime Kundschaft an den König abgesandt, welche aber in französische Hände gefallen und Ursache geworden wären, daß Napoleon im Zorn den Befehl gegeben, den Fürsten zu erschießen, darauf sei jedoch die Fürstin herbeigeeilt, habe sich dem Kaiser zu Füßen geworfen, und so die Begnadigung ihres Mannes erwirkt. In dem so erzählten Verlaufe lag ohne Zweifel nichts, was dem Fürsten preußischerseits verargt werden konnte, im Gegentheil; allein schlimme Gerüchte deuteten schon gleich damals auf einen andern Zusammenhang hin, und Hatzfeldt's Name wurde von den eifrigsten Preußen nur mit Schmach und Verachtung genannt. Man wollte wissen, er sei nach dem Unglück Preußens unverweilt auf die Seite der Franzosen übergetreten, habe in Potsdam, wo er am 26. Oktober mit den Abgeordneten der Stadt Berlin die Bitte um Schonung anzubringen gehabt, dem französischen Kaiser unwürdig geschmeichelt, und bei ihm sich ein Verdienst daraus gemacht, die Abfahrt der mit den Waffen des Zeughauses beladenen Kähne nicht zugelassen, sondern diese, wie noch vieles andre, dem Kaiser zur Darbietung zurückgehalten zu haben. Der Oberpräsident von Bassewitz, in seinem schätzbaren, meist auf amtliche Angaben gegründeten Werke „Die Kurmark Brandenburg von 1806—1808" berichtet hierüber: „Wegen der Transportirung der noch im Zeughaus befindlichen ungefähr vierzigtausend Gewehre, die unter Aufsicht des Magistrats vom Grafen Schulenburg gestellt waren, erklärte sich der Fürst Hatzfeldt gegen den Major von Pirch, der solche noch fortzuschaffen hoffte, er fände dies ohne ausdrücklichen Königlichen Befehl nicht zuläßig, indem der herannahende Feind solches, als eine ihm nachtheilige Maßregel, der Stadt zur Last legen könne. Hierdurch wurden, da die Königliche Bestimmung nicht mehr eintreffen konnte, die Gewehre nicht verschifft und fielen in die Hände des Feindes, so wie ungefähr fünfzig im Zeughause noch vorhandene Kanonen." Auch etwa zweitausend Zentner Pulver in dem Pulvermagazin in Moabit vor den Thoren Berlins fielen den Franzosen in die Hände, da der Fürst aus gleichem Grunde deren Verschiffung oder Zerstörung verhindert hatte, durch den bestimmten Befehl,

die Vorräthe ganz unberührt zu lassen. Um ihn sicher zu stellen gegen die Rache Preußens, sagte man ferner, habe Napoleon eingewilligt, die Posse zu spielen, als sei der Fürst vielmehr wegen seines preußischen Diensteifers in Lebensgefahr gerathen. Da Hatzfeldt große Güter am Rhein besaß, und sich weiterhin im besten Vernehmen mit den Franzosen und dagegen in offenbarer Mißstimmung wider Preußen zeigte, so konnten solche Gerüchte, wie viel Unwahrscheinliches auch in einigen Umständen lag, sich durch die Folge nur bestärken. Die verhinderte Einschiffung der im Berliner Zeughause vorfindlichen Gewehre war ein Anklagepunkt, der besonders die Königin, welche schon früher wider den Fürsten eingenommen war, mit zürnendem Eifer geltend machte. Sie sprach damals öfter mit Unwillen darüber zu Stägemann, und fragte lebhaft: „Warum hat er denn die Gewehre nicht abfahren lassen? warum sie mit Gewalt für den Feind als Beute zurückgehalten? waren es etwa seine Gewehre? hatte er irgend ein Recht daran?" — Thatsache ist, daß nach geschlossenem Frieden noch im Jahre 1810 ein fiskalischer Prozeß gegen den Fürsten geführt und ihm seltsam genug die Bezahlung jener Gewehre angemuthet wurde. Bignon erzählt, Napoleon habe, sobald er von diesem Prozesse gehört, mit Unwillen befohlen, dem preußischen Gesandten in Paris das Aergerniß eines solchen Verfahrens vorzuhalten, zugleich aber den Herzog von Cadore, seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, beauftragt, den französischen Gesandten in Berlin zu noch stärkeren Erklärungen anzuweisen. „Ecrivez à M. de Saint-Marsan", sagte Napoleon in seinem Schreiben, „que les ennemis du prince d'Hatzfeldt sont les miens, que ceux qui l'attaquent m'attaquent, et que je reconnais là l'influence de la cabale qui a causé tous les maux de ce pays." Dies Schreiben erließ Napoleon aus Berg-op-Zoom, wo er sich grade befand, am 9. Mai 1810. Der Prozeß wurde wirklich eingestellt, und eine Kabinetsordre des Königs vom 22. August — mittlerweile war auch die Königin gestorben — hob zuletzt alles weitere Verfahren gegen den Fürsten auf, indem erklärt wurde, der König habe in den Eingaben des

Fürsten die Gründe für dessen Rechtfertigung überwiegend gefunden. — In der Folge wußte sich Hatzfeldt vermittelst seiner Verbindungen, seines Namens und Vermögens doch wieder am preußischen Hof einzuschmeicheln, besonders nach dem Tode der Königin, galt wieder für einen Getreuen, indem er vielleicht fortwährend ein Verräther war, und stand zuletzt, auf seinem Gesandtenposten zu Wien, in einem Ansehen und Einfluß, daß selbst der Minister Graf von Bernstorff eine Zeitlang auf dem Punkte stand, durch den jetzt an Oesterreich und an den Fürsten von Metternich ungebührlich hingegebenen Achselträger aus seinem Posten verdrängt zu werden. Der sich hofklug dünkende Nagler und der durch jedes niedrige Anschließen plump aufstrebende Otterstedt rechneten schon ganz darauf, mit Hatzfeldt vereint an die Spitze der Angelegenheiten zu gelangen, als dieser, für Preußen zum wahren Glück, in Wien plötzlich starb, und mit ihm der größte Theil des unwürdigen und verderblichen Einflusses, den das österreichische Kabinet auf das preußische ausübte. Der Fürstin von Hatzfeldt war späterhin die Fußfallszene vor Napoleon, die sie in allen Büchern als einen Zug der Großmuth des Kaisers erzählt und durch viele Kupferstiche und Gemählde immer auf's neue vorgestellt fand, eine höchst ärgerliche Erinnerung, sie wünschte sich aus dieser Art von Schmach jetzt herauszuziehen und zugleich den verstorbenen Gemahl als vortrefflichen Preußen hinzustellen, und vertraute sich zu diesem Zwecke gar unglücklich dem Major Wagner an, der als ehemaliger Magister die Feder gut zu führen im Rufe stand, und sich einem so vornehmen Verlangen eifrigst unterzog. Der Aufsatz, der zu Stande kam, und in der Staatszeitung erschien, war so ungeschickt und trostlos, daß er grade die entgegengesetzte Wirkung that, weder den Fußfall mit Erfolg läugnete, noch sonst bewies, was er beweisen sollte, sondern nur die schon halbvergessenen Anschuldigungen nach mehr als zwanzigjährigem Beruhen heftig wieder aufregte, neue ungünstige Zweifel hinzufügte, und dem Hof und der Stadt wie auch dem Auslande nur Aergerniß und Unwillen gab, der Fürstin aber allgemein, und selbst von ihren Nächsten, bittern Tadel

zuzog, durch ihre Thorheit das schon immer zweideutige Andenken ihres Mannes erst recht in Nachtheil gesetzt zu haben.

Ein Befehl der französischen Kommandantur an den Magistrat, daß die Einwohner Berlins ihre sämmtlichen Waffen ungesäumt abzuliefern hätten, setzte diesen in Schrecken, und er ließ unter scharfen Androhungen die Bürger auffordern, diesen Befehl augenblicklich zu erfüllen. Ich hatte einen schönen Säbel, der noch von Hamburg her mich auf der Reise begleitete, desgleichen zwei englische Terzerole; nichts war leichter, als diese Stücke in einem ohnehin verdachtlosen Hause zu verbergen, ich wollte mich nicht davon trennen, und die Gefahr der Entdeckung auf mich nehmen. Aber nichts glich der aufgeregten Besorgniß Theremin's, um keinen Preis wollte er diese Waffen in seiner Wohnung dulden, er sah die entsetzlichsten Maßregeln gegen mich, gegen ihn, schon in Ausübung, er bat inständigst, er machte endlich größeren Ernst, als ich je bei ihm gesehen hatte. Soviel dingt' ich ihm doch ab, daß er einwilligte, statt sie abzuliefern, dürfte ich die Waffen im weitläuftigen Garten einem tiefgemauerten, zu dem Eiskeller gehörigen Schachtloche anvertrauen. Die Terzerole behielt ich dennoch zurück, der Säbel aber wurde hinabgestürzt, und Laub und Zweige drüber hin. Kaum war dies leider geschehen, so erschien in den Zeitungen von Seiten des Kommandanten ein beißender Verweis an den Magistrat, daß derselbe die guten Bürger durch übertriebene Androhungen ohne Noth erschreckt habe, die Entwaffnung einer feindlichen Hauptstadt, hieß es, sei zwar eine ordnungsgemäße Maßregel, hier aber keineswegs mit solcher Eile und Gewaltsamkeit zu verlangen, die Ablieferung möge gelassen weiter gehen, man sei französischerseits mit den guten Bürgern zufrieden, und es bedürfe des vorwitzigen Eifers nicht, mit dem der Magistrat die Absichten der französischen Behörden übertreibe. Mir that mein Säbel leid, den ich nun ohne Gefahr behalten konnte, aber ihn heraufzuholen war nicht so leicht, als ihn hinabfallen zu lassen, und Theremin wußte ihn doch am liebsten da, wo er eben lag; so blieb er denn einstweilen liegen, und

späterhin fand er sich nicht mehr. Mir aber war das Benehmen der Franzosen hiebei sehr bemerkenswerth. Es scheint, sie hatten den Schrecken allerdings bezweckt, und der Magistrat sollte, indem er nach ihrer Angabe handelte, diese zugleich mißverstanden zu haben scheinen, und ihnen so die Gelegenheit geben, nach geschehener Sache durch deren Mißbilligung noch in großmüthiger und zutrauenvoller Ueberlegenheit nur um so höher zu stehen. Diesen an sich freilich unbedeutenden Vorgang ließ ich mir eine gute Lehre sein, — weshalb ich ihn auch hier erzählt habe, — daß für jede Sache ein eignes Maß zu finden, und durch Eifer leicht eben so viel, als bisweilen durch Vorsicht, zu versäumen sei.

Zwischen allen Zerstreuungen und Nachrichten aber lag mir das Mißgeschick der Hallischen Universität schwer auf dem Herzen. Ich mußte in dieser Angelegenheit etwas versuchen, das war entschieden, und ich brachte Theremin dahin, daß wir eine französische Bittschrift aufsetzten, durch die wir durch Napoleon die Erlaubniß zur Rückkehr der Studenten zu erlangen hofften. Ich, Theremin für seinen Bruder, und noch ein paar Andre unterschrieben, wir wünschten aber noch mehrere Namen aufzustellen. Ein Herr von Gerlach, der nachherige Kammergerichtsrath, eben von Halle gekommen, fand die Sache sehr gut, wollte aber doch lieber seinen Namen dabei schonen, erhielt über seine philisterhaften Aengste von mir einige schneidende Aeußerungen, wegen deren er mich zur Rechenschaft ziehen wollte, anfangs sehr trotzig, dann aber, als ich mich keineswegs einschüchtern ließ, und er doch gar nicht gesonnen war, seine Person weniger als seinen Namen zu schonen, so mußte er voll tiefer Beschämung und Ingrimms über die verlorne Mühe des mißlungenen Bravthums mit doppelter Beladung von Spott und Hohn, in den auch Theremin scherzend eingestimmt hatte, sich glimpflich zurückziehen. Ich habe allen Grund zu glauben, daß er es mir, ungeachtet er seitdem mit seiner ganzen Sippschaft zur eifrigsten Frömmigkeit übergegangen, noch auf die heutige Stunde nachträgt. Theremin erbot sich, die Uebergabe der Schrift ohne mich zu besorgen, vielleicht weil er

mir nicht zutraute, am bedenklichen Orte die gehörige Mäßigung zu beobachten. Er gelangte zum General Clarke, dem Gouverneur von Berlin, wurde gut aufgenommen, und erhielt das Versprechen, man wolle die Schrift anbringen, einstweilen aber gab man ihm die Beruhigung, der Kaiser habe mehr zu thun, als an die Studenten zu denken, jener Befehl sei im Zorn ertheilt worden, und wenn wir nach Halle zurückkehren wollten, und dort, bis weitere Entscheidung erfolgte, fürerst nur still blieben, würde uns niemand ein Hinderniß in den Weg stellen. Dies war freilich nicht, was wir ansprachen, aber es war doch tröstlich für den Anfang, und eröffnete namentlich mir wieder freundliche Aussichten.

Eine neue Sorge verursachte uns Chamisso, und sie löste sich auf ähnliche gute Weise. Napoleon hatte aus Bamberg vom 7. Oktober ein Dekret erlassen, welches alle geborne Franzosen, die mit den Waffen in der Hand als Feinde Frankreichs zu Gefangenen gemacht würden, zu erschießen befahl. Die Absicht ging ohne Zweifel dahin, die zahlreichen französischen Emigrirten, welche im preußischen Heere dienten, einzuschüchtern und zu lähmen, und wenigstens alle bourbonischen Einwirkungen abzuschneiden. In jenem Falle nun befand sich nur allzu deutlich unser Freund, der zur Besatzung von Hameln gehörig jeden Augenblick in französische Hände gerathen konnte. Er selbst war von dem Dekret unterrichtet, und nicht ohne Sorge deßhalben, wiewohl nur um so fester auf seinem Posten, wie er noch zuletzt geschrieben hatte. Entsetzlich war uns die Vorstellung der bloßen Möglichkeit, daß er vor ein Kriegsgericht gestellt und das Opfer eines grausamen Buchstabens werden könnte. Wir thaten Schritte seinetwegen, und erlangten von hohen Militairbehörden wenigstens die beruhigende Zusicherung, daß jener Befehl, im Augenblicke der noch ungewissen Ereignisse aus übergroßer Vorsicht ertheilt, jetzt nach den unerwartet glücklichen Entscheidungen auch nicht die geringste Folge haben würde; sie lachten sogar, und meinten, man lasse die Leute nicht so ohne weiteres erschießen, kein Mensch denke an solche Grausamkeit; übrigens unterließen sie nicht, in unsrem Be=

mühen ein schönes Beispiel der schon immer gerühmten deutschen Freundschaftstreue zu bewundern und uns rühmend anzurechnen. Wir aber konnten uns der Bemerkung nicht erwehren, die sich in den nachfolgenden Jahren in ungeheuren Maßen immer mehr bestätigte, daß der allgewaltige Kaiser auf seines bestimmten einzelnen Befehls eifrige und rasche Vollziehung wohl mit Gewißheit rechnen konnte, für die Ausführung seines Willens im Allgemeinen und für die Ausführung derartiger Beschlüsse und Vorschriften aber keine Bürgschaft hatte, sondern meist Lässigkeit und sogar offenbaren Ungehorsam fand.

Die Wirkungen der politischen Welt trafen auch mich selber von einer andern Seite zwar mittelbar, doch sehr unbequem. Der Graf Djalyeski, bei dessen Sohne sich Theremin als Lehrer befand, war nach Posen gereist, und nahm dort an der Bewegung, zu welcher der Kaiser die Polen aufregte, sehr lebhaft Theil, er sagte sich ganz von Preußen los, und rief demnach auch seine Familie sogleich von Berlin ab. Für Theremin blieb nur die Wahl, mit nach Polen zu gehen, oder sein Verhältniß auf der Stelle aufzugeben. Er wählte natürlich das letztere, und wir mußten nun daran denken, die Wohnung zu räumen. Den nächsten Abend kam Theremin sehr verstimmt und unwillig nach Hause. „Denke Dir", sagte er, was mir begegnet ist! „Ich sitze ruhig mit Sophie beim Thee, ein Buch in der Hand, da öffnet sich unvermuthet die Thüre, der dicke Sander, was er nie zu thun pflegt, tritt ein, stellt sich vor mir hin, und redet mich finster an: «Herr Theremin, es mißfällt mir, daß Sie Ihre Abende immer bei meiner Frau zubringen, ich will mir Ihre Besuche in meinem Hause künftig ganz verbeten haben.» Darauf wendet er sich, und geht ab. Sophie und ich hatten eben überlegt, wo ich hinziehen sollte, um uns bequemer noch und öfter zu sehen." Die Sache war allerdings störend, nebenher auch etwas lächerlich. Aber der Gipfel des Lächerlichen und Beißenden zeigte sich in der unmittelbaren Folge jener trotzigen Verweisung; ich weiß nicht genau zu sagen, durch was für Uebergänge und Wendungen es geschah, aber gewiß ist, daß gleich am nächsten Tage Theremin, anstatt

aus dem Hause wegzubleiben, lieber völlig in dasselbe einzog, ein bequemes Hofzimmer einnahm, und nun nicht nur als Mitwohner, sondern auch durch Frühstück und Mittags- und Abendtisch ganz und gar diesem Haushalt angehörte. Der Hergang blieb nicht unbekannt, Theremin und Madame Sander selbst mußten darüber lachen, und es fehlte von Andern nicht an Scherz und Spöttereien, die doch bisweilen unangenehm und verletzend waren. Für mich, da ich in solche Gunst und Verhältnisse den Freund unmöglich begleiten konnte, blieb nichts anders übrig, als mich in ein Wirthshaus einzumiethen.]

Mittlerweile hatte die Niederlage Preußens von Tag zu Tage sich größer und schmachvoller kund gegeben; waren die verlorenen Schlachten, die verkehrten Maßregeln, die Rathlosigkeit und der Unbedacht der Regierung arg zu nennen, so übertrafen doch die Kapitulationen und Uebergaben der Festungen alles, was man sich hatte als möglich denken dürfen. Der Fall von Magdeburg schien ein Traum, ohne Schwertstreich eine Besatzung von 20,000 Mann kriegsgefangen und jenes starke Bollwerk des Staates ohne Schuß übergeben zu sehen, wollte man nicht für Wirklichkeit halten. An das Fabelhafte gränzte es, daß Stettin, und nun gar Küstrin, fast unangreifbar zu achten, durch feige Erschrockenheit der Befehlshaber, die überall von demselben Schwindel befallen waren, sich der ersten Annäherung französischer Reiter eiligst ergeben hatten! Ein gränzenloses Verderben, das schon lange den Staat in seinen wesentlichen Verhältnissen unterwühlt hatte, wurde offenbar. Man erlag der Schande, welche auf das preußische Kriegswesen gefallen war, man vermochte den Gedanken dieser Schmach nicht zu fassen. Im Uebermaße des Schmerzes schimpften die Preußen selbst am heftigsten auf ihre unglücklichen Landsleute. Ein preußischer Offizier galt sonst als der Inbegriff der Ehre, des tapfern Stolzes und der tüchtigsten Kriegskunde, jetzt war der Name eine Bezeichnung der prahlhaften Feigheit, des erbärmlichsten Unwerthes. Man blickte mit Empörung auf die herrschende Gewalt zurück, die sich das Militair in allen Verhältnissen angemaßt hatte, und die man ihm höchstens

dann verzeihen konnte, wenn dasselbe wirklich als das felsenfeste Wehr des Staates, als die Bürgschaft dauernden Ruhmes und stets erneuerter Siege bestand, jetzt wollte mancher im Gegentheil sich über die Siege der Franzosen freuen, als wodurch diese einheimische Despotie, wie sie ein Rüchel zum Beispiel gewollt und ausgeübt, glücklich zerstört wäre. Wer es nicht erlebt hat, kann es kaum noch glaublich finden, in welchen Ausdrücken der Ingrimm preußischer Patrioten gegen das Militair wüthete, mit welcher haßerfüllten Verachtung die einst gepriesenen Namen Kleist, Ingersleben, Romberg, Wartensleben, Schöler und andre solche, auf denen der Vorwurf der Feigheit und des Verraths haftete, genannt wurden. Ich selbst hatte in solcher Beziehung einen Auftritt mit dem Geheimen Rath Alberti. Ich traf ihn bei seinem Schwager Geheimen Rath Pistor, der eine Tochter Reichardt's zur Frau hatte, wie jener eine Stieftochter desselben. Dieser zorneifrige Mann erklärte gradezu alle preußischen Offiziere für schlechte Kerle; ich suchte ihn zu mäßigen, wollte Ausnahmen vorbehalten, und meinte, ich hätte unter den preußischen Offizieren persönliche Freunde, in Betreff deren er jenen Ausdruck gewiß zurücknehmen werde; er sagte eben so grob als unsinnig nein, sie seien alle schlecht, und schon deßhalb dieser Bezeichnung werth, weil sie in diesem nichtswürdigen Kriegswesen einmal mitsteckten. Wenn er es so nehmen wolle, erwiederte ich, nun ebenfalls bitter, so wundre ich mich nur, daß er beim Militair stehen bleibe, ich könnte auch diese Ansicht nehmen, aber müßte dann einen weitern Gesichtskreis fassen, der auch jeden Zivilbeamten einschlösse, weil dieser ja gleichfalls an diesem verfaulten Staatswesen Antheil und Mitschuld habe. Betroffen, aber nur um so mehr herausfordernd, sagte er: „Wollen Sie damit andeuten, ich sei auch ein schlechter Kerl?“ Lebhaft versetzte ich: „Ich will alles damit sagen, was daraus folgt.“ Sein Aerger, durch einen jungen Menschen, bei eigentlich gleicher Gesinnung, so zum Absurden geführt, beschämt und beleidigt zu sein, wußte sich nicht zu lassen, er lief wüthend davon, indem Pistor noch hinter ihm drein schimpfte, er sei ein dummer Kerl, und wenn er so albernes

Zeug rede, verdiene er solche Abfertigung. Ich habe ihn seitdem in vierundzwanzig Jahren noch oft wiedergesehen, aber nie wieder haben wir zusammen ein Wort gewechselt. Das Schelten auf das preußische Militair war indeß allgemein, und in der That sehr oft ungerecht; der Feind selbst dachte in manchem Betreff billiger, als die Einheimischen, übernahm öfters die Entschuldigung der Geschlagenen; aber damals wäre es vergeblich gewesen, gegen den Strom zu schwimmen. Wirklich eine Fluth war es zu nennen, was nur an Druckschriften heranschwoll; der schamlose Kriegsrath von Cölln, machte durch seine „Vertrauten Briefe" und „Feuerbrände" den Anfang zur rücksichtslosen Aufdeckung aller Gebrechen und Schwächen des Staats; nicht so gemein, aber doch ungehörig und voreilig schrieb Friedrich Buchholz, der seine politischen Abstraktionen mit der siegenden Sache zu verbinden suchte, und nun hinter dem Siege her, mit seiner Weisheit leicht prunken konnte; die unermüdliche Feder des Obersten von Massenbach bereitete ebenfalls manches Aergerniß. Am ärgsten trieb es ein feiler, dem französischen Interesse verkaufter Schreiber Namens Lange, der ein neues Blatt, „der Telegraph" genannt, herausgab, worin nicht nur alle Ereignisse feindlich und hämisch zum Nachtheil Preußens erzählt, sondern auch die gehässigsten persönlichen Schmähungen, selbst gegen die unglückliche hochverehrte Königin, ausgestoßen wurden, so daß das Volk darüber in Wuth gerieth, und der Zeitungsschreiber und sein Laden oftmals durch französische Wache geschützt werden mußte. Rahel gab in jener Zeit, wenn die Leute im tiefsten Kummer und bittrer Aufregung ihr klagten, was der freche Mensch alles vorzubringen wage, ihnen den klugen Rath, sie möchten es machen, wie sie das Beispiel gäbe, nämlich sie lese kein solches Blatt, und dadurch existire für sie der ganze Inhalt nicht; machten es Viele, machten es Alle so, so würden sie den gleichen Vortheil haben; man fand die Bemerkung richtig, fuhr aber fort, das schändliche Blatt begierig zu kaufen und seinen Aerger daran zu nähren. Doch nicht bloß im Schreiben, auch in sonstigem Handeln zeigten sich unwürdige und verrätherische Gesinnungen mancher Art; ein

ehemaliger Prediger Hauchecorne von der französischen Kolonie war ein Aufspürer versteckten preußischen Staatseigenthums, das er den Franzosen anzeigte, um die dafür versprochene Belohnung zu gewinnen, das schändliche Gewerbe hat seinen Namen gebrandmarkt, er selbst aber, nachdem er in Karlsruhe, wo seine Tochter einem General von Freistedt verheirathet war, eine Zeit gewohnt, lebte noch in späteren Jahren unangefochten in Berlin.

Eigne Gerüchte über den berühmten Geschichtsschreiber der Schweiz, Johann von Müller, gingen umher. Es war bekannt geworden, daß er, derselbe Mann, der noch eben gezittert hatte wegen seiner Posaune Mahomet's von dem Feinde zur Verantwortung gezogen zu werden, vielleicht fortgeschleppt, oder gar, gleich dem unglücklichen Buchhändler Palm, erschossen zu werden, durch einen wunderbaren Glückswechsel zu der Gnade gelangt sei, persönlich zu dem französischen Kaiser gefordert zu werden, mit diesem eine lange Unterredung zu haben, und dessen Gunst und Beifall zu gewinnen. Daß er seitdem ganz umgestimmt, von Napoleon begeistert, der neuen Herrlichkeit zugewendet und schon ein Vertheidiger derselben geworden, konnte die ihn Näherkennenden nicht wundern; aber in den eigentlich preußischen Gemüthern erzeugte sich ihm von daher großer Haß, und es fielen die bittersten Reden gegen ihn vor. Jenes günstige Geschick bei Napoleon erklärte sich übrigens bald. Alexander von Humboldt, Müller's Gartennachbar, von der unruhigen Angst des Mannes getrieben, nahm Gelegenheit, einigen französischen Großen, deren er die meisten von Paris her gut kannte, von jenem zu sprechen, unter andern dem Staatssekretair Maret, nachherigen Herzoge von Bassano, der darauf in guter Stunde den Kaiser von dem großen Geschichtsschreiber unterhielt, der bei den Deutschen in größtem Ansehen stünde, und, zwar bisher ein Gegner der Franzosen, doch wohl für den Dienst des Kaisers zu gewinnen sein möchte. Napoleon wollte ihn sprechen, und da Müller sich sogleich enthusiastisch und übrigens geschickt genug benahm, so fiel die Unterredung vortrefflich aus, und hinterließ auf beiden Seiten den besten Eindruck. Welch eine Berufung

ihm in Folge des bei Napoleon gemachten Lobes noch bevorstehen sollte, konnte Müller damals nicht ahnden, sondern hatte fürerst nur das Ungemach einer zweideutigen Lage um so bittrer zu empfinden, als sie nicht nur in den äußern Umständen, sondern auch in seinem Innern gegründet war, das zwischen entgegengesetzten Richtungen allen Halt verloren hatte, und seitdem nie wiedergewann.

Diese Anschauungen, Eindrücke, Interessen und Erfahrungen erfüllten und bewegten mich auf die mannigfachste Art. Sie gaben mir viel zu denken und zu prüfen. Die preußischen Zustände wie die französischen hatten ihre bedeutende, antheilgebende, lehrreiche Seite. Die französischen Soldaten waren in ihrer Art höchst merkwürdig, und machten in ihrer Mischung von Feinheit und Verwilderung ein eignes Wesen, das seinen Reiz hatte, manchen Offizieren, die ich von ungefähr kennen lernte, mußte ich entschieden wohlwollen. In Napoleon sah ich zwar mit allem Hasse den Unterdrücker der französischen Freiheit und den Feind der deutschen Bildung, allein ich gewann es doch über mich, ihn auch in seinen großen Eigenschaften zu würdigen, und wenn ich zu wiederholtenmalen im Lustgarten ungesucht ihn selbst inmitten seiner Generale vor den Truppen sah, und das ganze Schauspiel mit Muße betrachtete, und auf mich wirken ließ, so konnte ich wohl begreifen, daß die Seinigen auf den stets erneuten Ruhm- und Siegeszügen ihm mit Begeisterung folgen mochten.

Bisher hatte das schönste klare und milde Wetter angedauert, die strenge Jahreszeit gleichsam verläugnet und alles Dasein erleichtert. Nun aber trat plötzlich ein düstres, naßkaltes Winterwetter ein, und alles veränderte den Anblick. Die französischen Truppen waren größtentheils nach Polen und Preußen vorgerückt, Napoleon brach mit dem Rest nun selbst dahin auf, und die Stadt merklich verödet, versank unter Lasten und Ungemach, die täglich drückender wurden, zu sichtbarer Noth und Auflösung. Ein Frieden, zu dessen Abschlusse der General von Zastrow abseiten des Königs zu Napoleon abgesandt worden war, kam nicht zu Stande, weil die beispiellosen Glückserfolge dem Kaiser alle

früher gutgeheißenen Bedingungen jetzt verworfen machten. Es blieb, unter fortwährend niederschlagenden Nachrichten nur eine traurige Folge von Tagen und die jammervollste Zukunft abzusehen. Mich traf das Unheil, daß ich mit Eintritt des rauhen Wetters auch heftig an der Brust zu leiden begann. Ich nahm meine Zuflucht zum Doktor Erhard, und seine wirksamen Arzeneien begleiteten mich nach Halle, wohin ich denn doch zurückzukehren endlich beschloß, da Berlin weder Reiz mehr für mich hatte, noch mein rechter Aufenthalt scheinen wollte, ich fand mich durch die verlängerte Trennung von meinen Büchern, Vorsätzen und Anhaltungen höchst unbehaglich, und dabei durch Krankheit und Theurung im Wirthshause noch mehr verstimmt. Von Schleiermacher hatte ich Nachricht, der, wie Steffens und Wolf, mich stark anzog, ich hörte, daß mehrere Studenten, und unter ihnen Harscher, ruhig in Halle fortlebten; von Neumann, der mit Neander nach Göttingen gezogen war und mir schon von dort geschrieben hatte, durft' ich hoffen, daß er gern mit mir in Halle wieder zusammentreffen würde, die Reichardt'sche Familie dachte ebenfalls an Rückkehr, wir hofften alle auf Herstellung der Universität, und bis diese erfolgte, schienen Ort und Umstände dort noch immer am meisten den Studienberuf zu begünstigen, sei es, daß man einsamen Fleiß oder lebendige Gemeinschaft wünschte. Zur mehreren Sicherheit nahm ich einen Paß als privatisirender Gelehrter oder homme de lettres, ein für Franzosen so geläufiger als anständiger Titel, der jeder Schwierigkeit, die man mir hätte machen wollen, hinreichend begegnen konnte.

Meine Krankheit hatte aber sehr zugenommen, und meine Freunde sahen mich oft bedenklich darauf an. Meine Empfindungen waren durchaus traurig und niedergedrückt, zu dem Gefühl des Krankseins kam die Ungeduld über meinen gestörten Studiengang; ich sah nur Verwirrung und Trübsal für meine nächsten Zeiten; mir kam es bisweilen vor, als sei nicht viel verloren, wenn ich es nicht weit mehr triebe. Die Post war mittlerweile schon bestellt, ich nahm von den Freunden traurigen Abschied, und sagte unter andern zu Madame Cohen mißmuthig so hin: „Wer weiß, ob ich

glücklich bis über die Elbe komme!" Sie sah mich eine Weile forschend an, und versetzte darauf: „Ihnen darf man schon so etwas sagen, jedem Andern würd' ich's verschweigen! Mein Knabe Jonny, der über Ihre Wegreise sehr betrübt ist, hat von Ihnen geträumt, er sähe Sie an einem großen Wasser in dringender Gefahr, riefe Ihnen zu, aber vergeblich, es sei keine Hülfe mehr gewesen." In dem Augenblick erinnerte ich mich einer unwillkürlichen Empfindung auf der Dessauer Elbbrücke bei der Herreise, ob ich wohl wieder glücklich über diese Brücke zurückkommen würde? Und so vieles Zusammentreffen schien denn doch eine Vorbedeutung! Aber ich empfand keine Scheu, sah diese Sache heiter an, reiste getrost ab, kam zur Elbe, wo ich denn freilich jene Brücke nicht wiederfand, sondern nur die halbverbrannten Pfähle als schwarze Stumpfen noch aus dem Wasser ragen sah, und hatte eine wirklich gefahrvolle Ueberfahrt, indem die Fähre durch die Strömung eine Strecke fortgerissen und nur mit Mühe zum Landungsplatze zurückgebracht wurde, kam aber doch glücklich auf dem andern Ufer, und zwar krank und leidend, aber gutes Muthes in Halle an, wo ich mit unaussprechlichem Behagen mich in meiner stillen Wohnung zu der meinem Zustande angemessensten Lebensart eingerichtet fand.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Zweiter Band.

Erste Abtheilung:

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Zweiter Theil.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1871.

Denkwürdigkeiten

des

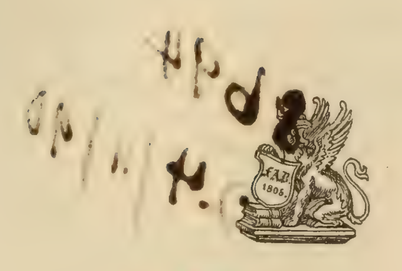
eignen Lebens.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Dritte vermehrte Auflage.

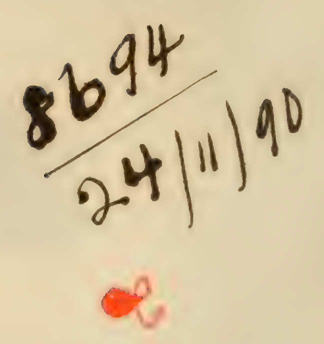
Zweiter Theil.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1871.


8694
24/11/90

Inhalt.



Zehnter Abschnitt.

Halle.

1807.

Der Anblick Halle's war freilich ganz verändert. Die Abwesenheit der Studenten machte die Straßen leer und die Häuser öde, alles hatte ein trauerndes Ansehn, nicht einmal durch französische Einquartirung belebt, denn außer den nöthigsten Verwaltungsbeamten und wenigen dienstfähigen Kriegsleuten waren hauptsächlich nur Verwundete und Kranke dort geblieben, von welchen man die Genesenden hin und wieder schleichen sah.

Herzlich empfingen mich Harscher und Adolf Müller, die den Sturm ruhig überstanden und dem französischen Bannspruche nicht gehorcht hatten, eben so mit Traulichkeit Schleiermacher und Steffens, sehr freundschaftlich und heiter Wolf.

Für die Universität waren alle Aussichten noch verschlossen, die Studenten unwiderruflich ausgetrieben, die Professoren ohne Wirksamkeit und Besoldung. Die Bürger hatten zu der überstandenen Plünderung auch noch die vorauszusehende Nahrungslosigkeit und mit den zurückgelassenen Schulden der akademischen Jugend zugleich die Lasten des fortwährenden Krieges, die Unterhaltung eines französischen Lazareths und manches andre zu tragen, und diese Umstände mußten dem begonnenen Winter einen düstern Verlauf all-

gemein trostloser Lebenstage verheißen. Aber es kam grade das Gegentheil. Zwar entbehrte man in allen Ständen viel des gewohnten Behagens, und selbst, was in andern Zeiten als Anständiges oder gar als Nothdürftiges gelten wollte, wurde knapp oder ging völlig ein; aber da man sich des Mangels nicht schämte und die Zeitläufte grade nur stärker zur Mittheilung und zur Gemeinschaft hindrängten, so rückte man gern näher zusammen, richtete sich kleiner und sparsamer ein, sah einander darum anspruchsloser und öfter, und da der Krieg durch seine Fortdauer die Gemüther in Spannung und den Blick und die Hoffnung in der Ferne wach erhielt, so lebte man getrost so fort und war bald bei dem Wenigen so vergnügt und heiter, als man vorher bei dem Reichlichern, unter wechselseitig gesteigerter Anforderung, kaum gewesen war.

Die Professoren vermochten zum Theil aus gutem Ertrage früherer Zeiten einiges zuzusetzen, andern half irgend ein Nebenwerk aus, hauptsächlich Schriftstellerei, wozu die Muße, bei dem Stillstehen der Vorlesungen, um so größer, und die Gelegenheit in dem lese- und studienbedürftigen Deutschland, auch neben dem verheerenden Kriege und fast mitten in ihm, noch genugsam dargeboten war. Wolf, Reil, Niemeyer, Kurt Sprengel und andre solche Altsässige gehörten zu der erstern Klasse; Schleiermacher und Immanuel Bekker zu den letztern; jener hatte gleich nach der ersten Verwirrung sich schnell gefaßt und mit verdoppeltem Eifer seine Platonischen und theologischen Arbeiten wiederaufgenommen; diesem hatte Wolf die jenaische Litteraturzeitung eröffnet, wo die gelehrten, geistreichen und mitunter grimmigscharfen Kritiken, mit dem Zeichen Δαιμ. oder Δμ. versehen, als nothgedrungene Erwerbsarbeiten doch zugleich dämonische Boten der in der Folge so vielfach bewährten philologischen Tüchtigkeit ihres Verfassers sein durften. Ganz ohne Aushülfe und durchaus übel daran war nur der arme Steffens, zum Schreiben damals noch ohne Uebung und Selbstvertrauen, für keine neue Thätigkeit geschickt, vom Tage den Tag fordernd, statt eines Rückhaltes vielmehr von Schulden gedrückt. Er sah sich späterhin genöthigt, um nur Boden zu haben,

mit Frau und Kind den Einladungen seiner nördlichen Freunde zu folgen, die ihm theils in Kopenhagen neue Anstellung, theils in Holstein und Hamburg gastliche Zuflucht boten, wie er denn am letzten Orte im reichen und edlen Hause Sieveking eine geraume Zeit sorgenlos hinbringen mochte. Sein Weggehen war uns Allen ein tiefer Schmerz; die nothwendigen Bestandtheile unsres Zusammenlebens schienen unvollständig geworden, in allen gewohnten Kreisen wurde ein geistiger Zusatz vermißt, in manchen die ganze Würze; selbst bei Schleiermacher entbehrte man den wohlthätigen Einfluß der frischen Naturfülle auf diese sanften, weiten, aber zuweilen auch in's Kleine zusammengeengten und schwachhaltigen ethischen Gebilde. Die Reichardt'sche Häuslichkeit, in bedrängten Umständen nach Halle zurückversetzt, entblößt von dem weltmännischen Treiben und Anstand ihres Hauptes und von der geistreichen Lebendigkeit des Schwiegersohns, erwies sich als dürftiges schmackloses Ueberbleibsel eines bessern Zustandes, der dadurch nicht zurückkehrte, daß ein ärmlicher Schein geretteter Vornehmheit ohne die nöthigen Mittel angestrebt wurde; das unter vielen wesentlichen Entbehrungen vor allen Dingen wieder angeschaffte Fuhrwerk machte in seiner traurigen Gestalt den Witz rege, der Wagen müsse wohl nur ein Fiacker, so wie die Pferde Ackervieh sein! Wir haßten als junge Leute redlich und heftig alle Ziererei, die sich nicht etwa durch Eingehen in unsre herrschenden geistigen Richtungen einige Gnade zu erwerben, oder ganz zu verstecken wußte. Das Reichardt'sche Benehmen hatte nichts von dieser uns versöhnenden Art; die im Schwange gehenden Lebensmeinungen und Kunstübungen dieses Kreises dünkten uns gar gering, besonders erfuhr das ganze Musikwesen der Familie die unbarmherzigste Verdammung abseiten Harscher's und Müller's, die sich selber dagegen in dieser Kunst durch Kenntnisse, Geschmack und eigne Ausübung höchst befähigt hielten. Die äußerliche Vornehmthuerei der Familie verlor mit Verneinung der Kunstansprüche allen Rückhalt, die zarte Bildung, welche mit Gefühlen oft weichherzig genug tändelte, ließ bei Gelegenheit die starreste, härteste Selbstsucht durchblicken, und reizte nur um so schärfere Gegen-

stimmung auf. Was uns aber diesen Familienkreis besonders widrig machte, war die Anziehung, die er auf Steffens und Schleiermacher nach unsrem Dafürhalten viel zu mächtig ausübte, indem beide, so wie des erstern Frau und des letztern Schwester, die wir mit Jünger-Pietät hochhielten, und auch die Frauen der Häuser Wolf, Wucherer und Reil, die wir schätzten und liebten, dort ihren meisten und liebsten geselligen Verkehr hatten, weshalb es auch schwer wurde, unsrerseits jenen Kreis ganz aufzugeben, wozu gleichwohl Harscher und Müller sich bald entschlossen hatten. In der steten Berührung und Reibung, durch Scherzreden und Spitznamen, die uns die Reichardt'schen Mädchen gaben, auch von dieser Seite genährt, entstand eine wahrhaft bittre Opposition, die selbst Schleiermacher, der sie ganz mißbilligte, und noch weniger Steffens, der vielleicht im Stillen genug Grund hatte, ihr beizupflichten und wenigstens die frühere Xenienbosheit gegen seinen Schwiegervater lachend guthieß, nicht aufheben noch mäßigen konnte, die sich weit in das spätere Leben erstreckte, und von der sogar einige litterarische Zeugnisse sich erhalten haben. War ich in der ersten Zeit jetzt viel bei Reichardt's und suchte ihnen gefällig und nützlich zu sein, so ging doch die Annäherung bald wieder in Kälte über, und als sie erst wieder aus der Stadt nach Gibichenstein hinausgezogen waren in die geplünderte und halbzerstörte, aber doch beſſ're Wohnung, herrschte unumschränkt mit dem maulspitzenden selbstgefälligen Dünkel die steifste Aufspreizung. Auch mein anfänglicher guter Wille hielt es immer weniger mit diesem Wesen aus, welches noch durch Aufnahme einer jungen Kostgängerin, die Herr von Redtel als Bräutigam mit unglücklicher Wahl in diesem Kreise aus einem Kinde zu seiner künftigen Gattin wollte heranbilden lassen, auf den ärgerlichsten Gipfel getrieben wurde.

Von andern hallischen Einwohnern sah ich wenige, und diese nicht oft; nur Schmalz, Hoffbauer und ein paar andre, denen ich von Berlin her etwa Bestellungen zu machen hatte. Ich mußte natürlich von der Hauptstadt viel erzählen, und man hörte mich genugsam ab. Dies geschah ganz besonders auch in der Gesellschaft auf dem Jägerberge, wohin Schmalz

mich in eine Art Klub einführte, der patriotische und freimaurerische Elemente verband. Hier führte der als Kriegsgefangner auf sein Ehrenwort entlassene General von Hinrichs das Wort, derselbe, welcher späterhin den unfruchtbaren Spaß machte, den von den Franzosen in Sanssouci weggenommenen Degen Friedrich's des Großen für einen unächten, schon vorher vertauschten, auszugeben und den ächten als gerettet und in guter Hand befindlich anzudeuten. Der preußische Militairkarakter, früher so vorlaut und durchfahrend, war aber damals ungemein herabgestimmt und an sich haltend, und ich Student durfte mit Erfolg und Beifall die früher nicht zu wagende Dreistigkeit haben, einem General frank und frei zu widersprechen, und in Staats- und Kriegssachen eine andre Meinung gegen die seinige zu behaupten.

Einen Patrioten eigner Art lernte ich in dem Kanonikus August Lafontaine kennen, an den ich einen Brief seines Freundes, des Buchhändlers Sander, abzugeben hatte. Dieser einstmalige Liebling der deutschen Frauen und Mädchen hatte im behaglichen Genusse des Ertrages seiner Feder und der Pfründe, die ihm der König und die Königin von Preußen als dankbare Leser seiner beliebten Romane zugewendet, sich zu faßartiger Beleibtheit aufgemästet, und war dabei als Schriftsteller so rüstig und rasch geblieben, daß er, wie er mir selbst erzählte, seiner Geschwindigkeit dadurch Hemmketten anlegte, daß er sich nur an zweien Tagen der Woche zu schreiben erlaubte, weil er sonst übermäßig viel schreiben würde, und den Werth seiner Hervorbringungen durch Ueberfülle herabzudrücken fürchtete. Er hatte eine häßliche Frau, aber eine artige junge Nichte bei sich, die er sehr eingezogen hielt; er glaubte ihre Unschuld nicht zart genug bewahren zu können, und erlaubte ihr kaum unter Leute zu gehen, nur zu Reichardt's allenfalls, wo die strenge Haltung seine Anforderungen befriedigte und seine Vorurtheile sicher machte; das gute Mädchen hatte nicht einmal den Genuß, an dem reichlichen Hausbrunnen den jugendlichen Durst zu stillen, denn sie durfte keine Zeile von des Oheims Romanen lesen, die er wie das ärgste Gift ihr vorenthielt, mit dem er doch alle fremden Haushaltungen zu überschwemmen kein Bedenken

trug, wenig schmeichelhaft in der That für das Publikum, das er ohne Umstände mit einer Labung abfand, deren geistige und moralische Verdaulichkeit er bei den Seinigen mehr als zweifelhaft verneinte! Er hatte in seinem artigen Landhaus und Garten, an der Saale dicht vor dem Thore, durch die Plünderung hart gelitten, brauchte aber nur einen dritten Tag mehr in der Woche sich zum Schreiben zu gestatten, um hoffen zu dürfen, daß aller Verlust bald wieder eingebracht sein werde. Die vielen weichlichen Empfindungen und edlen Verhältnisse, welche er in seinen Romanen durcharbeitet und ausgelegt, waren bei ihm selbst, vielleicht eben wegen des steten Aufwandes und Verbrauchs, jetzt in geringem Vorrathe zu spüren, er nahm alles ziemlich hart und plump, und wollte die Zärtlichkeit für seinen Freund Sander, dessen traurige Gemüthskrankheit ich ihm schilderte, nicht sonderlich aufkommen lassen. Als preußischer Patriot dagegen zeigte er seine Eigenheit in dem Bekenntnisse, daß er sich auch unwahre Siegesnachrichten mit Vergnügen erzählen lasse, und bei dem bestimmten Vorauswissen, man lüge ihm was vor, seine Begierde, weiterzuhören, doch nicht geschwächt werde!

Harscher lebte in dieser hallischen Zeit seine vergnügtesten Tage; nicht durch eigne Versäumniß, die er sich doch immer zum Gewissen gemacht hätte, sondern durch die Macht der Umstände, gegen die sein Widerspruch nicht fehlte, sah er sich von allem Zwange befreit, den seine Bestimmung ihm auferlegte; die medizinischen Vorlesungen, vor denen er sich fürchtete und denen er sich endlich um so stärker hingeben mußte, je länger schon er sie bisher gemieden hatte, wurden gleich allen übrigen nicht gehalten, ihn konnte nicht der geringste Vorwurf treffen, daß er sie nicht besuchte; an Fleiß und Eifer andrer Art ließ er es aber nicht mangeln, im Gegentheil, er war einer der Menschen, die unaufhörlich studiren, nicht nur über den Büchern sitzend, was er auch vortrefflich konnte, sondern im Gehen und Stehen, in jedem Gespräch, bei allen Gegenständen, aber seine Studien wollten dieser Art gemäß auch möglichst frei sein, ohne äußern Plan und vorgestecktes Ziel nur ihrem eignen Bedürfnisse folgen;

dies fügte sich jetzt von selbst, alles war ja für die nächste Zeit stillgestellt, und er wie jeder andre einzig auf's Abwarten angewiesen.

Der Kreis der dagebliebenen oder in der Stille zurückgekehrten jungen Leute war in Halle noch ansehnlich genug. Adolf Müller, Harscher's herzvertrauter Freund, Przystanowski, die beiden Rust aus Dessau, der junge Loder, dazu noch Bekker, machten schon eine bunte Gesellschaft aus. Bald kam auf meine dringende Aufforderung auch Neumann von Göttingen zurück, bezog ein Zimmer auf gleichem Flur mit dem meinigen, und wenn unsre Beschäftigungen uns mitunter trennen durften, so hielten alle andern Bezüge uns doch täglich und innig vereint.

Durch den Fortgebrauch der Arzneien Erhard's war meine Gesundheit allmählig gestärkt worden, ich griff das Leben und die Studien wieder mit heitern Kräften an. Mit stärkstem Willen warf ich mich auf die Arzneiwissenschaft und quälte mich mit dem Gründlichsten, mit der nie genug zu wiederholenden Betrachtung der Knochen, rechtschaffen ab; auch las ich medizinische Bücher mit fleißigem Bedacht. Aber wie streng ich auch wollte, die Sache ging schlecht von Statten, sie fand in der Unmittelbarkeit der Gegenwart keinen fortwirkenden Antrieb, keine Genossenschaft und kaum die nöthige Gelegenheit, denn auch der Bedarf an Büchern und andern Hülfsmitteln war nicht immer leicht herbeigeschafft. Die Studien allgemeiner Bildung dabei zu versäumen, hätte mir überdies ein Hochverrath geschienen, ich pflegte ihrer also nebenher, und schnell waren und blieben sie im Vortheil. Ich arbeitete mit größtem Fleiße den Homer durch, besonders zu wiederholtenmalen die Ilias, wobei ich wiederum Wolf's Hefte und den Eustathios zu Hülfe nahm, suchte in den Platon einzudringen, in den griechischen theils, theils in den durch Schleiermacher verdeutschten, las mit Neumann zusammen und deßhalb mit erhöhtem Vergnügen den Xenophon, und war auch mit andern griechischen und lateinischen Autoren noch mannigfach beschäftigt. Das Anregendste und Ergiebigste aber waren unsre gemeinschaftlichen Unterhaltungen, wo Harscher, unter

stets erneutem Zweifel und Gegenstreit, mit eigenthümlicher und unerschöpflicher Dialektik uns alle Heer- und Schleichwege der philosophischen Forschung durchmachen ließ, und wir die Lehren von Schleiermacher und Steffens, daneben Platon's und Plotin's aus entsprechendem Standpunkte, dann Schelling's und Fichte's, im Hintergrunde ferner Kant's, Leibnitz'ens und Spinoza's, in vielfachster Wendung betrachteten und handhabten, zu unsäglicher Geistesübung, wenn auch nicht zu sonstigem Stoffertrag.

Eine stets erneute Stärkung und Nahrung für diese Gespräche waren die Abende bei Schleiermacher, die regelmäßig Freitags wieder gehalten wurden, und für die sich hoher Ernst und freie Laune wie Offenheit und feine Rücksicht zum schönsten Gleichmaße verbunden hatten. Schleiermacher war an solchen Abenden meist sehr liebenswürdig, seine Schärfe galt damals mehr den Gegenständen als den Personen, den Anwesenden nie, er sprach sinnig und angenehm über wissenschaftliche Dinge, besonders über die schwierigsten und anziehendsten ethischen Fragen, welche Harscher mit unermüdetem und gewandtem Eifer zur Sprache brachte; dabei wurden auch die politischen Nachrichten, zwar mit stärksten Wünschen und Hoffnungen für Preußen, doch im Ganzen, besonders von Schleiermacher selbst, mit Umsicht und Billigkeit, ihrem Interesse gemäß aufgenommen und beurtheilt.

Wir Jüngern saßen oft schon Nachmittags in ernsten und lebhaften wissenschaftlichen Gesprächen zusammen, bis die Stunde heranrückte und wir zu Schleiermacher gingen, wo wir das heftig Durchgestrittene nun vor der leitenden Einsicht gleichsam in höherer Klasse nochmals ruhiger und feiner besprachen, und schneller und entscheidender zu einem Ziele kamen; ja es geschah mitunter, daß wir am späten Schlusse des Schleiermacher'schen Abends des Erörterns und Verhandelns noch nicht genug hatten, sondern dort weggegangen wieder bei mir einkehrten, und noch bis in tiefe Nacht unsre arbeitende Geselligkeit fortsetzten, welche selten durch irgend eine Bewirthung, und niemals durch andre als die mäßigste, getragen wurde. Einmal blieben Harscher, Neumann und ich auf diese Weise nach dem Schleiermacher'schen Abend auf

meinem Zimmer die ganze Winternacht hindurch beisammen, und das Geräusch des wiederaufstehenden bürgerlichen Verkehrs und das graue Licht des späten Morgens fiel in unsre noch lebhaften Gespräche; ein heißer Kaffee nahm uns die Schauer der Ueberwachung leicht hinweg, erfrischt und gestärkt mochten wir jetzt nicht schlafen gehen, der Tag leuchtete heller auf den gefrornen Schnee, und so waren wir kurz entschlossen, und schritten frohen Muthes nach dem drei Meilen entlegnen Petersberge zu, bestiegen die Ruine, hielten in einer Bauernschenke mit Eiern unsre Mittagsmahlzeit, und kehrten dann, durch die anfangs noch sonnenglänzenden, später nur schnee- und sternenhellen, schweigenden Frostgebilde nach Halle zurück, mehr noch erregt als ermüdet durch die äußere und innere Bewegung, aber denn doch endlich des Schlafes bedürftig, den wir uns reichlich verdient hatten.

Wolf war uns in dieser Zeit weniger zugänglich, ausgenommen Bekker'n, der seine Neigung wie sein Heil ganz auf ihn gestellt hatte, und ihn fast jeden Tag sah. Wahrhaft vornehm in Studien und Leben hielt Wolf sich mit Ernst und Witz den Zeitumständen stets überlegen. Wir wußten ihn thätig und munter, vernahmen manches schlagende Wort von ihm, genossen unablässig mittel- und unmittelbar der Früchte seines Geistes und Wissens, und waren sehr mißvergnügt, als plötzlich dieser Mann in den Lärm eines niedrigen Geklatsches gezogen wurde, und gegen gemeine Gegner öffentlich in die Schranken treten mußte. Von jeher sind auf unsern Universitäten die zahlreichen Unbedeutenheiten, die sich durch trockne, geistlose, doch unläugbar auch so noch ihres Orts nützliche Fortpflanzung des gemein Erlernten, zu dem Professorstand aufgeschwungen haben, in welchem sie sich äußerlich auf gleicher Stufe mit dem schöpferischen und tiefdenkenden Genie sehen, gegen die einzelnen Bedeutenheiten verschworen, durch die sie verdunkelt werden. Dies war in Halle, bei großer Achtung und Furcht, auch die herrschende Richtung gegen Wolf, der in seiner Größe und Rüstung den Reil, Steffens, Schleiermacher, Nösselt und andern solchen zwar eine Freude, den Dabelow, Voigtel, Niemeyer, Maaß, Schmalz und ihres Gleichen aber stets ein heimlicher,

nie zu verwindender Aerger war. Nun hatte sich auch in letzterm Kreise, wie in jedem, die Einnahme und Plünderung von Halle mit allen ihren Auftritten und Bedrängnissen gehörig durchgeklatscht; manches beschämende Geschichtchen eigner Verwirrung und Schwäche hatte man durch Aufspüren und Heranziehen fremder Begegnisse wenigstens auszugleichen, wo nicht zu überbieten gesucht. Wolf's beißender Witz war seinen Kollegen oft genug empfindlich geworden, mit höchster Schadenfreude daher vernahm und förderte man das Gerede, auch Wolf, der große Wolf, habe zur Zeit des Gefechts im Keller gesessen, und nachher, als er ein Exemplar seines Prachthomer als begütigende Ehrengabe dem Marschall Bernadotte habe darbringen wollen, sei ihm die Zueignung an den König von Preußen bedenklich geworden, die er daher durch den das Buch tragenden Bibliothekdiener noch auf der Straße habe herausschneiden lassen, der sie auch später, da die Ueberreichung durch Zufälligkeit unterblieben war, wieder habe hineinkleben müssen. Die erste Angabe warf einige Lächerlichkeit auf Wolf, die zweite aber war durchaus gehässig, seiner Ehre wie seinen künftigen Verhältnissen zum höchsten Schaden gestellt. Manche Leute glaubten dergleichen überhaupt gern, andre, die ein so thörichtes und schlechtes Verläugnen einer Beziehung, die selbst der erbitterte Feind als natürlich und achtbar anerkennen mußte, nur mit dem Verstande Wolf's nicht zu reimen fanden, wollten doch seinen Karakter weniger als Hinderniß dabei angesehen haben.

Kaum indeß vernahm Wolf die schmähliche Nachrede, als er sich mannhaft hinstellte, und in dem hallischen Wochenblatt eine ausfordernde Zurechtweisung ergehen ließ, welche in ihrer gelungenen bündigen Art hier eine Stelle wohl verdient. Seine Erklärung lautete: „Es umschleicht mich seit ein paar Monaten hier in der Stadt, vielleicht auch in Briefen nach fremden Orten, über eine am 18. Oktober vorigen Jahrs von mir beabsichtigte Handlung, ein lügenhaftes unwürdiges Gerede, welches auch weiterhin von Personen, die mich nicht kennen, oder von der Veranlassung nichts wissen, noch mehr von Uebelwollenden, auf eine gehässige, ja ehrenrührige Weise wiederholt und ausgebildet werden kann. Dies zwingt

mich, hiedurch öffentlich anzuzeigen, daß ich seit dem 20. Januar, nach dem Gutachten eines Rechtsgelehrten, eine rechtliche Untersuchung darüber bei einem hiesigen Gerichtshofe veranlaßt habe. Bis zur Beendigung der Untersuchung erkläre ich hiemit einen jeden, der ohne Beweis die verbreitete Geschichte weiter erzählt, oder sie auf irgend eine Art zum Nachtheil meiner Ehre erwähnt, den erstern für einen leichtsinnigen, verächtlichen Schwätzer, den letztern für einen boshaften Verläumder. Möchte diese Anzeige, außer ihrer nächsten Absicht, zugleich jedem, der es in gegenwärtiger Zeit bedarf, bei seinen Reden nicht weniger als bei Handlungen, Vorsicht empfehlen, damit ihm nicht nach so vielem andern auch Gesundheit des gemeinen Menschenverstandes oder des Herzens verloren gehe. Für solche werden hier, dem Zwecke dieses Blattes gemäß, ein paar Verse eines alten Sittenlehrers am rechten Orte stehen:

Laß dich nicht schadfrohes Gered' ablocken von Arbeit!
Wenige Zeit hat übrig für Zank und Getümmel des Marktes,
Wer nicht Habe daheim auf ein völliges Jahr sich gesammelt.

Halle, den 15. Februar 1807. F. A. Wolf."

Der Schluß fand insonderheit allgemeinen Beifall, wegen der anmuthigen Nutzanwendung, die auf manche der Schächer, die man so ziemlich alle namentlich herzählen konnte, nur allzu gut paßte. Schleiermacher hatte seine herzliche Freude über Wolf's Erklärung und zweifelte nicht an dessen gutem Rechte dazu, wir Jüngern stimmten ganz überzeugt und mit Leidenschaft für ihn. Allein, grade weil man die Namen so bestimmt wußte und nannte, konnten die scharf Getroffenen doch nicht sogleich schweigen, sondern mußten wenigstens versuchen, sich solchem Unglimpf leidlich zu entwinden. Die Sache wurde vielfach verhandelt, auch vor Gericht in aller Ausführlichkeit, und nach mancher Verwickelung und Weiterung durch Zeugen und Eide, wobei Voigtel, Dabelow und Lange sich in traurigen Rollen zeigten, Maaß aber und Schmalz auch nicht sonderliche Ehre einlegten, kam es zu dem Beschlusse, daß der Bibliothekdiener, auf dessen verworrner Aussage zuletzt alles beruhte, und dem jene Leute in

unschicklicher Vertraulichkeit die für ihren Appetit mundrechten Geträtsche gleichsam aufnöthigend abgefragt hatten, wegen seiner verläumderischen Angaben, die er nicht erweisen konnte, mit verdienter Gefängnißstrafe belegt wurde. Hiemit war aber noch nicht alles abgethan; Voigtel ließ nach einigen Monaten, da Wolf schon Halle mit Berlin vertauscht hatte, eine sogenannte aktenmäßige Erzählung der Sache drucken, welches für Wolf der Anlaß werden mußte, die Unrichtigkeiten und Verdrehungen, die sich jener in diesem Bericht erlaubt hatte, in einer ausführlichen Schrift darzuthun, welche jedoch durch die Ungunst eines solchen verdrießlichen Stoffes, den die auch ihrerseits diesmal etwas gezwungene Witzlaune des Verfassers nicht aus aller Langweiligkeit herausfördern konnte, einen nicht befriedigenden Eindruck machte, ja das Mißgeschick hatte, manche schon weggeworfene Zweifel über die Sache wieder aufzuregen, und das Endurtheil im Ganzen unsicher gestellt zu lassen. Ich meinestheils aber war und blieb immer überzeugt, daß Wolf's mir übrigens wohlbekannte Schwächen, die in kleinen Listen und Vorkehrungen zuweilen sichtbar wurden, doch nie zu dem Aeußersten einer solchen Thorheit und Unschicklichkeit sich verirrt haben konnten, als jenes angebliche Herausschneiden der Zueignung, dem auch alle Zeichen und Umstände völlig widersprachen, unter den damaligen Verhältnissen gewesen wäre.

Auf der Universität ohne sogenannte Suiten zu leben, hätte keine Art gehabt. Wir hatten aber die unsrigen in eigner Weise. Dahin kann wohl gerechnet werden, daß wir bei dem Konditor Schelling am Markte unsre Laune bald gegeneinander selbst, bald gegen die dort verkehrenden Philister, doch meist harmlos, walten ließen. Einmal schnitt ich, aufgefordert, aus farbigen Papieren, die ich nebst Scheere immer bei mir führte, allerlei fratzenhafte Figuren aus, mit denen ich die nach dem Markte gehenden Fensterscheiben des Ladens beklebte. Außen waren die Bilder kaum erblickt, als die müßige Jugend ihre Freude darüber bezeigte, Dienstmädchen und Handwerker gesellten sich dazu, jede neue Figur wurde mit schreiendem Jubel begrüßt, zuletzt blieben auch die ordentlichsten Leute stehen und sahen dem Spaße zu, der

ganze Markt war auf dieser Seite bald ein dichtes, lärmendes Gepränge. Polizei und Bürgerwache wollten das nicht gestatten, sondern suchten den Auflauf auseinander zu treiben, sie reinigten auch auf Augenblicke den nächsten Platz vor den Fenstern, aber gleich drängte sich alles wieder voll, und da ich fortfuhr, als wenn mich die Sache gar nichts anginge, meine Bilder auszuschneiden und anzukleben, so ließ sich auch der Jubel bei jedem neuen Erscheinen nur um so lauter vernehmen; die Polizei wirkte nämlich nur auf das Volk, mir, dem Studenten, sagte sie keine Silbe, so groß war die Scheu und Rücksicht für uns übriggebliebene wenige Repräsentanten der Anderthalbtausend, nach deren Rückkehr die ganze Stadt seufzte, und der Kontrast, daß die Polizei ihr vergebliches Bemühen gegen Hunderte von Menschen richtete, und den Einen, den Urheber des Tumults, nicht zu stören wagte, sondern nur durch die Glasscheibe getrennt selbst mit Augen sah, wie er seine Sache weitertrieb, war so lustig und seltsam, daß die Freunde im Laden nicht aufhörten zu lachen. Zuletzt ging das Papier aus, und so nahm der Lärm sein natürliches Ende in der Dämmerung, ohne daß der geringste Unfall sich ereignete.

Ein andresmal hatte einer von uns den Cid von Herder im Laden desselben Konditors aus der Hand gelegt, der neugierige, durch seinen vornehmen Philosophennamen noch besonders zum Scherz aufregende Ladenwirth greift darnach, schlägt das Buch auf und sieht den Titel an; man fragt, ob er sich auch auf Bücher verstehe? — O ja, meine Herren, erwiedert er, das seh' ich gleich, daß dieß ein juristisches Buch ist. — Ein juristisches? fragen wir verwundert, ei wie so? — Nun, es heißt ja der Eid, antwortet er, das ist doch ein juristischer Gegenstand. — Man kann denken, wie gelacht wurde. Aber nun wollte man dem Alten zeigen, mit wie großem Rechte man ihn auslache. Keine Möglichkeit! Er blieb fest bei seinem Eide, man mochte sich noch so viele Mühe geben, ihm das deutliche C vorzuhalten, ihn zu belehren, daß das Wort Cid ein Name sei, ihn zu überzeugen, daß das Buch eine Geschichte in Versen und keine Abhandlung enthalte, er ließ sich nichts weißmachen, wie er

für die Absicht nahm, sah zwanzigmal wieder das ihm aufgedrungene Blatt an, und las mit selbstzufriedenem Lachen, wie einer, der seiner Sache gewiß und über solche Fopperei hinaus ist, richtig jedesmal: der Eid! Wir hatten wirklich die volle Verzweiflung, in unsrer Weisheit und Geschicklichkeit — denn nun war es zur ordentlichen Aufgabe des Ehrgeizes und Wetteifers geworden — keine Mittel zu haben, keinen Weg zu finden, um den guten Mann seines groben und offenbaren Irrthums inne werden zu lassen. Wir mußten beschämt abziehen, und verkannten im Scherz und Lachen keineswegs die ernste Seite eines solchen im Leben oft bedeutend hervortretenden Beispiels von vergeblichem Kämpfen entschiedner Einsicht gegen die in ihrer Beschränktheit nur um so fester stehende vorgefaßte Meinung.

Bei der mit vorschreitendem Jahre sich günstiger anlassenden Witterung pflegten wir unsre Ausflüge häufiger nach Gibichenstein zu nehmen, wo wir bei guten Wirthsleuten in warmer Stube oder später in freier Laube mit dem Blick auf die Saale oft mehrere Stunden unsre Kaffeezeit hielten, und lebhaft streitend untersuchten und durchsprachen, was uns im Ernst oder im Scherz anregend beschäftigte. Auch hier fanden hunderterlei Possen statt, die an sich nichts sind, aber im Augenblicke selbst über ein solches Zusammensein unendlichen Reiz verbreiten, und dem Ganzen in der Erinnerung das heiterste Bild sichern. Harscher war ein Strom von Laune und Beredsamkeit, Neumann hatte den wirksamsten Einzelwitz, Bekker war unstreitig der zuverlässigste Lacher, und wenn die Wirthstochter gerufen wurde, und ich der etwa nöthigen Bestellung eine Anrede von lauter Partikeln voranschickte, welche ohne Sinn gehäuft, aber in ihrem Klange doch den Schein eines Sinnes darboten, den zu erfassen das Zuhören sich nur um so eifriger anstrengte, so konnte man gewiß auf Bekker rechnen, daß er durch sein hervorstürzendes Wiehern alles mit sich fortriß.

Zwischen unsren geistigen Arbeiten und geselligen Scherzen drängte sich aber noch eine besondre Thätigkeit hervor, welche beide Elemente in ein gemeinsames Erzeugniß gestaltend vereinigte. Unsre Studien, Gespräche und Erholungen, wie

reichhaltig und lebhaft sie auch sein mochten, blieben doch, ohne den Zuschuß der Vorlesungen, gleichsam verwaist, konnten kaum unsre Zeit ganz erfüllen, aber bei weitem nicht unsre Triebe und Kräfte, welche viel größere Ansprüche machten, als wir selbst befriedigen konnten. Daß wir in diesem Zustande die Dichter zu lesen nicht vergaßen, versteht sich von selbst, wir lebten eben so sehr mit den Gestalten ihrer Welt, als mit denen der wirklichen. Da regte sich der Eifer eignen Hervorbringens, und durch Jean Paul Richter's Flegeljahre, die uns wie alle Schriften dieses Autors sehr anzogen, geriethen Neumann und ich auf den Einfall, gemeinschaftlich einen Roman zu schreiben. Kein Plan wurde verabredet, als der, die neueste Zeit und deutsche Verhältnisse zu behandeln, die äußere Gleichmäßigkeit zu beachten und mögliche Einheit zu suchen, im Uebrigen aber nach Kräften einander entgegenzuarbeiten. Ich schrieb flugs das erste Kapitel, Neumann eben so rasch das zweite, so ging es mit dem dritten und den folgenden weiter, und wir hielten uns mit widerstreitenden Richtungen, mit störenden Wendungen und absichtlich bereiteten Schwierigkeiten so treulich Wort, daß eine Reihe von mehr als zehn Kapiteln sich in größter Spannung und ganz besonderem, dieser Entstehungsart zu verdankendem Reize darstellte, wir uns aber auch so verfahren hatten, daß wir kaum noch hofften, ohne Gefährde des auch äußerlichsten Zusammenhangs weiterzukommen. Nun griff von Nennhausen her noch Fouqué, dem ich davon geschrieben hatte, als dritter Theilnehmer bereitwillig ein, und löste durch ein hübsches Kapitel den Knoten, den er sofort aber wieder schürzte. Das auf diese Weise vermehrte Manuskript gab auch uns neuen Sporn, und so rückte der Roman, bei nicht grade regelmäßigem Wechsel der Ausarbeitung, endlich bis zu einem vollständigem ersten Bande vor, unter tausend geselligen Erheiterungen, die durch wiederholtes Vorlesen und Besprechen des Fertigen, durch eifriges Ersinnen des Künftigen, durch zahllose Anspielungen, Ironieen, kleine Ränke und Frevel der Abfassung, so wie durch hunderterlei Beziehungen des Tages, die sich an solche Thätigkeit anknüpften, für uns und unsern engern Kreis eine

unerschöpfliche Quelle des Vergnügens wurden. Außerdem, daß wir uns selbst und andre lebende Personen, mehr oder minder deutlich, und nicht grade geschmeichelt, darin abgebildet hatten, war dem Buche, hauptsächlich durch Neumann's Einfall und Talent, noch ein besondrer Gewinn der wirksamsten Figuren geworden. Gleich im zweiten Kapitel parodirte er vortrefflich des Geschichtschreibers Johann von Müller schwungvollen und knappen Stil, dann kam Jean Paul Richter in komischem Abbild, ich brachte ein solches von Johann Heinrich Voß in schwerfälligsten Hexametern aus, endlich ließen wir gar, die Wanderjahre Wilhelm Meisters vorwegnehmend, diesen Helden mit dem Markese umherreisen und gar üble Begegnisse erleben; später zogen wir die Vorfälle des letzten Krieges herbei, wo denn einige Deutschheit und einiges Preußenthum mit einfloß, und wenigstens an gedrängter Fülle des mannigfachsten Inhalts und Interesses hat es diesem Buche nicht gefehlt. Ich fürchte nicht, daß Freundschaft oder Eigenliebe mein Urtheil hier bestechen, wenn ich sage, daß einige Parthieen des Buches, namentlich aber das Bruchstück aus Hans Striezelmeier's eigner Lebensbeschreibung in Johann von Müller's Manier und der Steckbrief Jean Paul Richter's auf sich selbst, beides von Neumann, zu den köstlichsten Scherzen unsrer Litteratur gehören, und durchaus werth sind, erhalten zu werden.

Um hier gleich alles abzuschließen, was diesen Roman betrifft, so führ' ich noch an, daß wir uns mit dem Manuskript noch lange herumtrugen, in Berlin manchen Kreis damit ergötzten, sogar Schleiermacher'n zum Bewunderer hatten, in Nennhausen bei Fouqué, in Friedersdorf bei Marwitz die größte Ehre einlegten, und endlich das Ganze, wozu noch Fouqué ein paar Kapitel, Bernhardi eine Episode von Anekdoten beigetragen hatte, Harscher aber ein Kapitel über Musik, welches besonders gegen Reichardt gerichtet werden sollte, schuldig blieb, und ein Beitrag von Chamisso zu spät kam, unserm Freunde Reimer unter dem Titel „Die Versuche und Hindernisse Karl's“ in Verlag gaben. Der Druck wurde erst gegen Ende des Jahres 1808 fertig, da

im südlichen Deutschland schon ein neuer Krieg Oesterreichs gegen Frankreich bevorstand und im nördlichen allerlei Unruhen drohten; Reimer wagte nicht, seinen Namen als Verleger auf den Titel zu setzen, noch das Buch gehörig anzeigen zu lassen, und so gewann dieses nicht den Schwung und machte nicht das Glück, wozu sonst, nach dem Inhalt und den Beziehungen, alle Hoffnung begründet gewesen wäre. Doch ging die Erscheinung nicht ohne einiges Aufsehen ab, und wurde in manchen Kreisen lebhaft besprochen. August Wilhelm von Schlegel, dem ich das Buch nach Genf, wo er bei Frau von Staël lebte, zugeschickt hatte, glaubte mich den alleinigen Verfasser, und der berühmte Kritiker, der früher schon einmal die Prosa der Frau von Wolzogen für die von Goethe gehalten hatte, merkte nichts von der Verschiedenheit der Zeugstücke, die hier, und zum Theil doch mit ziemlich groben Näthen, zusammengefügt waren!

Zwölf Jahre später, als mit den ächten Wanderjahren Wilhelm Meister's zugleich die falschen erschienen waren, kam auch unser Doppelroman wieder zur Sprache. Unser Einfall, Wilhelm Meister'n persönlich und gegen Goethe tadelnd auftreten zu lassen, war offenbar die Wurzel jenes berüchtigten Buches, und ich erlebte für meinen Antheil an der Ungebühr die gerechte Strafe, an vielen Orten, und auch in Weimar selbst, eine Zeit lang für den Verfasser der falschen Wanderjahre gehalten zu werden. Er hat nur seinen frühern Einfall weiter ausgeführt, dachte man, und ließ meine sonstige Denkart, Richtung und ich darf sagen Fähigkeit, die alle dem schlechten, heuchlerisch-albernen Buche widerstritten, ganz außer Rechnung. In Hamburg war das Gerücht so allgemein verbreitet und so bestimmt geglaubt, daß ich mich zu einer öffentlichen Berichtigung gedrungen sah.

An einen zweiten Theil des Doppelromans war wohl gedacht worden; einiges lag sogar angefangen und mehreres war vorbereitet; allein Reisen und andrer Wechsel des Lebens hielten uns zuerst viele Jahre getrennt, und als Neumann und ich uns vom Jahre 1819 an wieder auf längere Zeit in Berlin vereinigt sahen, und es uns artig dünkte, diese Jugendlustbarkeit wieder aufzunehmen, wobei Neumann schon

vorschlug, nun der Zeit gemäß mit gleicher Keckheit die Schreibart von Jahn, Steffens und Adam Müller zu parodiren, und die Ironie dadurch zu vollenden, daß auch Fouqué, der frühere Mitarbeiter, jetzt als tauglicher Stoff zum Inhalte des Romans verwendet würde, unterblieb doch jeder Versuch, da wir bald wahrnehmen konnten, wie uns die Jahre und Verhältnisse zwar nicht die Freude an dem Einfall verkümmerten, aber doch den zur Ausführung erforderlichen nachhaltigen Humor und Eifer, so wie selbst die nöthige Muße versagen durften.

Elfter Abschnitt.

Studien und Störungen.

(Berlin 1807.)

Das Frühjahr trat mit starken Schritten ein, ohne für Halle günstigeres Geschick, noch dem in Preußen fortwüthenden Krieg eine erwünschte Wendung zu bringen; wir fühlten Alle, daß ein längeres Abwarten der Dinge für uns unstatthaft sei, und wir das beginnende Sommerhalbjahr wenigstens so gut als thunlich zu benutzen hätten. Steffens war bereits in Hamburg, Wolf aber und Schleiermacher wandten die Augen nach Berlin, und zu diesem Orte zogen auch unsre Verhältnisse und Studien uns am stärksten hin. Adolph Müller wollte in jedem Falle die medizinischen Anstalten dort benutzen, für mich boten diese reichlich dar, was ich am dringendsten bedurfte, und meinem und Neumann's philologischen und allgemein wissenschaftlichen Treiben war hier, besonders wenn Wolf und Schleiermacher folgten und ihre beabsichtigten Vorlesungen hielten, noch immer mehr bereitet, als auf jeder andern uns bekannten Universität. Für uns waren Entschluß und Ausführung am leichtesten, und so fanden wir beide uns die ersten auf dem Wege, bei schönem Wetter um die Mitte des April, aus studentischer Vorliebe und aus Sparsamkeit diesmal zu Fuß, welches beides jedoch nur von Halle bis Dessau und von Potsdam bis Berlin vorhielt, denn zwischen Dessau und Potsdam übernahm uns die traurige Oede und mühsame Beschwerlichkeit der sandigen,

damals noch ungebauten Landstraße zu sehr, und wir bestiegen den Postwagen, der schon lange neben uns fuhr, und jetzt unsrer Reise zwar wenig Beschleunigung, aber doch einschläferndes Ausruhen gewährte.

Wir sahen in Berlin der Reihe nach unsre Freunde mit herzlichstem Willkommen. Leider entging uns nicht, daß der Druck des Krieges in der ganzen Stadt hart fühlbar war, überall zeigte sich Zerrüttung der Verhältnisse, Verringerung der Hülfsmittel, Einschränkung der Lebensweise, dazu die unerschwinglichen Lasten der Kriegsabgaben und der Einquartirung, und eine große Muthlosigkeit in Betreff der Zukunft. Ein knappes und spärliches Wesen, das von jeher an dem Berliner Leben im Gegensatz üppigerer Hauptstädte bemerklich wurde, zog sich noch mehr in's Enge und Bange, und stach nur um so widriger gegen das Wohlleben ab, welches die fremden Sieger auf Kosten des bezwungenen Landes führten. Auch für uns selbst wurde dieser Zustand unmittelbar empfindlich, denn so manche Hülfsquellen, auf die wir hoffen durften, blieben aus, besonders in Neumann's Verhältnissen trat völlige Ebbe ein, und wir waren beide geraume Zeit auf die Mittel beschränkt, welche mir von Hamburg zukamen, und bei denen für zwei doch manches Behelfen nöthig wurde; wir wohnten und lebten indeß gemeinschaftlich, so gut es ging.

Mein Studiren war bald angeordnet. Ich warf mich bei den Unsicherheiten, die ich in unsrer deutschen Welt herrschen sah, nur um so ernstlicher auf die Medizin, als worin mir Stand und Waffe zum bedenklichen Kampfe des bürgerlichen Lebens vor allem gewonnen sein mußte, um demnächst wo möglich auch andre Zwecke und Aussichten verfolgen zu können. Manche Zwischenstufe, zu welcher ich später zurückzukehren dachte, für jetzt überspringend, und im Grunde wirklich genugsam vorbereitet, eilte ich sogleich in die Mitte der ausübenden Heilkunde und machte den klinischen Lehrgang in dem Charité-Krankenhause mit, welchen der Professor Horn leitete; außerdem hörte ich bei Willdenow Botanik und Arzneimittellehre, und, damit ich mir an Gründlichkeit nichts erließe, nochmals, ich glaube zum siebenten oder achtenmale,

bei Kampe, die Osteologie. In bestimmten Stunden trieb ich mit Theremin das Spanische, mit Eberty Englisch, und Italiänisch mit andern Freunden, und kein Tag verging, da ich nicht im Homer und in der griechischen Anthologie gelesen und aus der letztern ein paar Stücke metrisch übersetzt hätte, welches letztere mir gewöhnlich schon zuerst am Morgen, beim Ankleiden und Frühstücken, ohne Anstrengung gelang. Neumann unterdessen, für welchen es keine Vorlesungen gab, wandte sich mit angestrengtem Fleiß auf die Uebersetzung der florentinischen Geschichte des Machiavelli, wovon er sich gute Frucht versprach, besonders wenn Johann von Müller bewogen werden könnte, wie wir hofften, durch eine Vorrede und Anmerkungen das Buch empfehlend auszustatten.

Dieser Grund wirkte stark mit, daß ich mich beeilte, um auch die persönliche Bekanntschaft des großen Geschichtsschreibers, dem wenigstens damals die herrschende Meinung keinen Lebenden an die Seite stellte, mir nicht länger entgehen zu lassen. Die Verstimmung, welche sich mit seinem Namen verbunden hatte, war mir einigermaßen geschwunden, indem die Ersten und Besten der Nation, von denen ich nur Goethe, Wolf und Schleiermacher hier nennen will, fortwährend sein Verdienst hervorhoben und seine Schwäche entschuldigten. Ich beschloß, ihn zu besuchen, und zwar gradezu, ohne Empfehlung oder Anfrage, wie mir das schon immer am besten eingeschlagen war. Der Empfang konnte in der That nicht freundlicher sein, und wunderbarerweise fand ich mich ohne es zu wissen schon durch meinen eignen Namen empfohlen. Das hing so zusammen. Der spanische Gesandte in Berlin, General Benito Pardo de Figuera, ein Mann von gutem Sinn und vielfachen Kenntnissen, hatte die seltne Gabe, seine dichterische Ader in griechische Verse ausströmen zu können, und wiewohl weder das Dichterische noch das Griechische von erster Qualität waren, so blieb doch diese Verbindung eines griechischen Poeten und eines spanischen Generals und Gesandten eine unerhörte Merkwürdigkeit, welche in der gelehrten wie in der vornehmen Welt kein geringes Aufsehen machte. Der General nahm mit liebenswürdiger Eitelkeit die Bewundrung auf, die ihm

auf diesem deutschen Boden zum erstenmal so recht zu Theil wurde, und ließ sein Licht bestens leuchten, selbst in den höchsten Kreisen, wo seit den Zeiten der Königin Christina von Schweden die Galanterie schwerlich in dieser Sprache sich hatte vernehmen lassen. Ein griechisches Sinngedicht auf die Schönheit der Königin Luise hatte in den Berliner Zeitungen gestanden, und war aus der unwürdigen Stellung zwischen den gewöhnlichen Anzeigen dieses grauen Löschpapiers zu dem Glanze des Hofes gehörig emporgezogen worden. Die Unglücksfälle Preußens rauschten über diesen Eindruck hin, und hatten ihn fast verwischt, als ein zweites Gedicht hervortrat, auf schönem Papier mit saubern Typen gedruckt, eine sapphische Ode an den spanischen Dichter Arriaza, gewürzt mit dem Lobe des Friedensfürsten, den auch jener besungen hatte. Wolf bekam das Blatt nach Halle zugesandt, gab es mir als eine Merkwürdigkeit zu lesen, mein technischer Trieb hatte gleich eine Uebersetzung fertig, sie wurde von Wolf eingesiegelt und nach Berlin abgefertigt, wenige Tage vor meinem eignen Aufbruche dahin. Jetzt fand ich hier diese Uebersetzung, zugleich mit einer lateinischen und einer französischen, einem neuen Abdrucke des griechischen Originals beigefügt, und Müller in höchster Freude betheuerte, ich müsse ohne Säumen mit ihm zum General Pardo, der über jene Zusendung aus Halle ganz entzückt gewesen, der mich mit offnen Armen empfangen würde, und der überhaupt ein höchst liebenswürdiger und vortrefflicher Mann, dazu sein ganz besondrer Freund sei. Ich versäumte nicht, Müller'n auch alsbald das Anliegen Neumann's zu eröffnen, und fand ihn bereitwillig genug, das Unternehmen zu fördern. Mit Innigkeit und Ehrerbietung sprach er von Alexander von der Marwitz, den er selbst früher an Wolf nach Halle empfohlen hatte. Eifrig und dringend begehrte er von meinen Studien und Absichten das Nähere zu wissen, bot mir alle seine Bücher an, und als ich ein Wort von der griechischen Anthologie hatte fallen lassen, freute er sich über die Maßen, holte gleich Brunck's Analekten herbei, schlug mehreres auf, fragte mit Hast und Unruhe, wie ich denn die vielen schönen Sachen auf die Knabenliebe in meinen Uebersetzungen zu be-

handeln dächte, und als ich erwiederte, ich gäbe sie unbefangen so wieder, wie sie daſtünden, lobte er diese Vorurtheilslosigkeit übermäßig und hielt der ganzen Sache in Betreff ihrer Wirkungen auf die Freundschaft und Bildung der Jünglinge eine überschwängliche Lobrede, die mich in ernstes Erstaunen setzte. Ueber seinen eignen, von manchen gutwilligen Seelen, die wohl gar auf ihre Bescheidengläubigkeit noch recht stolz sind, hart abgeläugneten Hang ließ er nicht die geringste Ungewißheit, so wenig wie über die schmutzige Richtung desselben noch ein Zweifel bleiben konnte, als er eines der ärgsten Epigramme, ein Räthsel von Straton, mit fröhlichem Wohlbehagen laut zu lesen sich erlaubte. Auch seine Freundschaftsbezeigungen, sein Händedrücken, Umarmen, seine Schmeichelworte und Blicke hatten etwas Aengstliches, bis etwa ein schroffer Ernst alles dies zurückscheuchte und unterdrückte, und dann ein verständiger Sinn, ein heitres Wohlwollen und ein unendliches Wissen in freiem ungetrübten Gespräche sich würdig darlegen mochten, und in dem Zuhörer die größte Befriedigung, nicht selten sogar Begeisterung erweckten. Sein ganzes Aeußere, die geschwächten entzündeten Augen, die bläßliche feine Haut, die fast kindischen Züge des Mundes, die unangenehme schweizerische, mit französischen Einschiebseln durchbrochene Sprache, die Unruhe der Glieder des nicht großen und ziemlich dicken Körpers, alles dieses war dann leicht zu vergessen, weil sein Innres von einem wahren Feuer des Wissens und der Gesinnung doch wirklich erglüht war, und die Funken davon mit kräftiger Wirkung ausströmte. Meine Verehrung für diese Geisteswürde ließ mich über die bemitleidenswerthen Unwürdigkeiten, die sich derselben angenistet, wie über Ungeziefer hinwegsehen.

Bei dem General Pardo wurde mir die verheißene Aufnahme. Der Mann schwelgte in Liebhaberei zu den alten Sprachen, zur klassischen Gelehrsamkeit, täglich hatte er Gelehrte bei sich zu Tisch, und zeigte ihnen sein Wissen, wie er das ihre begierig annahm. Ließ von dieser Seite eine kleine Schwäche sich kaum verbergen, so zeigte er dagegen von andern Seiten wirklich einen erfahrnen, gescheidten und wohldenkenden Mann. Ein längerer Aufenthalt in Mexico

hatte ihn mit mannigfachen Anschauungen erfüllt, er sprach lebhaft und offen, die Vorurtheile eines Spaniers hatte er meist abgelegt, und die für seine frühen Schulstudien beibehaltene Neigung war ihm nur günstig anzurechnen. Ich war mehrmals bei ihm zu Tisch, gewöhnlich mit Müller, auch mit dem österreichischen Grafen Bombelles und dem Prediger Catel, meinen Mitübersetzern, späterhin auch mit Wolf. Hier wurde denn nach Herzenslust homerisirt und pindarisirt, dichterische Vorzüge in's Licht gestellt, Eignes und Fremdes mitgetheilt, alles mit größter Freiheit. Mein Französisch kam mir hier gut zu Statten, weil alles in dieser Sprache vorging; aber auch meine ungefähre Kenntniß des Spanischen, und meine frühere Bekanntschaft mit dem Grafen Casa Valencia gereichten hier zur Annehmlichkeit. Wurde zuweilen Politik verhandelt, so geschah auch dies ohne viel Zurückhaltung, doch durften dann keine Franzosen gegenwärtig sein, in deren Sinne die Spanier eigentlich sprechen sollten, aber keineswegs Alle dachten, zwar Pardo selbst und Urquijo noch so ziemlich, aber der Andalusier Montalbo, der späterhin aus seiner diplomatischen Anstellung zu den kriegerischen Reihen seiner Landsleute glücklich entkam, verhehlte schon damals nicht, daß er ein Feind der Franzosen sei und dem Kaiser Napoleon alles Unheil wünsche.

Johann von Müller zeigte bei solchen Gelegenheiten eine stets belebte und stets sachenreiche Mittheilung. Ich stritt öfters mit ihm über die Angelegenheiten des Tages, und er suchte dann stets einer mildern Beurtheilung der französischen Sachen Eingang zu verschaffen, für Napoleon aber sprach er unbedingte Bewunderung aus. Der Anlaß brachte ihn einesmals dazu, daß er seine bei dem Kaiser gehabte Audienz ausführlich erzählte, ungefähr mit denselben Umständen, welche auch in den verschiedenen späterhin im Druck erschienenen Briefen angegeben sind. Eines Zuges jedoch erinnere ich mich, dessen ich nirgends erwähnt finde, und den ich als einen höchst bezeichnungsvollen hier aufbewahren will. Unter den Gegenständen des Gesprächs, erzählte Müller, kam auch Cäsar vor, in dessen Lob Napoleon eifrig einstimmte; Müller bemerkte dem Kaiser, es sei zweifelhaft, welchen Gebrauch

Cäsar, wenn er nicht durch Meuchelmord übereilt worden wäre, von seiner errungenen Obergewalt zunächst würde gemacht haben, einige Andeutungen gingen darauf, daß er das Innere der Republik neu geordnet haben würde, andre hingegen, daß er die Parthen zu bekriegen im Sinne gehabt; bis dahin habe der Kaiser ruhig zugehört, dann aber sogleich rasch ausgerufen: „Il aurait fait la guerre aux Parthes!“ und diese Worte mehrmals heftig wiederholt. Müller durfte uns diesen Zug, der allerdings die Stimmung und den Geist Napoleon's sehr bedenklich zu erkennen gab, mündlich wohl anvertrauen, doch liegen auch die Gründe nahe genug, welche ihn abhalten konnten, dergleichen während des höchsten Schwebens jener Machtverhältnisse schriftlich in die Ferne mitzutheilen.

Adolph Müller traf nun auch aus Halle ein, wo er noch im Stillen eilig Doktor der Medizin geworden war. Dieser junge Mann, früher oft geistig schwankend und gesellig zurückhaltend, entfaltete jetzt die herrlichsten Schwingen, und erschien als ein edler, starker, für das Leben und die Wissenschaft ausgerüsteter, frei und sicher umschauender, entschlossen und maßvoll thätiger Arzt und Mensch, der auf der Stelle Gunst und Zutrauen gewann, ja durch Feinheit und Würde eines nie fehlenden und doch stets lebhaften und beseelten Betragens Liebe und Bewunderung erweckte. Man konnte von ihm sagen, je stärker er in die Wirklichkeit des Lebens einging, am Krankenbette beschäftigt war, Anstalten besuchte, Verhältnisse anknüpfte, desto reiner und kräftiger lebte er in höheren Sphären, und jener Sommer war unstreitig für ihn eine Zeit ununterbrochenen Glückes, das durch die Aussicht auf eine Reise nach Paris, so wie auf den künftigen Aufenthalt in Bremen, wo ihm alles die schönsten Lebenstage versprach, noch erhöht wurde. Der Reimer'sche Kreis mit seinen Frauen, wohin auch die Hofräthin Herz gehörte, Reimer selbst, der Kammergerichtsrath Eichhorn, der nachherige Staatsrath Schulz, waren ganz von ihm eingenommen; Marwitz, der vom Lande hereinkam, staunte den schnell emporgestiegenen an, und knüpfte innigere Freundschaft mit ihm; Theremin, Wilhelm von Schütz, Bernhardi,

wer ihn nur kennen lernte, bewiesen ihm achtungsvolle Aufmerksamkeit. Einige Schärfe und Strenge, die bisweilen aus seiner ursprünglich milden, aber durch Frühling und Glück aufgeregten Gemüthsart hervorbrachen, verletzten wohl tief, aber nicht lange, da weder Absicht noch Folge dabei zu spüren waren. Wenigstens verzieh ich ihm gern und leicht, wenn er in solcher Art gegen mich bisweilen sich übernehmen wollte.

Bald kam auch Schleiermacher mit seiner Schwester, und kurz darauf Wolf an, so daß der Hallische Kreis in Berlin sich gleichsam neu anbaute. Nur Harscher und Bekker fehlten mir noch, aber auch sie wollten kommen, und aus Frankreich erwartete ich Chamisso'n. Die fortdauernden Kriegsunfälle und die steigende Verarmung störten den Drang und Sinn steigender Thätigkeit nicht, sie belebten ihn vielmehr. Wolf bereitete seine Zeitschrift der Alterthumswissenschaft in heitrer, mittheilungsfroher Geschäftigkeit vor; Schleiermacher las einer ansehnlichen Zuhörerschaft von Jünglingen und Männern die Geschichte der griechischen Philosophie, ein geistreiches Kollegium, noch besonders merkwürdig durch den freien, rednerischen Vortrag, der ohne Stocken in schönem Ebenmaße gebildeter Sprache klar dahinfloß, ohne daß der Sprechende ein leitendes Heft, oder auch nur, bei so vielen wörtlichen Citaten griechischer Stellen, ein aushelfendes Blatt zur Hand gehabt hätte. Auch versäumte er nicht die Gelegenheit zu predigen, die sich bald in dieser Kirche, bald in jener darbot, und wozu wir uns gewissenhaft immer einfanden, wiewohl uns die frühere hallische Innigkeit und Klarheit in dem Redner oftmals zu mangeln schien. Eben so wenig versäumte ich die Predigten, welche Theremin damals zuweilen französisch hielt; von frommen Anregungen war hier wenig, desto mehr aber von rednerischer Wirkung, die er recht eigentlich studirt und für die er sogar manches von Talma's Gebärden und Intonationen sich angeeignet hatte.

Die nächsten Pfingstferien benutzte ich zu einem Besuch bei Fouqué in Nennhausen, einem bei Rathenow im Havellande gelegenen Gute seines Schwiegervaters, des Herrn von Briest, wohin ich schon längst eingeladen war und sehnlich verlangt

hatte. In Gesellschaft Bernhardi's, der trotz seiner außerordentlichen Dickleibigkeit sehr gut zu Fuße war, machte ich mich frühmorgens auf den Weg, und mit Hülfe einer für die letzten Meilen genommenen Postfuhre kamen wir noch bei guter Zeit daselbst an. Schon unterwegs hatte Bernhardi, der mehrmals dort gewesen und dem ganzen Hause vertraut war, mich mit den Personen und Verhältnissen vorläufig bekannt gemacht, und so dankenswerth dies im Augenblicke selbst mir gelten mußte, so war es im Grunde doch eher das Gegentheil, denn mein Gefährte konnte sich in seiner satyrischen Laune eines Zuges von Gemeinheit nicht wohl erwehren, und pflegte neben weichlicher Empfindsamkeit seine Wahrnehmungen gern in das Grobsinnliche zu treiben, wobei nicht selten nur das Widrige und Schlechte übrig blieb. So war denn auch in Betreff Nennhausens, noch ehe ich es betrat, meine Unbefangenheit schon gestört und meine Aufmerksamkeit unfreiwillig zu mißliebigen Gegenständen hinabgedrängt. Der Besitzer von Nennhausen war Herr von Briest, ein vortrefflicher, in jedem Betracht ehrwürdiger Mann, von großer hagerer Gestalt, milder Freundlichkeit und wohlthuendem Ernst. Er hatte noch im siebenjährigen Kriege gedient, dann als Rittmeister seinen Abschied genommen, und sich auf sein Land zurückgezogen, wo er in geistiger und wirthschaftlicher Beschäftigung ein edles Leben führte. Ein schöner Park war durch ihn entstanden, ausländische Bäume und Gesträuche hatte er angepflanzt, und jeden Fortschritt im Landbau für sich und seine Dorfleute bestens zu benutzen gesucht. Die letztern liebten und ehrten ihn als einen väterlichen Herrn, bei welchem sie in allen Fällen guten Rathes und wirksamer Hülfe versichert waren. „Von dem Mann", sagte mir ein alter Bauer, „hab' ich noch mein Lebtag nichts Ungeschicktes gehört." Der Name von Briest lebte in diesen Gegenden schon von alten Zeiten her in bestem Ruhme; ein Landrath dieses Namens hatte bei des großen Kurfürsten Ueberfall der Schweden in Rathenau zu dem Siege wesentlich mitgewirkt, wie dessen auch Friedrich der Große in den brandenburgischen Denkwürdigkeiten ehrend erwähnt. Jetzt war derselbe Namen auch mit den Vorzügen

deutscher Wissenschaft verknüpft; in Fichte's und Niethammer's philosophischer Zeitschrift hatte Hülsen, der eine Zeit lang in Nennhausen bei seinem Freunde gelebt, philosophische Briefe an Briest drucken lassen. Ein Augenblick von Schwäche nur, den er in seinen hohen Jahren für eine sein Hauswesen leitende Verwandte gehabt, und in dessen Folge er diese geheirathet hatte, gab zu mancherlei Bemerkungen Anlaß, die besonders das Mißverhältniß betrafen, daß die Tochter des Hauses, Frau von Fouqué, in ihrer ehemaligen Dienerin nun ihre Stiefmutter anerkennen mußte. Eben so erfuhr ich, daß Fouqué, nachdem er wegen Brustbeschwerden aus dem Kriegsdienste seinen Abschied genommen, sich von einer früheren Gattin mit Aufopferung von Hab und Gut eiligst habe scheiden lassen, um nur so schnell als möglich seine jetzige Frau zu ehelichen, die ihrerseits schon einem Rittmeister von Rochow verheirathet gewesen, aber auch bereits wieder von ihm geschieden, und sich von dem zärtlichen Spiel des blonden Minnesängers in der Einsamkeit zu Nennhausen hatte rühren lassen. Früher hatte sie in Potsdam gelebt, in dem muntern und leichtsinnigen Kreise der Kammeraden ihres Mannes, der späterhin wegen Zerrüttung seiner Umstände, und besonders, wie man sagte, wegen Spielschulden sich eine Kugel durch den Kopf gejagt. Frau von Fouqué, groß und wohlgestaltet, schön von Gesicht, dessen edle Züge nur durch die überaus mächtigen Lippen gestört wurden, ihrer Reize wohlbewußt, wie sich denn ihr wunderschönes Bein mit natürlicher Kunst immerfort und reichlich dem Anschauen darbot, dabei höchst lebhaft und feurig in ihren Regungen und Ansprüchen, wurde als die Herrin des Hauses geschildert, die sich über Vater, Stiefmutter und Gemahl leicht hinwegsetzte, alles auf sich beziehe, für sich alles vorwegnehme, und ihre Person und ihre Zimmer viel höher ausgestattet und geschmückt zeige, als es dem übrigen Hause möglich sei. Der gute Fouqué erschien hierbei als ein argloses Kind, welches in den Spielen der Einbildungskraft sich mit aller Freiheit vergnügen dürfe, auch in Ehre und Ansehen keineswegs verkürzt werden solle, aber in allen Beziehungen der Wirklichkeit nicht mitzusprechen habe. Bernhardi lachte, und meinte, ich solle mich nun ent=

scheiden, ob ich es mit der Frau oder mit dem Manne halten wolle, in jedem der beiden Fälle würde ich es gut haben, nur beide vereinigen könne ich nicht, das sei nur ihm selber einigermaßen gelungen, als welcher den Mann aufrichtig liebe, und dabei mit kluger Weltkunde sich dem Zutrauen der Frau nicht verschließe, die von ihm glücklicherweise auch weiter nichts verlange. Ich war ohne Bedenken für den guten Fouqué entschieden, der mir in dieser Lage schon gedrückt und bezwackt genug schien, um nicht auch noch den Ersatz, den die Freundschaft leisten kann, ihm verkümmern zu wollen. Das Vorurtheil, mit welchem ich diesen Erörterungen zufolge den neuen Kreis betrat, war tüchtig eingerammt, und hielt auch wirklich fest, ungeachtet es im ersten Augenblick eine starke Prüfung zu bestehen hatte. Denn als ich mit Bernhardi, der uns gar nicht erst ankündigen ließ, die Gesellschaft in ihrem gewöhnlichen Beisammensein am Abend bei schon angezündeten Lichtern überrascht und nach den ersten Begrüßungen Platz und Umsicht genommen hatte, so konnte ich mich eines ungünstigen Eindrucks, den mir Fouqué's kleine gedrückte Gestalt und piepende Stimme machte, so wenig wie des höchst günstigen erwehren, den ich von Frau von Fouqué empfing, deren Blicke und Reden bei jener ersten Bekanntschaft eine angeregte Theilnahme bezeigten und mir wider Willen eine gleiche abnöthigten. Wer weiß auch, welches Geschick hier die Vorsätze im Spiele der Neigungen und der Umgangskünste gehabt hätten, wenn nicht Bernhardi, der mit mir in demselben Zimmer schlief, noch vor Schlafengehen unerbittlich den Mephistopheles gemacht, und mir diese Baronin, wie Jarno dem Laërtes jene im Wilhelm Meister, durch die schlimmsten Bilder und Gleichnisse verleidet, in den folgenden Tagen aber sie selbst nicht so manches Abstoßende gezeigt hätte, besonders eine Art von berechnetem Eigennutz, der mir eine Frau häßlicher macht, als körperlicher Schmutz, und daneben eine Plumpheit adeligen Stolzes, wogegen Fouqué's Ritterthum als ein artiges Spiel erschien. Sie merkte sehr bald, daß wir nichts zusammen gemein haben würden, und da ihr doch nicht entgangen sein konnte, daß der Stoff dazu in mir nicht völlig

gemangelt habe, so stellte sich die Verneinung nur um so feindlicher zwischen uns, und in den ersten Tagen war eine Scheidewand gezogen, die auch in der Folge nie ganz wegfallen konnte. Wir nahmen von einander nur im Dichterischen und Schriftstellerischen die nöthige Kunde. Das Vorlesen der mitgebrachten Kapitel des Doppelromans regte großes Ergötzen und das Versprechen der Mitwirkung auf, persönlich aber blieben wir höflich und kalt, oder vielmehr in schroffer Gleichgültigkeit, als lägen unübersteigliche Klüfte zwischen uns.

Desto liebevoller und befriedigender stellte sich das Verhältniß mit Fouqué. Wer ihn blos in späteren Jahren gekannt, wird ihm einen tiefen Grund von Edelsinn und Gutmüthigkeit nicht absprechen dürfen, wenn auch diese schönen Eigenschaften, und sogar seine dichterische Gabe, jetzt nur von vielem Dünkel und mancher Verbitterung, die ihm das Leben zugeführt, und von unläugbarer Narrheit getrübt hervorleuchten. In jener Zeit aber waren diese Seiten noch völlig zugeschlossen, und der lebhafte, bescheidene, freisinnige und herzliche, von jedem besten Willen beseelte Mann das Bild der reinsten Liebenswürdigkeit. Er sah auf eine zum Theil schmerzvolle Vergangenheit so ergeben zurück, als hätte er nichts mehr zu hoffen, und hoffte so frisch und fröhlich von jedem neuen Tage das Beste, als hätte er noch gar nichts erlebt. Seine Dichtung stand auf der Höhe des genußreichsten Hervorbringens, mit jedem kleinen Erfolg um so leichter befriedigt, als es eigentlich auf allgemeinen Beifall nicht einmal abgesehen war; die üppigste Fruchtbarkeit und anmuthigste Leichtigkeit ließen ihm alles zu Gedichten und Reimen werden, was er nur berührte, und diese Art von Stegreifdichten, die stete Gegenwart und Flüssigkeit dieser poetischen Regung und Aeußerung, erhöhte für seine näheren Freunde, die das Hervorbringen mit ansahen, den Reiz und die Wärme seiner Dichtergebilde, welche für sich allein und von ihrem Entstehen getrennt betrachtet, allerdings etwas zu stark in die grünen Blätter geschossen dünkten. Mich aber bezauberte dieser reiche Wachsthum, der sich gleichsam unter meinen Augen entfaltete und mehrte, denn Fouqué hatte nicht nur ganze Schubladen mit schon abge-

schlossenen Handschriften gefüllt, sondern in der kurzen Zeit unsrer Anwesenheit sahen wir den Vorrath um große und kleine Stücke bereichert; jeder Tag und jede Stunde, besonders aber regelmäßig der frühere Nachmittag, fand Fouqué'n zum Schreiben aufgelegt, und dann schrieb er seine Sachen, Lyrisches oder Dramatisches und gleicherweise epische Prosa, fast ohne auszustreichen, ununterbrochen hin, so schnell die Feder laufen mochte. Viele Stunden wurden mit Vorlesen verbracht, andre mit Erzählungen, ein guter Theil des Tages auch mit Spazirengehen in dem herrlichen Park, welchen der alte Briest mit Einsicht gepflanzt hatte und noch täglich mit Liebe pflegte; ein Wald schloß sich an, ein dunkelblauer See breitete sich aus, die geringen Anhöhen waren wohlbenutzt, und so machte Nennhausen ordentlich den Eindruck einer schönen Gegend. Wir machten auch einigen Besuch in der Nachbarschaft, andrer kam, andrer fand sich ein. Die Abende verbrachte man gesellig bei Thee und Abendessen, zwischen welche für den alten Briest wohl eine Schachparthie sich eindrängte; zuweilen auch ergötzte man sich mit Pistolenschießen oder Kegeln, letzteres vorzüglich einem alten verkrüppelten Offizier aus dem siebenjährigen Kriege, Herrn von Laßberg, zu Liebe, der bei seinem Freunde Briest für den Rest seiner Lebenstage großmüthige Aufnahme gefunden hatte, und bei jenem Spiel besonderes Vergnügen und seinen kleinen Vortheil fand.

Das Unglück Preußens und die geringen Hoffnungen, die man von dem damals noch fortdauernden Kriege haben konnte, wurden reichlich durchgesprochen, wie im Gegensatz auch die glänzenden Zustände und Erscheinungen des preußischen Militärlebens vor dem ungeheuern Fall. Man faßte den eingetretenen Wechsel nicht, man sah die Folgen riesengroß vor sich, und konnte nicht an sie glauben, man wußte in den Weiten der Welt kein Rettungsmittel mehr, denn auch an den Russen verzweifelte man schon, und auf die Oesterreicher wollte man nicht rechnen; aber dennoch meinte man, es könne und müsse alles wieder umgewendet werden, und zwar jetzt und ganz, diese Aufgabe drückte sich der Empfindung mit tausend Stacheln unaufhörlich ein. Unter den

zahlreichen Erzählungen von Ereignissen und Schicksalen, welche nach den unglücklichen Schlachten von Jena und Auerstädt sich über die einzelnen Personen und Verhältnisse ergossen hatten, ist mir besonders eine nachgehends oft wieder vergegenwärtigt worden. Fouqué erzählte nämlich, daß einer seiner Freunde, ein junger, mit allen Uebungen des Kriegs und der Waffen von Kindheit auf vertrauter Offizier, dem es auch an Geist und Willenskraft bis dahin nie gefehlt habe, in der entsetzlichen Verwirrung jener Unglückstage vom Schlachtfeld weggeritten und als Versprengter nach Magdeburg gekommen sei, dort von Neugierigen umringt und befragt, alles für verloren erklärt habe, dann unaufhaltsam durch die Stadt und zum andern Thore wieder hinausgeritten, und so bis Nennhausen gelangt sei, wo er durch seine Nachrichten alles in Schrecken gesetzt und seinerseits nicht anders gethan habe, als gäbe es keine preußische Sache mehr. Nach mehreren Tagen hätten ihn Briest, Fouqué und selbst Frau von Fouqué bedenklich angeredet, er könne doch nicht in diesem abgeschiedenen Orte sitzen bleiben, oder gar die Ankunft der Franzosen und seine Gefangennehmung abwarten, seine Pflicht sei, ungesäumt die preußischen Truppen aufzusuchen, und die weitern Schicksale Preußens, welche sie auch sein möchten, auf seinem angewiesenen Platze hinzunehmen. Der junge Mann habe diese Mahnung als richtig erkannt, sei nun eben so beeifert, wie er gekommen, wieder weggeritten, und habe das Glück gehabt, schon in der Nähe auf Truppen von Blücher zu stoßen, den ehrenvollen Rückzug nach Lübeck mitzumachen, und selbst der dortigen Uebergabe durch Einschiffung nach Königsberg persönlich zu entgehen. Dieser junge Mann war Ernst von Pfuel, mit dem ich nachher in Böhmen bekannt wurde und dann im russischen Dienste während der Feldzüge von 1813 und 1814 stets zusammen war, wo sein unerschrockner Muth, seine klare Einsicht und feste Besonnenheit in allen Gelegenheiten hervorleuchteten, wie er denn auch jetzt unstreitig einer der tüchtigsten und ausgezeichnetsten Generale Preußens ist und als solcher von allen Seiten das gegründetste Vertrauen genießt. Wie er jetzt dasteht, kann ihm jener Vorgang auch nicht im

geringsten zur Unehre gereichen, wohl aber für jedes übereilte Urtheil zur lehrenden Warnung dienen, über einen sonst gehaltvollen Menschen nicht für immer nach einzelnen ungünstigen Augenblicken hochmüthig abzusprechen.

Ein andrer Gegenstand, der uns viel und ernsthaft beschäftigte, war Bernhardi's Angelegenheit. Der bedeutende Kreis, in welchem er seine schönsten Jahre mitgelebt, hatte sich allmählig aufgelöst, Friedrich Schlegel war nach Paris gezogen, Wilhelm Schlegel in der Schweiz, Ludwig Tieck in München; aber schlimmer als diese äußere Trennung hatte innerer Zwiespalt hier die scheinbar so tiefen Bande der Vereinigung zerstört. Bernhardi war mit der Schwester Tieck's verheirathet, und, wie man sagte, hatte er sich diese Heirath durch Tieck aufschwatzen lassen, der sich der Schwester, nachdem sie ihn mit romantischer Zuneigung und durch unbequemes Anhängen lange gequält, auf diese gute Art zu entledigen gewußt. Sie selbst hatte auch nur mit Widerstreben eingewilligt, und lebte nicht glücklich, der wohlbeleibte Gatte war ihr zu materiell, und obwohl er alles that, ihrem ätherischen Wesen zu huldigen, so hatte er doch wenig Dank davon. Wilhelm Schlegel, der bei Bernhardi wohnte und aß, gefiel ihr besser, und es entstand große Vertraulichkeit, die in diesem Kreise, wo es fast eingeführt war, sich wechselseitig alles zu gönnen und zu gestatten, kaum auffallen konnte, um so weniger, als auch Bernhardi mit Schlegel's Frau, der nachherigen Schelling, eine Zeit hindurch in gar gutem Vernehmen gestanden hatte. Wie aber das muntre und geistreiche Zusammenleben nach und nach einging, wuchs das Mißvergnügen und die Unruhe der Madame Bernhardi, sie wurde kränklich und sollte zu ihrer Zerstreuung nach Weimar reisen, wohin sie ihre beiden Knaben mit des Vaters Einwilligung mitnahm, ein liefländischer Edelmann von Knorring aber, den sie mit ihren schwachen Reizen wunderbar gefesselt und zu ihrem Retter ersehen hatte, kam ihr heimlich nach, und führte sie von Weimar nach Italien fort. Bernhardi erfuhr dies alles durch Andre, und fand dieses Betragen der Frau ganz unverschämt, den Raub seiner Kinder aber nimmermehr zu dulden. Seine Briefe, durch welche

er die Rückgabe der letztern forderte, blieben unbeantwortet, und endlich schrieb Ludwig Tieck ihm kurzweg, seine Schwester habe es mit einem so schändlichen Menschen, wie er sei, nicht mehr aushalten können, habe ganz Recht gethan, von ihm wegzugehen, und auch die Kinder sollten nie zu ihm zurückkehren. Schlag auf Schlag sagten auch Friedrich Tieck und Wilhelm Schlegel sich von ihm los, alle Sippschaft und Anhänger derselben feindeten ihn heftig an, und der hart getäuschte Mann stand plötzlich in schrecklicher Oede, von seinen Nächsten verrathen und dabei belastet mit dem bittersten Hasse, den er um ihretwillen von allen ihren Widersachern nur allzu eifrig auf sich genommen. Als der Minderbegabte und Schwächere überall im Nachtheil, und gränzenloser Verläumdung ausgesetzt, sah er durch den vor Gericht anhängig gemachten Streit noch sogar seine bürgerliche Stellung bedroht, indem hier Dinge zur Sprache gebracht wurden, welche dem Schulmann allerdings nicht geziemten, und, wenn sie unwiderlegt blieben, leicht zur Entsetzung von seinem Amte führen konnten. In dieser Noth aber nahm sich der bedrängte Mann nur um so tapfrer zusammen, er schrieb an Knorring eine Ausforderung auf Pistolen, erklärte ihn für einen ehrlosen Schurken, wenn er sich nicht stellte, ließ auch beide Tieck und Wilhelm Schlegel wissen, was er von ihnen halte, und betrieb seine Sache vor Gericht mit klugem Eifer. Durch offene Darlegung aller Verhältnisse hatte er Fichte'n von seinem guten Rechte überzeugt, auch Fouqué und Wilhelm von Schütz für sich gewonnen, wie sehr auch beide sonst mit der andern Seite befreundet waren. Jedoch eines thätigeren Beistandes bedürftig, als diese ihm gewähren konnten, hatte Bernhardi auch mir, schon bei meiner vorjährigen Anwesenheit in Berlin, seine ganze Sache vertraut, und mich zum Zeugen und Helfer seiner Maßregeln aufgefordert. Ein besserer wäre ihm auch nicht zu finden gewesen, denn ich war, nachdem ich einmal seine Sache für die bessere hielt, eben so bereit mit dem Degen, als mit der Feder und dem Worte für ihn aufzutreten, obgleich ich sehr gut wußte, welchem großen und vielfachen Hasse ich mich bloßstellte. Ludwig Tieck schien seine ganze Dichterkraft jetzt zum Verderben

Bernhardi's aufzubieten, und nahm sich des Prozesses mit nachdrücklicher Thätigkeit an. Er hatte dem Gericht eine ausführliche Schilderung seines Schwagers eingereicht, von welcher dieser selbst gestand, sie sei ein Meisterstück von gewandter Darstellung, aber auch von teuflischer Bosheit, indem Sachen früheren Vertrauens, welche Bernhardi'n mit seinem Vater entzweien und noch sonst die ärgsten Mißdeutungen veranlassen mußten, mit großer Kunst darin verwebt waren, ohne daß sie eigentlich zur Sache gehört hätten. Hiergegen hatte nun auch Bernhardi scharfe Waffen, wie die Gegenseite sie nicht vermuthete; die Mägde seiner Frau hatten sich das Vergnügen gemacht, mit Kreidestrichen die Zahl der Küsse anzumerken, welche sie im Nebenzimmer schallen hörten, wenn Madame Bernhardi mit Knorring so lange allein blieben, bis der besorgte Ehemann aus der Apotheke zurückkam, wohin er selber zu eilen pflegte, um die vorgeschriebenen Arzneimittel gegen die Krampfanfälle der Gattin herbeizuholen; der ehrwürdige Fichte bezeugte auf Verlangen gerichtlich, daß er bei Madame Bernhardi, als er unerwartet in deren Schlafzimmer getreten sei, den ältern Schlegel in sonderbarster Verfassung angetroffen habe, und was dergleichen Aergernisse mehr waren. Wegen einer Liebelei, deren Bernhardi mit einer Verwandten Tieck's beschuldigt wurde, konnte er anführen, daß dieser ja selbst darin vorangegangen war, und die lästig gewordene Liebschaft an den bequemen Schwager gleichsam abgesetzt hatte. Ueberhaupt schrieb nun Bernhardi seine Bekenntnisse und Denkwürdigkeiten, die er als letzte Nothwehr wollte drucken lassen. Aber das war eben Gegenstand der Ueberlegung und Berathschlagung, was im gegebenen Augenblicke zu thun, welche Waffe zu gebrauchen, welche noch zurückzuhalten sei, denn hundert Rücksichten und Umstände bedingten einander, und Bernhardi wollte vor allem die Kinder wiederhaben, sonst aber nur im schlimmsten Falle gegen die Andern das Aeußerste thun, welches auch für ihn schlimm genug blieb, und nur wenn sein eignes Verderben durch die Gegner entschieden gewollt und unabwendbar herbeigeführt würde, auch seinerseits mit Ueberwindung eigner Scham jene rücksichtslos vernichten. Wir

lobten Bernhardi'n sehr wegen seiner Forderung der Gegner zum Zweikampf, und bezeugten sie ihm gern, wiewohl wir uns hüten mußten, daß nicht durch Zeugnisse dem Schulmanne ein doppelt schlimmes Spiel vor Gericht bereitet würde, denn die Gegner wünschten grade dies. Wir riethen ihm, seine Denkwürdigkeiten wenigstens vollständig zu schreiben, und bereit zu halten, mit ihnen aber dann erst hervorzubrechen, wenn doch schon alles verloren wäre. In solch tiefe innere Zerrüttung scheinbar schöner und glücklicher Dichterverhältnisse hineinzuschauen, war mir nicht wohlthätig, eine Menge häßlicher Zustände und widriger Gebrechen enthüllten sich mir, auch auf der Seite des Freundes, der mir dadurch sehr verleidet wurde, obgleich seine nunmehrige Lage meinen ganzen Eifer erweckte, und auch die obengenannten Ehrenmänner ganz für ihn Parthei nehmen ließ. Daß diese Geschichten mir äußerlich schaden konnten, und mir durch den weitverbreiteten Einfluß der Gegner wirklich schadeten, kam in keinen Betracht, daß sie mir aber auch innerlich schädlich wurden, indem sie mir einen traurigen Stoff zur wichtigen Beschäftigung gaben, und durch letztere meine Schärfe wie durch erstere doch nur meine Unreinheit vermehrten, dies habe ich späterhin wohl erkennen dürfen.

Kaum waren wir von Nennhausen in Berlin zurück, so ergab sich daselbst für uns die Gelegenheit eines schönen Festes. Wolf konnte nicht in Berlin sein, ohne daß seine ehemaligen Zuhörer aus allen Kreisen der Hauptstadt ihn eifrig begrüßten, und die eigentlichen Philologen sich fortwährend um ihn sammelten. Die verschiedenen Generationen seiner Schüler lagen zum Theil weit aus einander, Heindorf und Ideler zum Beispiel standen gegen uns Jüngste selbst wieder als Lehrer da. Unsre gemeinsame Huldigung ihm aber in dieser Mannigfaltigkeit vereinigt darzubringen, verabredeten wir ein Mittagsmahl im Thiergarten; Wolf wurde hingeführt, wie zu einem gelegentlichen Mittagessen von vier oder fünf Personen, und der treffliche Mann war so überrascht als gerührt, eine so stattliche Versammlung von mehr als dreißig Gästen zu finden, worunter nur zwei oder drei, wie z. B. Buttmann, nicht seine hallischen Schüler waren.

Eine geistreiche Munterkeit, fern von jeder Pedanterei, durchströmte die ganze Gesellschaft, Wolf's heitrer Genius beherrschte die Gemüther, man fühlte sich von dem Hauche der gebildeten Vorwelt überall angeweht. Ich aber hatte im Stillen noch eine andre Ueberraschung vorbereitet, zog nun Heindorf und Buttmann in's Vertrauen, und während unter sämmtliche Gäste die Abdrücke eines Gedichts ausgetheilt wurden, forderten jene mich auf, dasselbe vorzutragen. Gleich das Motto aus Goethe: „Erst die Gesundheit des Mannes, der endlich vom Namen Homeros kühn uns befreiend uns auch ruft in die vollere Bahn" wurde mit stürmischem Beifall und Klange der Gläser aufgenommen, dann las ich mit tiefer Bewegung und freudiger Kraft in die horchende Stille einen Dithyrambus in Galliamben, wie schon ehemals Voß einen an Wolf gedichtet hatte, wozu ich nun in Deutschland das erste Seitenstück lieferte. Nur ein so schwieriges Metrum, einst von Wolf selber als fast unnachahmbar Voss'en zur Aufgabe gestellt, konnte dieser Gelegenheit würdig entsprechen, sein Schritt und Tanz trugen im Schwunge den nicht allzu klaren und festen Inhalt siegreich dahin, und erregten die schon günstigen Hörer zu ausbrechendem Jubelruf. Ich war als Verfasser nicht genannt, aber niemand hatte darüber Zweifel, und Wolf richtete an mich, nachdem auf sein Wohlsein nochmals mit Begeisterung getrunken worden, zum Danke zwei Galliamben, die er aus dem Stegreif hersagte, auch hierin also unter seinen Jüngern sich als überragender Meister behauptend, denn Galliamben aus dem Stegreife, wem außer ihm hätte das nur einfallen dürfen! Lange suchte ich in meinen Papieren und in meinem Gedächtniß vergebens diese Verse wieder aufzufinden, erst in später Zeit kamen sie mir durch einen glücklichen Zufall wieder unverhofft vor Augen. Sie lauteten:

Wie gelehrt und kunstvoll wagst du, o du Zauberer des Gesangs,
In des Galliambus Taktschritt die begeisterte Melodie!

Die herrlichste Stimmung dauerte nun fort, viel heitres und wichtiges Philosophische kam zur Sprache, man verabredete fester die Herausgabe des Museums der Alterthumswissen=

schaft, und ich weiß kaum ein zweites Fest, das durchgängig in so schönem Ausdruck geistiger Erregung verblieben wäre.

Der Zeitfolge nach muß ich nun einen Vorfall erzählen, der sich mir jetzt in der Erinnerung so unwillkommen aufdrängt, wie damals in der Wirklichkeit. Die Eindrücke von Nennhausen und die fortwährende Verarbeitung der großen Verräthereien und Brüche, welche Bernhardi zu leiden hatte, trugen dazu bei, daß ich mich heftiger in dieser Sache benahm, als sie eigentlich erfordern mochte. Mein Freund Theremin hatte mir schon oft schmerzlich geklagt, daß die Launen seiner Freundin Sophie ihn unglücklich machten, immer fürchte sie Gefahr für ihr Verhältniß, und wolle doch nichts thun, es zu befestigen; immer setzte sie voraus, er werde plötzlich enttäuscht werden und sie verlassen, ja der täglich wiederholte Zweifel, ob er wirklich bei ihr ein wahres Glück finden könne, raube ihm dasselbe mehr und mehr; besonders eifersüchtig sei sie auf mich, sie argwohne stets, ich tadle ihr Verhältniß, ich suche ihm die Augen darüber zu öffnen, und sie fühle sehr wohl, daß mich all ihr Schmeicheln und Zuvorkommen nicht habe gewinnen können. Sie verbot ihm sogar, mit mir umzugehen, und war doch die erste, mich immer freundlichst einzuladen, ja wenn es sich traf, daß wir einige Zeit allein blieben, so klagte sie mir wohl ihrerseits, daß Theremin von allen seinen Freunden geschieden sei, ich möchte ihn nur nicht auch verlassen, und was dergleichen Widersprüche mehr waren, die mir um so weniger entgehen konnten, als Theremin kein Geheimniß vor mir hatte. So standen die Sachen, als eine Busenfreundin von Madame Sander, die verwittwete Hofräthin Spazier, Schwägerin Jean Paul Richter's, aus Leipzig eintraf, welche als eine schriftstellernde, lebhafte, liebenswürdige, nicht gleichgültig lassende Frau durch vielfache Gespräche schon angekündigt war. Einige muntre Abende wurden hingebracht, der Dr. Mann, jetzt Superintendent, suchte sein Herz anzubringen und gab uns viel zu lachen, zur Steigerung unsres Vergnügens sollte er noch eifersüchtig gemacht werden, und dazu wurde ich ersehen; meine verabredete Bewerbung wurde mit verabredeter Gunst aufgenommen, und Dr. Mann in

große Wuth gesetzt. Madame Sander hatte aber darauf gerechnet, meine Rolle würde nicht bloße Rolle bleiben, sie wünschte mich um jeden Preis in solche Verwickelung gebracht, Theremin sagte mir's, und wir lachten auch darüber. Mir mißfiel es jedoch sehr, als er mir ferner vertraute, er habe den Auftrag mich zur Dreistigkeit zu ermuntern, es sei hier gar leicht gutes Glück zu haben, ich sah die fremde Dame wahrlich nicht in Freundschaftshänden, so wenig wie mich selbst. Ich ließ es mir indeß gefallen, und schon glaubt' ich das lose Spiel zu Ende, als ich entdeckte, die Hofräthin sei von meinen Verhältnissen in Hamburg genau unterrichtet, und leicht drang ich ihr das Bekenntniß ab, Madame Sander habe ihr alles gesagt, ja ich erfuhr in fernerem leidenschaftlichen Gespräch, die Freundin habe mich als eine gute Beute bezeichnet, welche der hamburgischen Dame entrissen werden müsse, und Theremin habe mit freudigem Lachen eingestimmt. Meine Entrüstung war gränzenlos; ich selbst also, mehr als der arme Dr. Mann, war der Genarrte, aber zugleich, was schlimmer war, der Verrathene; meine zartesten und heiligsten Geheimnisse, welche Theremin versprochen hatte, sogar gegen seine Geliebte zu verschweigen, waren nicht nur dieser, sondern von beiden vereint einer ganz fremden Dame ausgeplaudert, und diese hatte man gegen mich zugleich mißgestimmt, indem man ihr gesagt, ich suche ihre Gunst zu gewinnen, um nachher damit zu prahlen und ihrer zu spotten. Ich war außer mir über dies Gewebe von Arglist und Schwäche, ich forderte die Hofräthin auf, sogleich mit mir zu Madame Sander zu gehen, um alles nach der Wahrheit aufzuhellen, allein wir wurden nicht angenommen. Ich sprach dann Theremin, aber unsre Erklärungen halfen zu nichts, eben so wenig diejenigen, welche die beiden Frauen mit einander hatten. Es kamen immer ärgere Sachen an den Tag, ein völliger Bruch war unvermeidlich, und ich stellte dem Freunde nur den Ausweg, ohne Säumen mit derjenigen zu brechen, die uns so verhetzt und ihn wie mich unwürdig mißbraucht hatte. Er wies das weit von sich, und ich, dessen Blut von mehr als einem Feuer leider schon kochte, beging die Schwäche, ihm eine Herausforderung zu schicken,

und als er diese nicht annahm, noch in besondern Zuschriften an ihn und seine Freundin meine jetzt hassenden und verachtenden Gesinnungen gegen sie nachdrücklich auszusprechen. Adolph Müller war dabei mein Besteller, und als er und Marwitz denn doch hinterher meinten, ein Prediger dürfe wohl eigentlich seinen Stand nicht vergessen, und insofern hätte ich ihn nicht herausfordern dürfen, erwiederte ich nicht ohne Grund, er habe selber diesen Stand in Betreff der Liebschaften und Ränke längst so sehr vergessen, daß ich ihn auch in Betreff des Zweikampfes habe vergessen dürfen.

In der Sache selbst gaben mir die nahen und fernen Freunde sämmtlich Recht; nur Schleiermacher wollte mir übel deshalb, doch ohne je ein Wort zu äußern. Mir war der Verlust eines Freundes, den ich so geliebt und verehrt hatte, ein ungeheurer Schmerz, aber bereuen konnt' ich es nicht, daß ich keinen Augenblick diese trüben Ränke und lügnerischen Verwirrungen hatte dulden wollen. Wäre es nur möglich gewesen, selber so ganz rein daraus hervorzugehen! Aber, wie gelöst auf der einen Seite, sah ich wider Willen auf der andern mich verknüpft. Die Hofräthin Spazier hatte in der Freundin auch den ganzen Reiz ihres Aufenthalts verloren, sie rechnete auf mich, ich hatte sie zu trösten, zu führen und begleitete sie, als sie nach kurzer Zeit die Rückreise nach Leipzig antrat, bis Potsdam. Sie bekannte mir ihre ganze Lage, wie ihr Wittwenstand sie dazu dränge, sich irgendwo wieder anzuschließen, wie sie einige Bande leichter Neigung festzuhalten gesucht, aber noch unentschieden zwischen mehreren schwanke, die einstweilen gleicherweise von ihr begünstigt würden; auch ich sollte diese Begünstigung erfahren und an solchem Band oder Bändchen mich gehalten fühlen, allein ich war durch so viele scharfe Geschichten abgehärtet genug, um diesmal ohne Zagen die noch schwachen Fäden gleich wieder abzureißen, obgleich mehr gebunden war und zerrissen wurde, als ich damals ahndete und nachher glauben wollte. Ich besuchte in Potsdam noch Hitzig, der als preußischer Regierungsrath in Folge des von Napoleon erregten polnischen Aufstandes aus Warschau hatte

weichen müssen, und kehrte verstimmt und mit mir selbst unzufrieden nach Berlin zurück.

Wenn nicht irgend eine schaffende Richtung sich damit verbindet, so lassen Fleiß und Eifer in den Studien nicht viel Besonderes von sich sagen, das bloße Erlernen stellt sich nur als einförmige Wiederholung dar. Letzteres war jetzt mein Fall; mir ging eigentlich nirgends ein neues Licht auf, ich suchte mir in schon bekannten Feldern nur immer größeres Material anzueignen, ich versäumte die Kollegia selten, und eilte ihnen in meinen Vorbereitungen oft nur allzuweit voraus, was freilich nur um so leichter zur Folge hatte, daß sie gegen den Schluß mir unerträglich wurden, und ich sie meist eine Zeit vorher schon aufgab. So viele Verhältnisse und Zwischenspiele störten mich in meinen Arbeiten zuweilen, diese bekamen aber auch neue Frische und Stärke durch die Anregungen, von denen ich ergriffen, aber nicht erfüllt wurde. Im Gegentheil, mit jedem Tage mehrte sich mir die Menge der Lebensverhältnisse und der Beschäftigungen. Der Oberbibliothekar Biester hatte mir den Gebrauch der Königlichen Bibliothek sehr liberal verstattet, ohne weitere Empfehlung und Bürgschaft, als daß ich mein Begehren gleich persönlich bei ihm anbrachte, und dabei von Litteratur und Gelehrten mit ihm so frank und frei gesprochen, als wüßte ich gar nicht, daß er einer besondern und sehr bestimmten Parthei in diesem Reiche angehöre, und uns junge Poeten in seiner Berliner Monatsschrift bitter rezensirt habe; daß ich die Schlegel rühmte, Fichte'n bewunderte, Schleiermacher und Steffens pries, ließ ihn arge Gesichter schneiden, wenn ich dagegen Wolf hochverehrte, erheiterten sich seine Züge wieder, und er schmunzelte vor Wohlgefallen, als ich über Zacharias Werner mich lustig machte; er schien zu glauben, in der neuen Schule gäbe es gar keine Unterschiede, wer ihr angehöre, müsse es mit Haut und Haar, und jedes dumme Götzenbild gutheißen, das irgendwo in der äußern Uebereinstimmung mit dieser Kirche vortrete; er schüttelte den Kopf, sprach aber nicht ungern mit mir, und ließ mich in den Sälen der Bibliothek ungehindert umherstöbern. Ich verfiel unter andern auf die deutsche Litteratur aus den

Zeiten des dreißigjährigen Krieges, und las mich bald mit großer Vorliebe hinein. Die Harsdörfer'schen Schriften eröffneten einen Wust halbverarbeiteten poetischen Stoffes, Paul Flemming, den ich schon früher theilweise gekannt, wurde für immer eines meiner Lieblingsbücher, unerschöpfliche Lust und Nahrung aber gaben mir die Geschichte des Philander's von Sittewald, oder Moscherosch, wie der Autor eigentlich hieß, und daneben der bedeutende Roman vom abentheuerlichen Simplicissimus nebst seinen zahlreichen Anhangschriften in ähnlichem Sinne oder von demselben Verfasser, der noch jetzt seinem wahren Namen nach nicht bekannt ist, denn daß Samuel Greifenson von Hirschfeld nicht der wahre Namen für Germann Schleifheim von Sulzfort, sondern nur wieder ein erdichteter sei, war mir sogleich unzweifelhaft. Die schreckliche Verwilderung in den deutschen Zuständen jener Zeit hielt den Zeiten, die wir selbst erlebten, einen noch tröstlichen Spiegel vor. Die Lebhaftigkeit und völlig ungehinderte Derbheit der Darstellung that einer Stimmung wohl, die auch aus argen Wirklichkeiten hervorgetrieben war, und Sprache und Schreibart des Buches reizten ein starkes philosophisches Interesse auf. Feiner, höher und auch etwas alterthümlicher, sprach und schilderte Philander; die großen Vorzüge dieses Prosaisten ruhten auf gelehrtem Ertrag und frischem Leben zugleich. Ueber den Simplicissimus gedacht' ich eine litterarische Untersuchung auszuarbeiten; sie unterblieb wie so vieles andre, was im Augenblicke versäumt wird, und wozu später die Gelegenheit sich nicht wiederfindet. Aber ich hatte die Freunde und Bekannte so viel und oft von den Eigenheiten und Ergötzlichkeiten dieser Autoren unterhalten, sie mit so häufigen Anführungen und Redensarten von dorther gequält, daß endlich beschlossen wurde, man wolle ein für allemal sehen, was an der Sache sei. Es wurde ein Abend beim Italiäner festgesetzt, Schleiermacher, Reimer, Bernhardi, Adolf Müller, auch Marwitz und Schütz, wenn ich nicht irre, und noch einige Andre, kamen bei Thiermann zusammen, ich gab einige Worte zur Einleitung, und las dann im Simplicissimus von Anfang ein tüchtiges Stück, und darauf aus der Mitte sprungweise die würdigsten Kapitel,

mit einer Wirkung und einem Beifall, den ich mir nicht vorgestellt hatte, oft mußt' ich innehalten, um den Jubel und das Gelächter verbrausen zu lassen; man that sich in Florentinischen Weinen gütlich, aber noch mehr in Erschütterung des Zwerchfells, und besonders an Schleiermacher konnte man recht anschaulich wahrnehmen, was der deutsche Ausdruck: „Eine Lache aufschlagen" eigentlich bedeuten wolle. Mit gleicher Fröhlichkeit wurde auch dem Doppelroman ein solcher Abend gewidmet, und wenn manche Hörer, unter welchen auch nothwendig Schleiermacher sein mußte, zu mehreren persönlichen Anspielungen eben nicht einstimmen wollten, so wurden sie doch unwiderstehlich in den ironischen Humor fortgerissen, welchen das Ganze gebot, und der volleste, lauteste Jubel wurde selbst den Stücken, die man mißbilligte, zu Theil.

Die Gesellschaft bei Reimer war damals sehr belebt. Eine kleine Sommerwohnung im Thiergarten, die kaum für seine Familie ausreichte, nahm Abends die zahlreichsten Gäste auf, und eine Hauswirthschaft, welche in den Bedrängnissen der Zeit oft kaum für den andern Tag Rath wußte, bot immer noch Mittel genug, um Thee und Brod für die Abendgesellschaft nicht fehlen zu lassen; abwechselnd übernahm auch die Hofräthin Herz die Bewirthung, dann wieder Schleiermacher, die auch alle ihre Freunde zum Besuch dorthin beschieden. Marwitz und Schütz fanden sich hier ein, so oft sie vom Lande zur Stadt kamen, der Regierungsrath Schede, der als preußischer Beamter aus Kalisch vertrieben war, Nebtel und sein Schwager, der nachherige Staatsrath Schulz, den ein gleiches Schicksal aus Franken hergeworfen hatte, ein seltsamer Karakter, der hinter mildem Ernst und anmuthiger Gelassenheit die bitterste Leidenschaft und Starrheit hegte, die in späteren Jahren durch wüthige Streitigkeiten mit seinen Vorgesetzten und Kollegen sich austobten, ferner Eichhorn, der nachherige Diplomat, und sein Freund von Bothmer, der in der Folge Kriegsdienste nahm, der Prediger Gaß, der liebenswürdige Solger, der Major Wilhelm von Röder, ein von Vaterlandsliebe und Franzosenhaß glühender Mann, und späterhin ein Haupteiferer im Tugend-

bunde; überhaupt war jeder willkommen, der sich als Deutscher, als Preuße gab; nur konnte es nicht verhindert werden, daß manchmal auch ein etwas räudiges Schaf in die Heerde kam, ein solches war der Kammerherr von Wülknitz, ein reicher Edelmann und Landstand der Kurmark, der aber bei feinster und allgemeinster französischer Weltbildung von so was, wie Patriotismus, keine Ahndung hatte, sondern als unverhohlener Egoist offen bekannte, König und Staat seien für ihn nicht da, und wenn er sich mit seinen Gütern gut dabei stehe, könne seinethalb immerhin Napoleon die Mark behalten, wie er bald nachher sogar gegen den Kaiser selbst, den er als Mitglied einer Deputation um Schonung des Landes anzusprechen hatte, nicht Anstand nahm zu äußern, von diesem aber verdienterweise dafür barsch abgefertigt wurde. Die Gattinnen, Schwestern und sonstige Befreundung dieser Genossen brachten bunte Mischung in die Gesellschaft, an Spielen der Zu- und Abneigung war kein Mangel, noch weniger aber an Scherzen und Neckereien, die bisweilen zu kleinen Geschichten wurden. Merkwürdig war es, daß ein paar junge Frauenzimmer, deren Werth übrigens nur schwach leuchtete, einen höheren dadurch ansprachen, daß sie sich in Schleiermacher förmlich verliebten, ihre kranke Leidenschaft ohne Scheu zeigten, und so dem ausgezeichneten Mann eine Theilnahme abzugewinnen suchten, die schnurstracks zur Ehe führen sollte. Man gedachte dabei des Falles, wie eine Berlinerin sich Jean Paul Richter'n mit sanfter Gewaltthätigkeit zum Gatten angeeignet hatte, die Hofräthin Herz dachte ihren Freund aber nicht von solchen albernen Mädchen als guten Bissen verspeisen zu lassen, sondern sann für ihn schon auf besseres Eheloos, und die schmachtenden Fängerinnen wurden auf Jagdreviere, die ihnen gemäßer waren, hingewiesen.

Ich hatte während des Sommers eine rasche Reise nach Hamburg machen wollen; aber es waren dort einige Umstände grade zu dieser Zeit nicht günstig, und der Besuch wurde auf den Herbst hinaus verlegt. Dagegen erhielt ich eine freundliche Aufforderung, in der Nähe auf dem Lande ein paar Tage des heißen Sommers zuzubringen. Marwitz

waltete in Friedersdorf, dem bedeutenden Rittergute seines Bruders, der selber fern in Preußen dem schon verzweifelten Kriege noch mit brennendem Eifer beiwohnte. Ungeachtet der Lasten und Leiden vom Feinde, unter welchen das ganze Land seufzte, war das herrschaftliche Leben auf dem Gute noch reichlich genug ausgestattet, und Marwitz entbot seine Freunde in seine gastliche Einsamkeit. Schleiermacher befand sich schon seit mehreren Tagen dort, und zwischen Arbeit und ländlichem Vergnügen sehr behaglich. Nun machten auch Reimer, Adolf Müller und ich uns auf, um ebenfalls einige Tage dort zu bleiben, und dann mit Schleiermacher zurückzukehren. Den größern Theil des Weges, so weit wir der Straße nach Frankfurt an der Oder folgten, fuhren wir, den übrigen Theil, links ab über Landwege hin, legten wir zu Fuß zurück, und erreichten durch unerfreuliche Gegend und gewaltige Tageshitze noch früh genug, um durch ein nachträgliches Mittagsmahl uns erlaben zu können, den stattlichen Edelhof, der indeß weniger durch seine Gebäude, Gärten und Lustanlagen sogleich in die Augen fiel, als durch seine umliegenden, bis in den Oderbruch hinab sich erstreckenden und vortrefflich bewirthschafteten Ländereien seinen gründlichen Werth nach und nach zu erkennen gab. Marwitz bemühte sich, nach besten Kräften den Wirth zu machen, wir lernten seine ganze Liebenswürdigkeit kennen; die Hülfsmittel der Gegend, welche wirklich gegen den Oderbruch hin einigen Reiz gewann, des Bemerkenswerthen, aus der in Bildern und Denkmalen vergegenwärtigten Geschichte des Hauses, die bestehenden grundherrlichen und landwirthschaftlichen Verhältnisse, alles wurde betrachtet, besprochen, was an Büchern und Kunstsachen vorräthig war, daneben was Küche und Keller vermochte, mit Fröhlichkeit genossen. Nur hatten die ersten Stunden des Zusammenseins leider eine harte, schwere Verstimmung dazwischen zu verarbeiten. Wir brachten nämlich die Berliner Zeitung und mit ihr die erste zuverlässige Nachricht von den Bedingungen des am 9. Juli zu Tilsit geschlossenen Friedens mit. Wir hatten schon in Berlin die Sache genug verhandelt, unsren Schmerz und unsre Wuth zur traurigen Fassung hinabgeredet. Nun fanden wir mit

unsrer trostlosen Gewißheit uns noch muthigen Hoffnungen, gespannten Erwartungen gegenüber. Marwitz und Schleiermacher waren in Niedergeschlagenheit ganz betäubt, als sie diese schmachvollen Bedingungen der Reihe nach vernahmen; sie hatten keine Gunst des Siegers gehofft, sondern großen Verlust erwartet, aber auf diese Herabsetzung Preußens, auf so ungeheure Abtretungen und Verpflichtungen, in welche man willigen gemußt, auf solches Benehmen, wie das noch eben verbündete Rußland zeigte, waren sie nicht gefaßt. Alle Plane und Aussichten, die man für den schlimmsten Fall im Sinne gehabt, waren zerrüttet, man sah keinen Boden mehr, denn selbst das unbestimmte Verbleiben der Franzosen auch in den Ländern, welche der König zurückerhalten sollte, war schon ausgemacht, und dem kläglichsten Zustande kein Ende abzusehen. Der Eindruck war bis zur Beschämung abschwächend, und drängte sich zwischen allem Zerstreuenden immer wieder vor, für uns Ankömmlinge noch besonders peinlich, die wir uns das Mitgebrachte schon im voraus übel genug hatten schmecken lassen. Geisteskraft und Jugendmuth setzten sich aber doch bald wieder soweit in's Freie, daß sinnvolle, forschende Gespräche mit den gewöhnlichen Tagesdarbietungen abwechseln und auch Scherzreden sich wieder einfinden konnten. Laue Abende der köstlichsten Art wurden bei Sternenflimmer im tiefen Schattendunkel hoher Bäume weit über die Mitternacht hinaus verlängert, und niemand mochte an's Schlafengehen denken, während die reinste Luft die Brust erfrischte, und die edelsten Gedanken über Natur, Welt, Geschichte, Wissenschaft und Poesie ausgesprochen wurden; denn Marwitz hatte den Willen und die Kraft, immer das Höchste und Größte zur Sprache zu bringen, und auch Schleiermacher's oft hartnäckige Schweigsamkeit in schönen Redefluß aufzuthauen. Manche Stunde, des früheren Nachmittags etwa, im Garten oder Saal, wurde auch dem Vorlesen gewidmet. Glückliche Uebersetzungen aus griechischen Schriftstellern hatte Marwitz versucht, eigne Abhandlungen philosophisch-geschichtlicher Art verfaßt, dann kamen Sachen von Goethe an die Reihe, der Aufsatz unter andern von den Gemählden Polygnot's zu Delphi, dessen

Inhalt mit Begeisterung gehegt und verarbeitet wurde. Der neuste Zuwachs des Doppelromans, der mitgenommen worden war, um nach Zeit und Stimmung ihm vielleicht ein Kapitel zuzulegen, gab auch seinen Theil zur Unterhaltung. So vergingen mehrere Tage in einem wahrhaft erhöhten und befriedigten Dasein, dem zuletzt auch das politische Ungethüm des heillosen Tilsiter Vertrags nicht viel mehr anhaben konnte. Wenn etwas im Innern dieses kleinen Kreises hätte stören können, so wäre es nur eine gewisse unangenehme Reizbarkeit Schleiermacher's gewesen, die er gegen mich zu haben begann, und von der einige schnöde Ausbrüche mir damals zuerst auffielen. Er hatte zwar schon längere Zeit vieles gegen mich, es schien ihn manches zu verdrießen, sowohl in meinem guten als auch in meinem schlechten Vernehmen mit seinen näheren Freunden, allein er bezeigte mir es nicht. Jetzt aber ließ er sich in einzelnen Augenblicken unwillkürlich gehen, und suchte mich bisweilen mit meinen Behauptungen so recht eigentlich abzukappen, in manchen Fällen gewiß ganz unverdient, so daß wir ihn deßhalb mit Verwunderung ansahen. Ich glaube fast, daß ihm auch meine politische Gesinnung nicht genügt, und manche meiner übermüthigen Aeußerungen ihm, jedoch mit größtem Unrecht, den Verdacht gegeben habe, ich könne auch allenfalls zu den Franzosen mich bequemen, und es ist möglich, daß ich über seine Niedergeschlagenheit, obgleich mein Schmerz gewiß nicht geringer war als der seine, mich zu rasch und überlegen hinweggesetzt habe. Seine scharfen Ausfälle, die indeß nur einzeln blieben und sein übriges Benehmen gegen mich nicht veränderten, hatten darum keine wirkliche Störung zur Folge, weil ich sie nur abgleiten ließ, und mehr ihre Wunderlichkeit zu begreifen suchte, als ihre Spitzen zurückwerfen wollte. Von verehrten, geisthohen Personen habe ich dergleichen einzelne Feindlichkeit wohl öfters gelassen ertragen, ohne mich des Rechtes der Gegenwehr zu bedienen, oder auch nur die Klage zu führen, daß mir Unrecht geschehen sei, und nur einmal erinnere ich mich, daß es mich große Ueberwindung kostete, eine verletzende Ungebühr von Friedrich Schlegel hinzunehmen, und die Vollbetrachtung seines Werthes in meinem

Innern gegen die gerechte Empfindlichkeit zu dem großmüthigen Entschlusse zu steigern, daß ich ihm verzeihen wolle. Welcherlei Geringfügigkeiten aber Schleiermacher aufgriff, um seiner bittern Laune gegen mich Luft zu machen, kann folgendes Beispiel zeigen, das mir besonders erinnerlich geblieben ist. Mir war im gewöhnlichen Gespräch, ganz harmlos und flüchtig, als von maroden Soldaten die Rede war, die Bemerkung entschlüpft, dieser Ausdruck werde im Simplicissimus ganz eigen abgeleitet, nämlich von einem kaiserlichen Regimente von Merode, dessen Leute wenig vor dem Feinde, aber so häufig auf allen Landstraßen und in allen Quartieren rückwärts zu finden waren, daß, wo man einen solchen Nachzügler antraf, man schon im voraus wußte, der sei von Merode, und daher die ganze Gattung nur Merodebrüder genannt habe. Diese Bemerkung schaltete sich zwanglos ein, man konnte ihr den Platz gönnen, man konnte sie auch fallen lassen, es war ganz gleichgültig. Mit hitzigem Eifer aber fuhr Schleiermacher dagegen los, widersprach der Zulässigkeit dieser Etymologie, und tadelte mich hart, wie ich nur so aberwitziges Zeug aufstellen könne, da sei ich einmal wieder ohne Sinn und Ordnung verfahren, kurz, ich wurde gleichsam in ein gewaltiges Vergehen gestellt, wodurch zugleich ein Zusammenhang mit früheren Sünden angedeutet und mir eine tiefe Zerknirschung aufgebürdet werden sollte. Ich hatte jene Ableitung indeß gar nicht behauptet, sondern nur erzählt, aber selbst wenn ich sie heftig und mit Eigensinn verfochten hätte, würde ich mich darum noch nicht als ein so strafbarer Beleidiger des Sinnes und der Ordnung gefühlt haben, der auf den rechten Weg müsse zurückgescholten werden! Ich sah vielmehr in dieser auffahrenden Hitze einen Mangel sittlichen Maßes, und die Andern schienen Aehnliches zu empfinden; nachdem ich Schleiermacher'n bescheiden, doch trocken genug, erwiedert, er solle das nicht mit mir, sondern mit dem Simplicissimus selber abmachen, setzte sich das Gespräch über die Geschichten und Schnurren jenes Romans munter fort. Keine Spur von Verstimmung haftete, und auch Schleiermacher befand sich leicht wieder im freundlichsten Geleise. Indem ich dieses

niederschreibe, fällt mir noch ein andres Geschichtchen dieser Art ein, das ich erzählen muß. Aus dem Lesen altdeutscher Bücher waren mir manche alterthümliche Ausdrücke und Formen geläufig, und ich brachte sie zuweilen anstatt der gewöhnlicheren im Gespräch mit an. So sagte ich ohne Umlaut, nicht nur „es kommt", was auch bei Andern schon häufiger gehört wird, als „es kömmt", sondern auch eben so gern „fallt, fahrt, schlagt, tragt", wo freilich jetzt Gebrauch und Regel „fällt, fährt" u. s. w. verlangen. Hierüber schalt mich Schleiermacher mit beißenden Worten, und um mich recht zu beschämen, meinte er, die Juden sprächen so, und es hätten schon Leute wegen meines Mitmachens dieser kauderwelschen Art ihn gefragt, ob ich denn ein Jude sei? Dieser Verdacht aber, der mich ganz niederdonnern sollte, war mir nur zum Vergnügen, ich lachte herzlich darüber und sagte, das sei so was Böses nicht und wir beide hätten ja gemeinsame Freunde und Freundinnen — ich nannte insbesondere Henriette Herz —, von denen wir, weil der Pöbel sie so schimpfen könne, nicht geringer dächten. Diesmal war Schleiermacher der Abgefertigte. Der Sprachstreit über diese Formen aber dauerte noch späthin fort, und gab in unsrem Kreise noch mehrmals zu Erörterungen und Neckereien Anlaß, die mich indeß nicht irre machten. Lange nachher, beim Wiedersehen nach einer Abwesenheit, in welcher sich viel an mir verändert hatte, fragte mich Chamisso mit Lustigkeit: „Sagst du noch es fallt?" — Wie's fällt! erwiederte ich.

Als wir Gäste endlich wieder abziehen wollten, mußte ich dennoch einen tief verstimmenden Eindruck hinnehmen, den ich aber in mir verschloß. Wir hatten zum bestimmten Tag einen Wagen aus Berlin nach Müncheberg bestellt, bis dahin wollten wir zu Fuß wandern. Dies aber gab Marwitz nicht zu, sondern nöthigte uns für diesen Theil des Weges sein Fuhrwerk anzunehmen. Worin aber bestand dieses? Den Wagen freilich gab er selbst, den Vorspann aber mußten die Bauern liefern, vier Pferde wurden eben so vielen Landleuten in der Zeit der dringendsten Feldarbeit zur Frohnfuhre für die Herrschaft abgefordert, und als einige Beschwerde darüber und sogar eine halbdreiste Erkundigung, wie so diese

offenbar nicht landwirthschaftliche Leistung jetzt von ihnen gefordert werde, unter den Bauern laut wurde, bedeutete man ihnen gebieterisch, sie sollten „zur Tanzfuhre“ anspannen, denn allerdings waren sie durch ein altes Herkommen verbunden, wenn die Herrschaft zum Tanz fahre, sie mit vier Pferden hin und zurück zu schaffen. Die herrschaftliche Berechtigung war schon drückend genug, in diesem Fall aber die Anwendung eine so ungerechte als unwahre, und die armen Leute, die doch klar vor Augen hatten, daß nicht die Herrschaft und eben so wenig zum Tanze gefahren wurde, mußten sich unter das Uebergewicht des trotzig entgegengehaltenen Namens beugen, dessen sonstige Gültigkeit sie nicht bestreiten wollten, gegen dessen augenscheinlichen Mißbrauch hier aber sich zu empören ihnen jedes Hülfsmittel fehlte. So kamen wir also mit der Tanzfuhre, über die noch genug gescherzt wurde, nach Müncheberg, wo wir die guten Leute, die mit ihren Pferden einen ganzen Arbeitstag versäumt und dabei möglichst knapp von Mitgenommenem gezehrt hatten, durch reichliches Trinkgeld einigermaßen schadlos hielten. Daß dergleichen drückende Verhältnisse und Mißbräuche, die auf dem armen Volke lasteten, zerstört würden, fand ich an diesem Beispiele wieder recht wünschenswerth, und pries im Stillen die französische Revolution, die solche verfaulte Ueberbleibsel am kräftigsten zu zertrümmern angefangen hatte, und noch durch Napoleon's Siege, in diesem Betracht heilsam, zu zertrümmern fortfuhr. Auch diese Bauern würden erleichtert, auch diese Edelleute gedemüthigt werden, vertraute ich fest, und die hohe, feine Bildung eines edlen Ritterthums, das freie, behagliche Dasein eines vornehmen Lebens, wie ich es doch mir selbst wünschte und als Element suchte, wurde mir zuwider, wenn ich mir denken sollte, daß ihm solche Mißverhältnisse zur Grundlage nothwendig seien.

Berlin empfand von dem Frieden nichts. Eine theilweise versuchte Fensterbeleuchtung in mehreren Straßen der Stadt gab ein schlechtes Bild dürftiger Freude, wo in der That mehr Ursache zum tiefsten Schmerze vorhanden war. Einige preußische Offiziere hatten sich die Befriedigung nicht

versagt, ihre bis dahin geächtete Uniform wieder anzulegen, allein schnell belehrte ein strenges Verbot des französischen Kommandanten die Voreiligen, daß hier noch niemand sich unterstehen dürfe, wieder ein Preuße zu sein. Französische Verwaltung, französische Besatzung, die letztere noch die wenigst feindliche, setzten ihr Wesen fort, als habe der Krieg noch nicht aufgehört; sie richteten sich auf längere Zeit nur noch bequemer und drückender ein, und verhehlten es nicht, daß sie nun erst recht alle Hülfsmittel des Landes noch erschöpfen wollten. Vorstellungen der städtischen Behörden, der ständischen Körperschaften, der Gemeinden, nichts fruchtete, die Lasten stiegen in's Ungeheure, der Baron Bignon wetteiferte in scharfer und unerbittlicher Ausübung seines Amtes mit dem Grafen Daru, mit beiden die Befehlshaber und die Verpflegungsbeamten der Truppen, die zahlreich angehäuft und in beständiger Bewegung erhalten waren. In dieser Zeit des Jammers fühlte man sich gewaltsam auf das geistige Leben hingeworfen, man vereinte und ergötzte sich in Ideen und Empfindungen, welche das Gegentheil dieser Wirklichkeit sein wollten. Nicht wenig verstärkt wurde dieser Sinn durch das Wiedererscheinen Fichte's, der von Königsberg über Kopenhagen nach Berlin unerwartet gegen Ende des August zurückkam. Er hatte geglaubt, nach dem ausgesprochenen Frieden nicht länger schicklich bei der Königsberger Universität als Gast verweilen zu dürfen, und seinen weitern Beruf jetzt auf der alten Stätte abwarten zu müssen. Eine öffentliche Thätigkeit freilich war für den Augenblick nicht abzusehen, auch schloß er sich gern in die Abgeschiedenheit einer mitten im George'schen Garten anmuthig gelegenen Wohnung ein, nur bewährten Freunden zugänglich. Außerordentlich freuten wir uns seiner hellen, kräftigenden Gegenwart, seiner unerschütterlichen Denkart und seiner festen Zuversicht. Bernhardi, Wilhelm von Schütz und ich hielten uns treulich zu ihm. Fichte hatte viel von dem Königsberger Aufenthalte zu erzählen, unsre Ansichten und Urtheile über Ereignisse und Personen empfingen neues Licht. Unter andern brachte er die Zeitschrift Vesta mit, welche von ihm selbst anziehende Aufsätze über den Machiavelli enthielt, und uns in den

Herausgebern von Schrötter und von Schenkendorf zwei eifrige Kämpfer kennen lehrte, von welchen die deutsche Sache sich noch manches versprechen durfte. Auch die Anfänge des nachher so berühmten Tugendbundes, oder sittlich-wissenschaftlichen Vereins, wie er eigentlich hieß, lagen hier schon verknüpft, wurden aber in vorsichtiger Heimlichkeit nur dunkel angedeutet. Lebhafter und tagfreudiger strahlte uns ein Gedicht an, das Fichte gleichfalls mitgebracht hatte, und mit seinem gewaltigen Nachdruck bedeutend vorlas. Es war eine dem russischen Kaiser bei seinem Einzug in Königsberg gedruckt überreichte Ode, worin der Geist Friedrich's des Großen die tröstlichsten Verheißungen in den stärksten Bildern aussprach. Wenn wir Strophen hörten wie diese:

Doch trifft von niemals fehlendem Bogen, doch
Der Rache Pfeil die Ferse Napoleon's,
Und wär' er dreimal, wie sein frevelnd
Herz, in der Stygischen Fluth gebadet.

so fühlten wir die zwiefachen Schauer der poetischen Macht und der politischen Kühnheit, und sahen die Poesie gleich einem Krieger zum Tode gerüstet die wirklichsten und unmittelbar nächsten Gefahren muthig durchwandern. Denn der unglückliche Palm war um nicht Größeres erschossen worden, und Napoleon's Haß und Grimm sah in dem Feinde niemals einen Edeln, mit dem ein glimpflicheres Verfahren geboten sein könnte, sondern stets nur den gemeinen Gegner, dessen man sich möglichst rasch und kurz entledigt. Wir fragten begierig nach dem Verfasser und hörten, als solcher bekenne sich ohne Hehl der Geheime Ober-Finanzrath Stägemann in Königsberg, bisher nur als Dichter in Scherz- und Liebesgesängen bekannt, jetzt aber in höherem Schwunge sein glückliches Talent dem Vaterlande weihend, ein Mann von unansehnlichem Aeußern, auf zwei mißgestaltenen Füßen schwierig einhergehend, aber ein vortrefflicher Kopf, auch in Staatsgeschäften als solcher gerühmt. Wir riefen ihm Heil und Segen zu, und gelobten es uns wechselsweise, wer von uns die Gelegenheit haben würde, ihn persönlich zu sehen, solle zu ihm gehen, ihm von dieser begeisterten Stunde sagen, und ihm in unser Aller Namen

für die Freude danken, die wir durch sein Gedicht empfunden. Wir nahmen übrigens Abschrift von diesem, und gaben ihm unter der Hand nah und fern möglichste Verbreitung.

Ein Kern wackrer Offiziere, die nur auf die Gelegenheit warteten, um für so viel erlittene und von ihnen selbst grade am wenigsten verdiente Schmach des preußischen Namens eine ruhmvolle Vergeltung zu nehmen, gestaltete sich unter den Einwirkungen des Tugendbundes immer fester, und in dem Reimer'schen Kreise konnte mir manches von diesem Streben nicht entgehen, ohne daß man mich unmittelbar hineinzuziehen versuchte. Auch in dem Ehegatten von Henriette Hübschmann, Herrn von Bardeleben, fand ich einen solchen Eiferer, der in anscheinender ländlichen Ruhe zu Charlottenburg, wo ich ihn ein paarmal besuchte, ganz in politischen und militairischen Gedanken lebte, und sich großen Gefahren aussetzte, um den gemeinsamen Zweck zu verfolgen. Jede gute Gesinnung wurde herbeigezogen und befestigt, jeder gute Willen, jedes einst brauchbare Hülfsmittel sorgfältig wahrgenommen, dabei der Gang der großen Ereignisse aufmerksam beobachtet und jeder Nachtheil des Feindes begierig hervorgehoben. Dieser vereinten, von so vielen Seiten mit unzerstörbarer Zuversicht und Beharrlichkeit fortgesetzten Arbeit, die in den engsten Schranken und mit den dürftigsten Mitteln gegen die Riesenmacht Napoleon's zu wirken unternahm, diesen im Stillen genährten und geweckten Kräften war es doch zu danken, daß die Flamme des Vaterlandes auch in der größten Verdunkelung nie ganz erlosch, und ihre vorbereiteten Stoffe in der Folge sogleich erfassen konnte. Allein diese Eingeweihten und Entschlossenen waren verhältnißmäßig doch immer nur eine kleine Schaar aus den Tausenden von Offizieren, die durch Zertrümmerung des preußischen Heeres dienstlos in die Welt versprengt waren. Die wenigen Truppen, welche Preußen nach dem Frieden von Tilsit in seinen traurigen Umständen noch behalten konnte, bedurften nicht des zehnten Theils der ehemaligen Offiziere, und waren für den Augenblick sogar überfüllt. Die große Menge mußte sich andere Auswege suchen, und es fehlte nicht an merkwürdigen Beispielen, was alles aus einem preußischen Offi-

zier werden könne. Die Meisten jedoch wollten oder mußten bei dem gewohnten Handwerke bleiben, und wenn auch die Schande, noch während des Krieges ohne Abschied als Meineidige in die Reihen des Feindes übergetreten zu sein, im Ganzen nur auf denjenigen ruhte, die das von dem Fürsten von Ysenburg für den Dienst Napoleon's aus preußischen Kriegsgefangenen errichtete Regiment bilden halfen, so war doch jetzt nach geschlossenem Frieden der Drang allgemein, wo nicht unter feindlichen, doch unter fremden Fahnen ein Unterkommen zu suchen. Geburt und Verhältnisse, seltner freie Wahl, führten eine beträchtliche Anzahl in den Dienst des neugegründeten Königreichs Westphalen; andre fanden Anstellung im Großherzogthum Berg, im Königreich Sachsen, im Herzogthum Warschau; die süddeutschen Staaten, welche der Rheinbund zu größeren militairischen Anstrengungen nöthigte, nahmen gern aus der preußischen Pflanzschule, wo man Zucht und Fertigkeit einheimisch wußte, die eingeübten Exerziermeister und Dienstordner, deren sie bedurften. Besonders nach Baden und Würtemberg kamen in dieser Zeit manche Männer, die nachher dort ein ausgezeichnetes Glück gemacht. Ich wüßte kaum, daß damals gleicherweise ein Zug nach Oesterreich stattgefunden hätte, eine vererbte Abneigung lieh diesem Lande in dem preußischen Sinne noch zu viel Feindliches, das erst einige Jahre später sich einigermaßen versöhnen wollte.

Das Verhältniß dieser Geschicke trat mir persönlich näher durch die Bekanntschaft, welche ich mit einem würtembergischen Rittmeister, August von Zieten, machte. Derselbe war nicht ganz in einem der angeführten Fälle, aber in einem für sein Gefühl fast schlimmern. Er hatte früher in einem preußischen Husarenregimente gedient, aber lange vor dem Kriege seinen Abschied genommen, aus jugendlicher Unruhe und romantischer Lust. Ein schöner, lebensmuthiger, kräftiger Mann, von aufstrebendem Geiste, für Kunst und Künstlerleben entbrannt, mit guten Kenntnissen der Musik und einer überaus schönen Tenorstimme begabt, war er bereits manche Gunst und Ungunst bewegter Tage durchgangen, als er in Weimar, unter Goethe's Augen und Geisteseinfluß, sich der Schauspielkunst

widmete, und unter dem Namen Liberati, welcher die Bedeutung seiner neuen Lebensstufe bezeichnen sollte, die dortige Bühne betrat. Er meinte, diesen Beruf in seiner ganzen Würde zu entfalten, und verband die höchsten Vorstellungen damit. Unglücklicherweise entsprach sein Talent dem guten Willen keineswegs, er mußte geraume Zeit in untergeordneter Sphäre sich abmühen, und die Meisterschaft schien nur grade da, wo er sie am wenigsten verlangte, in komischen Rollen, seinen Bestrebungen erreichbar. Unterdessen hatte seine Familie nicht versäumt, ihn wieder in die Laufbahn zurück zu rufen, die seinem Namen die einzig angemessene schien, eine Stelle als Rittmeister im würtembergischen Dienste wurde ihm durch Verbindungen verschafft, und im Verdruß über den geringen Fortgang seines theatralischen Streben nahm er sie an. Der Krieg fand ihn in diesen Verhältnissen und führte ihn zum Kampfe gegen seine Landsleute, seine ehemaligen Kammeraden. Zwar hatte Zieten kaum den Degen aus der Scheide ziehen dürfen, da in Schlesien, wohin die Würtemberger zogen, seine Waffe beim Angriff gegen Festungen wenig zu thun hatte; aber dennoch blieb es ihm ein heimlicher Stachel, daß er gegen Preußen im Felde gestanden habe. Jetzt kam er zwar nach Berlin, um Vater und Bruder, die ganz ohne Hülfsmittel waren, gleichfalls für den würtembergischen Dienst in erhöhtem Rang anzuwerben, welches auch sehr vortheilhaft für Beide zu Stande kam; allein er gestand uns heimlich ein, daß er für sich selbst nur daran denke, diesen Dienst, wiewohl ihm derselbe durch besondere Gunst eine außerordentliche Beförderung verhieß, bei erster Gelegenheit wieder aufzugeben, und es neuerdings mit der Kunst zu versuchen, für die er, entfernt von ihrer Ausübung, um so leichter wieder Talent und Neigung fühlte, und seine Anlagen durch die Zwischenzeit gereift fühlte. Ich sah ihn bei Bernhardi, mit welchem er von früheren Jahren her, da beide mit Leidenschaft dem Theater nachhingen, innig vertraut war, und eine Reihe muntrer Tage, wo seine Liebenswürdigkeit, sein edles Gemüth und menschenfreundlicher Sinn ununterbrochen sich bewährten, verflocht auch mich mit ihm in die Bande der herzlichsten Zuneigung. Ein sorgloser Leichtsinn

und ein damit verbundener Mangel an strengem Urtheil und ausdauerndem Entschluß hat seinen schönen Eigenschaften fortwährend Schaden gethan, ihn die Gelegenheit und Aufforderung des Jahres 1813 unglücklich versäumen lassen, und so fortwährend in ein gewöhnliches, geplagtes und fruchtloses Theaterleben gebannt gehalten, aus dem er nie aufhörte, in ein edleres, wirksames Kunstleben emporzuringen. Noch will ich hier gedenken, daß meine Gegenwart dem neuen Freunde zu Charlottenburg, im Kreise seiner Angehörigen, wo unter schönen und liebreichen Geschwistern die heitersten Stunden bei Gesang und Zitterspiel dahinschwanden, zum Schutz und Heil wurde, indem sie noch eben zu rechter Zeit eine Arznei von ihm abwandte, die gegen ein leichtes Erkältungsübel ihm von der Hand einer liebevoll bemühten Schwester dargeboten wurde; sie hatte gehört, eine bezeichnete Flasche in einer Reiseapotheke enthalte das erforderliche Mittel, sie füllte arglos einen Eßlöffel voll, und eben sollte dies verschluckt werden, als ich entdeckte, daß es Opiumtinktur sei, und diese nun bloß tropfenweise nehmen ließ.

Wilhelm von Schütz war in dieser Zeit bemüht, ideale Erkenntnisse in Dichtung auszubilden, und wählte dafür unter andern die Form des antiken Dramas, die er aber unglücklicherweise nicht den ursprünglichen griechischen Vorbildern absah, sondern den ungenügendsten Uebersetzungen, und namentlich wurde der Sophokles von Ast sein Grund- und Hauptbuch. Die harte, verrenkte Sprache, den in genauer Nachahmung erstarrten Versbau, kurz alle zufälligen Gebrechen dieser einzelnen Uebersetzung nahm er sich zum Muster, und arbeitete so mit Fleiß und Sorgfalt wahre Mißgebilde aus, die zwar wegen darüber schwebender Ideen den Geist im Allgemeinen wohl ansprachen, und insonderheit von Fichte und Bernhardi mit großer Zärtlichkeit aufgenommen wurden, auch durch viele glückliche Bilder und lebensreiche Ausdrücke ächten Dichtersinn bezeugten, aber doch als wahre Kunstgestalten in keiner Weise bestehen konnten. Die Tragödie Niobe war schon gedruckt und sollte, wie im Vertrauen gesagt wurde, einen Strahl der Wissenschaftslehre in sich tragen, von dem man nun erwartete, ob und wie er

in den Gemüthern leuchten würde. Schon aber war Schütz mit einer zweiten Tragödie dieser Art, die Gräfin von Gleichen, weit vorgerückt und sogar schon mit einer dritten beschäftigt, wozu Charlotte Corday die Heldin war, und das Pariser Volk den antiken Chor vorstellte. Ich hatte gleich gegen diese Richtung vieles einzuwenden, besonders auch gegen die metrische Bearbeitung und prosodische Willkür. Da jedoch Schütz, wenn er vom Lande auf kurze Zeit zur Stadt kam, ganz von diesen Dingen erfüllt und mit dem schönsten Feuer seines damals noch jugendlichen Strebens darin thätig war, die Freunde zu heitrer Theilnahme stimmte, und zu mannigfachen Verhandlungen, die niemals unangenehm wurden, den besten Anlaß gab, so hatten wir von seiner verfehlten Arbeit dennoch günstigen Eindruck und erwünschten Ertrag. Seinen kleineren Gedichten, Romanzen und Liedern konnten wir dagegen größtentheils unsern vollen Beifall widmen, denn obgleich er auch hier die Poesie bisweilen als bloßes Gefäß eines mystischen Inhalts gebrauchen wollte, so wurde ihm doch gegen die Absicht meist freie Poesie daraus, nur konnte er sich von der Sprachquälerei, die ihm der Ast'sche Sophokles angethan hatte, nie ganz erholen.

Ich betrieb meine Studien eifrig genug, besonders fehlte ich nicht im Krankenhause der Charité, wo es wirkliche Dinge zu sehen gab, und eingreifende Thätigkeit wenigstens mit prüfendem Antheil zu begleiten war. Nur die trocknen Vorlesungen, wo das Unnütze, Leere und Falsche mir täglich zu wachsen schien, wurden mir zu langweilig, und ich versäumte sie mehr und mehr, nicht aus lässiger, sondern aus wackerer Stimmung. Besonders mußt' ich die theoretischen Vorträge verabscheuen, die eigentlich dem Besuch am Krankenbette zur Leitung dienen sollten, und in welchen der Professor Horn die mißlichen, schlechtgefaßten und verquälten Lehrsätze des Brown'schen Systems auf die geistloseste, trübste Weise den Erscheinungen und Thatsachen anzuhängen suchte, die gleich im Saale nebenan dem Sinn und Geist ganz andre Ansprache und Aussprüche lebendig darreichten! Ich habe nie begreifen können, wie so dieser nachher zum Geheimen Rath beförderte Arzt in der Stadt zu so großem Ruf und

ausgebreiteter Praxis hat gelangen können, denn auch nach einer Zwischenzeit von mehr als zwanzig Jahren habe ich ihn ganz als denselben Mann wiedergesehen, der mir ehemals so schauderhafte Eindrücke gegeben, und diese auch jetzt noch erneuerte. Seine dürftige und in manchem Betreff gradezu verkehrte Lehrart bewirkte für mich die vortheilhafte Wendung, daß ich am Krankenbette bemüht war, vor allem die Krankheit unmittelbar zu mir sprechen zu lassen, die Bücher und Vorlesungen im Bewußtsein zu verdecken, und nur den reinen Eindruck der Naturerscheinung aufzunehmen, zu dessen Aufnahme und Würdigung der Sinn durch gehörige Sachkenntnisse allerdings vorbereitet sein mußte. In dieser Art von praktischem Anschauen und Verständniß hätte ich es wahrscheinlich sehr weit gebracht, wenn ich Arzt geblieben wäre, einige Versuche am Krankenbette, denen ich mich bei meinen Wirthsleuten und andern nachbarlichen Bekannten trotz alles meines Widerstrebens gar nicht entziehen konnte, gelangen mir sehr glücklich, und ich war jedesmal einer Art von Eingebung gefolgt, wozu die aufzeigbaren Gründe sich erst hinterher fanden.

Der Mangel eines gründlichen Lehrers in diesen Studien war mir doch sehr empfindlich, auch verursachten mir die Zerstreuungen meines Berliner Lebens manche Last, der Kreis der Freunde gewährte wenig Befriedigung, Harscher und Chamisso blieben aus, Adolph Müller schickte sich zur Reise nach Paris an, Bekker ging als Hauslehrer zu Herrn von Wülknitz auf's Land, Neumann lebte die freudelosesten Tage in fürerst noch ertragloser Arbeit am Macchiavelli stumm neben mir an, und Schleiermacher wurde stets unfreundlicher, nicht bloß gegen mich, sondern gegen seine ganze Umgebung. An die Errichtung der gehofften Universität war nicht zu denken, solange der Feind im Lande blieb und dessen Kräfte aufzehrte oder lähmte.

Der Zustand von Berlin wurde täglich trauriger, immer mehr Menschen sahen ihre Einkünfte versiegen, ihre Nahrung knapper werden, die Kassen zahlten nicht, die ausgeliehenen Kapitalien brachten keine Zinsen, überall sah man ängstliche Verlegenheit und dringende Noth. Mir kam sehr leicht der

Gedanke, daß ich dieser Trübsal durch einen raschen Entschluß völlig entgehen könne, daß meine Lebensplane mich eigentlich zu einer wirklichen Universität drängten, und daß ein andrer Ort mir in vieler Hinsicht zum Vortheil gereichen müßte; hiezu kam der lebhafte Wunsch, meinen hamburgischen Verhältnissen näher zu sein, und allen diesen Betrachtungen erschien die Universität Kiel, welche auch wegen ihrer medizinischen Lehrer sehr gerühmt wurde, am glücklichsten zu entsprechen. Als ich die Absicht aussprach, zum Winter dorthin zu reisen, empfing ich von Hamburg die freudigsten Aeußerungen, aber in Berlin vereinigten sich alle Stimmen, mir die Sache auszureden. Besonders wurde Schleiermacher ganz liebevoll, verhieß mir in kurzem eine Universität in Berlin, rühmte meine bisherige Beharrlichkeit, und meinte, wir hallischen Vertriebenen gehörten doch wesentlich zusammen und müßten so lange als möglich vereinigt bleiben. Seine freundlichen Worte, die mir zugleich einen festen Anhalt für das tiefgefühlte Bedürfniß meines Geistes und Gemüths neu zu eröffnen schienen, machten großen Eindruck auf mich, und hatten mich im Grunde gleich gewonnen, wiewohl ich noch keine Zusage ertheilen wollte. Ich behielt mir vor, die völlige Entscheidung erst in Hamburg zu fassen, denn dorthin während der Ferien zu reisen, ließ ich mir nicht nehmen. Nennhausen lag von diesem Wege nicht zu sehr ab, Neumann wollte mich bis dahin auf einige Tage begleiten, während welcher ein ihm geschehener Antrag, bei den Grafen von Redern als Erzieher einzutreten, zum Schlusse kommen sollte, und Chamisso, der nun doch ernstlicher seine Rückkehr nach Deutschland ankündigte, war angewiesen, zur festgesetzten Zeit bei Fouqué einzutreffen, um dann mit mir weiter nach Hamburg zu wallfahrten, wo man seiner als willkommenen Gastes schon harrte.

Ehe wir uns aufmachten, kam noch unerwartet Freund Harscher von Halle, vorzüglich in der Absicht, seinen geliebten Adolph Müller noch zu sehen, bevor derselbe in größere Ferne rückte. Sein Erscheinen verursachte mir die herzlichste Freude, konnte jedoch mein Vorhaben nicht stören, besonders da er selbst, auch im Fall er für den Winter

seinen Aufenthalt in Berlin zu nehmen sich entschlösse, doch vorher nach Halle auf einige Zeit zurückkehren wollte, wohin auch Schleiermacher zu reisen gedachte, um seine Auswanderung von dort nach Berlin desto gründlicher abzumachen. Auch Wolf's Tochter sollte von Halle mitkommen, und noch andre Freunde und Freundinnen suchten der nunmehr zum verhaßten, aus preußischer, hessischer, braunschweigischer und hannöverscher Länderbeute errichteten Königreiche Westphalen gehörigen und ganz verwaiseten Stadt so viel als möglich zu entgehen. Harscher zeigte die größte Anhänglichkeit an den hallischen Kreis, und erklärte gradezu, daß er keine andre Heimath habe, noch haben wolle, und bei Versetzung jenes Kreises nach Berlin nicht zurückbleiben werde. Jedoch wurden schon damals die Spuren eines Widerstreites merkbar, in welchem er die vertraulichste Innigkeit und die gespannteste Entfernung wechseln ließ und fast zu gleicher Zeit hegen konnte. Seine krankhaften Zustände stimmten ihn sehr reizbar, er machte übertriebene Forderungen, und lauerte und rechnete argwöhnisch, ob und wie sie erfüllt würden, dann warf ihn der Mißmuth fast auf sich selber zurück, und seine Vorsätze und Zusagen vernichteten und erneuerten sich nach den kleinsten Zufällen. Es war durchaus zweifelhaft, ob er, einmal nach Halle zurückgekehrt, nicht dort sitzen bleiben und anstatt den lebensmuthigen Menschen auf neue Bahn zu folgen, nicht der düstern abgestorbenen Oertlichkeit sich treu erweisen würde.

Im Anfange des Oktobers wanderten Neumann und ich nach Nennhausen, wo wir, ungeachtet französische Einquartirung das Schloß wie das Dorf belästigte, die beste Aufnahme fanden. Ich hatte bei Frau von Fouqué in der Zwischenzeit sehr gewonnen, und sie bezeigte mir gern die dankbare Neigung, die ich mir durch streitbare Fürsorge für eines ihrer Kinder bei ihr verdient hatte. Ich muß den Vorfall erzählen, weil er meine damalige Art, wenn auch gar nicht zu meinen Gunsten, getreu abbildet. Frau von Fouqué ließ in Berlin den zweiten Theil ihres Romans Roderich drucken, und ich übernahm statt Bernhardi's, der zu nachlässig dabei verfuhr, die Durchsicht der Probebogen.

Gleich auf dem ersten, welchen ich zugesandt erhielt, fand ich zu meinem Erstaunen eine beigeschriebene Bemerkung des Vorstehers der Druckerei, welcher auf einige Sprachschnitzer der Verfasserin aufmerksam machte und hinzufügte, daß in dem Roman überhaupt eine abentheuerliche und läppische Phantasie herrsche. Daß dieser Mensch die heilige Sache der Poesie so frevelhaft antastete, daß er mit seinen Urtheilen so unberufen hervortrat, und sie gleichsam an mich wandte, das forderte Strafe und Rache. In vollem Grimme schrieb ich unter seine Bemerkung, er solle sich um die Druckfehler kümmern, den Preßbengel ginge der Inhalt nichts an, überdies sei es allzu lächerlich, wenn ein Esel über lange Ohren spotte, wer selber Schnitzer mache — unglücklicherweise war er in einen verfallen — dürfe sich über fremde nicht aufhalten. So sandte ich das Blatt ruhig in die Druckerei zurück. Noch desselben Tages kam Bernhardi, und fragte halb lachend, halb erschrocken, warum ich denn so gewaltig wüthe? Der Mann sei außer sich, der Bogen mit allen jenen Injurien sei durch die Hände aller Arbeiter in der Druckerei gegangen, das Ansehen ihres Vorgesetzten habe durch Spott und Schadenfreude den tödtlichsten Stoß erlitten, und, was die Sache noch ärger mache, der Mann sei kein gemeiner Faktor, sondern ein Doktor der Philosophie, der auch diese Würde gegen die Leute zu vertreten habe, und dem um so mehr ein freies Urtheil gebühre, das er übrigens freundschaftlich an den ihm schon bekannten Bernhardi zu richten geglaubt habe, nicht an einen unbekannten Studenten, der ihm ganz fremd bei der Sache sei. Bernhardi setzte hinzu, er habe alles angewandt, um den Menschen zu beruhigen, derselbe sei aber durch alles Zureden nur hitziger geworden, und ich müsse erwarten, daß er mir auf das Zimmer rücke. Wirklich erfolgte dies am nächsten Morgen in aller Frühe. Der Doktor der Philosophie hatte sich bei der Wirthin zurechtgefragt, klopfte an die Thür, und trat auf gewöhnlichen Zuruf entschlossen ein. Ich bin der und der, fing er an, und stürmte ohne weiteres mit heftigen Vorwürfen los. Aber das erste Zimmer war Neumann's, und auf diesen sprudelte er, seinen Mann gefunden glaubend

und bei dessen schmächtigem und gar nicht streitsüchtigen Ansehn sich um so mehr vertrauend, seinen ganzen Zorn aus, der im höchsten sächsischen Singen eine durchaus komische Wirkung hatte. Gelassen stand Neumann vom Schreiben auf, ließ den Mann eine Weile reden, und sagte dann: „Sie wenden sich an den Unrechten; ich heiße Neumann, wenn Sie zu Varnhagen wollen, da müssen Sie hier eintreten", und damit zog er die halboffne Thüre des zweiten Zimmers völlig auf. Schon durch den Irrthum ganz außer Fassung, noch mehr aber betroffen, als ich nun vor ihm stand, groß und stark genug, um seinesgleichen nicht zu fürchten, und doch nur ihn anlachend, weil mir sein Zorn im sächsischen Dialekt und sein mißfahrener Eifer jeden Ernst unmöglich machte, so gerieth der Aermste in völlige Verwirrung, stotterte, fand keinen Anfang, und wußte zuletzt nichts anderes vorzubringen, als die Versicherung, er habe noch niemals jemanden so grob gefunden wie mich. Er glaubte damit jedoch das Ungeheuerste ausgesprochen zu haben, und sah mich neugierig an, welche Wirkung das haben würde. Im heitersten Lachen versetzte ich: „Das freut mich von Herzen, den Ruhm such' ich lange!" — Kaum hatte ich das gesagt, so änderte sich die Stimmung meines Gegners, der Zorn machte der reinen Verwunderung Platz; „Das freut Sie? das freut Sie?" rief er wiederholt, wie der unbegreiflichsten Sache gegenüber, und lachte nun selber fast. In Sachsen hatte er immer den Ruhm der Höflichkeit als den größten preisen hören, nun stand jemand vor ihm, der in der Grobheit Auszeichnung suchte! Einem solchen Menschen war leicht zu verzeihen, und nachdem noch einige Worte gewechselt waren, die ihn doch auch sein erstes Unrecht empfinden ließen, schied er zuletzt, wenn auch nicht ganz zufrieden gestellt, doch mit wirklich erleichtertem Herzen, und ließ uns reichlichen Stoff der ergötzlichsten Erinnerung und Mittheilung. Frau von Fouqué hatte durch Bernhardi bald erfahren, welches Ritterthum ich für ihren Roman ausgeübt, und rechnete mir dieses Lanzenbrechen außerordentlich an, ich hatte mir gleichsam das Recht verdient, ihre Farbe zu tragen, und sie wußte, welcher

Dank dem Kämpfer gebühre; da ich ihn nicht einforderte, blieb er mir einstweilen sicher auf Zinsen liegen.

Neumann und ich lebten mit Fouqué im schon gewohnten Stil unsrer freundschaftlichen und litterarischen Angelegenheiten, und lebten eigentlich nur mit ihm, wenig bekümmert um alles andere, was neben uns vorging. Außer den schon zahlreichen Stammbewohnern des Hauses waren auch Fouqué's Stiefsöhne, die beiden Jünglinge Gustav und Wilhelm von Rochow, zum Besuche dort, ferner ein Bruder des schon genannten Ernst von Pfuel, der viele Jahre später die gute Clara von Rochow zur zweiten Frau nahm; auch fand ein wackrer Offizier und ehemaliger Kammerad Fouqué's, der Rittmeister von Welk, sich ein, der bis zuletzt im Kriege mitgewesen, jetzt aber nach dem Frieden in Preußen kein Bleiben mehr fand, und als geborner Sachse fürerst in seine Heimath bei Meißen sich zurückzuziehen dachte. Als der wichtigste Gast aber, durch sein Verhältniß wie durch seine Person zur ersten Rolle zu spielen berechtigt, stand der französische Husarenoffizier vor Augen, der mit seiner Schwadron hier einquartirt lag. Er hieß Jules von Canouville und war von altadeliger Herkunft, welches ihm nicht nur in Nennhausén, sondern auch im neuen Kaiserthum, das noch von Freiheit und Gleichheit getragen war, zu merklicher Begünstigung diente; er brannte leidenschaftlich für Napoleon's Sache und setzte auf sie alle Hoffnungen seines Ehrgeizes; übrigens war er von kräftig schöner Jugend, ungestümer Lebhaftigkeit und leichtsinnigem Uebermuth. Man mußte ihm einige Ungezogenheit schon verzeihen, um so mehr, als ihm nicht zu verdenken war, daß er sich aus dieser Einöde in die glänzende Hof- und Damenwelt von Paris wünschte, und es als eine Art Ungnade bejammerte, daß man ihn, der als Ordonanzoffizier Berthier's eigentlich diesem zu folgen Anspruch hatte, so lange beim Regimente ließ, wo es nichts mehr zu thun gab; seine Sehnsucht äußerte sich mit einer Ungeduld, die für seine Umgebung wenig Verbindliches hatte, aber freilich in seiner Lage natürlich war. Dankbarkeit schien seine Tugend nicht, sonst hätte er Frau von Fouqué, die ihren Antheil für den schönen jungen Mann

ohne Hehl zeigte, nicht so häufig durch auffallende Unbeachtung in Verlegenheit gesetzt. Uns mißfiel Frau von Fouqué in ihrer Aufmerksamkeit für den kecken Fant ungemein; wir sonderten uns ganz von ihr ab, und als ihr Geburtstag von dem ganzen Hause mit Gaben und Artigkeiten gefeiert wurde, hielten wir halb ungeschickt und halb trotzig uns dergestalt zurück, daß wir erst zu Mittag, als schon alles zu Tische saß, uns blicken ließen, schweigend unsre Plätze nahmen, und auch nachher keine Silbe eines Glückwunsches vorbrachten. Ja wir empfanden eine rechte Schadenfreude, als Canouville eines Abends eine goldne Kette, die er gefunden zu haben vorgab, dem versammelten Hause zeigte, um den Eigenthümer, wie er sagte, auszumitteln, da denn Frau von Fouqué nicht verläugnen konnte, daß es die ihrige sei, die sie jedoch nie zu tragen pflegte, und über deren Verlieren und Finden sich Alle höchlich und seltsam verwunderten, so daß, anstatt über ein wiedergefundenes Kleinod sich zu freuen, die Eignerin fast eher die Art bittren Verdrusses sichtbar werden ließ, den man über die beleidigende Rückgabe eines verschmähten Geschenkes zu empfinden pflegt. In Canouville schien dergleichen Bosheit wohl denkbar, sofern nur überhaupt ein solcher Zusammenhang sich hätte annehmen lassen. Wir wollten übrigens dem Franzosen keinen Erfolg beneiden, und hielten auf ihn so wenig, wie er auf uns, kamen aber leidlich genug mit ihm zurecht, und der Beziehung, daß wir Briefe aus Vertus und St. Menehould empfingen, und von dorther sogar einen Freund erwarteten, konnte er seine Theilnahme nicht versagen. Bernhardi's Traum, daß ich in Streit mit der französischen Einquartirung gerathen, erfüllte sich nicht; aber durch diese wurden wir doch des Aufenthaltes früher überdrüssig, und waren herzlich froh, als endlich unser Aufbruch durch Chamisso's Ankunft sich festsetzen ließ.

Der Freund brachte aus der Heimath die neuesten Nachrichten, Ansichten und Stimmungen des kaiserlichen Frankreichs mit, von denen wir indeß wenig erbaut waren, und er selbst, wiewohl von manchen Eindrücken lebhaft angeregt und sogar befangen, wandte willig und entschlossen dem

französischen Treiben den Rücken zu, um sich ganz und ausschließlich in das Leben deutscher Dichtung und Wissenschaft zu versenken, zufrieden, wenn man ihm für seine Landsleute die Verherrlichung gelten ließ, deren sie als Krieger im sieggewohnten Heere theilhaftig waren. In Fouqué, Chamisso und Canouville fanden sich drei Franzosen der verschiedensten Epochen und Richtungen hier beisammen, ein Refugié, ein Emigrant und ein Kaisersoldat, deren gemeinsames Wesen alle Klüfte, welche durch Zeit und Welt zwischen sie eingeschoben lagen, noch immer leicht genug für den Augenblick überschwebte. Nach kurzem Beisammensein, da die Jahreszeit täglich mahnender wurde, ergriffen Chamisso und ich den Wanderstab, empfingen von Neumann, der am nächsten Tage nach Berlin zurückkehren wollte, und von Fouqué noch das Geleit bis halbwegs Rathenau, und erreichten mit zweien Märschen in Perleberg die Straße nach Hamburg, die wir bald, der Langsamkeit und des Ungemachs einer Fußreise in dieser Jahreszeit und Gegend überdrüssig, mit der Post vollends zurücklegten.

Zwölfter Abschnitt.

Hamburg.

1807.

Wir trafen am 20. Oktober Nachmittags in Hamburg ein, wo wir in dem Hause, wo meine Mutter und Schwester wohnten, unser bestelltes Quartier fanden. Das Wiedersehen war überaus freudig, und Chamisso genoß dabei den doppelten Vortheil, in voller Neuheit zu erscheinen, und doch im besten Sinn altbekannt zu sein. Die theure Fanny, von unsrer Ankunft benachrichtigt, kam sogleich zu Wagen uns abzuholen. Sie hatte seit den anderthalb Jahren an Schönheit nichts eingebüßt, an liebenswürdigem Geiste und gehaltener Bildung aber bedeutend gewonnen. Unsre treue Freundschaft war in der Abwesenheit nur gewachsen, und bewegte sich leicht und sicher in den Formen der heitersten Neigung und edelsten Zuversicht. Das Verhältniß wirkte so eigenthümlich in seiner Wahrheit, daß von allen Seiten ihm beigestimmt wurde, und ein jeder nach Maß und Vermögen daran Theil zu nehmen strebte. Schon mit meiner Schwester hatte Fanny die herzlichste Freundschaft geschlossen; es war nicht ihre Schuld, daß früherhin mit Neumann ein näherer Bezug nicht erfolgen können, jetzt aber war Chamisso alsbald eben so ihr Freund, wie der meinige; und in diesem Aufnehmen und Mithegen der schönsten Verhältnisse erhob und befestigte sich das unsre, dem diese Theilnehmer und Zeugen nun gleichsam eben so viele Bekräftiger und Bürgen

wurden, an deren Feuer und Innigkeit die unsre, wenn es nöthig gewesen wäre, sich neu hätte entzünden müssen. Der wackre Alte, die lieben Knaben, welche sich gleich mit größter Herzlichkeit wieder an mich anschlossen, der ältere Sohn des Hauses und die beiden Schwestern Fanny's, Alle nahmen es nicht anders, als ob ein naher Verwandter zum Besuch gekommen wäre, und einen Freund mitgebracht hätte. Der zweideutige Schein eines gewöhnlichen Frauenverhältnisses vermochte an dem guten und festen Kern unsrer innern Beziehungen gar nicht zu haften, und keine Spur einer Mißdeutung oder Störung von dieser Seite her, wiewohl es in der Familie nicht an gemeinen, argwöhnischen und roh eingreifenden Gemüthsarten fehlte, wurde jemals für uns bemerkbar. Eine Reihe schöner Tage that sich vor uns auf, die wir auch mit bewußtem Eifer redlich zu genießen trachteten. Die Umgegend ließ ihren mannigfachen Reiz auch im Herbste noch wirksam fühlen, die Bewegung der großen Handels- und Hafenstadt war durch die sperrenden Maßregeln noch nicht versiegt, und in der reichen Volksmenge bot sich außer dem allgemeinen noch eine ganze Welt besonderen Interesse's für uns dar.

Die Herrschaft der Franzosen waltete auch hier mit verhaßter, unterdrückender Gewalt; ohne weitere Rechtfertigung und Anfrage, blos weil es ihm so gefiel, hatte der französische Kaiser sich der Hansestädte bemächtigt, hielt sie besetzt, und ließ sie durch seine Prokonsule drücken und aussaugen. Doch dem klugen und gewinnreichen Handelsgeiste waren die List und Gewandtheit der Napoleonischen Polizei nicht gewachsen, und jener fand Begünstigung, Nachsicht und Gewinntheilnehmer in denen selbst, welche mit den strengsten Hemmungen und Bewachungen beauftragt waren. Mehr als irgend ein Vorgänger und Nachfolger wurden in dieser Hinsicht der Marschall Bernadotte, Fürst von Ponte-Corvo, gerühmt und gepriesen, der grade damals in dieser nordischen Gegend die von dem Kaiser verliehene Macht sehr mild und nachgiebig ausübte, und für die Sache der Stadt und der bedrängten Kaufleute nicht erst, wie so manche Andre, durch Eigennutz gewonnen werden durfte, sondern ihr durch freies

Wohlwollen und heitre Gutmüthigkeit ursprünglich geneigt war. Was aber die Macht und den Umfang der französischen Obergewalt diesmal am auffallendsten und unschädlichsten, für uns zum anregendsten und unerschöpflichsten Reize bedeutend bezeichnete, war die Anwesenheit spanischer Truppen. Napoleon hatte bei dem ungeheuern Bedarf und den wichtigen Rücksichten seiner wechselnden Kriegszüge auch diese Verbündeten aus der abgeschlossenen Heimath auf den Schauplatz der Ereignisse herangebracht, und Spanier fanden sich, zu ihrer eignen Verwunderung, an die Ufer der Elbe und bis zu den Küsten der Ost- und Nordsee verschlagen. Gegen 20,000 Mann, unter Anführung des Marques de la Romana, erstreckten sich durch Holstein und Schleswig bis nach Jütland und auf die Inseln Fühnen und Seeland hinüber, wo sie zum Schutze Dänemarks gegen die Unternehmungen der Engländer dienen sollten. Das Hauptquartier aber war in Hamburg, und einige Regimenter, sowohl Fußvolk als Reiterei, lagen ebenfalls dort. Nichts war merkwürdiger und eigenthümlicher, als diese Truppen. Einige Kompagnieen Grenadiere, welche gewöhnlich die Ehrenwache bei dem Hotel des französischen Marschalls versahen, konnten im Sinne jedes Militairs für schön und prächtig gelten. Im Ganzen aber mußte man die Vorstellungen, die man sich von andern Truppenanschauungen gebildet, zum Theil fallen lassen, und die Spanier nach einem ihnen eignen Maßstabe würdigen. Muth und Entschlossenheit leuchteten aus jedem Einzelnen kühn und drohend hervor, an der Tapferkeit dieser Leute ließ ihr Anblick nicht zweifeln, und dennoch mußte man sich gestehen, daß diese Truppe sich neben Franzosen und Deutschen, oder gar gegen sie, auf dem Kriegsfelde schwerlich vortheilhaft bewähren würde; denn schon auf dem Exerzirplatze gab ihre Langsamkeit und Umständlichkeit im Handhaben der Waffen, wie ihr geringes Geschick in Feldbewegungen zu manchem Scherz und Spotte Gelegenheit. Auch ihre Ordnung und Zucht, sowohl in als außer dem Dienste, schien weniger das Ergeben einer strengen Einrichtung, als vielmehr der freiwilligen Art eines jeden, der sich bequem und lässig einer militairischen Gewöhnung fügte, die einmal

vorhanden war. Und hinwieder mußte man die gravitätische Würde, die stolze selbstständige Haltung, und das folgerecht durchgeführte strenge Benehmen staunend bewundern, wodurch dieses Militair sogar die spöttischen Franzosen und die pedantischen Deutschen zu ehrender Hochachtung nöthigte. Gewiß ist es, daß die gemeinen Spanier, einzeln oder geschaart, bei seltsamer und oft mangelhafter Ausrüstung und Bekleidung, immer den gleichmäßigen Eindruck von vornehmen Leuten machten, sie schienen alle von Adel, auch im niedrigsten Zustande sich bewußt, der besten Verhältnisse werth und fähig zu sein. Wirklich ertrugen sie mit großem Anstand und vollkommener Fassung das tiefe Mißgeschick, in welchem sie sich befangen fühlten, denn sie verhehlten es nicht, daß es ihnen eine Schmach sei, nach der Laune eines fremden Herrschers, den sie haßten, wie sie seine Nation verachteten, so in der Welt umherzuziehen, und ihre Unterwürfigkeit zur Schau zu tragen. Mit hohem Antheil sahen wir diese edlen südlichen Naturen voll Ernst und Feuer, von denen früher nur vereinzelte Beispiele uns genügen mußten, jetzt in solcher Vielheit und Masse, als eine wandelnde Poesie vor unsern Augen, mit Entzücken horchten wir den Klängen der herrlichen Sprache, die auf den Straßen von allen Seiten uns zutönten; und nicht selten die gemeinste Oertlichkeit durch Guitarrenspiel und Gesang veredelten, die unsrer berauschten Einbildungskraft in dieser Art nur in Granada und Sevilla möglich geschienen hatten. Der romantische Zauber dieses spanischen Lebens wirkte nicht auf uns allein, auch die Franzosen empfanden ihn und wichen gleichsam staunend und betroffen vor ihm zurück, der roheste Hamburger sprach ihn durch Wort und That aus. Die Theilnahme und Vorliebe für die Spanier, die Achtung und Verehrung für ihre Nationalität, die Sorgen und Wünsche für ihr Wohlergehen waren allgemein, und in dem erzprotestantischen Hamburg wurden diesmal sogar die häufigen Zeugnisse eines strengkatholischen Kirchendienstes, der sich mit dem militairischen Dienste verflochten hatte, weder angefeindet noch verspottet.

Wirklich aber betrugen sich diese Fremden auch höchst

musterhaft, und ganz im Gegensatze der Franzosen. Stolz, mäßig, ehrbar, schien auch der gemeine Soldat nur dahin zu streben, seinem Wirthe so wenig als möglich zur Last zu fallen. Größere Unordnungen fielen beinahe gar nicht vor, leidenschaftliche Aufwallungen wurden durch ein ehrendes Wort leicht in Güte beigelegt. Musik und Gesang waren in jedem Hause willkommenes Vergnügen. Wo nähere Verständigung eintrat, fand sogleich ein politisches Vertrauen Nahrung, man erkannte sich als gleichgesinnt und verbündet im Hasse gegen die Franzosen. War die Gelegenheit günstig für noch engere Vertraulichkeit, so wurden auch dann die erwünschtesten Eigenschaften nicht vermißt, und die stille Gluth und der feste Eifer des Spaniers trug über die einnehmende Leichtfertigkeit des Franzosen meist den Sieg davon. Man sah nicht wenige Gestalten und Gesichter von vollkommen männlicher Schönheit. Unter den Offizieren fanden sich Männer von größter Auszeichnung des Betragens, und der Marques de la Romana, welcher im Buchladen von Perthes bei dem ersten Besuch eine Auswahl griechischer und römischer Autoren eifrig angekauft hatte, vereinigte mit der feinsten Weltbildung und der edelsten Herzensgüte sogar eine seltene Gelehrsamkeit.

Uns war diese spanische Welt noch besonders angenähert durch den Umstand, daß auch das Hertzische Haus zwei spanische Offiziere zur Einquartirung hatte, mit denen wir bald auf dem vertraulichsten Fuße lebten. Einer derselben, Don Manoel de Ciria, Lieutenant im Regimente Princesa, war das Bild einer reifen Jünglingsschönheit, und hatte bei allem Feuer, welches seinen Augen entsprühte, so würdevollen Ernst und so gemessene Haltung, daß ein Vierzigjähriger sie nicht besser haben konnte. Seine persönliche Erziehung war ganz vernachläßigt worden, doch sprach er französisch, wußte Musik, und war auch in Sachen des Kriegswesens nicht ganz unkundig. Ein glückliches Naturell aber, von dem allgemeinen Vortheile der Nationalbildung unterstützt, hatte den edelsten Karakter aus diesem Boden hervortreiben lassen. Der junge Mann verstand groß- und freisinnig die ihn umgebende Welt, um so sicherer, je ungemeiner er sie fassen durfte.

Sich in einem Judenhause zu sehen, mochte ihm wunderbar genug vorkommen, aber das Vorurtheil, einmal erkannt und ausgestoßen, fand auch nicht die kleinste Stätte mehr in diesem Gemüth. Eben so begriff er die Stellung und das Wesen Chamisso's, und öffnete sein Herz auch dem Franzosen willig. Das Merkwürdigste jedoch war, daß dem jungen spanischen Offizier ein so eignes, zartes und mißverstehbares Verhältniß, wie das zwischen mir und Fanny, keineswegs verborgen zu werden brauchte; er nahm dasselbe sogleich im hohen Style, ehrte und hegte es in bescheidenem Mitvertrauen, und beurtheilte überhaupt jede Erscheinung und jeden Vorgang als etwas Eignes und Besonderes, das ächte Wahrzeichen eines edlen Geistes, während die Gemeinheit sich nur immer schnell auszuhelfen sucht und abfindet, indem sie alles in schon Bekanntes und Gewöhnliches unwiderruflich einreiht. Ein auffallender Zug möge dieses Bild vollenden. Der junge Spanier verhehlte nicht, daß er auf Wegen der Liebschaft und Neigung zu wandeln sich wohl erlaube, und daher einer schönen Gunst sich wie ein Andrer gern erfreue; als aber ein schönes, noch überaus junges Mädchen von gutem Hause, in fast kindischer Dreistigkeit und unerfahrener Koketterie, dem schönen Manne, den sie bei den Ihrigen aus- und eingehen, und auch den andern Frauen ungemein gefallen sah, eine zärtliche Erklärung und Bestellung zugesteckt hatte, wußte er mit besonnener Klugheit nicht nur diese sonst wohl reizen dürfende Ansprache ablehnend zu beschwichtigen, sondern auch das leichtsinnige Mädchen vor ähnlichen Uebereilungen liebreich zu warnen, und versäumte nicht, selbst einer ältern Verwandten derselben einen gemessenen Wink zu geben, der künftigen Gefahren, ohne die schon eingetretene zu verrathen, heilsam vorbeugen konnte. Einen Tugendhelden wollte er um so weniger durch dies Benehmen vorstellen, als er nicht läugnete, daß er, hätte er anstatt kindischer Gefallsucht ernstliche Neigung und selbstständiges Alter vor sich gehabt, gar nicht würde so zurückhaltend gewesen sein.

Meine gute Schwester, die sich herzlich gefreut hatte, daß ich bei ihr im Hause wohnen und sie mich daher mehr

als sonst sehen würde, fand es nicht allzu schön, daß ich nicht selten schon nach dem Frühstück heitern Muthes davon ging und vor dem späten Abend nicht heimkehrte. Doch war es mir wohl billig zu verzeihen, daß ich dem Zuge eines Magnets folgte, dem auch bei ihr die stärkere Kraft als rechtmäßige schon zugestanden war. Einigen Ersatz bot Chamisso's Anwesenheit. Er blieb zu ganzen Tagen daheim, anfangs wegen einer Fußverletzung, die nach jeder Nichtachtung neue Schonung nöthig machte, dann auch aus Neigung und Behagen; seine Mittheilungen und Ausdrucksweise waren für Mutter und Schwester die reichste und belebendste Unterhaltung, und daher auch für ihn selbst um so befriedigender. Doch waren wir Alle so oft als möglich im Hertzischen Hause oder auf gemeinsamen Ausflügen vereint. Alte und neue Beziehungen nahmen mich freilich oft auch allein in Beschlag, oder nur Chamisso war mit mir, da denn halbe und ganze Tage, wenn auch übrigens angenehm verbracht, ein stilles Sehnen und Bedauern in sich nährten, das bei fortgesetzten Störungen in lauten Unwillen überging. Mein Freund Lüders war bescheiden in seinen Ansprüchen, und wir sahen ihn meist nur als rüstigen Gefährten auf unsern Besuch- und Spazirgängen. Doktor Veit, Perthes, Reinhold und sein Freund Doktor Georg Kerner konnten bei so viel Zuvorkommenheit und bei dem wirksamen persönlichen Eindruck, die wir von ihnen erfuhren, nicht vernachlässigt werden. Zu unsrer Freude fand sich auch Steffens in der Nähe, der von Kopenhagen zurückgekehrt war, und als Gast des edlen Sieveking'schen Hauses in Neumühlen lebte, einem reizenden Landsitze an der Elbe, wo er uns freilich nicht ganz bequem abzureichen war, und wenn er nach Hamburg kam, ging es auch nicht ohne Stören und Verfehlen hin. Die liebevollste Beeiferung aber hatte für uns der wackre Gurlitt, der uns auch nicht erließ, eine feierliche Mahlzeit bei ihm einzunehmen, und uns auf gut hamburgisch durch eine zahlreiche und ausgedehnte Gasterei ehren wollte. Zur größern Freiheit für Zeit und Stimmung hatte er den Abend gewählt, und über zwanzig Personen fanden sich nach und nach ein, brave Männer vom

Schulfach, einige Prediger, Aerzte, auch vom Kaufmanns=stande ein paar Mitglieder, und nachbarliche Beamte oder Gutsbesitzer aus Holstein; die behaglichste Einrichtung und die geschmackvollste Bewirthung wetteiferten mit einander, und nachdem man sich als gleichgestimmt oder sinnverwandt leicht erkannt hatte, löste das Gespräch sich aller Fesseln, und nahm die freieste Wendung, ohne je aufzuhören gehalt=voll zu sein. Die Gelehrsamkeit bot aus ihren unerschöpf=lichen Schätzen die feinsten Züge, die witzigsten Anspielungen dar, man erfuhr die bedeutendsten Sachen aus der alten Welt, das lebendige Interesse der neuen aber drängte sich immer dazwischen, und ließ keine Pedanterie aufkommen. Gurlitt und der alte Biesterfeld konnten sich an mir, als ihrem ehemaligen Schüler nicht satt freuen, und wenn ich über philosophische Meinungen Wolf's einige Auskunft zu geben hatte, und zufällig ein Wort griechisch mitunterlief, so strahlten sie von Entzücken, und staunten die von ihnen ausgegangene, wohlgelungene Wirkung an. Besonderes In=teresse und Gefallen aber hatte Gurlitt an Chamisso's Deutschheit, über deren Grund und Art er in steter Ver=wunderung blieb, und dessen frische Nachrichten aus Frank=reich und eigenthümliche politische Ansicht einen außerordent=lichen Reiz für diese Männer hatte, welche nur gar zu sehr fühlten, daß auch dem geistigen Grund ihrer Verhältnisse, dem innern Wesen ihrer Thätigkeit, so gut wie der äußern Gestalt ihres Bürgerthums, mit jedem Tage bedenklicher die Eingriffe der fremden Herrschergewalt nahten. Daß dieser Franzose den Aeußerungen in Betreff des Kaisers Napoleon keine Rücksicht auferlege, wagte man nicht sogleich voraus=zusetzen, sondern versuchte sich anfangs in allerlei Wen=dungen, bis man mit frohem Staunen gewahr wurde, man könne mit gutem Vertrauen darin weiter und weiter gehen. Damit in dieser Hinsicht gar kein Zweifel mehr bliebe, mußte Chamisso selber mich auffordern, die Ode von Stäge=mann vorzulesen, worin der Untergang der Napoleonischen Macht durch Preußen und Rußland geweissagt wurde, und die ich in seiner Abschrift bei mir führte. Der Eindruck war unbeschreiblich, man bewunderte und jauchzte, und trank

in den besten Weinen wiederholt die Gesundheit des kühnen Dichters. Chamisso fing nun auch seinerseits eigne Gedichte zu deklamiren an, und nun sollte er umständlich sagen, wie er zu seinen deutschen Studien gelangt, und durch welche Hülfsmittel er darin fortgeschritten sei. Man nahm an seinen Lebensgeschicken, an seiner Person und Eigenart den lebhaftesten Antheil, und Gurlitt insbesondere schien von fürsorglichen Gesinnungen erfüllt und bewegt. Während er nun mit Zärtlichkeit dem lieben und außerordentlichen Gaste horchte und zusprach, war dieser in das Hersagen von Versen schon verfangen, und zwischen die Antworten, die er zu geben hatte, flocht' er gelegentlich die allbekannten Worte ein:

„Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und leider auch Theologie
Durchaus studirt mit heißem Bemühn!"

Mit steigendem Pathos vorgetragen machte dies gute Wirkung, und das Gedächtniß hätte ihn gewiß noch eine weite Strecke so fortfahren lassen, als der liebe Gurlitt, in seinen Alten so trefflich zu Hause, und auch in den Neuern sonst belesen genug, nur grade mit den unkorrekten Neusten nicht vertraut, die ganze Tirade für ein persönliches Bekenntniß aufnehmend, verwundert und antheilvoll mit fast gleichem Pathos, indem er sich mit erhobenen Armen hinüberneigte, den Deklamator eilig anrief: „O was! das haben Sie ..?" und ihm damit plötzlich den Strom der Rede im offnen Munde stocken machte. Eine allgemeine Stille trat auf einen Augenblick ein, Chamisso war wirklich aus aller Fassung, und sah bald Gurlitt, bald mich an, sein Lachen kaum hinunterwürgend, und ich selbst hatte alle Mühe, mit guter Art zuerst den lieben Alten zu bedeuten, jene Worte seien der Anfang zu Goethe's Faust, worauf ich sie einige Zeilen weiterführte, da es ja schiene, so sagte ich, als lasse das Gedächtniß meines Freundes ihn im Stich. So hatte der grundgelehrte Mann zuletzt noch eine zwar sehr verzeihliche Unwissenheit bloßgeben müssen, die

ihm aber doch empfindlich blieb, wiewohl bei weitem nicht in dem Maße, als wenn seine Mißkennung irgend einen Spruch aus dem Horaz oder Virgil betroffen hätte. Wir haben des reichbelebten bis tief in die Nacht hinein fortgesetzten Gastmahls seitdem noch oft mit frohem und dankbaren Sinne gedacht, und uns dabei immer des drolligen Vorganges gern erinnert, der unsrer Verehrung und Zuneigung für den würdigen theuern Lehrer nicht im geringsten schaden konnte.

Einer neuen Bekanntschaft wurden wir durch Fanny zugeführt, welche es sich angelegen sein ließ, unsern geistigen Wünschen und Neigungen förderlich zu werden, auch wenn sie selbst dabei zurückzutreten habe. Nun war sie ordentlich stolz darauf, auch einmal ihrerseits aus unsrem geweihten Kreise für uns zu schöpfen, und uns einen Busenfreund und Wissenschaftsgenossen Koreff's in einem Arzte Meyer vorzustellen, der eben von Paris angekommen war, wo er lange Zeit in engster Gemeinschaft mit jenem gelebt hatte. Der junge Mann war ein Bruder der Madame Hinny Mendelssohn, in seiner Familie vorübergehend zum Besuch, und dachte zu weitern Studien bald wieder abzureisen. Wir fühlten die größte Begierde, einen Freund unsres Freundes zu sehen, der von dessen Leben und Treiben berichten konnte, und er kam uns mit eben solchem Eifer entgegen. Allein wir waren schon mehr Kritiker als Enthusiasten, und der neue Freund machte bei weitem den Eindruck nicht, auf den gerechnet war. Er hatte nichts von dem lebendigen Feuer, der natürlichen Fülle und Beweglichkeit Koreff's, aber dessen schwungvolles Reden und weitgreifendes Wissen hatte er sich mühsam angeeignet, trug in philosophisch-mystischer Sprache die Weisheit Schelling's, Ritter's, Troxler's und jede festgehaltene Notiz aus dem Gebiete der Arzneiwissenschaft vor, warf erhabene Blicke über Kunst und Leben hin, und wußte jedem Treiben die tiefsinnigste Verzeichnung zu ertheilen. Doch alles dies war so kühl und nüchtern, so mühsam und erzwungen, wie sein ganzes Aeußere, das blaß und eingefallen einen durch übermäßige Anspannung erschöpften Menschen anzeigte, und das

allzu theuer erkaufte Analogon von Genialität nicht mehr tragen konnte. Sein Wesen machte uns keine Freude, und wenn er z. B. aus der Stelle Homer's, daß ein Arzt viele andre Männer werth sei, womit Koreff höchstens ein sprühendes Ergötzen für die Einbildungskraft würde angezündet haben, im kältesten Ernste geradezu beweisen wollte, der Arzt als solcher sei aller Wissenschaften mächtig, so waren wir nahe daran, allen Ernst mit ihm aufzugeben und nur ironisch mit ihm fortzufahren. Er ließ in der Folge als Doktor Wallenberg, welchen Namen er angenommen hatte, eine lateinische, akademische Schrift drucken, die von solchen Sätzen und Beweisgründen strotzte, und in mancher Hinsicht schon eine Andeutung des Wahnsinns geben konnte, in welchem er nicht lange nachher ganz überreizt und abgeschwächt hinstarb. Wir verloren ihn aber schon nach der ersten Bekanntschaft gleich wieder aus den Augen, wozu der Umstand beitrug, daß ein widriger Vorgang in dem Hause seines Schwagers Joseph Mendelssohn uns nach dieser Seite plötzlich verfeindete.

Der Aufenthalt in Hamburg hatte mich im Ganzen wohlthätig erquickt und gestärkt, meinen Muth und meine Vorsätze befestigt, und mir wurde in der heitern Gemüthsstimmung, die mich zu der glücklichsten Gewißheit die froheste Zuversicht gesellen hieß, der heranrückende Abschied minder schmerzlich. Wir fuhren unter Freuden- und Segenswünschen ab, hüllten uns gegen das einbrechende Winterwetter in unsre guten Mäntel, und harrten die langsame Postreise, die uns nach Berlin zurückführte, geduldig aus. Ueberall, wo wir durchkamen, sahen wir französische Truppen und Verwaltungen zum Ueberwintern in das bedrückte Land ausgetheilt; ein trauriger Anblick, der dadurch nicht besser wurde, daß auch die Franzosen dieses Loos ihrerseits gar nicht beneidenswerth fanden, wie uns die Resignirtesten noch in vergeblichem Grimm eifrig betheuerten.

Dreizehnter Abschnitt.

Berlin.

1807. 1808.

Eine neue Lebensreihe begann, und für mich ganz ungewöhnlich unter eigenthümlichem Unbehagen, da bisher fast immer bei jedem Abschnitte frohe Stimmung und günstiges Ereigniß mich getragen hatten. Auch half es nichts, daß ich jenes Gefühl mir verläugnen, seine Wirkung durch Fleiß und Geistesmacht aufheben wollte; von allen Seiten häufte sich mir eine besondre Widrigkeit, die denn auch nur allzu schnell in mancherlei Mißhelligkeiten sich entladete. Vieles davon lag allerdings in meiner Gemüthsart, deren Anlagen und Triebe sich in voller Freiheit ohne Scheu bewegen durften, andres aber in meinen Verhältnissen, welche, aus Ueberreifem und Unreifem zusammengesetzt, außer allem Gleichgewichte schwankten, und indem sie dieses suchten, bald nach oben, bald nach unten übermäßig anschlugen. Das Meiste jedoch muß ich dem allgemeinen Zustande anrechnen, der unwiderstehlich den Einzelnen ergriff, wie er die Gesammtheit ergriffen hatte; wohin man blickte, sah man Störung, Zerrissenheit, nach allen Richtungen nur ungewisse Zukunft; den politischen Kräften widerstrebten vergebens die geselligen und geistigen, sie mußten es fühlen, daß der bürgerliche Boden, der sie trug, erschüttert war. Daß die Universität Halle niedergeworfen blieb, war vielleicht für keinen Menschen ein

so großer Verlust, als eben für mich; dort hätte sich mir in geordneter maßvoller Lebenshaltung und richtig umschränkter Bahn alles vereint, dessen ich bedurfte, und das ich nun in dem großen Weltwirrniß mit weitgreifenden und eifrig geschäftigen Mühen doch nur vergebens wieder zusammen zu fassen trachtete. Denn auch für die Wissenschaften fehlte jede Einheit und Zusammenstimmung, sie boten sich keiner Uebersicht mehr dar in nothwendig erachteten und doch der Auswahl freigestellten Lehrgängen, die Führer bildeten keine Gruppen mehr, noch weniger die Schüler; jeder ging nach Zufall dem augenblicklichen Gewinne nach, wie der Tag ihn geben wollte. Denn wie locker auch das Band sein mag, welches die verschiedenartigsten, einander entlegensten Disziplinen, und in den gleichartigen oder einander naheliegenden die selten befreundeten und einstimmigen Lehrer auf unsern Universitäten zu verbinden pflegt, so gewährt doch schon der Rahmen, der alles dieses, wenn auch scheinbar willkürlich und gewaltsam, gleich dem eines Landschaftbildes, zusammenhält, einen sichern und beruhigenden Abschluß, und die Anstalt müßte sehr verfallen sein, die nicht innerhalb ihres Rahmens eine wenigstens annähernde Vollständigkeit dessen hätte, was in den Ueberlieferungen des Wissens zur Zeit wirklich gestaltet und ausgebildet, also unerläßlich ist, und aus dem geordneten Vorrathe, dessen Gesammtheit beständig vor Augen bleibt, um so entschiedener dem Einzelnen das ihm Angemessene und Nützliche entgegenhielte, so daß, auch wenn er für sich abweichende Bahnen einschlägt, ihn die Stellung und Bewegung des Ganzen immer wieder in Bezug und Maß mit einer allgemeinen Richtschnur setzt. Hierin helfen die Studirenden eben so und in vielen Fällen mehr noch als die Lehrer, und der Blick auf deren Zahl und Kraft ist dem Studenten nicht weniger belebend und ermuthigend bei seinen Anläufen, als dem Soldaten, der zum Sturme vorschreitet, das Anschauen der Schaaren, die unter namhaften Führern zu gleichem Werke vorangehen oder nachfolgen. Aber mir fehlte in diesem Zeitraume durchaus jedes Vorbild, welchem ich hätte nachstreben, das mir hätte ein Beispiel sein können. Die tiefe, erst heimliche, dann mehr und

mehr sich offenbarende Stimmung und Unlust, welche die Folge aller dieser Zustände war, wurde nur allzu schnell ein mitwirkender Theil derselben, und half sie in dem gegebenen Kreise noch mehr hervorbringen.

Als großen Nachtheil mußte ich empfinden, daß mir im Zusammenwohnen mit Chamisso, wozu wir unsrer Neigung gewiß und reichen Studiengewinn hoffend uns leicht entschlossen hatten, die Zuflucht der stillen Einsamkeit genommen war. Die Gegenwart des Freundes blieb mir zwar stets erwünscht, wir konnten beide stundenlang schweigen um uns in Arbeiten nicht zu stören, und wenn wir uns hinwieder dem Gespräch bis in die tiefe Nacht überließen, so hatten wir uns der vertraulichen Nähe zu erfreuen. Allein im Grunde verträgt nur die erste Jugend solch unbedingte Kammeradschaft, späterhin lassen tausend Umstände und Rücksichten es nicht mehr so leicht vergessen, daß man zu Zweien ist. Außer andern Unbequemlichkeiten fühlten wir auch die des zahlreichen und wiederholten Besuchs, den jedesmal gemeinsam abzuwarten, wenn er auch nur dem einen galt, wir nicht vermeiden konnten. Mir lag aber außerdem von ihm eine Last auf, die er nicht von mir zu tragen hatte, nämlich seinen unaufhörlichen Tabacksqualm auszuhalten, und dabei noch, weil er mit der brennenden Tabackspfeife zu Bette ging, sein Einschlafen abzuwarten, damit kein Feuer entstünde, was er zwar als etwas Unmögliches nur belächelte, eines Abends aber durch sein angebranntes Schnupftuch, das auf der Erde neben seinem Bette dieses gleich anzünden konnte, mit großer Betroffenheit als sehr möglich erkennen lernte.

Ich besuchte wieder die praktischen Anleitungen Horn's am Krankenbette, konnte mich aber mit seinen theoretischen Lehrstunden stets weniger vertragen. Das Studium, so fast ohne Lehrer, oder vielmehr im Widersinne gegen den amtlich bestellten, ohne Zutrauen und Nacheifer, sondern an deren Statt mit kritischem Aufpassen und kühlem Geringschätzen, konnte nicht erfreuen, und ich war desto eifriger, von anderer Seite Geistesnahrung anzunehmen. Ich sah Fichte'n zuweilen, ich sah Wolf, und hielt mit Bernhardi nnd mit Wilhelm

von Schütz fleißige Gemeinschaft. Des Letztern Trauerspiel, „Der Graf und die Gräfin von Gleichen“, mir vom Entstehen her durch fortrückende Mittheilung schon vertraut, war jetzt im Druck erschienen, und gab mir zu mancherlei dem Autor nicht willkommenen Aeußerungen Anlaß, die ich, um sie gegen lebhaften Einspruch besser zu vertheidigen, schriftlich zusammenfaßte, woraus die nachher in der Jenaischen Litteraturzeitung abgedruckte Rezension wurde, welche Bernhardi, der als Mitarbeiter oft um Beiträge gemahnt wurde, dorthin abschickte, und mit Hülfe einer aufdringlichen Täuschung einschwärzte, indem er die Buchstaben rnha zur Bezeichnung wählte, welche der Redaktion als der Kern seines Namens unbedenklich einleuchteten, während sie doch eben so, was den grammatischen Grübeleien dieses auch gar gern spielenden Sprachgeistes nicht entgangen war, den Kern meines Namens bildeten, welchen aber als den eines Fremden und Unaufgeforderten niemand rathen konnte. Die Redaktion war in der Folge, als sich der kleine Streich entdeckte, sehr ungehalten gegen Bernhardi, und fand seine Entschuldigung keine schöne List, mir aber verschloß sie mit der mißbrauchten Hinterthüre nun auch das Hauptthor um desto sorgsamer. So hatte weder Schütz, dem ich drastisches Talent absprach und nur lyrisches Wesen in diesen angeblich dramatischen Formen zugestand, noch ich selbst, der sich jener kritischen Anstalt schlecht empfohlen hatte, und am wenigsten Bernhardi, dessen Verbindung dort seitdem völlig aufhörte, von diesem Versuche viel Vergnügen, und sogar das Honorar für die wenigen Blätter sollte in der Aufrechnung einiger Rückstände durch die bloße Ziffer verzehrt werden. An sonstigen kritischen Aufsätzen, z. B. über den Simplicissimus, an Gedichten, Uebersetzungen aus dem Griechischen, Entwürfen und Bruchstücken zu größeren Arbeiten, bracht' ich in dieser Zeit manches zu Papier, was mir nicht bewahrt geblieben ist.

Heitrer und kräftiger ließ unser Treiben sich an, als im Dezember Schleiermacher mit seiner Schwester und der Tochter Wolf's von Halle zurückkehrte, um nun, möge es werden wie es wolle, sich ganz in Berlin festzusetzen. Im

Januar 1808 folgte auch Harscher endlich nach, begleitet von Wilhelm von Willisen, einem neuen Freunde, den er in Briefen schon genannt hatte. Dieser war als junger Offizier in der Schlacht von Auerstädt am Fuße verwundet worden, und nach Halle gekommen, um seine Heilung abzuwarten; er zeigte edles und tiefes Gemüth, hatte sich an Harscher, mit dem er zufällig in demselben Hause wohnte, innig angeschlossen, die freien Studien liebgewonnen, und wollte jetzt, da seine Heimath Magdeburg leider im Frieden abgetreten war und ihm fürerst doch keine militairische Laufbahn mehr vorlag, mit aller Kraft und Anhaltsamkeit seines gründlichen Sinnes die Kenntnisse erwerben, die ihm fehlten, und deren Wichtigstes, Latein und Griechisch, mit großer Aufopferung aus den rohsten Schulanfängen zu schöpfen war. Wir fanden uns gegenseitig bald befreundet, doch entzog er sich in der ersten Zeit fast allem geselligen Umgang, ungeachtet alles Reizes und Ertrages, der dabei für ihn sein konnte, weil er fühlte, wie sehr er sich zusammenzunehmen Ursache habe, um die Stufe zu erklimmen, auf der ihm erst wahre Befriedigung erwachsen sollte. Chamisso, der sich in zerstreuenden Bekanntschaften beinahe zum Alltäglichen herabgestimmt, und für sich allein kaum einer dauernden Anstrengung fähig fand, sah hier einen Mann vor sich, mit dem er in wenig unterschiedenem Falle war, und glaubte in der Gemeinschaft mit dessen Entschlossenheit und Fleiß auch seine eigne Beharrlichkeit zu sichern, zog daher mit ihm zusammen auf dasselbe Zimmer, und meinte im gleichmäßigen Auswendiglernen und Ueberhören der lateinischen Anfangsgründe diese endlich zu bemeistern; allein seine Zeit war noch nicht gekommen, er konnte nicht sitzen, und während Willisen mit eisernem Wollen vom Morgen bis zum Abend an die Bücher festgeschmiedet blieb, wurde der Genosse nach kurzem Versuch unruhig, warf die Grammatik fort, und lief entweder zu allerlei Besuchen aus, wo er angenehme Stunden fand, oder wählte sich zu seiner dampfenden Pfeife entsprechenden Zeitvertreib in leichteren Büchern, wie er denn die Romane Retif's de la Bretonne mit heißhungrigem Ergötzen verschlang, und dafür von uns Allen, wenn wir ihn

darüber betrafen, mit hartem Tadel angelassen wurde, ohne daß es ihn sonderlich anfocht, denn er selbst schien an seiner Fähigkeit zum Lernen schon völlig zu verzweifeln, und sich darein ergeben zu haben, seinen geistigen Aufwand fernerhin von dem, was er schon hatte, zu bestreiten. Ich aber knüpfte nun um so freier alle alten Bande wieder vorzugsweise mit Harscher, der bei seinen Studien mit mir fast in gleichem Falle, auch nicht recht zu seinem Ziele fortzuschreiten wußte, und in der vertrauten Gemeinschaft mit einem Mitringenden wenigstens einige Tröstung genoß, in unsern geselligen Ausarbeitungen aber sein eigentlichstes Lebenselement empfand. Wir vermißten sehr Neumann, der ganz zu seinen Grafen gezogen und mit ihnen beschäftigt war. Ein Herr von Winterfeld, dem Studium der Musik und der spanischen Sprache eifrig nachhängend, bemühte sich unsern geistigen Unterhaltungen und Fortschritten durch guten Willen und bescheidenen Beitrag mitanzuhören, und Leopold von Gerlach, ein junger hübscher Fähnrich, der kurz vor der Schlacht von Jena seinen Kriegsdienst begonnen, und gleich darauf mit Gefangenschaft beendigt gesehen, fand es gleichfalls angenehm, seinen aufgeweckten Kopf mit unsern Kuriositäten zu erfrischen, die seiner Neigung besonders von Seiten Chamisso's entgegenkamen. Dem dialektisch beweglichen, spöttisch leichtgesinnten und muthwillig feinen Jüngling sah es damals kein Mensch an, daß er einst als wohlbeleibter Major und finstrer Ultra zu Hengstenberg's Kirchenzeitung und Haller's und Adam Müller's politischen Ansichten schwören, und in dieser Richtung mit herbem Eifer nach Kräften wirken würde.

Fichte begann im Dezember seine Vorträge, und ich verfehlte nicht, ihnen beizuwohnen, die in dem runden Saale des Akademiegebäudes vor einer zahlreichen Versammlung von Herren und Frauen gehalten wurden. Der treffliche Mann sprach mit kraftvoller Begeisterung dem gebeugten und irrgewordenen Vaterlandssinne Muth und Vertrauen zu, schilderte ihm die Größe der Vorzüge, die sich der Deutsche durch Unachtsamkeit und Entartung habe rauben lassen, die er aber gleichwohl jeden Augenblick als sein unveräußerliches Eigenthum wieder ergreifen könne, ja solle und müsse, und

wies dafür als das wahre, einzige und unfehlbare Hülfs= mittel eine von Grund aus neu zu gestaltende und folge= recht durchzuführende Volkserziehung an. Sein strenger Geist ging auf vollständige Umschaffung unsrer Zustände aus, wobei er nichts weiter verlangte, als daß überall das Wesentliche im Sittlichen wie im Geistigen gefördert und ausgebildet, das Scheinsame und Hohle dagegen aufgegeben und seinem eignen Absterben überlassen würde, dann, meinte er, werde sich ohne gewaltsame Umkehr, durch bloße Ent= wickelung, aus dem Vorhandenen und Bestehenden die ganze Kraft und Herrlichkeit, deren die Nation seufzend entbehre, unmerklich und unverhinderlich von selbst hervorbilden. Dabei war er billig genug, seiner sonstigen Art entgegen, welche sogleich alles oder nichts gegeneinander stellte, auch jeden geringsten Keim des neuen Lebens, jeden theilweisen noch so kleinen Anfang der gebotenen Entwickelung dankbar auf= zunehmen und schon mit solchem fürerst sich begnügen zu wollen. Sein geistig bedeutendes, mit aller Kraft der innigsten und redlichsten Ueberzeugung mächtig ausgesprochenes Wort wirkte besonders auch durch den außerordentlichen Muth, mit welchem ein deutscher Professor im Angesichte der französischen Kriegsgewalt, deren Gegenwart durch die Trommeln vorbei= ziehender Truppen mehrmals dem Vortrag unmittelbar hem= mend und aufdringlich mahnend wurde, die von dem Feinde umgeworfene und niedergehaltene Fahne deutschen Volksthums aufpflanzte, und ein Prinzip verkündigte, welches in seiner Entfaltung den fremden Gewalthabern den Sieg wieder ent= reißen und ihre Macht vernichten sollte. Der Gedanke an das Schicksal des Buchhändlers Palm war noch ganz lebendig, und machte manches Herz für den unerschrockenen Mann zittern, dessen Freiheit und Leben an jedem seiner Worte wie an einem Faden hing, und der durch die von vielen Seiten an ihn gelangenden Warnungen, durch die Bedenk= lichkeiten der preußischen Unterbehörden, welche Verdruß und Schaden für sich von den Franzosen befürchteten, so wenig, wie selbst durch den Anblick eingedrungener französischen Be= sucher sich in dem begonnenen Werke stören ließ. Man konnte sie nicht ohne Ergriffensein und Begeisterung anhören,

diese Reden, welche mit Recht über den Kreis der unmittelbaren Zuhörerschaft hinaus sich als Reden an die deutsche Nation erklärten, als solche weit und tief gewirkt haben, und noch spät mit größtem Rechte der Ehre theilhaft wurden, im wiederhergestellten, nicht mehr von außen, aber leider im eignen Innern vielfach bedrückten und verkümmerten Vaterlande durch die Mainzer Untersuchungsbehörde, dem gesammten Deutschen Bunde als eine frühste und stärkste Erregung der volksthümlichen Ansprüche und Betriebe in Deutschland angezeigt zu werden, weßhalb auch die preußische Censur im Jahre 1822 den Wiederabdruck in Berlin nicht gestattete, und der Verleger die nöthig gewordene zweite Auflage in Sachsen bewirken mußte. Merkwürdig ist es, daß dieses Werk bei seiner bedeutenden Verbreitung und Wirksamkeit, dennoch seinen unmittelbaren Absichten und Vorschlägen keinen Eingang gewonnen hat; nirgends ist auch nur ein Versuch gemacht worden, solche Volkserziehung einzuführen, und wenn einige Schüler Fichte's späterhin eine Erziehungsanstalt in seinem Sinne zu gründen suchten, so hat dieselbe doch gar bald, indem sie sich den gewöhnlichen Anforderungen des Tages mehr und mehr bequemte, die besondern Eigenthümlichkeiten, worin sie dem Geiste des verehrten Meisters zu huldigen glaubte, wieder abstreifen müssen. Von meinen näheren Freunden hörten nur Bernhardi und Schütz diese Vorlesungen; die andern hielten sich davon zurück, ungeachtet das geringe, einem wohlthätigen Zwecke bestimmte Honorar von noch nicht voll zwei Thalern den Eintritt möglichst erleichterte. Daß Harscher, der Fichte'n noch gar nicht gehört und gesehen hatte, diese Gelegenheit ungenutzt vorübergehen ließ, war unverzeihlich; aber Schleiermacher wirkte dabei wenigstens mittelbar ein, er zeigte bei jedem Anlasse nur Abneigung gegen Fichte, spöttelte gern über dessen Beginnen, und es reizte ihn weniges so auf, als wenn man Fichte's Geist und Richtung anrühmte. Unter den Zuhörern fand sich Ludwig Robert, mit dem ich die fast abgebrochene Bekanntschaft erneuerte; auch seine Schwester Rahel sah ich mit ihm regelmäßig eintreffen, und ich widmete ihrer anziehenden Erscheinung die lebhafteste Aufmerksamkeit, wobei

doch ein so nah und leicht unter solchen Umständen sich ereignendes Anknüpfen des Gesprächs diesmal durch Eigensinn des Zufalls unterbleiben sollte.

Ich hörte die Vorlesungen Schleiermacher's über Ethik mit großem Eifer, fand aber nicht die Befriedigung, die ich, besonders nach Harscher's Anpreisungen, der in diesen mehr sinnreichen als tiefen Schematen lebte und webte, und mit ihnen überall herumleuchtete, hatte erwarten dürfen. Das Nachschreiben, womit ich mich quälte, ermüdete mich vollends, ich gab dieses sehr bald, und allmählig auch selber die Vorlesungen auf, welches mir freilich in dem ganzen Kreise nicht zur Empfehlung gereichte. Ueberhaupt regte sich in dieser Zeit zwischen uns viel Absonderndes und Entzweiendes. Mit den Vorträgen Froriep's über vergleichende Anatomie ging es eine Zeitlang besser, es gab wenigstens fortwährend mancherlei zu sehen und der Stoff legte sich den Augen in leiblicher Ordnung dar; die geistige Verarbeitung dieses Stoffes aber blieb jedem für sich allein überlassen, oder wurde wohl gar unter dem verrufenen Namen naturphilosophischen Fürwitzes völlig abgewiesen. Ich hielt auch hier nicht bis zu Ende aus, und ein paar widrige Ausfälle gegen Steffens gaben meiner Geduld den Rest; ich stellte bei nächster Gelegenheit Froriep zu Rede, und vernahm einige kahle Entschuldigungen, daß es nicht so böse gemeint gewesen, ja nur in Voraussetzung des Beifalls der Zuhörer so ausgesprochen worden, die doch sämmtlich als Mediziner gern den Vorrang der Erfahrungswissenschaften vor den Vernunftgrübeleien behaupten würden.

Bei Madame Cohen und ihren Kindern fühlte ich mich stets am meisten heimathlich und vertraut; das Unglück, mit welchem diese werthvolle Familie fortwährend rang, konnte die Bande, welche mich ihr verknüpften, nur befestigen, und mußte sie über alle zufälligen Einwirkungen, die mich nach andern Seiten so leicht wandelbar erscheinen ließen, sicher hinwegheben. Frau von Boye war aus Schweden zum Besuch gekommen, und wohnte bei der Schwester, wodurch auch für diese wieder etwas mehr Geselligkeit sich aufschloß. Herr von Brockes, der Freund des Grafen zur Lippe, fand

sich hier ein, die Hofräthin Herz, selbst Schleiermacher; auch Madame Sander und Theremin traf ich hier unvermuthet, jedoch ihnen nicht zum Vergnügen, und wenn auch Madame Sander mit heiterer Fassung eine leichte Unbefangenheit den ganzen Abend glücklich durchspielte, so zeigte doch Theremin keine so dauerhafte Haltung, indem er zuerst das versprochene Vorlesen gänzlich von sich wies, und dann nach anderthalb Stunden mühsamen Zwanges die Geduld verlor, sich aus dem Staube machte, und seine Dame im Stich ließ, die darauf ich mit aller Artigkeit durch die nächtlichen Straßen nach Hause geleitete. Frau von Boye, welche wegen älterer Sachen von mir schon mancherlei beschwerliche Neckereien zu ertragen gehabt, wollte mir es übel nehmen, daß ich ihren eingeladenen Gast Theremin durch meine trotzend fortgesetzte Anwesenheit, aus ihrem Zimmer gleichsam verjagt hatte; ich aber rächte mich dafür, indem ich meine schärfsten Pfeile gegen einen jungen Diplomaten richtete, den sie als anständigen Begleiter und dienstfertigen Schüler und nebenher auch als verpflichteten Anbeter sich gefallen ließ, einen Herrn von Koopmanns aus Dänemark, in der That einen der unwissendsten und geputztesten Pinsel, die mir in dieser an solchen Subjekten so reichen Klasse jemals vorgekommen sind.

Unsre gemeinsamste Vereinigung hatten wir jüngern Freunde in dem Reimer'schen und Schleiermacher'schen Hause, so wie auch bei der Hofräthin Herz; besonders zu der Letzteren kamen wir gern und oft, weil hier die freundlichsten und zartesten Bezüge zugleich durch Bildung und Freiheit begünstigt waren, und keine Störung auch nur denkbar schien. Hier fanden wir auch Karl Schede wieder, nebst seiner Schwester Wilhelmine, die mit großem Eifer alles aufnahm, was in anerkanntem Geleise vorstrebend sich bemerklich machte. Das Erlernen und Ueben fremder Sprachen war bei Madame Herz schon eine althergebrachte Gewohnheit, und gab den Halt- und Mittelpunkt der vielfachsten geselligen Verbindungen, die vermöge solches in regelmäßigen Partheien abwechselnden Stoffes nicht ganz leer werden konnten, bis nicht zum wenigsten eine ganze Litteratur erschöpft war.

Bekker las griechische Autoren mit ihr, Schede spanische und altdeutsche, im Englischen und Italiänischen wurde sie stets von mehreren Seiten als Lehrerin um Hülfe angesprochen, und sie selbst versäumte die Gelegenheit nicht, auch des Portugiesischen und Dänischen kundig zu werden. Aber außer diesen Litteraturen und Sprachen nahm ihr gebildeter Geist auch an Gegenständen des Denkens und Betrachtens allen liebreichen Antheil, den man von der Freundin Schleiermacher's wohl erwarten durfte. Harscher empfing für seine dialektischen Nachfragen und Grübeleien hier eine unerschöpfliche Nahrung, und alles was er über bestimmte persönliche Verhältnisse zur Berichtigung oder Erweiterung seines Wissens zu erfahren wünschte, so wie das, was er von seinen idealen Vorstellungen für das wirkliche Leben an einem taktfesten Bewußtsein — dafür aber galt ihm jedes ächt weibliche — zu prüfen suchte, wurde hier durchgesprochen, und in allen möglichen Formen, mit allen nahen Belegen litterarischer und persönlicher Beispiele geschmückt, meistens geistreich und nicht selten kühn und wunderlich erörtert. Liebe, Freundschaft, Weiblichkeit, und andre solche Gegenstände haben den großen Reiz, daß sie, auch wenn man das Allgemeine über sie schon ausgemacht und abgethan hätte, noch stets für die nächste Anwendbarkeit ein weites, mehr oder minder fruchtbares Feld eröffnen, auf dem jeder im Stillen seine Persönlichkeit mag weiden lassen. Auf der andern Seite war freilich dem Uebelstande nicht ganz zu entschlüpfen, daß unter geistig verbundenen Personen, denen in den wissenschaftlichen Räumen alle Thüren geöffnet waren, das Gespräch bisweilen unerwartet in irgend eine abgelegene Kammer sich verlief, wo man sich unbequem und verfangen fühlte. So geschah es wohl, daß Liebe sich zur Ehescheidung wandte, Weiblichkeit zu Sitten der Griechen und Orientalen führte, was denn Harscher ohne viele Umstände bis zur befriedigenden Einsicht verarbeitete, die Damen hingegen nicht ohne schmerzlich beibehaltenes Lächeln in Verwunderung und Verlegenheit vorübergehen ließen. Weit härter noch, und bis zur Grausamkeit peinlich konnte Marwitz werden, der eines Abends am Theetisch alle seine Beredtsamkeit aufbot, um der gütigen

Wirthin, der großen und starken Frau, gründlich in's Gesicht hinein zu demonstriren, weibliche Grazie sei mit einer solchen Gestalt, die er beschrieb, schlechterdings unverträglich. Vergebens boten wir alles auf, das schreckliche Gespräch zu beendigen, wenigstens abzulenken oder zu mäßigen, wir sahen diese schönen, noch mit Mühe freundlichen Züge schon ganz dem Uebergange zum Weinen nahe, aber nichts konnte den arglosen Redner stören, er verstärkte nur immer mehr seine Gründe und Beweise, und als er endlich, durch fühlbare Winke aufmerksam gemacht, seines abscheulichen Verstoßes inne wurde, vollendete er ihn dadurch, daß er nun ganz erschrocken um Verzeihung bat, und wiederholt betheuerte, ganz ohne Bemerkung der Person so gesprochen zu haben. Schleiermacher kam selten zu diesen gewöhnlich ungemein heitern und ergötzlichen Abenden; auch pflegte seine Anwesenheit uns nicht zu erfreuen, er war gewöhnlich müde, verdrießlich, schnitt die Unterhaltung ab, und wenn er alles gehörig in's Stocken gebracht, schlief er wohl gar ein. Auch in seinem eignen Hause und bei Reimer war seine Verstimmung auffallend, und man schrieb sie größtentheils körperlichem Uebelbefinden zu, das freilich in dieser Zeit einem wo nicht gebeugten doch bedrängten Geiste leichter als sonst obherrschend wurde.

Unter den mancherlei Personen, die wir aus dem vieljährig gesammelten Lebensschatze unsrer Freundin hier oft beziehungsreich nennen oder schildern hörten, waren die Brüder von Humboldt und Frau von Humboldt, Friedrich Schlegel und seine Frau, Tieck, und noch andre solchen Ranges und Interesses vorgekommen, kein Name jedoch vielfältiger und bedeutender, als der von Rahel Lewin. Die übrigen waren fern, diese aber lebte mit uns in derselben Stadt, sie war mit Schleiermacher und der Hofräthin Herz genau bekannt, und nur zufällig jetzt außer Umgang mit ihnen; das Verlangen sie kennen zu lernen, wurde deßhalb oftmals rege. Madame Herz sprach von ihr immer als von etwas Einzigem, Unvergleichbaren, und wenn auch in das strömende Lob hin und wieder einiger Tadel einfloß, z. B. von allzu großer Freiheit im Aussprechen ihrer Denkart und von zu geradem und selbstständigem Befolgen der eigenthümlich ge-

faßten Ueberzeugung, wobei die Weiblichkeit zuweilen mehr Bewahrung des Scheins und wenn auch nur verstellten Einklang mit der Welt verlangen dürfte, so hatte sie es doch auf keine Weise hehl, daß sie vor ihr sonst in jeder wesentlichen Beziehung alle Segel strich. Wenn eine Frau, die selber so gebildet, so kenntnißreich, so fein und sittig vor unsern Augen stand, daß sie uns für alles Frauenwesen, wie es in der Schleiermacher'schen Ethik sich darstellte, fast ein höchstes Muster und die lebendige Ausübung zu sein schien, in solcher Weise von einer andern sprach, und sie unbedingt über jede Vergleichung erhob, so war das freilich sehr auffallend, und Harscher insbesondere drang darauf, Madame Herz möchte ihre Freundin einmal mit uns zusammen einladen, wo er denn doch die Vergleichung zu Gunsten der Ersteren ausfallen zu sehen im voraus entschlossen war, und dies offen genug bekannte. Der Besuch wurde verabredet, Rahel erschien, aber nur auf eine Stunde, da sie an Fieber litt, und also wenig dazu gestimmt, den etwas befangenen Zuschnitt der kleinen Gesellschaft abzuändern; Harscher gewann ihr keine Aufmerksamkeit ab, und als Schleiermacher kam, und gleich erfreut und ermuntert sich neben sie setzte, und mit ihr in lebhaftes Gespräch einging, wurde jede andere Anknüpfung unmöglich. Wir waren nicht wenig erstaunt, sowohl im Scherzen als im Ernste Schleiermacher nur in zweiter Rolle zu sehen, indem er willig eine gebotene Unterordnung anzunehmen schien, und wirklich ein paarmal wie geschlagen verstummte, oder doch gar sehr zu kurz kam. Als der für diesmal nicht auf längere Zeit beabsichtigte Besuch sich wegbegab, brachte er die Dame zu ihrem Wagen hinab, und konnte, als er zurückgekehrt war, ihres Rühmens kein Ende finden, mehr aber als die Worte zeugte seine Stimmung für den guten Eindruck, denn sie blieb aufgeweckt und gekräftigt für den ganzen Abend. Für uns war das ein doppeltes Phänomen, wir hatten ihn noch niemals untergeordnet, und seit langer Zeit nicht so belebt gesehen. Madame Herz suchte vergebens bei Harscher den Dank für ihre bereitwillige Veranstaltung, er war mißvergnügt, daß alles gleichsam nur für Schleier=

macher gewesen und dann verschwunden, ihn ärgerte sogar dessen fortdauernde Munterkeit, und gern hätte er die ganze Erscheinung verneint oder verkleinert, deren Uebergewicht er doch zu fühlen genöthigt, und deren vollen Werth zu ahnden er gewiß fähig war. Ich theilte seine Mißempfindung, allein in ganz anderm Bezuge, denn ich wünschte sehnlich mit diesem wunderbaren Wesen näher bekannt zu werden, gegen welches die andern so schnell verblaßten, und schon sah ich insgeheim mich mit ihm einverstandener und zusammengehöriger, als mit diesen.

Eine ziemlich gleichartige, in Zahl der Personen nicht allzu beschränkte, und doch gewissermaßen abgeschlossene Gesellschaft bildet sich alsbald ein Gemeingut von Urtheilen, Empfindungsweisen, Formen und Scherzen des Umgangs, woraus jeder seinen täglichen Bedarf ohne Anstrengung nehmen, und mit fast unfehlbarem Erfolge verbrauchen kann. Dieses Kotteriewesen, welches so bequem, aber auch so gefährlich ist, weil es den Geist des Einzelnen fast entbehrlich macht, die Eigenthümlichkeit auflöst, und die Stelle nicht einmal, wie doch das Leben in der großen vornehmen Welt noch thut, wenigstens leer läßt, sondern sogleich mit Geringem auszufüllen sucht, dieser beschleichende Anhauch wurde uns durch Frische der Studien, durch unruhige Jugendkraft, und selbst durch den allgemein ausgebreiteten Ernst der Weltverhältnisse größtentheils abgewehrt; einiges aber quoll dennoch wie durch Ritzen und Spalten in unsrer Mitte hervor, und bethörte uns zu ernstlichthuendem Spiel. Aus unserm vielfach hin und her bewegten sprachlichen Betrachten und Ausüben erhob sich der sogleich mit Gunst aufgenommene Vorschlag, uns fernerhin gegenseitig nicht mehr mit Sie, sondern im schönen ritterlichen Altdeutsch mit Ihr anzureden. Die Probe der Ausführung trat ohne Verzug ein, und die Sache war so schnell eingeübt und befestigt, daß es schien, als hätten wir nie anders gesprochen. Als wir zuerst unter Fremden damit hervortraten, war das Erstaunen allgemein, und die Sache fand zwar einigen Widerspruch, aber viel mehr Beifall, wir breiteten sie durch Ueberredung und Gewalt aus, und bald war ein großer und uns schon nicht

mehr recht angehöriger Kreis davon angesteckt. Da wir die Sache wirklich zum Exceß trieben, so legte sich endlich Schleiermacher in's Mittel, und machte besonders den Frauenzimmern ernstliche Vorstellungen, welch unangenehme Bezüge sich für sie in bevorstehenden Fällen mit dieser Neuerung und Sonderbarkeit verknüpfen könnten; ihn verdroß auch wohl, daß seine Freundin, die sich mit ihm Du nannte, gegen uns eine ähnliche Vertraulichkeit allgemein machte. Sein dringendes Abmahnen fand natürlich bei den Frauen leicht Gehör, aber unser Verdruß darüber sollte wenigstens die Schadenfreude erfahren, daß sowohl bei Madame Herz als bei Wilhelmine Schede das Uebel so eingewurzelt war, um in der ersten Zeit allen Vorsätzen hartnäckig zu widerstehen, und noch nach vielen Wochen im achtlosen Gespräch immer wieder hervorzubrechen, worüber denn der sittenrichterliche Wiedereinsetzer des Sie genug schmerzliches Leid und spöttisches Belächeln zu ertragen hatte. Diese Scherze streiften ganz nah an heftiger Entzweiung hin, denn wir hielten eifersüchtig darauf, jede Zumuthung, die den Schein einer Autorität haben könnte, schnöde zurückzuweisen, und meinten anfangs sogar die den Frauen ertheilte Abmahnung als einen Eingriff in unsre Rechte zu behandeln, ja sogar die Abtrünnigkeit vom Ihr mit der gewaltsamen Aufnöthigung des noch weit empfindlicheren Du rücksichtslos zu strafen. Ich hatte das Unglück in solchen Tücken und Härten, wenn sie einmal da waren, stets einer der Letzten von ihnen abzulassen, und ohne gutmüthige Freundeshülfe den Uebergang zur milden Ausgleichung nicht leicht zu finden.

Anmuthigeres Verhältniß, worin jedoch unterweilen auch ein stechender und beißender Zusatz aufduckte, gab mir zu fast allen jungen Frauenzimmern unsrer großen Bekanntschaft mein Talent im Ausschneiden; sie begehrten in die Wette Landschaften, Blumenkörbe und andre solche Bildwerke von mir, die ich denn auch wohl in Begleitung von Gedichten lieferte, und mir damit manchen Dank verdiente, bis ich zuletzt ungeduldig erklärte, wer von mir etwas haben wolle, müsse auch für mich etwas thun, und ich würde fortan auf Gegengaben rechnen. Es kamen nun in der That die schönsten

und feinsten Handarbeiten als Geschenke, Damen in Halle, die mir persönlich kaum bekannt waren, sandten köstliche Werke, das Reichardt'sche Haus, Nanny Schleiermacher, Wilhelmine Wolf, die Reimer'schen Frauen, alle bezeigten auf diese Art ihre Dankbarkeit oder ihre Ansprüche; ich sollte ganz überschüttet und beschämt sein, erwartete man, daß mein zwar poetisch ausgedrücktes, aber doch immer dreistes Preisfordern so erwiedert werde. Als ich diese Meinung merkte, war und zeigte ich gerade das Gegentheil, betrachtete die Arbeiten, ging sie der Reihe nach kritisch durch, ließ sie endlich als gut genug gelten, und äußerte nur, die Damen möchten sie schwerlich selbst verfertigt, sondern guten Lohnstickerinnen ein tüchtiges Stück Geld zu verdienen gegeben haben. Ein tiefer Schrei des Unwillens und der Empörung scholl gegen mich auf; die zarten Seelen fanden sich durch den schändlichen Verdacht schwer beleidigt, und kündigten mir Haß und Strafe dafür an. Die Gelegenheit dazu bot mein nächster Geburtstag, zu welchem ich von schöner Hand Geschenke zu empfangen, die übermüthige Erwartung zeigte, an deren Erfüllung jetzt am wenigsten zu denken sein konnte. Frühmorgens aber wurde mir ein Kästchen überbracht, das ein unbekannter Bote abgegeben und sich dann eilig wieder entfernt hatte. Beim Eröffnen fiel mir zuerst ein Blatt Papier in's Auge, zierlich geschrieben, Verse, die also lauteten:

An Varnhagen,

zum 21. Februar 1808.

Dichter lassen gern sich schenken,
Freu'n sich schöner Angedenken,
Wollen ausgezeichnet sein.
Drum emfange heut' die Gaben,
Welche wir bereitet haben,
Freundlich so gedenkend Dein.

Du verachtest nicht das Kleine,
Liebst vielmehr das Zierlichfeine,
Drum ist klein, was wir gesandt: —

Handschuh' erst, daß sie nicht leidet,
Die so sauber mahlt und schneidet,
Deine kunsterfahr'ne Hand.

Deine Stimme zart und süße,
Daß nicht für den Kopf sie büße,
Sieh ein Mützchen warm und schön!
Wärmend wird's auch dazu dienen,
Wenn die Muse Dir erschienen,
Die Begeistrung zu erhöh'n.

Auch ein Jäckchen zu der Mütze!
Glaube nur, es ist Dir nütze
Bei den Abendstreiferei'n.
Heb' es auf für schlimm're Tage,
Mög' es von der Krankheit Plage
Heilend Dich sodann befrei'n!

Dichter sind ja arme Teufel,
Darum ist wohl sonder Zweifel
Dir die Börse groß genug. —
Um den Dank Dir zu ersparen,
Sollst Du nimmermehr erfahren,
Wer gespielt Dir den Betrug! —

Die hier benannten Sachen lagen in der That alle zierlich gearbeitet vor Augen, doch überaus klein, zu keinerlei Gebrauch. Der Scherz hatte ein allerliebstes Ansehn, und bei allem Muthwillen die gütigste Freundlichkeit. Der Ursprung war mir keinen Augenblick zweifelhaft, und daß Schleiermacher die Hand im Spiele gehabt, und die artigen Verse dazu gemacht hatte, bezeugte von seiner Seite denn doch große Zuneigung und Werthschätzung, wie ich sie nicht mehr voraussetzte, und die gerade durch die Art, wie sie in diesen Scherz verflochten waren, mich nur um so tiefer rührten. Um keinen Preis aber hätte ich diese Rührung verrathen mögen, ich verhehlte sie mit aller Sorgfalt, und setzte meine angenommene Rolle fort. Abends bei Reimer, wo die ganze Gesellschaft beisammen war, fing ich mit gleichgültiger Ruhe die Geschenke herzuzählen an, die ich bekommen habe, erst fälschliche Blumentöpfe und Porzellantassen, deren Geberinnen ich wohl errathen könne, dann nannte ich

die in dem Kästchen gelegenen Handarbeiten der Reihe nach, hütete mich aber wohl der Kleinheit zu erwähnen; man hörte mir gespannt, doch mit guter Fassung zu, und niemand verrieth sich, als ich aber wie verloren hinzusetzte, die gestrickte Jacke sitze mir vortrefflich, denn ich habe sie auf der Stelle in Gebrauch genommen und trage sie auch eben jetzt, so war das Gekicher nicht zurückzuhalten, und der Anblick der Sachen selbst, die ich darauf nebst dem Gedicht hervorzog, und von denen manche Anwesende jetzt erst erfuhren, machte die Lustbarkeit vollkommen. Die List in Tieck's blondem Eckbart hatte hier glücklich geholfen. Der Schlußvers behielt jedoch insofern Recht, eingestanden wurde der Zusammenhang nie, wiewohl der Augenschein des Benehmens jeden Zweifel aufheben mußte, und besonders das Gedicht noch heutiges Tages seinen Vater nicht verläugnen kann, weßhalb auch seine Aufbewahrung hier um so günstiger verziehen sein mag, da stets merkwürdig bleibt, was ein solcher Mann auf dergleichen verstohlenen Nebenwegen bisweilen glücklich erzielt!

An allen diesen heitern und ernsten Vorgängen nahm Harscher lebhaften Antheil, zwar nicht immer durch persönliche Gegenwart, denn er hielt sich oft von unsern Gesellschaften zurück, und mußte es zum Theil auch, weil seine sich immer nachdrücklicher anmeldende Drüsenkrankheit ein sorgfältiges Verhalten forderte, und auch seiner Stimmung und sogar seiner Lebenslust die trübsten Nebel überwarf; aber desto geschäftiger war sein Betrachten, Klügeln, Erörtern und Folgerungziehen, womit er alles und jedes begleitete, zerlegte und verarbeitete, was irgend in unserm Kreise zu erblicken oder zu fassen war. Da wurde jedes vorgekommene Gespräch, jede zufällige Aeußerung, immer nochmals durchgesprochen und erwogen, jedes Verhältniß, jede Persönlichkeit umständlich geprüft, und nicht nur das Wirkliche, sondern auch das nur Mögliche oft in die sonderbarste Beleuchtung gestellt, wobei die Ergebnisse solcher stundenlangen, oft beharrlich durch Tage und Wochen fortgesetzten Untersuchungen in schneidende Urtheile und kräftige Vorsätze des Benehmens nicht selten mit Uebereilung ausgeprägt und in gewaltsamer

Anwendung versucht wurden. Der Scharfsinn und Humor, mit welchen Harscher seine sonst mehr theoretischen Grübeleien jetzt vorzugsweise am Stoffe der lebendigen Gegenwart ausübte, hatten Reiz und Werth genug, um zu solchen Unterhaltungen anzulocken, und der Gegenstand selbst hielt sie leicht im Gange. Was in ihnen neben großem Witz und Licht dennoch Kränkliches und Kleinliches war, zu welchen Abwegen der fürwitzigen Neugier, des ängstlichen Zweifels und mißtrauischer Empfindlichkeit diese Richtung führte, ja welche unnöthige Spannungen und Irrungen sie verursachten, kam damals wenig zu unserm Bewußtsein, obwohl die Wirkungen sich in den Thatsachen unaufhaltsam entwickelten. Zuvörderst hatte der arme Harscher selbst unsäglich von den Folgen dieser Sinnesart und Gewöhnung zu leiden. Mit gleicher peinlichen Strenge und unziemlichen Nachforschung, wie er als Leibes- und Seelen-Zergliederer die nächsten vor Augen liegenden Verhältnisse durchschnitt und durchwühlte, behandelte er auch die entfernten, heimathlichen, und brachte sich durch briefliche Aeußerungen, nachdem er schon lange Zeit den Seinigen unverständlich und nicht selten verletzend geworden war, mit seiner Familie in völliges Zerwürfniß. Die Eltern, ihren Sohn für krank haltend, oder doch seine jetzige Lebensluft ihm unzuträglich glaubend, begehrten seine Rückkehr, die er unwillig versagte, und als jene nur um so mehr darauf bestanden, hörte er auf ihnen zu schreiben, was denn zur Folge hatte, daß sie kein Geld mehr schickten. Dieser Zustand unseliger Entzweiung und störender Unsicherheit dauerte fast ein Jahr, und es läßt sich nicht sagen, was alles in dieser Zeit über die ganze Sache gesprochen, verhandelt, ersonnen und versucht wurde. Harscher durchforschte nun mit schonungslosem Eifer den ganzen bürgerlichen und sittlichen Bestand seiner Familie, ließ Eltern, Geschwister und die einflußübenden Verwandten der Reihe nach an sein Maß und in seine Wage treten, bot alle seine Erinnerungen seit frühster Jugend auf, um daraus die Züge und Farben zu vermehren, mit welchen er ein düstres und verzerrtes Bild immer gehässiger überlud. Es kam dahin, daß er seinen Vater völlig als einen Feind betrachtete, dem

er entgegenzutreten und scharfe Vorwürfe zu machen habe, wozu er sich, weil doch seinem eignen Rechte zu einer so unnatürlichen Rolle das innere Gefühl widersprach, zugleich als Anwalt seiner Mutter zu stärken suchte, deren vermeintliche Beschwerden er mit der seinen in Gedanken verflocht. Das Studium der Medizin durfte unter diesen Umständen kaum fortzusetzen sein, wenigstens war ein Vorwand gefunden, dasselbe nur lässig zu betreiben, und Plane wurden gemacht, ein unabhängiges Dasein in Bremen durch ein Lehramt, oder durch irgend eine Thätigkeit in Berlin, sogleich zu sichern.

Einen nahen und nicht minder unheilvollen Stoff peinlicher Aufreizung hatten wir an den Streitigkeiten, in welchen Bernhardi mit seiner entflohenen Frau und deren Brüdern stand. Unser Gesellschaftskreis war in dieser Hinsicht sehr verschiedenartig getheilt. Schleiermacher mußte in der Sache größtentheils Bernhardi'n Recht geben, aber Tieck war ihm persönlich werther, und die Eindrücke der Reichardt'schen Familienstimmung wirkten noch lebhaft mit. Schede war ganz mit Tieck verbunden, und gab ihm gelegentlich rechtskundigen Rath und dienliche Nachweisungen. Wir andern waren größtentheils auf Bernhardi's Seite, welches nicht hinderte, daß wir Schede'n sehr oft, und ich, weil ich zu seiner Hülfe im Griechischen den Homer mit ihm las, fast täglich, in voller Vertraulichkeit sahen, ohne uns durch den mißhelligen Punkt stören zu lassen, der dagegen bei Schleiermacher in gereizten und bisweilen erbitterten Gesprächen durchaus unangenehm hervorgehoben wurde. Bisweilen jedoch schien Schleiermacher meine Streitfertigkeit günstiger anzusehen, und mir als ritterlichen Muth anzurechnen. Dies zeigte sich auffallend bei einer Gelegenheit, wo ich es am wenigsten erwartete. Auf dem Gendarmenmarkt hatte der Mechaniker Schütz ein Puppenspiel eröffnet, dem wir schon vor mehreren Jahren, auch jetzt wieder unsre Vorliebe zuwandten, und an einem schönen Winterabende zog die ganze Gesellschaft von Reimer's in die Vorstellung des Faust. Zuletzt füllte sich der Saal noch mit einer Schaar französischer Offiziere, die sehr laut wurden, ihre Späße zwischen

die der Marionetten einschalteten, und endlich auch, trotz der Anwesenheit der Damen, ihren Witz in Unsauberkeiten ausließen. Ich stand neben dem Sitze der Hofräthin Herz, und nicht gesonnen, ihr Ohr ungestraft so beleidigen zu lassen, wandte ich mich an den nächsten der Offiziere, und hieß ihn und seine Kammeraden ein bescheidneres Betragen annehmen. Nach einem kurzen Augenblicke verwunderungsvollen Erstaunens erhob sich ein allgemeines französisches Widerbellen, und ich sah mich durch die heftigsten Anreden bestürmt. Ich ging mit mehreren Offizieren hinaus, die bei Erwähnung der Pistolen sogleich alles in Ordnung fanden, meine Adresse nahmen, und darauf mit mir wieder in den Saal gingen, und das Stück nun ganz ruhig zu Ende hörten. Wir brachten den übrigen Abend bei Reimer zu, wo das Vorgefallene näher besprochen wurde; Schleiermacher gab mir die größten Lobsprüche, daß ich seine und meine Freundin so wacker vertreten, hieß mich aber zugleich bedenken, wie viel besseres ich werth sei, als mein Leben bei solchem Anlasse jedem schlechten Franzosen bloß zu stellen, die vaterländische Sache habe in aller Art höhere Ansprüche an mich, und er ließ nicht nach, ich mußte ihm, nach großem Widerstreben, endlich mit Handschlag versprechen, daß ich den Zweikampf nicht ohne äußerste Nothwendigkeit eingehen würde. Damit ich nicht allein sei, sandte er mir Reimer's Schwager, Reinhard, frühmorgens zu, der von der Universität her mit solchen Sachen vertraut und ein guter Fechter war, aber kein Wort französisch konnte, und daher, als zwei französische Offiziere kamen, ein stummer Zeuge blieb; die Herren wollten allenfalls mit der blanken Klinge, gleichsam zum Scherze, gegen mich ferrailliren, aber zu Pistolen hatten sie keine Lust, und als ich erklärte, ein Deutscher müsse jetzt mit Franzosen sich nicht anders als ganz ernstlich zum Gefechte stellen, meinten sie nach einigem Hin- und Widerreden, sie wollten die Sache, die ja gar nicht so schlimm, sondern eigentlich unbedeutend und ohne ehrenrührige Schimpfreden geblieben sei, bewenden lassen, und empfahlen sich mit vieler Artigkeit.

Ich ärgerte mich nachher, daß ich doch vielleicht zu nach-

giebig gewesen, und trug es Schleiermacher'n grollend nach, daß er mich dazu verpflichtet hatte. Er aber verfiel schnell wieder in die vorige Weise, und liebte es, mir so oft als möglich mit Schärfe zu widersprechen. Dies that er oft ohne weiteren Anlaß, als daß er dem älteren Focke, den wir durchaus nicht leiden konnten, und dem wir disputirend und rechtend nur allzu gern zusetzten, und Spott und Abfertigung nicht ersparten, daß er diesem, übrigens auch ihm selbst nicht sonderlich angenehmen Gesellen die Stange halten wollte, und ihn gegen uns vertrat. Dies erbitterte uns nur um so mehr, und wir beschlossen, ihn bei erster Gelegenheit recht ordentlich schachmatt zu setzen. Diese Gelegenheit gab er schneller und stärker, als wir vermuthen konnten. Er erzählte eines Abends bei Schleiermacher in unsrer und Schede's Gegenwart, Bernhardi habe jetzt bei Gericht eine, durch Aufforderung an ausländische Obrigkeiten unterstützte Ermächtigung erlangt, seine Kinder, wo er sie treffe, der Mutter wegzunehmen. Focke hatte kein Recht, ein Geheimniß des Gerichts, bei welchem er arbeitete, zur Unterhaltung auszuplaudern, im Beisein Schede's, des Freundes der Gegenparthei, wurde dies geradezu ein Verrath, welcher den Zweck der Maßregel vereiteln konnte, und in unsrer Empörung beschlossen wir, daß er diesmal der verdienten Strafe nicht entgehen solle. Ich sagte den Vorgang zuerst Bernhardi'n, der mir den erwünschten Auftrag gab, in seinem Namen Herrn Focke einen dummen Esel zu heißen. Wir besprachen den Fall und kamen überein, von solcher wichtigen Vollmacht einen feierlichen Gebrauch zu machen, und dabei auch in unserm eignen Namen das Nöthige anzubringen. Der nächste Abend, den wir wieder bei Schleiermacher zubrachten, verlief in ungewöhnlicher Schweigsamkeit und Haltung; eben so gingen wir still zusammen fort, und ruhig die Straße hinab, Focke mit uns. An dem ersten Scheidewege machten wir Halt, ich trat vor, und richtete in einer förmlichen Anrede Focke'n die von Bernhardi gegebene Bestellung aus, der ich hinzufügte, daß auch wir Andern seine Gegenwart schon längst unangenehm fänden, und ihm riethen, die Orte zu meiden, wo er uns vermuthen könnte; ich fügte noch

hinzu, daß wir seinen in Halle erduldeten Verruf, kraft dessen niemand sich mit ihm schlagen durfte, in Berlin nicht rechnen wollten, und so möchte er denn wissen, daß wir unsre Worte gegen ihn auf jede Art zu behaupten vollkommen bereit wären. Focke, nach einiger stotternden Gegenrede, beging die unbegreifliche Dummheit, es für einen guten Ausweg zu halten, daß er mir unversehens einen Schlag auf den Arm gab und dann fortrennen wollte. Allein der Weg war nicht frei, ich war ihm mit Einem Schritt auf den Hacken, und als er zwei mächtige Stockstreiche auf dem Rücken fühlte, wandte er sich wieder, suchte gut juristisch zu läugnen, daß er zuerst ausgeschlagen, und erst als er sah, daß er damit nicht durchkam, nahm er die Sache muthig, forderte mich auf Pistolen, und setzte die Bedingung, daß einer von uns auf dem Platze bleiben müsse, welches angenommen wurde. Nun gingen wir beiderseits unsre Wege ruhig nach Hause, Focke allein, ich mit Willisen, Winterfeld, Harscher und Chamisso; die beiden Gerlach waren gleich anfangs, um in nichts Aergerliches verflochten zu werden, mit ängstlicher Hast fortgeeilt.

Am andern Tage kam der jüngere Focke zu Harscher, beklagte das schlechte Benehmen seines Bruders, und erzählte, derselbe wolle Bernhardi'n verklagen, was diesem jetzt gewiß das Unangenehmste sein würde, und habe auch mich verklagen wollen, jedoch meine Schleiermacher, bei dem er in aller Frühe sich Rathes erholt, ohne Zweikampf könne er wohl in Betreff meiner nicht füglich aus der Sache kommen, er rathe ihm, sich gut einzuüben, und mir dann wo möglich ein Denkzeichen zu geben, welches ich sehr verdiente, denn ich hätte immer Zänkereien, und noch nicht lange sei es her, daß ich mit französischen Offizieren Händel angefangen. Die Partheilichkeit Schleiermacher's in der ihm erst einseitig bekannten Sache, that mir wehe, die Entstellung und falsche Anwendung aber, die er dem Vorfall im Puppenspiel gegen sein eignes bessres Wissen gab, empörte mich. Als er mir daher auf der Straße begegnete, und mich mit Vorwürfen ansprach, was ich denn wieder angestiftet, und nach solchen Dingen könne ich sein Haus nicht mehr besuchen, fand er

mich vollkommen gerüstet, ich antwortete ihm mit Heftigkeit, warf ihm meinerseits vor, daß er, ein Prediger, so unwürdige Rathschläge ertheile, und besonders, daß er den Vorgang mit den Franzosen, den er mir so lobend zur Ehre gerechnet und dessen glimpflichen Ausgang er selber zum Theil bedingt habe, jetzt zu meinem Nachtheil angeben wolle; übrigens werde ihn sein Schützling, könne ich ihm voraussagen, häßlich im Stich lassen, denn der Rath, den er in Waffensachen beim Prediger gesucht, sei ihm viel zu kriegerisch ausgefallen, und er werde ihn nicht befolgen. Schleiermacher war beschämt und betroffen, wie ich ihn vorher und nachher nie gesehen, die Thatsache selbst, daß ich dies alles wußte, zeigte die Unwürdigkeit des Ausplauderers, der das Vertrauen und die Wohlmeinung gleich so mißbraucht und seinen Rathgeber dadurch bloßgestellt hatte; die Anzüglichkeit für den christlichen Prediger, die ich mit Absicht nachdrücklich wiederholte, verdroß ihn besonders, er mußte dann den ganzen Hergang auch von meiner Seite umständlich vernehmen, und manches ihm von Focke Verschwiegene, oder ganz falsch Erzählte, in wahrhaftem Bericht hören, und sagte zuletzt mit Unwillen, wenn Focke sich im Verlaufe der Sache nicht besser betrüge, als bei diesem Anfange, so bliebe ihm freilich kein Anspruch auf Ehre und Achtung mehr. Unser Gespräch war höchst leidenschaftlich, aber gerade dadurch auch der Rührung sehr nahe, wir gingen Stunden lang in größter Bewegung und schmerzlichster Erörterung durch die Straßen hin, und als wir endlich dennoch unversöhnt auseinander gingen, waren uns beiden die Augen feucht. Harscher und Willisen, als sie dieses Zwischenspiel erfuhren, waren überzeugt, Schleiermacher werde seine Partheilichkeit für den Unwerthen bald bereuen, seine harten Aeußerungen zurücknehmen, und uns nach wie vor freundlich sein.

Mittlerweile war auch Bernhardi von der Sache in Kenntniß gesetzt worden; dieser aber, ängstlich gemacht durch die Drohung gerichtlicher Klage, bat Schleiermacher'n um Begütigung des Beleidigten, indem er ein Bedauern ausdrückte, das einer Abbitte nur allzu ähnlich sah. Ich machte

mir nichts daraus, daß ich die Last allein tragen sollte, bemitleidete Bernhardi'n, und schritt nur um so ernstlicher vor. Focke wurde benachrichtigt, daß ich mir Willisen zum Beistand erwählt, und wenn er wegen der bewußten Sache nähere Verabredung wünsche, so möge er nur an diesen sich wenden. Bald erschien auch bei Willisen ein Herr von Madeweis aus Halle, als Focke's Beauftragter, um einen Kampf nach hallischer Art mit Hiebern und Hieb abfangenden Sekundanten vorzuschlagen; allein er wurde sehr bald verständigt, hier sei von ganz andern Dingen als solcher unschädlichen Spielerei die Rede, es seien Pistolen genannt, und der Gegner selbst habe die Bedingung gesetzt, daß einer auf dem Platze bleiben müsse. Herr von Madeweis zuckte die Achseln, und meinte, dann sehe es schlimm aus, denn Focke habe nur nach großem Zureden und mit vielem Zagen sich auf jene Fechtart einlassen wollen, indeß wolle er demselben diese Erwiederung berichten. Nach ein paar Tagen erschien Herr von Madeweis wieder, aber nur um zu sagen, daß er selber jetzt von Focke sich völlig lossage, und mit dessen Sache nichts mehr zu thun haben wolle, denn derselbe benehme sich ganz jammervoll, nehme seine scharfe Herausforderung als übereilt zurück, und werde sich höchstens auf jene hallische Art, wenn dies aber nicht beliebt würde, gar nicht schlagen, sondern die Sache beruhen lassen. Willisen wies den Hiebervorschlag mit Verachtung ab, und erklärte, er würde niemals zugeben, daß eine Forderung auf Pistolen, wobei er das Amt eines Sekundanten übernommen, eine so klägliche Herabstimmung erleide. Damit war die ganze Sache aus. Willisen aber schrieb an Schleiermacher über diesen Ausgang einen kurzen Bericht, welchen auch Harscher, Chamisso und Winterfeld mitunterzeichneten, und der mit der Andeutung schloß, daß Schleiermacher nun doch wohl werde bekennen müssen, seiner Erwartung durch seinen Schützling gar wenig entsprochen zu sehen. Da ich ihn nicht mehr besuchen konnte, so vermieden auch die Freunde seine Wohnung, und da er nichts that um einzulenken, so setzte sich diese Scheidung ganz und gar fest. Zwar benutzte Schleiermacher späterhin die Gelegenheit eines litterarischen

Gastmahls im Thiergarten, wobei wir mit ihm zusammen-
trafen, um mir, zum Erstaunen und Wunder der Uebrigen,
die ausgezeichnetste Freundlichkeit recht auffallend zu bezeigen,
indem er seinen Platz verließ und hinter meinen Stuhl
tretend eine lange Zeit mit schmeichelhafter Beeiferung zu
mir sprach, und besonders auch Witz und Scherz an mich
richtete; allein wie ehrenvoll dies auch für mich erscheinen,
wie sehr es einem Reuegeständniß, einem Wiedergutmachen
ähnlich sehen mochte, und allen von dem Zusammenhange
näher Unterrichteten wirklich dafür gelten mußte, so kam doch
das ausdrückliche Wort einer Reparation nicht vor, die Zu-
rücknahme der ausgesprochenen Ausschließung erfolgte nicht,
und der Bruch dauerte ungeheilt fort. Ja nach diesem
Auftritte schien er das Recht mir zu grollen, nur noch ent-
schiedener festhalten zu wollen, und that noch zwölf Jahre
später aus demselben Grunde ganz böse gegen mich. Ob
er damals gedacht habe, nach solchem Entgegenkommen, sei
nun an mir die Reihe, bittende Demuth zu zeigen, oder ob
er es meiner arglistigen Betriebsamkeit zugeschrieben, daß
meine Freunde gegen ihn im Trotz verharrten, der ihm so
empfindlich war, als ihm von ihrer Seite unbegründet schien,
oder ob neue Antriebe sich hinzufanden, vielleicht durch ent-
stellende Klätschereien: ich weiß es nicht, und habe niemals
Aufschluß über dies Benehmen erlangen können, das auch
allen mitwissenden Freunden, selbst Reimer'n und der Hof-
räthin Herz, völlig räthselhaft geblieben ist.

So hatte ich denn binnen Jahresfrist nach vielen Seiten
lebhafte und trennende Händel genug gehabt, und mich auf
dem Wege zum Zweikampfe zu dreienmalen befunden, ohne
daß es je wirklich dazu gekommen wäre; ein Fall, den mir
das Schicksal besonders ausersehen haben muß, denn er
wiederholte sich mir in der Folge noch öfters, ohne daß ich
den Anlaß gesucht, noch hinwieder den scharfen Ausgang ver-
mieden hätte!

Diese heftigen Vorgänge und Spannungen regten mein
Gemüth störend auf, aber ohne doch tief in dessen Innerstes
einzudringen, der Grund eines festen und heitern Daseins
blieb mir unerschüttert, denn in liebevollen Neigungen und

strengen Richtungen trug ich den Gegensatz all jener übermüthigen Schärfe oder leichtsinnigen Aufwallung, und dem innern Bewußtsein fehlte auch die Zustimmung von außen nicht, welche mich bei manchem einzelnen Tadel, doch im Ganzen wegen meines Treibens und Benehmens nicht nur freisprach, sondern auch belobte. Sollte mir jedoch in der Abrechnung zwischen gehabtem Recht und begangenem Unrecht ein Ueberschuß von letzterem zur Schuld bleiben, und irgend ein Bezug mir als verdiente Strafe dafür zu deuten gewesen sein, so gab zu einer solchen Deutung der Stoff sich nur allzu leicht und schnell an die Hand. Denn gerade in jenen Neigungen und Richtungen, die als feste und unerschütterliche unter so vielem Wandelbaren mich für dieses trösteten, sah ich mir Schwankungen und Störungen zukommen, die ich darin nicht verschuldet zu haben glaubte. Die Briefe von Fanny begannen eine trübe, schwermüthige Färbung anzunehmen, und gingen mit herzlichem Vertrauen und schöner Innigkeit mehr und mehr in Erörterungen und Bekenntnisse über, welchen ich leidenschaftlich widersprechen mußte. Das Wesentliche davon war, daß meine Freundin, gerade indem sie unsre Freundschaft als das schönste Glück ihres Lebens und als die reichste Aussicht ihrer Zukunft pries, doch den Sinn und die Gestalt unsrer Verbindung in einer Weise bezeichnete, die jenem Glück und jener Aussicht nur verdüsternde Umwölkung brachte. Die vernünftigen Gründe, welche sich dieser Resignation beigesellten, wären leicht zu bekämpfen gewesen, aber die leidenschaftlichen Antriebe, welche sich in ihr nicht verhehlten, machten mich bestürzt und rathlos. Es wirkte hier in der That eine tiefe Empfindung, welche sich nicht abtödten, sondern vielmehr um so reiner und sichrer bewahren wollte, indem sie den Wagnissen und Verwirrungen entsagte, die ihrem Weitergehen, dem innern sowohl als dem äußern, bevorzustehen schienen. Anstatt aber diesen Sinn anzunehmen und zu ehren, oder, im Fall ich ihn zu theilen unfähig war, dem prüfenden Einfluß einer künftigen Gegenwart ruhig zu überlassen, erregte ich mir und meiner Freundin die schmerzlichsten Qualen des Gemüths, und gab mich endlich nur insofern zufrieden, als

mir ein Vorbehalt auf künftigen andern Spruch sich befestigen durfte; womit ich doch eigentlich mich selber nur täuschte, denn es war zu meinem Leiden unwidersprechlich gewiß geworden, daß meine innersten Lebenspunkte von Zweifel und Gefahr berührt werden konnten, und ich ging unmerklich zu der Vorstellung über, die ich bestreiten wollte.

Bei solchen Unruhen und Störungen hielt ich noch kräftig genug an meinen Studien fest, die auch den dialektischen Erschütterungen, welche Harscher gegen unsern gemeinsamen medizinischen Beruf täglich erneuerte, glücklich widerstanden. Außer der Neigung, welche mir für diese Studien doch theilweise noch immer blieb, bestärkte mich in dieser Bahn auch der Wunsch, den Erwartungen zu entsprechen, welche sich bei den Freunden meines Vaters, die auch die meinigen sein wollten, ganz ohne Frage festgestellt hatten, ich würde einst meinen Vater in diesem Fach ersetzen, und sie bethätigten ihre gute Meinung durch ansehnliche Unterstützung, die sie mir seit meiner letzten Anwesenheit in Hamburg, zukommen ließen, wie ich glaube, aus den Hülfsmitteln der sogenannten patriotischen Gesellschaft, deren eifriges Mitglied mein Vater gewesen war. Das von diesen guten Bürgern auf mich vererbte Zutrauen ging so weit, daß sie mir geradezu verhießen, sie warteten nur darauf, daß ich als Doktor in Hamburg mich niederließe, um mich sogleich zum Arzt anzunehmen. Ich trieb das Griechische nebenher mit Eifer, las auch viel Französisches, besonders die Schriften von Diderot mit so viel Erstaunen als Vergnügen. An dem Doppelroman wurde lässig fortgearbeitet, auch versuchte ich allerlei in eignen Gedichten; dagegen wies ich das Ansinnen des spanischen Gesandten Generals Pardo, eine griechische Idylle von seiner Arbeit zu Ehren des Friedensfürsten Godoï in deutsche Hexameter zu übersetzen, weit von mir weg, und vernachlässigte die ganze Bekanntschaft, welche mit meinem politischen Sinne ohnehin gar nicht übereinstimmte. Die Freunde gingen übrigens in aufgereizter Deutschheit, in mühsamen Sprachstudien, in befangener Geselligkeit, und in nach hmendem Philosophiren und Dichten ihren Gang

schlendernd fort, und keiner von ihnen mochte mit mir Schritt halten, der ich allerdings in ganz andern gesteigerten Bedürfnissen des Gemüths und Geistes lebte. Das Untersuchen und Klügeln, worin Harscher sich eingesponnen hatte, wurde täglich lebloser, und die unfruchtbare, verzweiflungsvolle Oede dieser in ein ewiges Einerlei verfallenden Wiederholungen ließ mich heftig nach einer neuen frischen Lebensquelle ausblicken.

In dieser Stimmung, so vorbereitet, so empfänglich reif und bedürftig in Geist und Gemüth für neuen Reiz und neuen Trost, begegnete ich eines Nachmittags in noch schneeigem Frühlingswetter unter den Linden unvermuthet Rahel Lewin; ihre Begleiterin, Nettchen Markuse, war mir vom Cohen'schen Hause her wohl bekannt, ich redete diese an, und indem ich eine Strecke mitging, ergab sich so unbefangen als erwünscht auch ein Gespräch mit Rahel. Ich fand mich außerordentlich angezogen, und bot all meinen Witz auf, um die schöne Gelegenheit nicht ungenutzt vergehen zu lassen; ich wußte unter andern eines ihrer eigenthümlich ausdrucksvollen Worte, das auf Umwegen bis zu mir gelangt war, mit Bedeutung so hinzuwerfen, daß darin halb eine schmeichelhafte Aufmerksamkeit, halb ein neckender Angriff lag. Sie bemerkte beides, sah mich durchdringend an, gleichsam mein Unterstehen an mir selber abzumessen, und erwiederte dann, sie könne es wohl vertragen, daß man sie citire, aber nicht füglich zugeben, daß es falsch geschehe; sie hatte in der That einiges in der Aeußerung, welche als die ihrige gegeben war, zu berichtigen. Ich entschuldigte mich, daß mir die Aechtheit dessen, was ich leider so weit von seinem Ursprunge nach Gunst des Zufalls auffangen müsse, nicht verbürgt sein könne, und die Folge meiner artigen Wendung war der Rath, mich lieber selbst bei der Quelle solcher Aeußerungen einzufinden. Gleich in den nächsten Tagen machte ich von dieser Erlaubniß den ersehnten Gebrauch. Rahel wohnte damals in der Jägerstraße, der Seehandlung schräg gegenüber, in Obhut und Fürsorge der trefflichen Mutter, deren altwürdiges und reichliches Hauswesen auch noch andre Familienglieder hegte. Zuweilen hatte

ich um Ludwig Robert zu besuchen diese Wohnung gleichgültig betreten; mit wie viel andern Erwartungen und Gesinnungen, und zu welch andern Geschickeseinflüssen betrat ich sie jetzt.

In einzelnen Menschen, oder in einer Gemeinsamkeit einander sich ergänzender und übertragender Persönlichkeiten war mir schon einigemal das Heil wiederfahren, mich durch das bloße Lebensbegegniß, ohne mühsames Streben und Verdienst, ohne Pein der Allmählichkeit, sondern im Schwunge des vollen Glückes und gleichsam durch Einen Ruck, auf ein erhöhtes Lebensfeld versetzt zu sehen, wo schon die Luft, die ich athmete, die Sinneseindrücke, die mir zukamen, das lebendige Spiel der umgebenden Elemente, mir ein neues Dasein erschlossen und mich einer neuen Bildung theilhaft machten, wo dann weiterhin wohl Eifer und Mühe folgerecht und nachhaltig mitwirken und den Gewinn ordnen und bewahren konnten, ihn selbst aber nimmermehr hervorzubringen vermocht hätten. Solcher gesteigerten Lebensstufen zählte ich bis dahin hauptsächlich drei, das erste Andringen allgemeinen geistigen Lebens im Beginn meiner Studien zu Berlin, das Freiwerden eines sich selbst bestimmenden und lebensthätigen Dastehens im Cohen'schen Hause, die kräftigende Weihe der akademischen Herrlichkeit zu Halle. Jetzt kam, acht Jahre nach jener ersten, die vierte hinzu, durch das Bekanntwerden mit Rahel; ein Wiederaufnehmen, ein Zusammenfassen und ein Abschließen aller früheren, ja der ganzen Erlebungsweise, denn wie viel Neues, Großes und Unerwartetes auch ferner mir in einem wechselvollen Leben begegnet ist, wie mancherlei Gutes und Liebes sich mir entwickelt und angeeignet hat, so ist doch in diesen vierundzwanzig Jahren, die ich seit jenem Zeitpunkte zähle, mir kein Begegniß, keine innere noch äußere Lebenserfahrung mir wiedergekehrt, die ich jener genannten anreihen, und mit ihr und den vorhergegangenen in gleichen Werth stellen könnte. So ist mir noch heute Rahel*) das Neueste und Frischeste meines ganzen Lebens, und indem ich aufzeichnen will, von welchen Umständen und Stimmungen

*) Geschrieben im Sommer 1832.

unser beginnendes Verhältniß begleitet war, darf ich den warmen und zarten Hauch jener schönen Vorstellung nicht erst künstlich hervorrufen, denn ich fühle ihn und freue mich seiner noch wie damals; aber zu fürchten hab' ich gleichwohl, daß meine Schilderung sich durch die Bekümmerniß verdüstert, welche, während ich dieses schreibe, meiner Seele in vielfacher Sorge um die geliebte, von stürmischen Leiden hart befallene Freundin angstvoll auferlegt ist! Welch tröstlichster Rückblick wird hier zum schmerzlichsten gewandelt!

Ich darf hier keine Schilderung meiner theuern Rahel versuchen; sie ganz zu kennen und zu würdigen, kann ich niemanden zumuthen, der nicht in anhaltender Fortdauer und in allen Beziehungen ihr vertrauter Lebensgenosse war; denn selbst ihre Briefe, wie reich und eigenthümlich auch die Quellen ihres Geistes und Gemüthes dort sprudeln, geben nur ein unvollkommnes Bild von ihrem Wesen, dessen Hauptsache gerade die ursprüngliche, unmittelbare Lebendigkeit ist, wo alles ganz anders aussieht, leuchtet und schattet, erregt und fortreißt, begütigt und versöhnt, als irgend Bericht oder Darstellung wiederzugeben vermag. Ich will nur unternehmen, in kurzen Zügen den Eindruck zu bezeichnen, welchen dies Wesen damals auf mich machte.

Zuvörderst kann ich sagen, daß ich in ihrer Gegenwart das volle Gefühl hatte, einen ächten Menschen, dies herrliche Gottesgeschöpf in seinem reinsten und vollständigsten Typus vor mir zu haben, überall Natur und Geist in frischem Wechselhauche, überall organisches Gebild, zuckende Faser, mitlebender Zusammenhang für die ganze Natur, überall originale und naive Geistes- und Sinnesäußerungen, großartig durch Unschuld und durch Klugheit, und dabei in Worten wie in Handlungen die rascheste, gewandteste, zutreffendste Gegenwart. Dies alles war durchwärmt von der reinsten Güte, der schönsten, stets regen und thätigen Menschenliebe, der zartesten Achtung für jede Persönlichkeit, der lebhaftesten Theilnahme für fremdes Wohl und Weh. Die Vorzüge menschlicher Erscheinung, die mir bisher einzeln begegnet waren, fand ich hier beisammen, Geist und Witz,

Tiefsinn und Wahrheitsliebe, Einbildungskraft und Laune, verbunden zu einer Folge von raschen, leisen, graziösen Lebensbewegungen, welche, gleich Goethe's Worten, ganz dicht an der Sache sich halten, ja diese selber sind, und mit der ganzen Macht ihres tiefsten Gehaltes augenblicklich wirken. Neben allem Großen und Scharfen quoll aber auch immerfort die weibliche Milde und Anmuth hervor, welche besonders den Augen und dem edlen Munde, den lieblichsten Ausdruck gab, ohne den starken der gewaltigen Leidenschaft und des heftigsten Aufwallens zu verhindern.

Ob man sich in dieser Mischung von entgegenstehenden Gaben und streitigen Elementen, wie ich sie anzudeuten versucht habe, sogleich zurecht finden wird, bezweifle ich fast. Mir wenigstens war es beschieden, erst vermittelst mancher Ungewißheit und manches Irrthums auf die rechte Bahn zu kommen, indem ich nur in dem Einen auf der Stelle bestimmt und auf immer fest war, daß mir der außerordentlichste und werthvollste Gegenstand vor Augen sei. Irgend ein Vorurtheil, wie das mißfällige Gerede der Leute aus den verschiedensten Kreisen und Standpunkten seit so langer Zeit mir wohl hätte aufbürden mögen, hatte ich nicht, auch wäre dasselbe an ihrer Gegenwart sogleich zerschellt; der schlichte natürliche Empfang, die harmlose Klarheit und das anspruchslose Wohlbehagen des anfänglich nur auf Gleichgültigkeiten fallenden Gesprächs, mußten jede mitgebrachte Spannung auflösen, und nach und nach erhob sich dagegen eine neue, die ganz dem Augenblicke selber angehörte, und schon darin begründet lag, daß jedes Wort, rein und lauter wie der frische Quell aus dem Felsen, auch dem Gleichgültigsten einen Reiz des Lebens, einen Karakter von Wahrheit und Ursprünglichkeit gab, welche durch die bloße Berührung jedes Gewöhnliche zu Ungewöhnlichem verwandelten. Ich empfand auf diese Weise eine neue Atmosphäre, die mich wie Poesie anwehte, und zwar durch das Gegentheil dessen, was gemeinhin so heißt, durch Wirklichkeit anstatt der Täuschung, durch Aechtheit anstatt des Scheins. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß unser Gespräch, dem nach allen Seiten so viele Wege vollkommen vorbereitet waren, sehr bald auf

bedeutendere Dinge überging, und endlich ganz in Beziehungen des innern Lebens verweilte, zu welchen Bücher, Personen und Verhältnisse, die jeder von seiner Seite kannte und auch dem andern bekannt wußte, den ergiebigen Stoff nicht mangeln ließen. Wir sprachen von Friedrich Schlegel, von Tieck, von Frau von Staël, von Goethe, theils in litterarischer, theils in gesellschaftlicher Hinsicht, und unsre eigne Sinnesweise konnte sich an diesen bedeutenden Anknüpfungspunkten sehr gut entfalten und ungewöhnliche Bekenntnisse mit vieler Freiheit wagen, ohne die Zurückhaltung einer ersten Bekanntschaft zu überschreiten.

Nicht gar zu lange waren wir allein geblieben, so fand sich andre Gesellschaft ein; der Major von Schack, vom Regiment Gensd'armes, der das Unglück und die Schmach des preußischen Militairs mit großer Fassung trug, und noch sogar einigen Schimmer in die jüngst vergangene Zeit zurückwarf, wo er und die Seinigen als Glanz und Blüthe dieses stolzen Kriegswesens erschienen waren; der stattliche, weltmännisch frei und klug sich bewegende, in allen Untugenden erfahrne, dabei persönlich tapfre Edelmann würde doch schwerlich einen günstigen Eindruck gemacht haben, hätte ihm nicht, als Zuflucht des Bessern in ihm und als Auflösungsmittel von Schlechterem, ein unerschöpflicher Humor gedient, der in Witz und Satire einen geistigen Gehalt kund gab, und dadurch manchem sonst Verwerflichem ein Gegengewicht wurde; ihn begleitete bei seinen podagrischen Leiden ein führender Freund, Namens Vetter, ein ausgemachter Civilist, vortrefflich angezogen, fein und gewandt, mehr ausweichend als vordringend, nach eignem Sinne aufmerksam und träumerisch, in seinen unwillkürlichen Aeußerungen meist überraschend original und launig, und von seiner Stimmung oder seinem Standpunkt aus auch gründlich wahr. Ich hatte von ihm schon oft und mancherlei gehört, jetzt konnte ich die fremden Urtheile an ihm selber messen. Nächst einigen andern Personen, worunter ein gutmüthiger französischer Offizier, Kapitain Bribes, als Einquartirung, erschien auch unvermuthet noch Frau von Boye, die für mich unter so vielen Fremden zwar kein Anhalt mehr sein konnte, aber

doch vermittelnd wirkte. Die Gesellschaft war ungemein belebt, in größter Freiheit und Behaglichkeit, jeder gab sich als das, was er sein konnte, es war kein Grund noch Hoffnung des Gelingens, hier irgend einen Schein zu heucheln, die Unbefangenheit und gute Laune Rahel's, ihr Geist der Wahrheit und des Geltenlassens, walteten ungestört; ich durfte mich mit jugendlicher Uebertreibung gegen die Franzosen ereifern, ein Andrer seine theatralischen Mittheilungen auskramen, der Franzose empfing in seinen Liebesangelegenheiten launigen Rath von Schack, und dieser ließ Vetter seine heftig demokratischen Gesinnungen anhören; alles ging leicht und harmlos dahin, jeder zu herbe Ernst wurde von Witz und Scherz aufgefangen, die ihrerseits wieder, bevor sie ausarten konnten, von Wahrheit und Verstand ergriffen wurden, und so blieb alles belebt zugleich und gemäßigt; ein wiederholter Anflug von Musik, wozu das offne Fortepiano einlud — Rahel war sinnvolle Kennerin und fertige Meisterin —, vollendete das Ganze, und man trennte sich noch bei guter Zeit, in erhöhter und klarer Stimmung, die ich für mich allein dann unter dem reinen Sternenhimmel noch eine Weile nachgenoß, indem ich vergebens in meinen bisherigen Erinnerungen einen ähnlichen Abend suchte.

Wenige Tage nur ließ meine Ungeduld einem wiederholten Besuche vorangehen, und schon mit diesem wuchs das Vertrauen so schnell, daß ich nun täglich zu kommen mich berechtigt hielt. Ich war begierig diese neuen Anschauungen zu verfolgen, diesen eigenthümlichen Wahrheiten und großartigen Aufschlüssen, welche sich mit jedem Schritte glänzender vor mir ausbreiteten, noch näher zu treten, und diese neuen, von Einsicht durchströmten Empfindungen zu genießen, deren ich gewahr wurde. Unendlich reizend und fruchtbar war diese Erstlingszeit eines begeisterten Umganges, in welchem auch ich die besten Güter zum Tausche brachte, die ich besaß, und insofern kaum geringere als ich empfing. Hier fand ich das Wunder anzustaunen, daß Rahel, in gleichem Maße, als Andre sich zu verstellen suchen, ihr wahres Innere zu enthüllen strebte, von ihren Begegnissen, Leiden, Wünschen und Erwartungen, mochten ihr dieselben auch zum Nachtheil

auszulegen sein, ja ihr selber als Gebrechen und Fehl erscheinen, mit eben solcher Unbefangenheit und tiefen Wahrheit sprach, als hätte sie nur Günstiges und Schmeichelhaftes anzuführen, sich nur der schönsten Glücksfälle zu rühmen gehabt. Diese Aufrichtigkeit, derengleichen ich nie in einem andern Menschen wieder gesehen habe, und deren sogar J. J. Rousseau nur in schriftlicher Mittheilung fähig gewesen zu sein scheint, konnte mich sogar einigermaßen bedenklich und irre machen, indem oft scharfe Härten aus den leidenschaftlichen Bekenntnissen hervorsprühten, und in dem Erlebten wie in dem darüber Gedachten ein eignes Element aufwogte, das als gewaltsam und schonungslos leicht widrige Empfindungen weckte, besonders wenn man voraussetzte, daß nach der gewöhnlichen Weise auch hier neben dem Ausgesprochenen noch Verschwiegenes im Hintergrunde liege. Dies war aber hier der Fall keinesweges, Rahel sagte in Betreff ihrer selbst rücksichtslos die ganze Wahrheit, und würde, auch die beschämendste und nachtheiligste, wäre eine solche vorhanden gewesen, demjenigen nicht verhehlt haben, der im Schein edlen Vertrauens und einsichtiger Theilnahme sie darum befragt hätte. Sie glaubte, indem sie wahr sei, niemals sich etwas zu vergeben, noch durch Verschweigen etwas zu gewinnen, und dieses höchste, ausgleichende, versöhnende Interesse für die Mittheilung der Wahrheit, welches sie empfand, setzte sie für deren Würdigung auch bei Andern, stets, wiewohl leider meist fälschlich, immer auf's neue voraus. Ich sah nun Rahel auch in ihrer Familie, die treffliche Mutter war mir bald gewogen, die Andern aber ließ ich in gleichgültiger Höflichkeit, und Ludwig Robert fand mich freilich für seine Verse jetzt noch weniger aufmerksam, als früher. Hier mußte mir nun sofort ein unermeßlicher Abstand klar werden, der zwischen Rahel und ihren sämmtlichen Geschwistern lag. Sie stand in der Mitte eines größeren Familienkreises völlig allein, nicht verstanden, nicht anerkannt, nicht gehegt und geliebt, wie sie es bedurfte und verdiente, sondern gleichgültig außer Acht gelassen, oder eigensüchtig benutzt und mißbraucht, wenn die Gelegenheit sich anbot; ihre außerordentlichen Gaben, sofern sie als That=

sachen auch äußerlich hervortraten, konnte man ihr nicht absprechen, eigenthümliche Denk- und Sinnesart, Gemüthskraft, Geist, Witz und Laune, mußte man ihr zugestehen, aber keiner von ihren Brüdern glaubte davon nicht wenigstens eben so viel zu haben, und noch dazu die größere Besonnenheit und Ruhe, wofür man sich die nüchterne Selbstsucht und theilnahmlose Mattigkeit anrechnete. Mit dem, was Rahel ihnen großmüthig lieh und als Almosen spendete, glaubten die Andern ihr überlegen zu sein. Von der Flamme edler Begeisterung, von dem Triebe menschlich reinen Mitgefühls, von dem heiligen Dienste der Wahrheit, welche Rahel's Inneres erfüllten, ihre Eigenschaften beseelten und bewegten, von diesem innern Wesen wußten die Andern nichts. Sie selbst aber setzte alles, was in ihr war, auch bei ihnen voraus, nahm jeden Funken von Gabe und Willen, von Sinn und Leisten, mit höchster Anerkennung, mit entzückender Güte auf, und konnte es nicht begreifen, wenn die weitern Aeußerungen und Handlungen dann mit den so günstig Gedeuteten nur allzu bald nicht mehr übereinstimmen wollten. Aus diesem Gegensatz und Irrthum entstanden natürlich viele Unrichtigkeiten und Nachtheile, deren Folgen sich späterhin traurig genug darstellten; die Sache selbst aber war mir schon damals deutlich, und ich wollte mein Einsehen nicht einmal sehr verhehlen. Ich glaubte Iphigenie'n unter den Barbaren in Tauris aufzufinden, und fühlte mich nur um so stärker zu ihr hingezogen, als ich mir bewußt war, ihr einen Ersatz anbieten zu können, ihr eine Gebühr darbringen zu dürfen, die ihr nur allzu oft versagt wurde.

Unser Vertrauen wuchs mit jedem Tage. Gar zu gern theilte ich alles mit, was ich als wichtigsten und daher auch in mancher Art geheimsten Ertrag meines bisherigen Lebens wußte, und dem ich keine edlere Stätte finden konnte, keine, wo ein lebhafterer, einsichtsvollerer und wahrheitfrischerer Sinn ihm entgegengekommen wäre. Weit entfernt, Billigung für alles zu finden, vernahm ich manchen Tadel, und andres Mißfallen konnt' ich auch unausgesprochen errathen; nur fühlte ich wohl, daß die Theilnahme für mich dabei nicht litt, sondern eher wuchs, und bei diesem Gewinn konnte

mir alles Uebrige nichts anhaben. Auch wurde ich mir selbst gleichsam entrückt in der gewaltigen Anziehung der außerordentlichen Gebilde, welche zum Austausche meiner Gaben sich vor mir ausbreiteten. Mir war vergönnt, in das reichste Leben zu blicken, wie nur der Mund der Wahrheit und die Hand der Darstellung dasselbe aus der nahen Vergangenheit heraufzubeschwören vermochten. Das Leben war reich in seinen äußern Verhältnissen, unendlich reicher aber durch seinen innern Gehalt, dem jene sich gänzlich unterordneten. Prinz Louis Ferdinand, der geniale, heldische Mensch, den sein hoher Standpunkt leider mehr für seine Fehler als für seine großen und schönen Eigenschaften begünstigte, hatte hier seine reinsten Empfindungen, sein innigstes Streben und Denken, seine edelsten Erhebungen, im Genuß einer geistesregen, gemüthvollen Freundschaft gehabt, einer Freundschaft, deren starkem Vertrauen eben so sein politisches Sinnen, wie seine verliebte Leidenschaft und jede Wendung des bedrängten Geistes und Herzens sich erschließen durfte, eines Antheils gewiß, wie sonst nur die mitergriffne Neigung ihn hervorzubringen pflegt. Männer wie Gentz und Friedrich Schlegel und beide Humboldt waren diesem Kreise beeifert zugethan, bald um Blüthen und Früchte von daher zu sammeln, bald um deren zu bringen und immer ihren besten Beifall hier zu finden. Graf von Tilly, Gustav von Brinkmann, der Baumeister Hans Genelli, von Burgsdorf, Major von Gualtieri, Ludwig und Friedrich Tieck, Fürst von Ligne, Graf Casa Valencia, Fürst Reuß, Navarro, und so viele andre Diplomaten, Militairs, Gelehrte und Künstler hatten sich eingefunden und mit höherem Sinn und erregtem Bedürfniß geistigen Behagens sich angeschlossen und einheimisch gemacht. Von ausgezeichneten Frauen wäre Karoline von Humboldt zu nennen, deren jüngere Jahre als ungemein reizend geschildert wurden, dann Friedrich Schlegel's nachherige Frau Dorothea Veit, ferner die Gräfin von Schlabrendorf, die Gräfin Pachta aus Böhmen, die liebliche Schauspielerin Friederike Unzelmann, und die merkwürdigste, eigenthümlichste und reizendste von Allen, Pauline Wiesel, deren noch späterhin zu gedenken sein wird. Eine herrliche Bilder=

galerie, durch welche ich unter lebensprühenden Erklärungen geleitet wurde! Die Bilder nämlich allein waren noch gegenwärtig, der Kreis selber jetzt durch die Zeitverhältnisse völlig aufgelöst, nachdem schon die einzelnen Menschengeschicke durch Tod, Entfernung und andre Wandelbarkeit die dichten Reihen gelockert hatten.

Aber nicht nur diese reiche Sammlung bedeutender Bildnisse wurde mir gezeigt, sondern noch ein andrer Schatz aufgeschlossen, der das antheilvolle Gemüth ungleich stärker ansprach. Rahel gehörte zu den seltenen Wesen, denen die Natur und das Geschick die Gabe zu lieben nicht versagt hatten. Was dazu gehörte, was daraus entstehen mußte, wenn die Weihe der höchsten Empfindung diesen Geist und diesen Sinn vereinend ergriff, sie emporzuheben, sie zu zerschmettern, das konnte ein Dichtungskundiger ahnden; doch übertrafen die Einblicke, die mir wurden, alles was ich zu ahnden fähig gewesen war. Die Gluth der Leidenschaft hatte hier überschwänglich die edelste Nahrung gefunden und aufgezehrt; andres Leid und andrer Untergang erschien dagegen gering und kaum noch mitleidswerth. Eine erste Neigung hatte Graf Karl von Finkenstein erweckt, und durch jahrelange Bewerbung gesteigert; allen Hindernissen zum Trotz war eine förmliche Verbindung so gut wie gewiß, als ein edles Selbstbewußtsein gegen die Mißgunst des Geschickes muthig hervortrat, ihr keine zweideutige Gabe danken, sondern nur die reinste annehmen wollte, dem Freunde alle schon geknüpften Bande gelöst in die Hand legte zu freiem Schalten, alle Zusagen für nichtig erklärte, um sie nur durch ganz freien Entschluß rein und vollständig, oder gar nicht wieder zu erhalten. Der Erfolg allerdings rechtfertigte die Probe, denn der Freund, schwach und unsicher, bestürmt von Verwandten, welche damals noch auf Standesgleichheit zu halten suchten, gegen sein besseres Innere hart, hatte die schlechte Stärke, die dargebotene Großmuth anzunehmen. Der Bruch wurde lebenslang als schmerzliche Kränkung empfunden, doch weder persönlich angerechnet, noch je bereut. Nach längerer Zwischenzeit, in welche eine schwere Krankheit und darauf eine Reise nach Paris gefallen war, hatte Rahel sich ein

neues Lebensloos geworfen gesehen; der Spanier Urquijo, von seinem Gesandten bei ihr eingeführt, nahm ihren Sinn, ihr Herz, ihr ganzes Wesen unwiderstehlich ein. In welchen Gluthen diese Leidenschaft niederbrannte, welche Qualen aus ihr emporstiegen, und welche Trümmer davon übrig blieben, diese tragische Geschichte wurde mir sowohl mündlich in ihren noch unerloschenen Zügen mitgetheilt, als auch späterhin durch die schriftlichen Denkmäler vergegenwärtigt, welche davon erhalten waren. Die Briefe und Tageblätter, welche mir aus einziger Gunst des Vertrauens zum Lesen gegeben wurden, enthielten eine Lebensfülle, an welche das, was von Goethe'n und Rousseau in dieser Art bekannt ist, nur selten hinanreicht: so mögen die Briefe von Frau von Houdetot gewesen sein, deren Rousseau selbst als unvergleichbar mit allem andern erwähnt, ein solches Feuer der Wirklichkeit mag auch in ihnen gebrannt haben. Diese Papiere, nachdem sie lange in meiner Verwahrung gewesen, sind leider im Jahre 1813 verloren und wahrscheinlich vernichtet worden, bis auf wenige, die kein genügendes Bild geben. Es scheint als solle dergleichen nicht zum litterarischen Denkmal werden, sondern heimgehen mit den Personen, denen es unmittelbar gehörte. Nächte lang saß ich über diesen Blättern, ich lernte kennen, wovon ich früher keinen Begriff gehabt, oder vielmehr, was in meiner Ahndung geschlummert, wurde mir zur wachen Anschauung. Nur das dünkte mich ein Traum, daß ich zu diesen Schriften gekommen war, und an solchem Dasein so nahen Antheil gewann.

Die Fülle und Kraft persönlicher Lebensentwickelung waren mit der Schönheit und Erhebung dichterischen und philosophischen Geisteslebens in engem Bündnisse, sie bewegten sich beiderseits in bezugvoller Uebereinstimmung. Schon sehr früh, weit früher, als irgend eine litterarische Meinung der Art sich gebildet hatte, war Rahel von Goethe's Außerordentlichkeit getroffen, von der Macht seines Genius eingenommen und bezaubert worden, hatte ihn über jede Vergleichung hinausgestellt, ihn für den höchsten, den einzigen Dichter erklärt, ihn als ihren Gewährsmann und Bestätiger in allen Einsichten und Urtheilen des Lebens enthusiastisch

angepriesen. Jetzt erscheint das sehr leicht und natürlich, und niemand will Goethe's eminentes Hervorragen verneinen, denn sogar im Bemühen sie einzuschränken giebt man die Bejahung zu; allein damals, wo der künftige Heros noch in der Menge der Schriftsteller mitging, und an Rang und Ruhm ganz andere weit voranstanden, wo die Nation über den Gehalt und sogar über die Form der geistigen Erzeugnisse noch sehr im Trüben urtheilte, und meist an kleinlichen Nebensachen und äußerlichen Ueberkommnissen hing, damals war es keine Kleinigkeit mit gesundem Sinn und Herzen aus dem Gewirr von Täuschungen und Ueberschätzungen sogleich das Aechte und Wahre herauszufühlen und mit freiem Muthe zu bekennen. Die Liebe und Verehrung für Goethe war durch Rahel im Kreise ihrer Freunde längst zu einer Art von Kultus gediehen, nach allen Seiten sein leuchtendes, kräftigendes Wort eingeschlagen, sein Name zur höchsten Beglaubigung geweiht, ehe die beiden Schlegel und ihre Anhänger, schon berührt und ergriffen von jenem Kultus, diese Richtung in der Litteratur festzustellen unternahmen. Gedenkenswerth erscheint es, daß, während diese Männer ihre Anbetung doch nicht ohne einige Absicht auf Ertrag und Lohn ausübten, Rahel ihrerseits mit völligem Selbstvergessen verfuhr; sie hatte Goethe'n im Karlsbade persönlich kennen gelernt, und er mit Aufmerksamkeit und Antheil ihres Umganges gepflogen, wie auch noch späterhin desselben mit Hochschätzung gedacht, ohne daß sie im Geringsten eine Verbindung festgehalten, einen Briefwechsel veranlaßt hätte; im Gegentheil, sie erwähnte wenig der Person, desto beeiferter aber des Genius, und nicht die zufällige Bekanntschaft, sondern die wesentliche, die das Lesen seiner Schriften gab, genoß und zeigte sie mit Stolz und Freude. Spät erst entdeckte ich unvermuthet in vergessenen Briefen die aus Goethe's Mund über Rahel vernommenen und ihr berichteten rühmlichen Aeußerungen. In der Philosophie stand ihr gleicherweise der edle Fichte voran, für dessen Geisteskarakter sie stets in gleicher Verehrung blieb, wenn auch sein Geistesgehalt bei weitem nicht alles abschloß, was ihr Gedankenflug forderte oder gestatten mochte. Friedrich Schlegel, No=

valis, Schleiermacher, ja selbst Schelling und Steffens waren ihr theils persönlich, theils den Schriften nach bekannt und werth. In der Musik waren ihre Lieblinge Gluck, Mozart und Righini; die Italiänische Schule im Gesang und nebenher auch im Tanze allem andern vorausgeltend. Und damit dem Schätzen und Lieben auch der Gegensatz des Mißachtens und Verwerfens nicht fehlte, so waren ihr eben so früh und so entschieden, wie jene im Guten, die damals beliebten Bühnenherrscher Kotzebue und Iffland im Schlechten bemerkt, lange vorher, ehe noch die zum Bewußtsein erwachende litterarische Kritik ihre muthigen Angriffe gegen diese Götzen der Masse gerichtet hatte. Namentlich klagte sie, daß Iffland, abgerechnet sein großes persönliches Talent, das doch dem ächten Genius eines Fleck nicht zu vergleichen war, durch sein wachsendes Ansehen und Einwirken die Bühne und Schauspielkunst in Berlin auf weithinaus zu Grunde richte, in's Gemeine und Manierirte hinabziehe, und der leitenden Behörde wie selbst dem Publikum die falschesten Maximen und Urtheile einflöße und verhärte. Diese Polemik hat Wurzel gefaßt und sich in der Folge durch namhafte Autoritäten ausgebreitet, doch lange nicht so sehr, daß nicht noch heutiges Tages das Verdienst der richtigen Voraussagung durch vielfältigen Augenschein leider bewährt stünde.

Einen Umgang, der sich allerdings in den höchsten Geistesregionen und reichsten Lebenswogen getragen fühlte, lediglich in diesen schönen Sphären auch festzuhalten und ohne Störung fortzugenießen, das wäre mehr gewesen, als der Lauf irdischer Tage zu schenken pflegt. Aber das Verlangen, einen solchen dargebotenen oder begonnenen Aufflug nicht von jedem äußern Hauche verwehen oder unterbrechen zu lassen, stellte sich deßhalb nicht minder ein. Und da war es denn, wo ich für so vieles außerordentlich Erfreuliche und Genußreiche alsobald auch verhältnißmäßig zu leiden haben sollte. Der eignen Familie zu geschweigen, deren sehr verschiedenen Mitgliedern Rahel nicht nur jeden Antheil und Eifer, sondern auch bereitwillig ihre Stunden und Tage widmete, sie an allem, was vorging, so viel sie nur wollten, Theil nehmen

ließ, und alles Beste auch ihnen zuwandte, so muß ich hier doch vor allem der Verbindung erwähnen, worin Rahel damals mit einer Freundin stand, von der sie in allen Beziehungen damals gewaltig in Anspruch genommen war, ohne daß dieser Anspruch recht wäre zu begründen gewesen. Madame Friedländer, in der Folge unter dem Namen Regina Frohberg bekannt, war eine Schwester von Mariane Saaling, und zwar nicht schön, wie diese, aber doch hübsch und gewandt und klug genug, um die Beeiferung der Männer auf sich zu ziehen, und nach Gelegenheit auch zur dauernden Bewerbung zu steigern. Dem Joch einer frühen Heirath hatte sie durch Scheidung sich bald wieder zu entziehen gewußt, nicht ohne besonnene und muthvolle Anwendung der wenigen im jüdischen Gesetz hiefür einer Frau übrig gelassenen Hülfsmittel. Sie lebte nun für sich allein, in eleganter Weise ihre Zeit ausfüllend mit feiner Geselligkeit, emsigem Bildungsfleiß und thätiger Sorge für eine zerrüttete Gesundheit. Ihre heftigen Krämpfe störten wenig die Artigkeit ihrer Erscheinung und kaum die geselligen Leistungen und Vorgänge, in denen sie sich gerade gefallen mochte, wie sie denn durch keine Nervenreizung je verhindert war, in steifer Kragenhülle und festem Anzuge dazusitzen, noch beim Ausreiten jemals von der Sonnenhitze noch von Wind und Regen Schaden litt; aber was von der eigentlichen Ursache ihrer Leiden im Vertrauen geflüstert und aus manchen hingeworfenen Worten und entschlüpften Winken gar leicht errathen wurde, rief nicht den Arzt allein, sondern andre besuchende Freunde und Bekannte zu näherem Antheil auf, und jeder mochte sich gern Mannes genug dünken, hier helfend beizustehen, oder doch den besondern Fall mit Interesse zu verfolgen. Man durfte nämlich glauben, das Opfer einer zu frühen und unvollkommenen Verbindung vor Augen zu haben, das nun den Qualen unerfüllter Wünsche hingegeben, durch diese in stets erneuten Kampf gegen die Forderungen der Sitte und gegen die Vorschriften der Tugend geführt wurde, unter welchen hohen Namen denn auch viel andres mitlief, was gar wenig damit verwandt war, oder schon gar dem Entgegengesetzten mit Haut und Haar angehörte.

Wirklich war sie einer gewissen Freimüthigkeit in diesen Dingen, sobald nur kein Aergerniß zu befürchten stand, gar nicht abhold, nur hätte sie um keinen Preis den Ruf einer damenhaften Bewahrung, noch das einmal bestehende Interesse ihrer Situation, noch die Aussicht auf eine vortheilhafte neue Heirath einbüßen oder auf's Spiel setzen mögen, denn alles dies, verbunden mit dem Anspruch auf halb vornehme und halb litterarische Theegesellschaft und sprachenkundige Unterhaltung machte die unerläßlichen Bestandtheile ihres Daseins. Moritz Robert, Rahel's jüngster Bruder, war in Hamburg mit ihr wohlbefreundet gewesen, hatte sie darauf in Berlin seiner Schwester zugeführt, und diese fand sich nun mit ihr und ihren Zuständen, sowie mit ihren Bekenntnissen und Erwartungen, vollauf beschäftigt. Als dialektische Uebung für Gemüth und Verstand und für kräftigendes Einwirken zur Seelen- und Körpergesundheit war die neue Freundschaftsrolle ansprechend genug, sie belohnte sich durch manchen sichtbaren Erfolg und an dankbarer Anschmiegung fehlte es nicht. Das Verhältniß steigerte sich durch fast täglichen Besuch und fast eben so täglichen Briefwechsel, der den mündlichen Verkehr ersetzen oder ergänzen half. Diese mir in der Folge von beiden Seiten geschenkten Briefe beweisen noch heute unläugbar, daß in diesem Verhältnisse an eine Gleichstellung nie zu denken war, sondern Rahel aus ihrer Geistesstimmung und Weltansicht stets hinabsteigen, sich untergeordneten Fähigkeiten fügen mußte, der geringeren Natur die Gaben der höheren meist vergeblich anbot, und ihrerseits alles that, um einer Fluth von Mittelmäßigkeiten durch Zumischung der besten Elemente einigen Geschmack und Werth zu geben. In der That war weder die Freundin selbst, noch deren sonstige Umgebung und Gesellschaft, Rahel's würdig, und da weder vornehmer Stand, noch sonst ein sichtbarer Vorzug ihr ein äußeres Uebergewicht sicherten, die innern Vorzüge aber im geselligen Verkehr sich theils freiwillig aufgaben, theils tückisch geläugnet sahen, so war hier ein Mißverhältniß unvermeidlich gegeben, das, wenn auch still, doch stets mitging und auf die Länge vor peinlichen Ausbrüchen nicht zu bewahren blieb. Mir

war gleich dieser Stand der Sachen klar, und die ganze Richtung hatte nichts Anziehendes für mich. Aber da war keine Gnade, Rahel ließ die strengen Unterscheidungen nicht gelten, Menschen waren ihr Menschen, und sie behauptete bei den Einen wie bei den Andern ungefähr dasselbe zu finden, viel Rohes bei den Gebildeten, viel Edles bei den Geringen, Aechtes und Falsches, Schätzbares und Unwerthes bei Allen. Wollte ich ihres Umgangs genießen, so mußte ich demselben auch dahin nachfolgen, wo seine Wege schon gebahnt waren, und sie konnte mit argloser Grausamkeit die schönsten Nachmittage und Abende, die ich in höchster Anregung zuzubringen hoffte, nach Zufall und Willkür dem gewöhnlichsten Gesellschaftsanspruch opfern, sei es, daß sie Besuch annahm, oder eine Begleitung zu solchem forderte, wobei sie denn immer voraussetzte und mir auferlegte, daß ich auch mit dieser Wendung ganz befriedigt zu sein, und mit den jedesmaligen Personen mich freundlich und geistreich zu benehmen hätte, da denn immer ein Ertrag auch für mich selbst am Ende nicht fehlen würde. Nicht immer konnt' ich mich in dieses Ansinnen fügen, oder das Bemühen hielt nicht aus, und das Mißbehagen und der Widerspruch machten sich in unbequemen Neckereien und launischem Unmuthe Luft, woraus nicht selten ein dauernder Verdruß entstehen wollte. Das Recht, welches ich mir dazu nahm, war freilich schon halb verwilligt, bevor ich mir es anmaßte, und fand sich gewöhnlich durch jede Wiederholung noch mehr bestätigt.

Wie jedoch der Gesellschaftssinn, welchen Rahel übte und auch von mir verlangte, im Grunde von ächt französischer Bildung war, so bewies er seine Kraft auch vorzüglich und am leichtesten in französischer Umgebung, denn dann stimmte alles vortrefflich zusammen, man fühlte sich geneigter ein Opfer zu bringen und den Ersatz dafür anzunehmen. Einige Zeit vorher hatte die Blüthe französischer jüngern Welt in diesem Kreise verweilt; mehrere Auditoren des Staatsraths, welche der Kaiser zur Verwaltung des eroberten Landes gleichsam in die Schule berufen, jetzt aber, weil er strengerer Werkzeuge bedurfte, schon wieder heimgesandt hatte; Perregaux, Houdetot und Campan gehörten

darunter, von welchen der letztere sich als ein sinniger und redlicher Freund erwies, und bis an sein Ende im Brief=wechsel mit Rahel blieb; auch einige ältere Beamte, in denen wohl gar ehemalige Emigranten erkannt wurden; sodann Offiziere, durch Bildung und Wohlmeinung ausgezeichnet, und zum Theil von Paris her empfohlen. Auch jetzt noch kamen eine Anzahl Franzosen öfters hier zusammen; die Einquartirung ging obenein. Einen sanften, feinen, gut=müthigen Gascogner Namens Bujac, der ungern als Ge=schäftsmann dem Kriegszuge folgte, für die Deutschen die herzlichste Zuneigung hatte, und eigentlich ganz in Musik=liebhaberei lebte, gewann ich wahrhaft lieb, sowie auch der bildschöne Kapitain und Ritter der Ehrenlegion Bribes, aus den Pyrenäen gebürtig, durch harmlose Natürlichkeit und ehrliche Gesinnung mir sehr werth wurde. Ein paar pfiffige, weltkluge, anekdotenreiche, Scherz und Vergnügen athmende Lebeleute kamen auch wohl vor, und verdarben die Stimmung nicht. Wirkten und herrschten diese französischen Elemente, so ließ ich mir die Störung noch am willigsten gefallen, denn das Zusammensein lieferte dann, wenn auch gerade kein eindringliches Strahlenlicht, doch wenigstens ein lustiges Wärmefeuer, an dem man sich behaglich fühlte, und ich er=innere mich nicht, daß ich diesen guten Leuten gegenüber mich so ungeduldig gefühlt hätte, als wenn der alte Jo=hanniterordens=Komthur Graf von Wartensleben, oder Herr Delmar, oder wer sonst von Stadt= und Sippschafts=genossen sich einfand, die schönen Stunden bezwängten und verdarben.

Ich war nicht sobald in diesen neuen Lebensstrom ein=gegangen, als ich schon eilte, meinen Freunden eifrigen Be=richt zu geben, ihnen Schritt für Schritt den neuen Ge=winn aufzuzeigen und ihnen alles zu gönnen, was sie davon sich anzueignen Fähigkeit und Lust haben möchten. Die Hofräthin Herz war verwundert, wollte nicht recht begreifen, wie Rahel und ich uns auf die Dauer verstehen könnten, meinte jedoch lächelnd, interessant und original würde ich nachher nicht leicht eine Frau mehr finden. Chamisso und Neumann kannten Rahel schon längst, doch ohne Näherung,

und meine begeisterte Rede wurde ihnen eine Art Vorwurf, daß sie das Ausgezeichnete entweder nicht zu würdigen verstanden, oder nicht anzugehen gewagt; in beiden zeigte ich mich jetzt ihnen überlegen, und wenn sie auch einigen Zweifel und Unglauben spielen ließen, der mich scherzend verwirren sollte, so mußten sie doch bald den Ernst meiner Ueberzeugung erkennen, und sich zuletzt der, durch hundert unabweisliche Zeugnisse sprechenden Geistesmacht beugen. Aber ein hartnäckiger Widersacher blieb mir Harscher, wiewohl ich gerade ihm die eindringlichsten und häufigsten Mittheilungen machte. Er war sehr fähig anzuerkennen und zu bewundern, und zeigte sich oft ganz hingerissen von tiefen und reichen Einzelheiten, die ich ihm berichtete, so daß er die Andern schalt und beschämte, welche bei ihm Tadel und Widerspruch gehofft hatten, und es gab wohl Fälle, wo er staunend ausrief: „Hier ist alle Tiefe der Schleiermacher'schen Ethik, was sag' ich? hier ist mehr als Schleiermacher, denn hier ist die Wissenschaft in Form des Lebens selbst!“ Doch dergleichen Entflammung dauerte nicht lange, sondern gab unvermerkt wieder einem Mißwollen und einer Uebellaune Raum, welche tief in seinem Gemüthe lagen, und gegen ein so freies und gesundes Wesen, wie sich in Rahel darstellte, um so bittrer ausbrachen, als dies mit seinem krankhaften und zerknitterten im hellsten Gegensatze war. Er konnte etwas so selbstständiges, aus dem Ganzen Lebendes, und ohne Kunst und Anstrengung Wahrheit und Schönheit Produzirendes schlechterdings nicht vertragen, ja eine Art Neid und Eifersucht ergriff ihn, und er wandte alles an, um mich von dem neuen Verhältnisse wieder abzuziehen. Er selbst folgte mir zwar zu Rahel, erfuhr die liebreichste Aufnahme, genoß der belebendsten Gespräche, und konnte des Staunens und Betrachtens kein Ende finden; allein gerade das verdroß ihn wieder, er wollte sich nicht überboten sehen, und blieb wieder weg, weil er den Zauber, wie er sagte, nicht wollte Herr über sich werden lassen. Seine ernstlichen Erörterungen aber, seine spöttischen Launen, und was er sonst versuchte, nichts hatte diesmal die geringste Gewalt auf mich; er sah es selber ein, und ließ mich meiner Wege gehen, zufrieden,

daß ich neben der neuen Hinneigung auch unserm alten Verhältnisse nach wie vor die treuste Beflissenheit widmete, und mich nach dieser Seite eben so wenig wie nach jener irre machen ließ.

In meinen Briefen nach Hamburg war ich gewohnt, mit völliger Offenheit meine Lebensbegegnisse und meinen Sinn auszusprechen, ich verhehlte der lieben Freundin keine der Bewegungen, die meinen Geist oder mein Gemüth ergriffen, und so hatte ich ihr auch in der Freude meines Herzens ganz begeistert von Rahel geschrieben. Mein Vertrauen war um so rückhaltloser, als gerade dies mich am stärksten mit Fanny verband, seit von ihr so dringend festgesetzt und betheuert worden war, daß unsre wechselseitige Theilnahme und Zuneigung uns zwar immer verbunden halten, aber einzig als Freundschaft uns beglücken solle. Meine Erwähnungen von der Bekanntschaft mit Rahel, und wie sehr ich an ihrem Umgange Gefallen fände, bewirkten jedoch Verstimmung, und wurden durch die wehmüthige Klage, ich würde neben einer so überaus klugen Frau nun wohl jede andre dumm finden, und durch mißtrauische Warnungen erwiedert, woraus ich wohl sehen konnte, daß bei gewissen Verzichtungen und Lossagungen, wenn sie auch vollkommen Ernst sind, doch der Fall der Anwendung immer peinlich wird, und daß man leichter sein Wort geben mag, als dabei genommen sein will. Aber dennoch blieb Fanny bei ihren einmal gegebenen Erklärungen, daß sie in ihrem schon bestimmten Loose verharren und mit mir kein neues theilen werde, wie reizend und beglückend dies ihr immer leuchten wolle. Sie wies jede Gegenvorstellung mit verstärkten Gründen von sich. Die Worte mochten aber sein, wie sie wollten, in der Sache fühlte ich nur zu gut den ungeheuern Zwiespalt, in den ich mich hatte kommen lassen, und aus dem ich mir mit bestem Willen nicht zu helfen wußte. Ich empfand es deutlich und schmerzlich, daß die Bande meines Innern gegen Fanny keineswegs gelöst, gegen Rahel aber in bedeutender Anknüpfung begriffen seien. Ich war aufrichtig nach beiden Seiten und gegen mich selber dazu, aber auch dadurch wurde in der Sache nichts gebessert, und da

nach keiner Seite ein Grund oder Anlaß des Aufgebens vorhanden war, im Gegentheil die stärksten Triebe des innigsten Festhaltens gleichmäßig fortwirkten, so sah ich mir dieselben Verschlingungen, die ich schon in diesem Betreff mit Harscher zu tragen hatte, nochmals und mit weit schwererem Druck über den Kopf geworfen. Für mich hatte dies fürerst nach außen die Wirkung, daß ich nun selbst verdrießlicher und abgeschlossener gegen die Andern wurde, und sie nach ihrem sparsamen Sinn auch sparsamer behandelte.

Rahel bezog im Laufe des Sommers eine ländliche Wohnung in Charlottenburg, und ich ließ mir angelegen sein, sie dort so oft als möglich zu besuchen. Meine Arbeiten drängte ich zusammen auf den früheren Theil des Tages, meinen sonstigen Umgang schränkte ich mehr und mehr ein, und wenn der Nachmittag mir noch nicht frei wurde, so ließ ich selbst den dunkelnden Abend mich nicht abhalten, die Stunde Weges zu Wagen oder zu Fuß eilig zu durchmessen, um den meist drangvollen Tag in der labendsten Erholung zu beschließen. Die größere Einsamkeit, in welcher ich die Freundin hier sah, gab unserm Gespräch und ganzen Zusammensein einen freieren Gang und reicheren Ertrag; der heimliche Schattenplatz vor der Thüre des kleinen Hauses in der abgelegenen Schloßstraße, die kühlen Spazirgänge in den duftenden Gartenwegen, durch die breiten bäumereichen Straßen des damals überaus stillen Ortes, längs des Ufers der Spree und über die Brücke, diese Reize der Oertlichkeit, oft noch erhöht durch die volle Pracht des Mond- und Sternenhimmels, sind mir in der Erinnerung unauflöslich verwebt mit den erhabensten Geistesflügen und den zartesten Schwingungen des erregten Gemüths, welches denn doch zugleich leidenschaftlichen Spannungen und geselligem Widerstreite genugsam eröffnet blieb, und daher von sentimentaler Verweichlichung gar nicht bedroht war.

Die seltnern Besuche der Franzosen Bribes und Bujac wurden mehr zur vorübergehenden Zerstreuung, als daß sie dauernd gestört hätten, beide waren mir oft auf den nächtlichen Rückwegen zur Stadt erwünschte Gefährten; auch die

Nähe von Regina Frohberg, welche ebenfalls in Charlottenburg eine Sommerwohnung bezogen hatte, wirkte nicht so belästigend als vielmehr befreiend, indem sie den Besuch, auf welchen wir schon gern verzichten mochten, wie von selbst in ihre Kreise zog. Von einer besondern Seite jedoch mußte auch ich ihr unmittelbar pflichtig werden. Ihr geduldiger Fleiß hatte sich lange Zeit auf Uebersetzungen beschränkt, kleine Romane mußten als Uebungsstücke aus dem Französischen und Englischen in's Deutsche und wieder zurück wandern, wobei wiederholtes Nachbessern und sorgfältiges Abschreiben nicht gespart wurde. Die Beschäftigung, solche Geschichten äußerlich niederzuschreiben, führte nah und leicht in den Versuch, dergleichen aus eignem Erfinden zu verfassen, und es war der mühsamsten Anstrengung endlich eine Liebeserzählung entsprossen, deren alltägliche Dürftigkeit und Rohheit den Eifer lobhudelnder Theegäste nicht abhielt, sie als ein zartes, sinniges Gebild weiblicher Phantasie und Herzenskunde höchlich anzupreisen, und vor allem sie des Druckes würdig zu erklären. Besonders ein Obermundschenk Graf von Egloffstein, der vor einigen Jahren, als einer der besten Frömmler am preußischen Hofe verstorben ist, damals aber ein ausgelernter Frauenjäger und aller Gänge der Eitelkeit gut kundig war, schwur mit höchster Begeisterung, ein solches Werk müsse an das Tageslicht treten, und werde seine Verfasserin gleich in die Reihe der ersten Schriftstellerinnen einführen. Er sprach mit einem Buchhändler, der sich willig zeigte, dem so unterstützten Andringen war nicht zu widerstehen, und das köstliche Manuskript wurde hingegeben. Vor dem Drucke aber sollte denn doch zu größerer Sicherheit noch eine prüfende Durchsicht Statt finden; ich hatte schon manches drucken lassen, ich hatte für Frau von Fouqué mich in solchem Liebesdienste schon eifrig erwiesen, und schien daher durchaus der rechte Mann. Mit Schrecken sah ich mir die Ehre dieses Vertrauens angethan; es war unmöglich, diese traurigen Anfänge der Schriftstellerei ohne spöttische Belustigung durchzuarbeiten, in manchen Augenblicken machte ich mir ein Gewissen daraus, dem Zutrauen nicht sogleich durch dringendes Abrathen zu entsprechen; allein

man stellte mir vor, es gäbe ein Publikum, das immer noch schlechter sei, als diese Schriften, und es sei noch gar nicht ausgemacht, daß deren Erscheinung übel ausfallen müsse, auch sah ich die Herausgabe schon beschlossen und keineswegs von meinem Rath abhängig; ich nahm also den Text vor, und da ich das Innere nicht verändern konnte, suchte ich wenigstens dem Ausdrucke treulich nachzuhelfen, und schaffte eine Menge kleiner Flecken fort, ein Geschäft, dessen redliche Erfüllung mir doch zu viele Qual verursachte, als daß ich nicht hinterdrein durch einige satyrische Ausfälle mich zu entschädigen gesucht hätte, wodurch ich mir alles schon erworbene Verdienst wieder zerstörte, und den Keim zu Mißverhältnissen legte, die späterhin zu vollen Saaten aufschossen. Rahel war unendlich nachsichtig gegen dieses litterarische Auftreten ihrer Freundin, das ihr wie eine andre Art von Ausreiten vorkam, wie eine nützliche Zerstreuung, wobei man sich über Urtheile und Nachreden der Leute, eben so wie in andern Fällen, getrost hinwegsetzen dürfe. Gleichwohl konnte auch sie sich der einzigen Unterhaltung nicht verschließen, die es uns gewährte, unter dem Fortschreiten des Druckenlassens und Schreibens die Einbildung, den Stolz und sogar den Erfolg und die Geltung eines litterarischen Daseins aufsteigen und dieses unglaubliche Gebild sogar gegen uns selber seine Kräfte versuchen zu sehen.

Einige Vorfälle ließen den gewaltsamen Drang des politischen Zwiespaltes heftig empfinden, den wir zwar immer vor Augen hatten, aber im höheren Einverständnisse freimenschlichen Sinnes persönlich von uns abhalten mochten. Der Frieden war geschlossen, der Feind aber noch im Lande, und Gelegenheit und Reiz ihm nachträglich entgegenzutreten machten manchen preußischen Offizier, der ohne sein Verschulden die Schmach der allgemeinen Niederlage trug, und auch jetzt noch nicht wieder in Uniform erscheinen durfte, zu Händeln entzündlich, die ihm wenigstens auf einige Augenblicke die vom Feinde selbst bewilligten Waffen wiedergaben. So hatte auch Herr von Chasot, Abkömmling jener in Preußen aufgenommenen französischen Glaubensvertriebenen, doch mit Herz und Sinn ganz hier heimisch geworden, sich

an der Wirthstafel in einem Gasthofe, wo ein Franzose im leichtsinnigen Redefluß einen ungebührlichen Ausdruck über den König von Preußen hingleiten ließ, sogleich mit heftigem Ernst erhoben, seinen Militairkarakter angegeben, und die Beleidigung seines Herrn hart gerügt. Durch solche Wendung war jederman überrascht, am wenigsten hatte der Franzose sie beabsichtigt, den preußischen Offizier in dem schlichten Bürgerrocke nicht ahndend und übrigens in einem freien Geiste redend, der dem preußischen Sinne gar wohl gefallen durfte, denn gegen Napoleon's Gewaltmacht und Kriegswuth wurden die Ausfälle nicht gespart, gegen ihn sei allgemeine Volkserhebung, hieß es, das einzige Hülfsmittel, und gerade deßhalb, weil der König das Aufgebot der Volkskräfte unterlassen, sollte er des Mangels an Einsicht schuldig sein. Da jedoch Chasot sich nicht bedeuten ließ, die viel stärkeren Worte gegen Napoleon nicht als Ausgleichung hinnehmen wollte, und dem Franzosen wiederholt erwiederte, er sei ein impertinent: so forderte dieser ihn zum Zweikampf heraus. Chasot wählte Pistolen, der Franzose wandte nichts dagegen ein, man schoß sich auf zwölf Schritt, und der Preuße traf den Gegner durch beide Schenkel. Man erzählte die Sache durchaus zum Lobe des Franzosen; Herr von Quast, Chasot's Sekundant, bezeugte überall, daß jener auch nach seiner Verwundung noch sehr gut hätte schießen können, aber es nicht gewollt, und ihm schon vorher gesagt habe, wie tief es ihn schmerzen würde, seinen Gegner, der schon ein Fünfziger, und Gatte und Vater dreier Kinder war, zu tödten. Man nahm den größten Antheil an dem edelmüthigen Manne, allein wie steigerte sich dieser Antheil für uns, als wir nach einigen Tagen von ungefähr vernahmen, der verwundete Franzose sei niemand anders, als unser Bujac! Wir eilten zu seinem Krankenlager, und da zeigte sich seine ganze Liebenswürdigkeit; seine vier Wunden schienen nicht gefährlich, machten ihn aber sehr leiden, und der feine hagre Mann war für dergleichen rohe Zukommnisse nicht eingerichtet, Quast und Chasot selber besuchten ihn, Prinz August von Preußen, Schack, Wilhelm von Röder und viele andere Preußen, bewiesen ihm die lebhafteste Theilnahme, die sorg=

samste Pflege wurde ihm angeordnet, und die liebevollsten und dankbarsten Empfindungen in ihm behaupteten sich neben allen körperlichen Schmerzen. Leider waren seine Kräfte zu früh erschöpft, und nach kurzem Anscheine der Besserung verschlimmerten sich seine Wunden, nach wenigen Wochen war er uns durch sanften Tod entrissen, beweint in der Nähe und Ferne von Allen, die ihn gekannt.

Besser für unsern Sinn fiel ungefähr in derselben Zeit ein andrer Zweikampf aus, dessen Theilnehmer ein Herr von Rochow, Verwandter der Fouqué'schen Stiefsöhne, und Herr von Cannouville, der uns von Nennhausen her wohlbekannte, waren. Dieser Letztere hatte in gemeinster Weise rohe Beleidigung verübt, wollte nur auf den Säbel, nicht aber auf Pistolen, Genugthuung geben, mußte zu letzterer Waffe gezwungen werden, und erhielt einen Schuß in den Arm, was ihm jedoch, nachdem die ersten Tage überstanden waren, schon wieder zur Annehmlichkeit wurde, indem ein Arm in der Binde dem schönen Manne bei den Frauen in seiner Einbildung nur erhöhten Werth geben mußte. Wie verschieden hatten sich hier der Bürgerliche und der Edelmann, der Unkriegerische und der Mann vom Waffenhandwerk in ähnlicher Gelegenheit benommen! Sie schienen fast gänzlich die Eigenschaften ausgetauscht zu haben, welche die gewöhnliche Annahme den äußerlichen Standesverschiedenheiten beimessen wollte. Ich unterließ nicht, beide Vorfälle nach Nennhausen zu berichten, in dem gehörigen Ausdruck, der meiner Schadenfreude gegen dortige einseitige Sinnesarten und heimliche Neigungen zu einiger Befriedigung diente.

Der im Stillen fortarbeitende Gegenkampf der Preußen wider den schwerlastenden Unterdrücker konnte sich doch nur unerfreulich in solchen vereinzelten Beispielen zeigen, die mehr oder minder dem Zufall überlassen waren. Einen größeren und offneren Volkswiderstand vergegenwärtigte uns ein Anblick, der sich eines Morgens überraschend darbot, als ich die Friedrichsstraße hinabging, und ein langer Zug Reiterei vom Oranienburger Thore mir entgegenkam. Gewöhnt an das Hin- und Herziehen französischer Truppen, pflegte man

der geringeren Abtheilungen oft gar nicht mehr zu achten; diesmal aber fiel mir sogleich etwas Fremdartiges auf, das mich näher anzog; nicht Deutsche konnten diese Leute sein, noch Franzosen, noch wußte man sie unter den schon bekannten Bundestruppen der letzteren irgendwo einzureihen, eben so wenig konnten sie für Kriegsgefangene gelten; stolz und ernsthaft war ihr Aussehen, sie schienen die neue Stadt und die Zuschauer gar nicht zu beachten, die dunklen Gesichter schauten wie muthig ergeben in ein unausweichliches Geschick vor sich hin; französische Gendarmen ritten hie und da zur Begleitung nebenher, und schon wollte ich einen derselben befragen, als aus dem Zuge, wo einige Pferde ungestüm wurden, ein paar Worte hervorschollen, die mir sogleich alles Licht gaben, die Worte waren spanisch, und es blieb kein Zweifel, daß diese Reiter zu den traurigen Ueberresten gehörten, die auf den Küsten Dänemarks zurückgeblieben und wieder in die Gewalt der Franzosen gerathen waren, als der Marquez de la Romana vor mehreren Wochen zur Rückkehr in das Vaterland sich mit dem größten Theile der Seinen glücklich eingeschifft hatte! Im tiefsten war mir das Herz bewegt; ich fühlte die stille Freude dieser Gefangenen mit, die, was ihnen mißlungen war, doch ihren Kammeraden gelungen wußten, und nun ihr eignes bedrückendes Loos mit solch anständiger Haltung trugen! Sie waren, wie ich vernahm, nach den Festungen an der Oder bestimmt, wo man sie, nachdem sie ihre schönen andalusischen Pferde abgegeben, ohne Gefahr zum innern Dienste verwenden konnte. Wahrscheinlich sind sie noch weiter fortgeschafft und versplittert worden, wenigstens habe ich von dem Schicksal dieser durch Berlin gekommenen Spanier in der Folge nichts mehr erfahren können. Auch wir blickten seufzend, als wären wir dort einheimisch, in jenes Land hinüber, wo das hochherzige Volk in offnem Aufstande gegen das Joch Napoleon's kämpfen konnte. Wir fühlten uns von jedem Versuche dieser Art ausgeschlossen, denn das ganze Land war überall vom Feinde mit kluger Vorsicht bewacht, und schwerlich gab es damals einen Boden und ein Volk, die hülfloser und verlorener anzusehen gewesen wären, als Preußen.

Schon lange trug dieser Jammer wesentlich dazu bei, mir den Aufenthalt in Berlin zu verleiden. Auch meine Freundin Rahel war darüber in Verzweiflung und sprach vielfältig vom Wegreisen; allerlei Plane, in Böhmen oder in der Schweiz zu leben, wurden aufgelegt, die Beschränktheit der verfügbaren Mittel aber blieb allen ein Hinderniß. Doch nicht genug, daß ich nun auf keine Weise mehr an diesem Ort mich befinden mochte, so war mir ihn zu verlassen auch schon um deswillen ein Bedürfniß, weil ich anderwärts für meine Zukunft neue Fassung zu finden hoffte, denn leider war mir diese völlig ausgegangen. Die bewegte Welt, in der so vieles zusammenstürzte, und die Zerrüttungen in meinem Innern, das zwischen entgegengesetzten Neigungen, Fähigkeiten und Aufgaben hin und wieder schwankte, hatten mir die Laufbahn des Arztes, wie sie gedenkbar vor mir lag, immer mehr verdunkelt, und besonders fühlte ich den nächsten Bestimmungsgrund, der mich bisher auf ihr meinem Glück entgegenzuleiten versprach, völlig hinweggerückt. Es kam mir wie die größte Thorheit und Albernheit vor, daß ich mich, ohne Gewährung häuslichen Glückes, bürgerlich niederlassen und in dürftigen Anfängen abschließen sollte, bei solchen Vorstellungen, in solch jungen Jahren, bei so vielfacher Ansprache der Welt an mich. Der Kriegsdienst lockte mich an, die Vaterlandsliebe beseelte diese Richtung mit den höchsten Gedanken, für politische Verhältnisse und Geschäfte fühlte ich mich nicht ungeeignet, und die freie Thätigkeit der Schriftstellerei erschien mir vor allem leicht und wünschenswerth, sobald nur erst der rechte Anhebungspunkt dafür gewonnen wäre. Weil nun aber dieser Zwiespalt nach keiner Seite günstige Entwickelung erfuhr, und ich im Grunde doch innerlich die Medizin noch gar nicht los geworden war, so fiel ich zunächst immer auf diese wieder zurück, und gerade in meinen kräftigsten Augenblicken glaubte ich mich ihren Forderungen fügen zu können. Ich warf mir meine Unbestimmtheit als Schwäche vor, die Wahl sollte durch ihre eigne Macht die in dem Gegenstand liegenden Gründe vervollständigen, und so dachte ich es mit der Medizin ohne weiteres zu erzwingen, und kam in der

erhöhten Stimmung, welche der Umgang Rahel's mir gewährte, nun zu dem festen Entschlusse, alles an den Versuch zu setzen. Zu diesem Zwecke war es vor allem nöthig Berlin zu verlassen, wo mich zu viele Gegenstände ablenkten, und die theuersten nicht einmal sicher waren. Wie früher nach Kiel, so richtete ich nunmehr mein Absehen nach Tübingen, wo Kielmeyer und Autenrieth für mein Vorhaben als günstige Sterne leuchteten, und wohin auch Harscher, der sich den gleichen Zweck vorsetzte, und sich endlich zum Arzt entscheiden wollte, mich zu begleiten nicht abgeneigt schien. Daß wir in Berlin, weil die Gründung der Universität sich verzögerte, nicht Doktoren werden konnten, kam gleichfalls in Betracht und hieß uns nach diesen Verhältnissen unsere Schritte einrichten.

Für diesen Bezug ergab sich indeß anderweitig Rath und Aushülfe ganz in der Nähe. Die Universität Erfurt war mit ihren akademischen Würden nicht schwierig, ihr ganzes Dasein bestand fast einzig noch in Ausübung dieser Gerechtsame, und, schon längst mit Aufhebung bedroht, eilte sie, ihre akademische Waare, wie zum Ausverkauf, so leicht und wohlfeil als möglich loszuschlagen. In Berlin besorgte der Hofrath Professor Hecker diese Geschäfte regelmäßig, und wies der Erfurter Fakultät gegen einigen Antheil an den Gebühren möglichst viele Kandidaten zu. Dies war ohne Zweifel ein Mißbrauch und in andrer Zeit und bei andern Umständen hätte ich mir es zur Schande gerechnet, auf diese Art Doktor zu werden. Die Lage der Dinge schien diesmal zu entschuldigen, daß ich der schnellen Aushülfe mich bediente, die mir von ältern Studiengenossen vorgeschlagen und diesmal wenigstens für meinen Fall von den würdigsten Männern gebilligt wurde, da niemand glauben durfte, ich wolle nur der strengen Prüfung auf diese Weise entgehen. Professor Hecker begnügte sich mit den vortheilhaften Zeugnissen, die ich über mein medizinisches Studium reichlich einlieferte, wollte von gar keinem Examen hören, empfing die nöthige Summe Goldes, und binnen wenigen Wochen sollte dafür das Doktordiplom in meinen Händen sein. Es war mir eine angenehme Vorstellung, schon mit diesem Titel ver-

sehen in Tübingen anzukommen, wo ich nun noch zum hauptsächlichen Zweck hatte, mich unter Autenrieth's Leitung in der Klinik vollständig auszubilden, denn meine Kenntniß und Erfahrung wollte mir gerade in diesem Zweige gar nicht genügen, und ich fühlte, daß ich nie so leichtsinnig, wie die meisten meiner Mitstudirenden, die bei geringerem Wissen mehr Selbstvertrauen hatten, die praktische Laufbahn würde betreten können. Diese Erwerbung des Doktorgrades sollte mir indeß nicht so glatt und schnell nach Wunsch erfolgen. Der Mäkler pflegte die Gebühren nicht richtig einzusenden, sondern sich in eignen Verlegenheiten damit zu helfen; jene hielten dann auch die bestellten Diplome zurück, und es entstanden die peinlichsten Hinzögerungen. So erging es auch mir; vergebens drängte ich den Mann, der von einer Woche zur andern die Ankunft der Ausfertigungen zusagte, er hatte das Geld verthan, und konnte solches in der Eile nicht wieder aufbringen. Nach langem Harren mußte ich mich zuletzt entschließen, ohne Diplom abzureisen, das mir aber unmittelbar nachfolgen sollte. Hitzig versprach, die Sache nicht aus dem Auge zu lassen; allein auch sein dringendes Mahnen und mein scharfes Schreiben blieben noch lange Zeit fruchtlos, und erst im folgenden Jahre, als ich selbst wieder nach Berlin, durch nicht vorausgesehene Wendung der Dinge, zurückgekehrt war, gelang es meiner persönlichen harten Ansprache, den Mann zur Herbeischaffung der traurigen Urkunde zu nöthigen, welche ich gerade in dem Augenblicke empfing, als mir schon beinahe gewiß war, daß ich niemals noch einen Gebrauch davon würde zu machen haben!

Theils mit sich selber als mächtiger Gegenwart erfüllt, theils zur unbestimmten Zukunft gewaltsam hinausstrebend, war die schöne Sommerzeit verflossen, und während der Ferien mußten die Entscheidungen ausgeführt werden, welche wir gefaßt hatten. Jemehr der Zeitpunkt der Trennung herannahte, desto inniger fühlten Rahel und ich den Werth und das Glück unsrer Verbindung. Wir suchten den Schmerz durch Geistesstärke zu verscheuchen, aber mitten in aller Freudigkeit, daß wir noch zusammen ein Glück empfanden,

dem auch die Trennung sein Wesen lassen mußte, überschlich uns die trauervollste Wehmuth. Es schien Thorheit, Wahnsinn, daß wir uns trennten, und doch blieben die gefaßten Vorsätze unverändert, und durchaus einwilligend stimmte Rahel mir bei. Wir hatten den Muth uns zu trennen, gestärkt durch die Kraft des Zusammenseins. Meine Lebensentwickelung war noch unvollständig sogar in ihren Umrissen, deren Gestalt sich abschließen, sich nach mehreren Seiten über vielen Lücken hin ergänzen mußte. Wie hätte ich bleiben sollen, in welcher Stellung, in welcher Richtung? Der strebenden Thätigkeit hätte kein Glück mich entsagen lassen, im ruhigen Genusse weicher Tage wäre ich nur unglücklich gewesen. Ich mußte fort, um als ein Andrer wiederzukommen, und mußte immer wieder fort, bis nach genugsamen Kämpfen und Stürmen das innere Leben sich zu dem äußern in gehöriges Verhältniß gebracht hatte. Ich fühlte diese unwiderstehliche Nothwendigkeit, ohne derselben klar bewußt zu sein, und alle entgegengesetzten Versuche mußten mißlingen, bis die rechte Zeit gekommen war. Der gewonnene Schatz aber blieb mir fortan gewiß; der Wechsel des Lebens und die Vielgestalt der Welt vermochten über ihn nichts; auch wußten wir beide dies mit stärkster Gewißheit, und in der hierdurch gewährten Herzensfreudigkeit erschien selbst die Trennung nur als Nebensache, die sich nur jetzt nicht ändern ließe, künftig aber unfehlbar weichen werde. Bis zuletzt nahmen zerstreuende Thätigkeiten uns in Anspruch; Rahel zog von der Mutter weg in eine besondere Wohnung, und hatte mit Einrichtungen aller Art zu schaffen; mir gab Harscher's Unentschlossenheit unaufhörlich zu thun, er fand immerfort neue Gründe in Berlin zu bleiben, und für ihn war die Nothwendigkeit der Reise noch dringender, als für mich, zuletzt suchte er nur Frist und Aufschub, wodurch der rechte Zeitpunkt verloren gehen konnte. Als die Tage des Scheidens nun wirklich eintraten, ich mir vorstellen mußte, daß ich diese Augen bald nicht mehr sehen, diese Hand nicht mehr küssen, diese Stimme nicht mehr hören sollte, da mußt' ich gleichwohl verzagen, und das nahe Bild der verlassen zurückbleibenden Freundin brachte mich zur Verzweiflung,

aus der nur die Gelübde des Wiedersehens sich um so stärker emporhoben, und einigen Trost gewährten. Glücklicherweise geschah ihr selber in diesen Tagen von ganz gleichgültiger Seite ein Antrag zu einer Reise nach Leipzig für die Zeit der Messe; die Gelegenheit war günstig, aber sie gestattete keine Zögerung. Ich dankte dem Himmel für diesen Glücksfall, der uns am mildesten über die herbe Trennung hinausbrachte, der noch früher Rahel als mich von Berlin entfernte, und gleichzeitig ihr wie mir durch neue Gegenstände die schreckliche Leere erträglicher machen half. Unter eifrigen Thätigkeiten vergingen die letzten Stunden, ich gelobte mir, indem ich das schmerzliche Lebewohl aussprach, ein freudiges Wiedersehen, und dies hielt mich aufrecht, indem ich den Wagen dahinrollen sah.

Ich war damals vierundzwanzig Jahr alt, Rahel um mehr als die Hälfte dieser Jahre älter, und dieser Umstand, welcher unsre ganze Lebensstellung weit auseinander zu rücken schien, hätte dies vielleicht wirklich vermocht, wäre er in sich selber wahr gewesen. Allein er bestand mehr als Zufälliges, und war in allem Wesentlichen aufgehoben und vernichtet. Dieses edle Leben, dem schon so mannigfache Weltanschauung geworden, ein so großer Reichthum von Glücks- und Leidensloosen zugetheilt gewesen, dieses Leben erschien unzerstörbar jung und kräftig, nicht nur von Seiten des mächtigen Geistes, der in freier Höhe über den Tageswogen schwebte, sondern auch das Herz, die Sinne, die Adern, das ganze leibliche Dasein, waren wie in frische Klarheit getaucht, und die reinste, erquickendste Gegenwart stand herrschend mitteninne zwischen erfüllter Vergangenheit und hoffnungsreicher Zukunft. Eine dauernde Vereinigung mußte uns jedoch damals noch versagt sein. Zweimaliger Kriegsdienst, Reisen, Zerstreuung in glänzender Welt, Lockungen des Ehrgeizes, Neigungen und Mißverständnisse, zu welchen die langwierige Entfernung Anlaß geben wollte, nichts konnte jemals in meinem Innern das feste Band berühren, das mich mit Rahel verknüpft hielt, die tiefe Ueberzeugung, daß ich mein Lebensglück gefunden wisse, erschüttern, und das unermüdete Hinstreben zu diesem Ziel auch nur einen Augenblick schwächen. Sechs

Jahre vergingen auf diese Weise, nur unterbrochen durch kurze Zeiten des Wiedersehens, in welcher die Vorsätze und Hoffnungen sich neu bestärkten. Endlich, nach erfolgtem Umschwunge der allgemeinen Verhältnisse, nach erlangtem Sieg und Frieden des deutschen Vaterlandes, von Paris, wo ich schwer krank gelegen, unter glücklichen Zeichen heimkehrend, konnte ich, aller Hemmungen frei, die geliebte Freundin in Böhmen wiederfinden, den schönsten Sommer mit ihr verleben, und darauf in Berlin, am 27. September 1814, mein Lebensloos für immer dem ihren anschließen.

Die neunzehnjährige Zeit unseres sodann wenig unterbrochenen, zu stets erneutem Bewußtsein des Glückes erhobenen und in innerer Entwickelung reichen Zusammenlebens zu schildern, darf ich vielleicht in späterer Zeit, wenn die Fortsetzung der begonnenen Denkschriften mich wieder anziehen kann, mit gestärkten Kräften zu unternehmen hoffen. —

Einige Tage nach Rahel's Abreise trieb ich mich in der verödeten Stadt umher, zwischen Reisegeschäften und Sehnsuchtsweh getheilt, bis auch endlich unsre Abfahrt erfolgen konnte, deren erstes Ziel Dresden war, wo Harscher sich ein paar Wochen zu verweilen ausbedungen hatte, weil er die dortigen Kunstschätze, ehe er Norddeutschland, vielleicht auf immer, verließe, gehörig betrachten und in sich aufnehmen wollte.

Vierzehnter Abschnitt.

Besuch bei Jean Paul Friedrich Richter.

Baireuth, 1808.

Baireuth, Sonntag den 23. Oktober 1808. Heute Vormittag ging ich zu Jean Paul. Harscher war verstimmt, und wollte durchaus nicht mitgehen, ich glaube, es verdroß ihn zu sehr, seine äußeren Ansprüche gegen seine inneren so weit zurückstehen zu finden, und einen Mann, mit dem er sich geistig auf gleicher Linie fühlte, nur als unscheinbarer Student zu begrüßen, dessen innrer Werth zufällig noch zu keiner Namhaftigkeit ausgeprägt worden. Denn von Jean Paul eingenommen und bezaubert ist er mehr noch als ich, und seinen Wunsch, den Mann wie er leibt und lebt zu sehen, hatte er bisher oft und lebhaft ausgesprochen. Ich bin auch nur ein unscheinbarer Student, aber das ist mir eben recht, und so ging ich getrost hin! Eine angenehme, freundlich neugierige Frau, die mir die Thür öffnete, erkannt' ich sogleich als Jean Paul's Gattin an der Aehnlichkeit mit ihrer Schwester. Ein Kind wurde geschickt, den Vater zu rufen. Er kam bald; war auf meinen Besuch durch Briefe aus Berlin und Leipzig schon vorbereitet, und empfing mich sehr liebreich. Als er sich neben mir auf das Sopha niedersetzte, hätte ich ihm beinah in's Gesicht gelacht, denn indem er sich etwas bückte, sah er genau so aus, wie ihn unser Neumann in den „Versuchen und Hindernissen" scherzhaft

beschrieben hat, und wie und was er sprach, verstärkte den Eindruck in derselben Weise. Jean Paul ist wohlbeleibt, hat ein volles, gutgeordnetes Gesicht, kleine, feuervoll sprühende und dann wieder gutmüthig matte Augen, einen freundlichen, auch im Schweigen leise bewegten Mund. Seine Sprache ist schnell, fast eilig, und daher bisweilen etwas stolpernd, nicht ohne einigen Dialekt, der mir schwer zu bezeichnen wäre, aber ein Gemisch von fränkischem und sächsischem sein mag, natürlich doch ganz in der Gewalt der Schriftsprache festgehalten.

Ich mußte ihm zuvörderst alles erzählen, was ich von seinen Berliner Bekannten irgend wußte oder gar zu bestellen hatte. Gern dachte er der Zeit, da er in Berlin als Nachbar von Markus Herz in dem Leder'schen Hause gewohnt, wo ich vor sieben Jahren im Garten an der Spree ihn zuerst gesehen, mit Blättern in der Hand, die man mir als zum „Hesperus" gehörig insgeheim bezeichnete. Dies Persönliche, und manches Litterarische, das sich damit verflechten mußte, regte ihn außerordentlich an, und er hatte bald mehr zu sagen, als zu vernehmen. Seine Rede war durchaus liebenswürdig und gutmüthig, immer gehaltvoll, aber in ganz schlichtem Ton und Ausdruck. Wiewohl ich es schon wußte, daß sein Witz und Humor nur seiner Schreibfeder angehören, und er nicht leicht ein Zettelchen schreibt, ohne daß jene mit einfließen, dagegen sein mündlicher Ausdruck selten etwas davon verräth, so fiel es mir doch sehr auf, bei dieser beständigen inneren Bewegung, in der ich ihn sah, und bei dieser Lebhaftigkeit, der er sich überließ, von Witz und Humor keine Spur zu sehen. Sein übriges Betragen glich seinem Sprechen; nichts Vornehmes, nichts Gespanntes, nichts Absichtliches, nichts, was über das Bürgerliche hinausginge; seine Höflichkeit war die größte Güte, seine Haltung und Art hausväterlich, für den Fremden gern rücksichtsvoll, aber für sich selber dabei möglichst ungezwungen. Auch der Eifer, in welchen der Reiz des Besprochenen ihn öfters brachte, veränderte doch jene Grundstimmung niemals, nirgends lauerndes Beobachten und Spähen, überall Milde, überall freies Walten seiner nicht scharfumgränzten Natur,

überall offne Bahn für ihn, und hundert Uebergänge aus einer in die andere, mit völlig unbekümmertem Darstellen seiner selbst. Erst lobte er alles, was von neuern Erscheinungen zur Sprache kam, und wenn wir dann etwas näher in die Sache kamen, war dann alsbald doch Tadel die Hülle und die Fülle. So über Adam Müller's Vorlesungen, über Friedrich Schlegel, über Tieck und Andere. Er meinte, die deutschen Schriftsteller müßten sich immer nur an das Volk, nicht an die vornehmen Stände halten, wo schon alles verdorben und verloren sei; und hatte doch eben Adam Müller'n gerühmt, daß der es verstehe, ein gründliches Wort an gebildete Weltleute zu bringen. Er ist überzeugt, daß aus dem Aufschlusse der indischen Welt für uns nichts zu gewinnen sei, als zu den vielen Dichtungsgärten, die wir schon haben, noch einer mehr, aber keine Ausbeute von Ideen; und doch lobte er einige Minuten vorher Friedrich Schlegel's Bemühungen mit dem Sanskrit, als müsse ein neues Heil daraus hervorgehen. Er hatte es nicht hehl, daß ein rechter Christ ihm jetzt nur als ein protestantischer denkbar sei, daß ihm eine wahre Verkehrtheit dünke, wenn ein Protestant jetzt katholisch werde, und mit dieser Ansicht hatte sich kurz vorher doch die größte Hoffnung vertragen, daß der katholische Geist in Friedrich Schlegel mit dem indischen vereint viel Gutes wirken werde! Von Schleiermacher sprach er achtungsvoll, meinte aber doch, seinen Platon könne er nicht recht genießen, und in Jacobi's und Herder's Seelenschwunge glaubte er viel mehr von jenem göttlichen alten Weisen zu spüren, als in allem gelehrten Scharfsinne Schleiermacher's, was ich freilich nicht ohne starken Widerspruch durchlassen wollte. Fichte, von dessen Reden an die deutsche Nation, gehalten in Berlin unter dem Geräusch französischer Trommeln, ich ihm viel erzählte, war und blieb ihm unheimlich; die Entschiedenheit dieser Kraft ängstigte ihn, und er sagte, er könne diesen Autor nur noch gymnastisch lesen, mit dem Inhalte seiner Philosophie habe er nichts mehr zu thun.

Jean Paul wurde hinausgerufen, und ich blieb eine Weile mit seiner Frau allein. Auch dieser wußte ich von

ihrer Vaterstadt Berlin mancherlei zu erzählen, und ihre Theilnahme für dortige Verhältnisse und Personen hatte nach allem, was sie schon mit angehört, noch eine große Nachlese zu halten. Die Frau gefiel mir ungemein; sanft, fein, sittig, verband sie mit dem schönsten Eindruck der Häuslichkeit zugleich höhere Gesellschaftsgaben und freiere Welteinsicht, als Jean Paul zu haben schien. Sie wollte sich aber dem trefflichen Mann auch in dieser Beziehung gern unterordnen. Aus allem ging hervor, daß beide Gatten ein recht glückliches Leben zusammen führten. Ihre drei Kinder sind schöne, liebliche, frische Geschöpfe. Ein Knabe, Max, von fünf Jahren, ist der Liebling des Vaters, der einen künftigen Kriegshelden in ihm sieht; in der That ist er ganz Kraft und Muth, und auch von Körper ausgezeichnet, ich fühlte die starken Knochen und Sehnen seiner kleinen Arme mit Erstaunen. Zwei Mädchen, Emma und Ottilie, älter und jünger als der Knabe, sahen sehr lieblich aus, und zeigten, bei schon merkbarer Verschiedenheit der Anlagen, das gemeinsame Gute der Eltern unzweifelhaft. Alle drei sind völlig unbefangen, ganz frei und ganz kindlich, weniger zum Guten erzogen, als darin aufgewachsen. Ich hatte recht herzliche Freude an ihnen, und sie riefen mir andre liebe Kinder in's Gedächtniß, mit denen ich noch kürzlich zusammen war! Als der Vater wieder eintrat, war es ziemlich spät geworden, ich wollte weggehen, wurde aber nur entlassen, um meinen Reisegefährten zu benachrichtigen, daß ich nicht mit ihm essen würde; Harscher zu Jean Paul's Mittagstische mitzubringen, wie ich aufgefordert war, durfte ich nicht hoffen.

Fortwährend gesprächig und äußerst gutgelaunt verbreitete sich Jean Paul über die mannigfachsten Gegenstände. Ich brachte ihm unter anderm auch einen Gruß von Rahel Levin und die bescheidene Frage, ob er sich ihrer noch erinnere? Sein Gesicht strahlte von vergnügter Heiterkeit: „Wie könnte man ein solches Wesen je vergessen?“ rief er lebhaft aus; „Das ist eine in ihrer Art einzige Person, ich bin ihr von Herzen gut gewesen, und werde es noch täglich mehr, denn der Eindruck von ihr wächst mit allem, was sonst in mir an Sinn und Verständniß zunimmt; sie ist die einzige Frau,

bei der ich ächten Humor gefunden, die einzige humoristische Frau!" (Jean Paul dachte wohl nicht an Frau von Sévigné, oder war nicht darauf gekommen, ihrer Eigenthümlichkeit den rechten Namen zu geben; denn was die Franzosen an ihr so sehr als Natürlichkeit preisen, ist in den meisten Fällen grade das, war wir Humor nennen.) Nun ging er in großes Lob einzelner Eigenschaften ein. Als ich dieses Lob unterbrach, und ihn versicherte, aller Verstand, Klugheit und Witz, die er von Rahel rühme, seien in meinen Augen doch viel geringer, als die Innigkeit und Güte ihres Gemüths, wunderte er sich nicht, sondern glaubte mir dies gern, und wiederholte nur, jene seien aber ungeheuer groß. Er rühmte sich zweier Briefe von Rahel, und sagte, der eine aus Paris sei mehr als zehn Reisebeschreibungen werth, so habe noch nie jemand die Franzosen und die französische Welt auf den ersten Blick eingesehen und karakterisirt; was das für Augen wären, die so scharf und klar gleich die ganze Wahrheit, und nur die Wahrheit, sähen! Als ich ihm sagte, wie viele Briefe ich von ihr besäße, nicht an mich geschriebene, sondern mir geschenkte, wurde er ganz neidisch; wenn ich in derselben Stadt mit ihm wohnte, sagte er, so müßte ich ihm wenigstens zwei Worte aus jedem Briefe mittheilen; das sei ein ungeheurer Schatz, ein einziger; Rahel schreibe vortrefflich, es sei aber nothwendig, daß sie an jemand schreibe, ein persönlicher Anreiz müsse bei ihr alles hervorlocken, mit Vorsatz ein Buch zu schreiben werde sie wohl nie im Stande sein. „Ich bin jetzt fähiger", fuhr er fort, „sie zu verstehen, als damals in Berlin; ich möchte sie jetzt wiedersehen! je öfter mir von den Bemerkungen und Aussprüchen, die sie nur so hin zu sagen pflegte, etwas wieder einfällt, je mehr staune ich! Sie ist eine Künstlerin, sie hebt eine ganz neue Sphäre an, sie ist ein Ausnahmswesen, mit dem gewöhnlichen Leben in Krieg, oder weit darüber hinaus; — und so muß sie denn auch unverheirathet bleiben!" Er pries mich glücklich, eine solche Freundin zu haben, und fragte mich, gleichsam prüfend und meinen Werth messend, wodurch ich, noch so jung, mir das verdient habe? Ich gewann sichtbar in seinen Augen durch diese Beziehung. Als ich am

Abend dies alles Harscher'n wiedererzählte, war auch dieser ganz benommen von der Macht solcher Aeußerungen, denen er sich doch nur gezwungen beugte, denn wo er die Anerkennung nicht selbst aufgebracht, wo er ihr nur zustimmen mußte, war sie ihm jedesmal schwer und fast peinlich.

Montag, den 24. Oktober. Der empfangenen Einladung zufolge, stellte ich mich heute Nachmittag früh genug bei Jean Paul ein. Harscher behauptete, nothwendig Briefe schreiben zu müssen, und blieb unbeweglich im Wirthshause. Jean Paul war eben von einem Spazirgange heimgekehrt, die Frau mit dem einen Kinde noch nicht zu Hause. Wir kamen auf seine Schriften, diese bei den meisten Autoren so bedenkliche Saite, welche der eine gar nicht berührt wissen will, der andre immerfort will klingen hören. Er war dabei so liebenswürdig, wie ich nie erwartet, frei, unbefangen und gründlich in seinem ganzen Wesen. Der Anlaß dieses Gesprächs war der neuste Cotta'sche Damenkalender, worin Goethe's „Pilgernde Thörin" und Jean Paul's „Traum einer Wahnwitzigen" stehen. Es war noch kein Exemplar nach Baireuth gekommen, ich aber brachte von Dresden her eines mit, Jean Paul wünschte es zu behalten, und wies mir in Tübingen bei Cotta den Ersatz an. Solche Phantasieen, sagte er, wie jener Traum eine sei, könne er immerfort schreiben, die Stimmung dazu, wenn er nur gesund sei, habe er ganz willkürlich in seiner Gewalt, er setze sich an's Klavier, phantasiere da auf das wildeste, überlasse sich ganz dem augenblicklichen Gefühl, und schreibe dabei seine Bilder hin, freilich wohl nach einer gewissen vorbedachten Richtung, aber doch so frei, daß diese selbst oft verändert würde. Ganz eben solcher Stimmung folge er, fügte er hinzu, wenn er den Leibgeber oder Schoppe in der höchsten Begeisterung reden lasse, diese Figur sei dann ganz er selber. Noch erfüllt von den Bildern jenes Traumes, von der Riesenhaftigkeit der Gedanken, die hier hin und her geworfen werden, und die zu den größten und gehaltvollsten aller Mährchenpoesie gehören, mußte ich nur um so mehr erstaunen, als ich die unerschöpfliche Fruchtbarkeit vernahm, mit welcher dem Dichter diese Gebilde zuwachsen. Er hatte sich in dieser

Art einmal vorgenommen, eine „Hölle" zu schreiben, die kein Mensch sollte aushalten können, und vieles davon ist wirklich fertig, jedoch nicht für den Druck bestimmt. Ich fragte nach den „Flegeljahren", und hörte zu meiner größten Freude, daß er sie ganz gewiß fortsetzen wird; er betrachtet sie wie sein bestes Werk, worin er recht eigentlich wohne, da sei ihm alles heimisch und behaglich, wie eine freundliche Stube, ein bequemes Sopha, und vertraute fröhliche Gesellschaft. Auch ist er überzeugt, seine eigenthümlichste und wahrste Richtung in diesem Buche befolgt, seine wahre Art gewiß darin getroffen zu haben; andre seiner Bücher, meinte er, könnte er mit seinem Talent gemacht haben, in den Flegeljahren aber habe sein Talent ihn selbst ergriffen, auch seien Vult und Walt nur die beiden entgegengesetzten und doch verwandten Personen, aus deren Vereinigung er bestehe.

Wir sprachen noch vielerlei über Schriften und deren Abfassung, deren Triebwerke und Hülfsmittel. Dabei kamen wir denn auch auf das Darstellen von Gegenden und Landschaften. Jean Paul ist darin ein großer Meister; kein Wunder, da er von je mit der Natur gelebt, in seinen früheren Jahren oft halbe Tage im Freien zugebracht, Wolken und Luft, Land und Wasser, ja jede Blattwindung und Halmstellung liebevoll beobachtet, das Größte wie das Kleinste, und zu seiner Erinnerung immer alles aufgeschrieben, so viel dies nur möglich war. Er erschrak ordentlich, als ich es wagte, Goethe'n als weniger geschickt in dieser Parthie zu bezeichnen, und erinnerte sogleich an zwei im „Werther" beschriebene Gegenden und Landschaften, denen in der That die Meisterhaftigkeit nicht abzusprechen ist. Wie aber die Sache anzugreifen sei, welche technische Vortheile es dafür gebe, darüber stritten wir eine Weile. Endlich sagte Jean Paul sehr sinnvoll, um eine Gegend dichterisch aufzufassen, dürfe der Dichter nicht bei ihr anfangen, sondern er müsse die Brust eines Menschen zur camera obscura machen, und in dieser die Gegend anschauen, dann werde sie gewiß von lebendiger Wirkung sein; nichts aber sei todter, als wenn der sich neugierig umsehende Reisende nur den sinnlichen Stoff als solchen erzähle und beschreibe. Jean Paul ver-

langte, der Dichter solle auch wirkliche Gegenden doch immer nur aus der Phantasie beschreiben, die allein könne das Richtige und Wahre liefern. So habe er selber schweizerische und italiänische Gegenden, letztere z. B. im „Titan", sehr richtig — wenigstens die bewährtesten Kenner sagten es — geschildert, ohne sie je gesehen zu haben, und auch in Nürnberg, dessen Oertlichkeit in den „Palingenesien" bis zum kleinsten Einzelnen vorkomme, sei er erst lange nachher, und auch da nur auf einen halben Vormittag, gewesen. Mir schien eine tiefe Wahrheit in dieser Paradoxie zu liegen, der doch nicht unbedingt beizustimmen war; gilt für das Bild ein anderes Gesetz, als Messen und Aufzählen, so muß doch die Phantasie, um Bilder einer bestimmten Wirklichkeit hervorzurufen, wenigstens ähnliche Bestandtheile stets als Gleichniß bereit haben. —

Das Gespräch wandte sich auf die öffentlichen Angelegenheiten, auf den Zustand von Deutschland, auf die Machtherrschaft der Franzosen. Mir sind die politischen müssigen Verhandlungen sehr zuwider, es kommt wenig dabei heraus, man tappt im Finstern, und alles ist meistentheils ganz anders, als man die Sachen gewöhnlich im ersten Augenblick wissen kann und behaupten will. Aber entzückend war es mir, Jean Paul bei solchem Anlasse die reinsten vaterländischen Gesinnungen aussprechen zu hören, und um dieser Felseninseln willen durchschwamm ich freudig das leere Gefluth unsichrer Nachrichten und schwankender Vermuthungen, das um jene her wogte. Was Jean Paul sagte, war tief, verständig, herzlich, tapfer, deutsch bis in die kleinste Faser hinein; kurz tausendmal besser als seine „Friedenspredigt", über die wir uns in Berlin geärgert hatten. Ich konnte ihm vielerlei erzählen, von Napoleon, den er nur aus Bildnissen kannte, von Johannes von Müller, über dessen Katastrophe und Karakter er begierig Aufschluß wünschte, von Fichte, dem er jetzt gezwungen seine höchste Bewunderung widmete, von dem Marquez de la Romana und seinen Spaniern, die ich in Hamburg gesehen hatte. Jean Paul zweifelte keinen Augenblick, daß die Deutschen einst gleich den Spaniern sich erheben, daß die Preußen ihre Schmach rächen und das

Vaterland befreien würden; er hoffte, sein Sohn werde es erleben, und wollte es nicht läugnen, daß er ihn zum Soldaten erziehe. Meine Mittheilungen und Ansichten konnten sein Vertrauen nur bestärken; ich brachte ihm Zeugnisse in Menge, wie hohl und schwach die Macht Napoleon's in sich selber sei, wie tief und stark die Gesinnung, die ihm entgegenstehe. In diese abgelegene Provinz waren viele Thatsachen noch gar nicht hingedrungen, eine Menge von Bezügen waren hier ganz neu. Jean Paul hörte mir begierig zu, und barg sein Entzücken nicht, als ich ihm mehrere Strophen der Ode von Stägemann gegen Napoleon hersagte, wobei er doch sorgsam warnte, dergleichen nur vorsichtig mitzutheilen und nicht schriftlich bei mir zu führen, und allerdings mußte ich zugeben, daß man um weniger schon hier Freiheit und Leben verlieren könne. Aber bald vergaß er selbst seiner Warnung, und wollte eine Abschrift haben. Nun drückten wir uns erst recht als gleichgesinnte Freunde die Hände, und tauschten rückhaltlos unsre Meinungen aus. Die Spanier machten den freudigen Refrain zu allem, auf sie kamen wir immer zurück.

Die Erwähnung der Reden Fichte's brachte uns auf das Erziehungswesen, für den Verfasser der „Levana" natürlich ein sehr ergiebiger Gegenstand. Er billigte fast alles, was ich ihm als Ergebniß meiner Erfahrungen hierüber vortrug, und schloß endlich mit dem Satz, daß man nur seine eignen Kinder, aber keine fremden, erziehen könne. Dieses Erziehen der eignen Kinder nun, ich muß es sagen, leistet er auf die vortrefflichste Weise, ich habe es in diesen zwei Tagen so gut erkannt, als ob es hundert gewesen wären. Die Kinder sind glücklich, gedeihen in zarter Liebe und gesunder Stärke, entwickeln sich nach eigner Art, und für diese Eigenheit hat Jean Paul das leiseste Gefühl, die sorgsamste Acht und Leitung.

Nürnberg, Donnerstag den 27. Oktober. Ich habe noch einiges von meinem letzten Abend in Baireuth bei Jean Paul nachzuholen. — Die Frau war nach Hause gekommen, und nahm an dem letzten Gespräche einigen Antheil, entfernte sich aber bald wieder in häuslichen Geschäften. Die

zwei jüngsten Kinder waren eingeschlafen. Ich wollte den lieben Kindern gern ein Andenken von mir zurücklassen, setzte mich daher zum Tisch und begann einige Bildchen für sie auszuschneiden. Als Jean Paul diese kleine Kinderwelt aus Papieren ziemlich schnell vor seinen Augen entstehen sah, wurde er selber von Kindergefühlen ergriffen, mit vergnügter Lebhaftigkeit rief er seine Frau herbei, weckte seine Kinder auf, das dritte hatte sich schon an mich geschmiegt, und nun sollte ich umständlich von Allem Rechenschaft geben. Meine kleinen Arbeiten wurden von den Kindern mit Jubel aufgenommen, sie behaupteten, ich sei das Christkindchen, das ihnen Geschenke bringe, und auf die Bemerkung, ich sei aber doch schon so groß, blieb der Knabe dabei, nun ja, ich sei ein großes Christkindchen, welches Wort den Vater ungemein freute, so daß es mir erst hiedurch auffiel. In solchen Gesprächen und Beschäftigungen ging ein guter Theil des Abends hin, ich fühlte mich ganz beglückt in der Mitte dieser schönen, reinen Familie, die so herzlich gegen mich war und mich schon keine Fremdheit mehr empfinden ließ.

Ich blieb zum Abendessen, gegen meinen Vorsatz, denn ich hatte Harscher'n versprochen, nicht spät wiederzukommen, da wir am andern Morgen früh abreisen wollten. Die Frau war überaus gütig, Jean Paul so traulich und aufgeweckt, daß ich dem beiderseitigen Zureden nicht widerstehen konnte. Bei dem artigen und schon süddeutsch reichlichen Mahle herrschte die beste Laune. Unter andern gab uns der Vorfall sehr zu lachen, daß mir Jean Paul eine Empfehlung nach Stuttgart an einen seiner — wie er sagte — herzlichsten Freunde geben wollte, es aber unterlassen mußte, weil er sich durchaus nicht auf dessen Namen besinnen konnte! Von ernsthafter Art hingegen waren die Gespräche über Tieck, Friedrich und Wilhelm Schlegel, Bernhardi, Schütz, mit Einem Wort, über die sogenannte romantische Schule. Jean Paul hatte dieselbe in seiner „Vorschule der Aesthetik" gleichsam anerkannt, allein aus bloßer Achtung für Talent und Geist; gegen den eigentlichen Kern jenes ganzen Zusammenhangs hegte er fortwährend das tiefste Widerstreben. Besonders gegen Tieck war seine Stimmung jetzt von manchen

Seiten sehr aufgebracht. Er behauptete, Tieck habe eine ganze Gattung seines Komischen von Bernhardi entlehnt, wie man deutlich aus den „Bambocciaden" sehe, einen andern Theil habe er seinen, Jean Paul's, Schriften nachgebildet, wie er ihm selber einst eingestanden; dann habe er viel von Shakespeare angenommen; sein Ernsthaftes und Rührendes aber sei theils aus alten Volksbüchern, theils — wie die schönsten Anklänge der „Genoveva" — aus dem Mahler Müller geschöpft; die Kunstempfindsamkeit in den „Phantasieen" und im „Sternbald" kam auf Rechnung Wackenroder's, und die äußerst komische Erzählung vom Schneider Tunelli sollte fast wörtlich aus einem alten Buche wiederabgedruckt sein. So kam es über Tieck hier fast zu einem ähnlichen concursus creditorum, wie die Schlegel im Athenäum muthwillig einen über Wieland eröffnet hatten. Allein ich mußte mich diesem doch sehr ungerechten und übereilten Verfahren entgegensetzen. Die Anklage wegen der Benutzung der Genoveva des Mahler Müller sei, konnte ich mit Grund behaupten, von Tieck schon längst siegreich zurückgewiesen. Die Bambocciaden, so wußte ich von Bernhardi selbst, gingen zwar unter dessen Namen, rührten aber dem bessern Theile nach von Tieck her. Die Nachbildung alter Stoffe, wandt' ich ferner ein, sei von jeher den Dichtern erlaubt gewesen; sie habe nie zum Vorwurfe gereichen können, sobald eine neue Schöpfung dabei stattfinde, das letztere sei aber bei der Genoveva, dem Oktavianus und vielen andern, ganz unläugbar. Schließlich konnte ich Bernhardi's Wort anführen, der in den Zeiten feindlicher Spannung einst mit edler Aufrichtigkeit mir das Bekenntniß abgelegt, er möge es bedenken wie er wolle, er möge sich fragen her und hin, immer bleibe er von der tiefen Wahrheit durchdrungen, immer trete ihm neu die Ueberzeugung auf, daß von allen Anführern der romantischen Schule doch nur Tieck der wahrhaft geniale und der sei, von dem man sagen könne, er trage die Gottheit im Busen! Jean Paul wurde nachsinnend, es vergegenwärtigten sich ihm die Vorzüge, sein Herz neigte sich ohnehin lieber zum Anerkennen und Bewundern, und so geschah es bald, wie mir schon gestern mehrmals begegnet war, daß

er bei ganz andern Ergebnissen anlangte, als der Beginn hatte erwarten lassen; die Mißstimmung mit allen ihren Gründen und Antrieben verschwand, und Tieck blieb uns ein Dichter, ein hoher und trefflicher!

Diese Biegsamkeit in Jean Paul's Urtheilen, diese Eingeschlossenheit in bestimmte Gedankenzüge, diese kleinen Scheuleder an den Seiten, die ihn nur seine grade Straße vor sich hinsehen lassen, diese augenblickliche Beschränkung und Einseitigkeit, alles dieses hängt unstreitig mit seinen besten Eigenschaften zusammen, und rührte mich als eine liebenswürdige Schwäche, die auch seinem Wesen weniger schädlich ist, als sie es einem andern wäre, das sich mehr in eingreifendem Handeln und scharfem persönlichen Vortreten gefiele. Jean Paul's Ungerechtigkeit ist nur eine in ihm, nicht in der Welt, sie überschreitet das stille Gehege seiner Privatgedanken nicht. Und die Rückkehr zur Freundlichkeit und Güte wiegt hundertmal die kurze Abwendung auf.

Ich lernte Jean Paul aus diesen Gesprächen mehr kennen, als die Personen, die er besprach. Es ist ein reiner edler Mensch, kein Falsch und kein Schmutz ist in seinem Leben, er ist ganz wie er schreibt, liebevoll, innig, stark und brav. Auch an persönlicher Tapferkeit fehlt es ihm gewiß nicht, und käme die Gelegenheit, so würde er, ich traue es ihm zu, mit dem Degen schneller bei der Hand sein, als mancher Andre.

Als ich mir den trefflichen Mann in seinem Werthe so betrachtete und erwog, schlug mir plötzlich das Gewissen. Ich mußte an unsern Doppelroman, die „Versuche und Hindernisse", gedenken, und an die komische Figur, welche Jean Paul unter diesem seinen Namen und in seiner eigensten Manier darin spielt. Zwar hatte ich grade an dieser Figur den wenigsten Antheil, sie war, ihren besten und eindringendsten Zügen nach, das Werk von Neumann, aber an dem Ganzen war ich doch mitschuldig, und es kam mir wie eine Treulosigkeit vor, von Jean Paul jetzt zu scheiden, ohne ihm den Frevel zu bekennen. Ich erzählte ihm also die Entstehung des Buches, den ungefähren Inhalt, und daß und wie neben Johannes von Müller und Johann Heinrich

Voß auch er selber darin vorkomme. Er hörte mich ganz gelassen an, freute sich des Scherzes, den er als gut und gelungen anzuerkennen hoffte, und rechnete es mir besonders an, daß ich den Drang gefühlt, ihm davon zu sprechen. Er verstand vollkommen, wie es gemeint war, und begriff die Stimmung, die uns verleiten gekonnt, grade unsre gefeierten Helden mit dergleichen Muthwillen anzugreifen; er wisse recht gut, sagte er, daß die Soldaten Cäsar's, die bei dessen Triumphzuge die bekannten Spottlieder sangen, darum doch die tapfersten und treusten blieben, auf die jener sich in Gefahr und Kampf am sichersten verlassen konnte. „Alles, alles aber", rief er aus, „kommt darauf an, daß die Sache wirklich gelungen ist! Das Aesthetische muß euch retten, ist das nicht gut, dann habt ihr auch das Moralische zu verantworten; kann ich jenem aber Beifall geben, so nehm' ich dieses auf mich!" Es gefiel ihm nicht übel, daß auch wir uns selber, wie ich ihm erzählte, in dem Buche nicht geschont, sondern zu starken Zerrbildern verarbeitet hätten. „So ist die Jugend", sagte er lachend, „gilt es einen durch den Regen zu jagen, so scheut sie selber die Traufe nicht! Doch wenn die Wirthe denn mitessen, werden die Gäste ja wohl auch das Vorgesetzte noch hinunterbringen!" Von Müller und Voß meinte er, sie würden sich doch sehr ärgern, die verständen nicht so Spaß wie er. Indeß empfand auch er einigen Schreck und Entrüstung, als er vernahm, daß wir Goethe'n zu necken gewagt, und auch die Figur Wilhelm Meister's frevelhaft mißbraucht hätten. „Kinder, was habt ihr da gethan!" sagte er bedenklich, „das hättet ihr unterlassen sollen! Goethe ist ein geweihtes Haupt, der steht anders, als alle Uebrigen. Den geb' ich weniger preis, als mich selbst!" Ich hatte in meinem Bericht die Farben eher zu stark als zu schwach aufgetragen, und freute mich schon, daß Jean Paul das Buch wenigstens nicht schlimmer finden würde, als er es sich jetzt vorgestellt. Wegen Goethe's suchte ich ihn wieder etwas zu beruhigen. Von diesem sprachen wir nun noch eine Weile, und Jean Paul mit steigender Bewunderung, ja mit einem Schauder von Ehrerbietung.

Das herrlichste Obst war zum Nachtisch aufgetragen. Plötzlich erhob sich Jean Paul, gab mir die Hand, und sprach: „Verzeihen Sie, ich gehe zu Bett! Da es aber noch sehr früh ist, so bleiben Sie in Gottesnamen noch hier und plaudern mit meiner Frau, es wird noch mancherlei vorzubringen sein, was ich nicht aufkommen ließ. Ich bin ein Spießbürger, die Stunde ist da, wo ich schlafen muß!“ Er nahm ein Licht, und sagte Gutnacht. Wir schieden in großer Herzlichkeit, und in dem beiderseitigen Wunsche, daß ich künftig einmal längere Zeit in Baireuth verweilen möchte.

Noch eine ganze Weile blieb ich mit der trefflichen Gattin in lebhaftem Gespräch, dessen Gegenstand meist Jean Paul selbst war, dann auch mancherlei mir bekannte Verhältnisse, denen sie einen neuen Antheil widmete. Ich kam spät in unser Wirthshaus, und fand Harscher schon eingeschlafen, merkte noch eilig in meine Schreibtafel die wichtigsten Züge dieses Abends an, und als wir am andern Tage wieder unterwegs waren, fehlte mir für meinen Begleiter die unerschöpflichste und willkommenste Unterhaltung nicht, indem ich ausführlich schilderte und besprach, was alles er versäumt hatte!

Während ich in Tübingen war, kam der sogenannte Doppelroman wirklich an das Tageslicht. Neumann und ich waren doch nicht ohne Besorgniß, wie Jean Paul die Sache aufgenommen habe. Jedoch gelangte zu uns darüber keine Kunde. Das Buch, wiewohl erschienen, und hin und wieder angekündigt, fand noch lange Zeit keinen Weg in Jean Paul's Hände. Noch am 20. März 1809 richtete er nach Tübingen folgendes Blatt an mich: „Ihre Scheeren-Plastik macht nicht bloß meinen Kindern, sondern auch meinen Freunden und mir große Freude; nur dauert mich bei dieser Zeichnungs- oder Bildungskraft zweierlei: erstlich, daß sie nicht zu ordentlichen künstlerischen Zwecken sich einlenkt, — und zweitens Ihre Augen. Doch letztere noch bei Ihrer feinen, kleinen Handschrift. Haben Sie denn so viel Augen als Argus, daß Sie nach ein paar weniger nicht fragen? —

Sie sind der größte Augenverschwender, da Sie sogar fremde mit verschleudern. In unserm illitterarischen Baireuth kann ich Ihren Roman nicht bekommen, wenn Sie mir ihn nicht schicken. Ist er gut, so hat meine Persönlichkeit keinen Einfluß auf meine Unpartheilichkeit. Ich wünschte ihn sehr. Grüßen Sie Demoiselle Levin, mich könnte sie am besten grüßen lassen durch ein Schock voller Bogen. Leben Sie wohl! Ihr Jean Paul Friedrich Richter."

Dieses Briefchen aber traf mich nicht mehr in Tübingen, sondern irrte in der Welt umher, nach Hamburg, Berlin, Oesterreich und Ungarn, und kam erst nach Verlauf eines Jahres, im März 1810, zu Prag in meine Hand. Die Welt hatte unterdessen einen neuen Umschwung erlitten, auch mein persönliches Geschick entscheidende Wendungen erfahren. Nicht jedes frühere Wort war zu behaupten, nicht jede Anknüpfung fortzusetzen, Verhältnisse und Richtungen hatten gewechselt. Ich mochte das meinem Sinne schon ferngerückte Buch an Jean Paul nicht mehr schicken, auch wäre mir in Prag dergleichen noch schwerer aufzutreiben gewesen, als ihm in Baireuth. Doch unterließ ich nicht, ihm zu antworten, schon um zu bemerken, daß sein Brief grade ein Jahr gebraucht, um von Baireuth nach Prag zu kommen, und dann des sonderbaren Zusammentreffens wegen, daß ich eben Jean Paul's neuestes Buch, des Doktor „Katzenberger's Badereise", gelesen, dann mich selber auf einer Badereise mit dem Fürsten Ferdinand Kinsky und dessen Arzte, einem zu meinem Erstaunen wirklich so heißenden Doktor Katzenberger, nach dem Kinsky'schen Badeort Mscheno befunden hatte, und beim Absteigen vom Wagen den Brief Jean Paul's von vorigem Jahre eingehändigt erhielt. Dies alles dünkte mich so Jean Paul'sch, daß ich es ihm sagen zu müssen glaubte. Hiemit brach der Verkehr ab; neue Reisen und Veränderungen lenkten mich nicht zu ihm. Ich habe ihn leider nicht wiedergesehen. Auch Neumann sah ihn nie. Wir haben nicht erfahren, was er von seinem keck verzerrten, aber dabei meisterhaft ähnlichen Bilde geurtheilt hat, ob er sich daran mit heitrer Ueberlegenheit ergötzt, oder mit doch reizbarer Empfindlichkeit geärgert. Auch gegen einige unsrer Freunde,

welche später mit ihm in enge Verbindung kamen, hat er nie ein Wort über die „Versuche und Hindernisse“ geäußert, vielleicht ist ihm das Buch selbst nie vorgekommen! Nicht zum ersten- noch letztenmale wäre das Druckenlassen einem geheimen Niederlegen und Verwahren gleich gewesen, wo der öffentlich verborgene Gegenstand auf diese Weise am besten gegen alles Gefunden- und Erkanntwerden gesichert ist!

Funfzehnter Abschnitt.

Tübingen.

1808. 1809.

Tübingen, Anfang Novembers 1808. Da sind wir denn in Tübingen! Am 1. spät Abends, bei vollem Mondschein, der die Berge und ihre vom Herbst wunderkräftig gebräunte Waldung schön beleuchtete, fuhren wir munter hier ein, und haben in den ersten Tagen die Stadt und Gegend, die Anstalten und zum Theil auch die Menschen, schon zur Genüge angesehen. Ob wir recht gethan, hieher zu reisen? Es war eine kühne, frische That, alle Gründe waren dafür, — und doch fürcht' ich schon, daß der Ausgang es als ein unnützes Abentheuer erscheinen läßt. Der Eindruck von manchem Einzelnen war gut, die Gegend ist schön, das Volk unterhaltend, die Männer, die uns anzogen, sind ihres Rufes werth; aber das Ganze wirkt auf uns gräßlich niederschlagend! Wir haben ganz dasselbe Gefühl, Harscher und ich, da doch sonst unsre Seelenstimmungen weit auseinander liegen, so wie die Gegenstände verschieden sind, von denen wir bewegt werden. Diesmal muß also doch etwas in der Sache sein, was uns beide so benimmt und beängstigt; das gute Tübingen will ich nicht grade beschuldigen, aber desto mehr die grelle Versetzung, die wir zu leichtsinnig gewagt, den ungeheuren Abstand des Lebens hier von unsrem in Berlin; wir dachten den so leicht zu ertragen, und ich sehe schon, wir beide können es nicht! — Für mich ist das

Schlimmste, daß alle die Kämpfe, denen ich entgangen zu sein glaubte, sich hier grade am heftigsten erneuen. Von allen Seiten bestürmen mich Zweifel und Lockungen! Was ich eigentlich will, was ich im Tiefsten des Herzens will, das ist mir klar und gewiß; aber davon ist nicht die Rede! Die Rede ist davon, daß ich eine Gestalt finde, in der mein Leben sich das Ziel jenes innersten Wollens aneignen könne, und da sind so viele Wege, da begegnen mir auf jedem günstige und widrige Zeichen. Es ist kein Irrthum, daß ich Arzt werden will, gewiß nicht; dieser Beruf ist mir lieb, und ich kann darin glücklich sein. Aber es liegt in den Umständen, daß ich, um als Arzt zu leben, keinen andern Ort als Hamburg wählen kann, und so lieb mir der Ort an und für sich ist, so wenig darf ich ihn jetzt für mich wünschen, — und nun gar der Gedanke, mich für immer in einer Stadt niederzulassen, die französischer Herrschaft unterworfen ist, während doch vielleicht — vielleicht! — noch einige Strecken des Vaterlandes sich als freie Deutsche erhalten! Soll man überhaupt in solcher Zeit sich niederlassen? Und was kann man sonst thun? Ich genug! Ich finde nur zu viele Möglichkeiten, denen ich folgen kann. Zum Kriege kann jeder taugen, und ich also auch; die Gelegenheit wird nicht fehlen, denn Deutschland ist noch lange nicht völlig unterjocht, und noch lange nicht völlig frei; da muß noch oft zu den Waffen gegriffen werden, kann ich hieran nicht Theil nehmen, so bleibt mir ein entschiedener Anspruch ewig unbefriedigt. Aber auch geistige Thätigkeit reizt mich, litterarische, auf das gesellschaftliche Leben wirksame; sollt' ich nicht als Schriftsteller leben können, und auch hier mitunter die gewünschte Kriegsbahn gegen den Feind eröffnet finden? Aber der Augenblick drängt; was soll ich wählen, was kann ich ergreifen? Ich kann nichts abwarten, ich habe nur Boden, so fern ich gewählt habe, und auch da zuerst nur unfruchtbaren! Ob die Früchte dann kommen, oder ausbleiben, das steht dahin. —

Ich war bei Cotta, dem ich meinen Empfehlungs- und Kreditbrief übergab. Ich glaubte meinen Augen nicht, als ich nach der Cotta'schen Buchhandlung fragte, und man mich

in ein Lädchen wies, wo ich mich fast schämte einzutreten; so winzig, eng und schmucklos hab' ich neue Bücher noch nie wohnen sehen, alte wohl! Und noch dazu ist dies der Ort, wo die Schiller und Goethe recht eigentlich zu Hause sind, von wo sie ausgehen. Der eine, emsig beschäftigte, aber dennoch gutmüthig aufmerksame Diener, den ich traf, lächelte über meine Befremdung, und geleitete mich, da ich den Herrn Doktor sprechen wollte, zwei schmale Stiegen hinauf, in ein enges Stübchen, wo es aber doch etwas elegant aussah, sogar ein Sopha breitete sich hinter einem Tische, das einzige bis jetzt, das ich in Tübingen zu sehen bekommen, denn Studenten und Professoren haben so schwelgerische Gewohnheiten nicht. Cotta trat ein, ein hagrer, ältlicher Mann, lebhaft, geschmeidig in eckigen Manieren, in schwäbischer Gemächlichkeit rasch; er war prompt, artig und meinen Wünschen zuvorkommend, hatte aber viel zu thun, daher ich ihn bald wieder verließ. Seitdem war ich auch schon einen Abend bei ihm, wo ich ihn mit seiner Frau und seinen zwei artigen Kindern sah, als freundlichen, liebevollen Hausvater, den das lustige Töchterchen mit klugem Muthwillen in beste Laune setzte; auch die Frau war voll Güte, doch sehr gehalten, maßvoll und verständig, im Praktischen gewiß nicht leicht zu irren noch umzugehen. Ich mußte von Hamburg erzählen, und machte geflissentlich eine prächtige Beschreibung von dem Buchladen meines Freundes Perthes im Jungfernstieg, von der reizenden Lage, der schönen Einrichtung, den weiten Räumen, und den aufgereihten kauffertigen Vorräthen alles Neuen, Werthvollen und Anziehenden in- und ausländischer Litteratur. Ich erweckte keinen Neid, im Gegentheil, das süßeste Behagen, daß man hier solchen Glanz nicht nöthig habe, und in der geringsten Einrichtung sich behelfe. Dabei läugnet Cotta seine Mittel nicht, und macht immer neue Unternehmungen, giebt das größte Honorar, kauft Güter und Häuser, und in seinen Geschäften gedeiht alles bestens. Und wie klug spricht er über Litteratur! wie fein und tüchtig ist sein Urtheil, wie erkennt er die Talente, wie genau weiß er anzugeben, wo und wie jedes im Publikum Anklang und Erfolg finden kann! So vortrefflich er

die buchhändlerischen Interessen versteht, so sind sie ihm doch gar nicht das Höchste; er hat sein eignes Urtheil, seinen eignen Geschmack. Wir sprachen von Heinrich von Kleist's Penthesilea, die er verlegt hat, er war unzufrieden mit dem Erzeugniß, und wollte das Buch gar nicht anzeigen, damit es nicht gefordert würde; überhaupt war er gegen die neuere Schule ergrimmt, und von Görres, Achim von Arnim und Clemens Brentano, die in Heidelberg durch die Einsiedlerzeitung ihm übel mitspielen, durfte man nicht reden, ohne daß er die Augenbraunen heftig zusammenzog, und seine Kämpfer Weisser und Haug gegen sie anrief. Auch in politischen Urtheilen fand ich ihn scharf und tüchtig, reich an Verknüpfungen, voraussehend, unerschrocken, gar wohl als tapferer Offizier zu denken. So sehr wir, besonders in litterarischen Dingen, entgegengesetzter Meinungen waren, so leicht und friedlich tauschten wir diese aus; ich fühlte gleich ein volles Vertrauen zu ihm, das auch nicht unerwiedert schien. Ich glaube, mir dem Norddeutschen zu Ehren wurde die Hausordnung verändert, und Thee getrunken, um 6 Uhr, dann aber auch unerbittlich geeilt zum Nachtessen, und um 9 Uhr fand ich, daß es hohe Zeit sei zu gehen; um 8 hatte schon der Nachtwächter gerufen; — früher rief er um 7, aber der jetzige Ortsbeamte wollte es nicht mehr leiden. —

Wir finden die Stadt mit ihren Straßen und Häusern abscheulich, ein schmutziges Nest, schwarz, klein, baufällig; die Stuben, die man uns anbietet, sehen schrecklich aus, mittelalterige Fensterchen, schiefe Fußböden, klapprige Thüren; zwei Stühle, ein Tisch, ein Bett, und einige Nägel, um Kleider oder auch sich selbst daran aufzuhängen, sind die Möbel. Was man verlangt, ist nicht zu haben, fremd, vom Hörensagen bekannt; man schämt sich, man scheint sich frech, so viele Ansprüche zu machen. Dagegen ist die Landschaft prächtig, das Neckarthal und das Ammerthal laden zu den schönsten Spazirgängen ein, die Hügel bieten die reichsten Aussichten, die ganze Gegend hat einen lieblich schwermüthigen Karakter. Man zeigt ein Gartenhäuschen vor der Stadt, wo Wieland gedichtet haben soll. Wie reizend fänden wir

dieses Stück Natur, wie genügend diesen beschränkten Umfang, könnten wir unser berlinisch Leben darin fortführen!

Tübingen, Mittwoch den 16. November 1808. Nun haben wir schon mehrere Bekanntschaften gemacht. Ein Mediziner, der nächstens als Arzt in seine Vaterstadt Frankfurt am Main zurückkehrt, klein, gewandt, rothbäckig, Philosophie und Poesie verächtlich belächelnd, aber eifrig für's Praktische, streng auf sein Fach versessen, und wohlbeschlagen für's Examen, kurz, einer von der infamen Race, die man hoffnungsvolle Jünglinge und später Ehrenmänner nennt, will sich unsrer annehmen, und uns mit dem Neste, wo er sich so gut hat flügge werden lassen, aussöhnen. Wir aber wollen nichts mit ihm und seinem Gelichter zu thun haben! Er war uns aber doch schon willkommene Brücke zur Bekanntschaft mit einem andern jungen Mann, mit Justinus Kerner, einem jüngern Bruder des Arztes in Hamburg, Dichter, von dem einige Lieder in der Einsiedlerzeitung gedruckt sind; er ist ein unschuldiges kindliches Gemüth, äußerlich vernachlässigt, innerlich dem Höheren zugewandt, wir verstehen uns aber wenig, er kennt nur sein Schwaben. Auch einen Freund von ihm, Ludwig Uhland, ebenfalls Dichter, hab' ich gesehen und gesprochen. — Wir waren bei Kielmeyer und Autenrieth, nun die Männer bedürfen unsres Lobes nicht, aber — es ist doch alles anders, als wir dachten. Autenrieth's Klinikum ist vortrefflich, eine lebendige Darstellung, scharfsinnig, eindringlich belehrend; doch die Anstalt ist klein, erst im Entstehen, und er selbst wundert sich, daß Reil und andre solche Rathgeber uns hieher gewiesen haben. Indeß könnten wir sehr zweckmäßig unser Studium hier vollenden, zu lernen gäbe es genug, und Ruhe und Stille zum Fleiß fehlte nicht. Nun wir aber an der Schwelle stehen, zaudern wir, erschrecken, wenden uns ab! Wir verzweifeln an unserm Beruf, an dieser Bahn wenigstens, wo wir von allem Leben, das erfreut und erhebt, abgeschnitten sind. Wir haben schon zuviel gehabt, um jetzt alles zu entbehren, gesellige Anregung, reizenden Umgang, Kunst, große Tagesstoffe der Verhandlung, der Betrachtung. Harscher könnte noch eher sich in Studien einspinnen, seine Ideen

können auch in der Einsamkeit gesund reifen, er ist weniger auf das Leben in und mit der Welt beschränkt, als ich; beschränkt, das ist der Ausdruck, denn angewiesen darauf ist er vielleicht weit mehr als ich. Aber auch er will es nicht aushalten, will aus diesem Loch, in das wir gefallen sind, sich um jeden Preis hinausretten. Wir haben schreckliche Tage unter wechselseitigen Bekenntnissen, unter Berathen und Ueberlegen hingebracht, die innern Strebungen geprüft, die äußeren Umstände erörtert, die Möglichkeiten berechnet; das Ergebniß dieser großen Krisis war: fürerst weg! Was nachher zu thun, das bleibt leider noch verwickelt genug, besonders für mich, der ich von Ursprung an in widerstreitenden Bezügen gerungen habe, zurückgehalten von diesen, fortgerissen von andern, verspätet und verfrüht zugleich! Harscher nun, so nah der Heimath, wo er doch auch vieles zu ordnen hat, geht in diesen Tagen nach Basel; dort wird er sich besinnen, neue Plane anlegen, die meinigen erwarten. Ich, zu weit von Berlin und Hamburg, bin für den Winter hier gefangen! Doch sobald meine jetzt erschöpften Hülfsquellen wieder etwas gewachsen sind, was zum Frühjahr gewiß geschieht, aber auch vielleicht früher, mache ich mich auf, und eile, wohin das Herz begehrt! Wo das sein wird? Ich weiß es selbst nicht; jeder Ort, jede Lage, jede Thätigkeit ist mir recht, — wenn sich das Eine mir erfüllt! Wien steht uns wohl im Sinn, aber auch Paris. Leider schwank' ich nicht allein, Alle schwanken, und jeder nach andern Richtungen, mit andern Aussichten; wo kein Punkt fest ist, alles nur in fortwährender Bewegung sich gegenseitig bedingen soll, da ist schwer eine Verknüpfung zu treffen. Doch giebt uns der neuste Entschluß wieder Muth, wir sind die Stockung im Innern los. Tadelt nur Harscher'n nicht, daß er mich allein läßt! Ich selbst habe ihn mit aller Ueberredung dazu gedrängt. Auch ich bin dadurch freier.

Tübingen, Ende Novembers 1808. Harscher ist längst in Basel, und ladet mich ein, zu ihm zu kommen, im elterlichen Hause mit ihm zu wohnen, zu leben. — Hier hat sich Justinus Kerner sehr an mich angeschlossen, und auch Ludwig Uhland hab' ich nun erst recht kennen gelernt. Zwei

liebe, herrliche Menschen, ächte, ursprüngliche Seelen, reich begabt mit innrem Leben und äußerem Talent. Mein ihnen durch die Almanachspoesieen schon bekannter Name, jene unreifen, vergessenen Gedichte sind es, die mir diese neuen Freunde verschafft, aus diesem geringen Faden spann sich die schönste Verbindung. Die uns damals wegen unsres kecken Auftretens tadelten, dachten nur an den Gewinn der Litteratur, wir freilich auch, aber der Lebensgewinn ist ein ganz anderer, und wie reich ist uns der aus jenen jugendlichen Strebungen aufgegangen! Ein Trost für schlechte Poeten, für schlechte Schriftsteller, aber in der That ein Trost, sobald nur wirklich der Gewinn erlangt wird.

Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handschriftlicher Gedichte. Da tauchte mir wirklich die Seele in frische Dichtungsfluth! Seine Lieder sind Goethisch; das heißt aber nicht Goethe'n nachgeahmt, sondern in gleichem Werthe mit dessen Liedern: eben so wahr und rein, so frisch und süß! Uhland behilft sich nie mit Worten und Redensarten; nur das Gefühl spricht und die Anschauung, daher ist sein Ausdruck immer ächt. Die Natur, die ihn umgiebt, die Vorzeit, deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis seiner Dichtung, aber sein Geist ist doch aus unserer Zeit, sein Gemüth umfaßt die ganze Bildung derselben, und so ist er der Auffassung und Wirkung nach durchaus modern. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen aufjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchströmen ihn, und auch dies macht ihn mir werth. Ich schicke euch einige Lieder von ihm, „des Knaben Berglied" und „die drei Lieder" gefallen euch gewiß. Auch eine Stelle aus einer Dichtung in Prosa stehe hier; von einer Geliebten wird gesagt: „Sie war der Glanz meiner Jugendtage; des Morgens Morgenstern, des Abends Abendroth. Ein Kuß von ihr! ein Abschiedskuß! Und sind wir uns nicht bestimmt für's Leben, so mögen wir uns doch bestimmt sein für einen Kuß. Und drängt sich in einen solchen Kuß nicht eines Lebens Lust und Schmach?" — Umgang hab' ich nicht viel mit ihm, und nur durch Kerner's Vermittelung, denn er ist der entschlossenste, hartnäckigste Schweiger, der mir noch vorgekommen, er über-

trifft unsern Bekker sogar! keine Verlegenheit, keine Angst wirkt auf ihn, er wartet es ab, was draus werden möge, und schweigt. Redet er aber, so ist, was er sagt, gediegen, klar, zweckmäßig, und möglichst kurz; ohne alle Absicht und Ziererei ist es so, aus freier Natur heraus. Ist das nicht schön? Und so ist der ganze Mensch. Seine Redlichkeit, Hochherzigkeit und Treue preist jeder, der ihn kennt, als unerschütterlich und probehaltig. Er wird nächstens die Universität verlassen, und eine Reise nach Paris unternehmen. Er ist im Ganzen nicht rauh und herb, aber wo er es ist, werden ihn die Franzosen nicht glätten, und gesprächig machen noch weniger.

Nun muß ich aber auch von Kerner mancherlei erzählen! Auch er ist nicht nach unsrer norddeutschen Weise gebildet und gesprächig, aber den guten Willen hat er, sich anzuschmiegen und mitzutheilen. Mich beruhigt es, jemand in meiner Nähe zu haben, — denn wir wohnen in demselben Hause, — der sich so wohlwollend und theilnehmend bezeigt, und mich freut es jedesmal, wenn der liebe treue Mensch Abends zu mir hereintritt, und an meinem Tische seine Dissertation schreibt, während ich an meinen Sachen fortarbeite, als wäre niemand zugegen. Später sieht er dann mit Bewunderung, wie ich Thee trinke, anstatt des Schoppen Weins, der den Leuten hier so wohlschmeckt, und wir plaudern dann offen und frei über alles Mögliche. Daß mir Tübingen nicht behagt, und daß ich so manche bittre Bemerkung ausstoße, ist ihm eine wahre Herzenskränkung; er sieht wohl meistens ein, daß mein Tadel nicht ohne Grund ist, er erkennt in manchen Fällen sogar seine eigne Unzufriedenheit wieder, allein er will ihn doch nicht leiden, und nimmt ihm wenigstens das Bittre, indem er den besten Humor daraus macht. Er hat den lebendigsten Sinn für Scherz, für alles Komische und Barocke, und eine Art von Leidenschaft, dasselbe an's Licht zu bringen und zu fördern. Da er es mit der Einsiedlerzeitung hält, so hat er deren Gegner, die Herausgeber des Morgenblattes und Cotta'n selbst, durch manchen launigen Einfall geärgert. Jedoch ist seine Gesinnung, wie die seines Freundes Uhland, durchaus rein, unzerstörbar rechtschaffen,

edel, tapfer, und so menschenfreundlich, gutmüthig und zutraulich, daß er wohl nie jemanden aus freien Stücken gekränkt, und immer gleich verziehen hat, wo er der Gekränkte war. Früher sollte er in Ludwigsburg die Handlung lernen, dann kam er zur Universität, er folgte der Bestimmung, die man ihm gab, empfand weder Vorliebe noch Abneigung; er meint, es sei so wenig Freude in der Welt, daß man nur eben etwas — gleichviel was — thun müsse, damit die Zeit verstreiche, und so das ganze Leben; den Vortheil hat er, daß, wie ihn nichts sonderlich freut, ihn auch nichts eigentlich schmerzt, und so lebt er munter und harmlos fort. Die vier Jahre, die er nun hier studirt, hat er ohne Anstrengung doch mit großem Fleiße benutzt, außerordentlich viel gelernt, und auch schon Kranke mit Geschicklichkeit und Erfolg behandelt. Sobald er Doktor geworden, reis't er nach Hamburg, und von da nach Kopenhagen oder Wien; auf ihn werden die großen Städte schon wirken! Zu seiner Dissertation hat er Bemerkungen über das Gehör gewählt, und deßhalb ganz neue Versuche mit Thieren angestellt. In seiner Stube lebt er mit Hunden, Katzen, Hühnern, Gänsen, Eulen, Eichhörnchen, Kröten, Eidechsen, Mäusen, und wer weiß was noch sonst für Gethier, ganz freundschaftlich zusammen, und hat nur seine Noth, Thür und Fenster zu verwahren, daß ihm die Gäste nicht entschlüpfen; ob seine Bücher oder Kleider in Gefahr sind, ob ihn ein Thier im Schlaf anschnopert, oder unversehens aufgeschreckt nach ihm beißt, das kümmert ihn nicht. Seine Versuche sind schlau und sinnreich, und er sucht alle Quälereien zu vermeiden. Ueberhaupt steht er der Natur sehr nah, und besonders ihrer dunklen Seite. Seine Augen haben etwas Geisterhaftes und Frommes; sein Herz kann er willkürlich schneller schlagen machen, aber es nicht eben so wieder hemmen; die Erscheinungen, welche neulich Ritter an Campetti beobachtet hat, die Pendelschwingungen des Ringes am seidnen Faden, das Umdrehen des Schlüssels mit dem Buche, und alles dergleichen zauberhaft Magnetisches tritt bei ihm in auffallender Stärke hervor. Er selbst hat etwas Somnambüles, das ihn auch im Scherz und Lachen begleitet. Er kann

lange sinnen und träumen, und dann plötzlich auffahren, wo dann der Schreck der Andern ihm gleich wieder zum Scherze dient. Wahnsinnige kann er nachmachen, daß man zusammenschaudert, und obwohl er dies possenhaft beginnt, so ist ihm doch im Verlauf nicht possenhaft dabei zu Muth. In der Poesie ist ihm das Wunderbare der Volksromane, der einfache Laut und die rohe Kraft der Volkslieder am verwandtesten, Dichtungen höherer Art läßt er gelten, aber er begehrt ihrer nicht; so spricht er auch mit Vorliebe die rohe Landesmundart, will sie nicht ablegen und verstockt sich wohl gar gegen die Schriftsprache. Der Sinn für gebildete Kunst tritt zurück; in der Musik hat er sich die Maultrommel angeeignet, und weiß dem geringen und doch wunderlichen Instrument die zartesten und rührendsten Töne zu entlocken. Nun denkt euch noch die einfachste, ganz vernachlässigte Kleidung, völlige Gleichgültigkeit gegen die Dinge, mit denen man sich berührt, vorgebeugte Haltung, ungleichen, ungraden Gang, eine stete Neigung sich anzulehnen, oder niederzulegen, wie er denn lieber auf einem Stuhl unbequem liegt als bequem sitzt, und bei allem diesen einen doch schlanken, wohlgewachsenen, ganz hübschen Jungen, — so habt ihr ein vollständiges Bild meines Kerner's.

Vor einigen Tagen fuhr ich mit Kerner nach Reutlingen, zwei Stunden von hier, wo die Volksbücher und Volkslieder in Menge gedruckt werden. Der Tag war nicht ganz schlecht, die Landstraße noch gut, ungeachtet des vielen gefallenen Regens, und der Posthalter gab uns sehr gute Pferde. Die Fahrt machte mich ganz heiter, und als wir nur eben zum Thor hinaus im Freien waren, mußte ich in laute Freudenbezeigungen ausbrechen. Die schwarzblauen Berge stachen scharf gegen den Himmel ab, und die vielgezackten Gipfel durchbrachen mit ihrem dunklen Ernst überall die dünnen Wolkenwogen, welche um sie her spielten. Nachdem wir das Neckarthal verlassen, eröffneten sich neue schönere Berggegenden, und Reutlingen lag vor uns, am Fuß eines hohen Berges, der die Ruinen der Burg Achalm trägt, deren Grafen einst mit denen von Tübingen harte Kriege geführt, und zuletzt den kürzern gezogen haben. Schnell waren wir in der Stadt;

alles in diesem Schwaben ist so gedrängt und nah, kaum ist ein Gegenstand ersehen, so ist er auch schon erreicht! Eine Freude war mir's, nach Tübingen wieder eine solche Stadt zu sehen, die ordentliche Häuser hat, sehr gute Straßen, große Kirchen, und eine zahlreiche, betriebsame, wohlhabende Einwohnerschaft, deren Schlag mir hübscher vorkommt als der Tübinger, falls nicht die ersten Gesichter mich irre führten. An allem sieht man noch jetzt, daß Reutlingen eine freie Reichsstadt war, und daß die Früchte der Freiheit ihr in Handel, Gewerbfleiß, Gemeinsinn und Volksbildung nicht fehlten, denn was da ist, ist von sonst. Die Stadt hat etwa 10,000 Einwohner, die sich durch Arbeitsamkeit auszeichnen, ehemals den eifrigsten Antheil an dem ganz demokratischen Gemeinwesen hatten, und ihre jährlichen Magistratspersonen frei wählten; daß sie auch kriegerisch in früherer Zeit gewesen, bezeugen die hohen Mauern, festen Thürme, und tiefen Gräben, welche die Stadt umziehen. Es war als ob die Leute mir die schmerzlichen Empfindungen ansähen, mit denen der Anblick einer untergegangenen Reichsstadt mich jedesmal erfüllt, denn auch hier schütteten sie ihre bittern Klagen über die erlittene Veränderung vertrauenvoll gegen mich aus. Die armen Leute sehen die Franzosen als die allgemeinen Unheilsstifter an, die ehmals Freiheit mit Worten verkündigt, in der That aber überall Herren eingesetzt hätten, und nun gäbe es gar doppelte Herrschaft, denn die Franzosen drückten schwer auf die Fürsten, und diese dann um so schwerer auf das Volk. Im ganzen Rheinbunde herrschte diese Unzufriedenheit, der französische Einfluß macht überall die Regierungen dem Volke fremd, und dieses steht nirgends mit ihnen in einer gemeinsamen, einträchtigen Masse vereint. Wunderbar stellen sich damit die neuen preußischen Anordnungen in Gegensatz, von denen die Leute mit Begier in den Zeitungen lesen, wie den Bürgern Antheil an der Verwaltung ihres Gemeinwesens, Wahl ihrer Vertreter, dem ganzen Volke Waffen und Sprache verliehen werden; ja daß zu dem ganzen Volke geredet werden soll, wenn auch meines Bedünkens nicht grade durch den besten Mund, doch gewiß im besten Sinne, — die Zeitungen

melden von einer Adresse an die Preußen, die der Geheimrath Schmalz beauftragt sei abzufassen. Ich habe hier, wie schon früher in Franken, die regste Theilnahme und ein festes Vertrauen für Preußen wahrgenommen, dessen Unglücksfälle niemand als letzte Entscheidungen ansehen will. — Es fiel Regen ein, der uns hinderte, die Merkwürdigkeiten der Stadt einzeln durchzugehen. Wir besuchten aber den berühmten Buchdrucker Justus Fleischhauer, wo wir uns mit Volksbüchern und Liedern wohl versahen. Der Nachdrucker, der zunächst am Volke steht, für dessen Bedürfniß wohlfeile und geringe Ausgaben liefert, ist für Kerner der eigentliche Buchhändler, mehr als der ordentliche, für Gelehrte und Gebildete sorgende Verleger, und der Name Fleischhauer macht ihm einen bessern Eindruck, als alle Cotta, Göschen und Perthes. Er liebt die Nachdrucker, wie man Zigeuner liebt, aus dem romantischen, gesetzlosen Hang im Menschen, wobei man doch nicht ansteht erforderlichen Falles gegen die Lieblinge es mit der ordentlichen Obrigkeit zu halten. Unser Mann erzählte, seit die Stadt Königlich geworden, habe sich sein Absatz ungemein beschränkt, auch dürfe mancher beliebte Artikel nicht wieder aufgelegt werden. Auf die Frage, ob bei neuem Abdruck der Volksbücher nie etwas verändert, sondern der alte Text treu wiedergegeben würde, versetzte der Mann, unsre Meinung mißverstehend, er würde gern manches ändern, aber es sei dazu keine Zeit übrig. „Gottlob!“ seufzte Kerner, „haben Sie nur immer recht viel zu thun!“ Diese warme Theilnahme für sein gewerbliches Gedeihen nahm der Mann mit gerührter Dankbarkeit auf. Kerner versprach ihm noch den hier nicht mehr vorfindlichen und überhaupt seltnen Ritter Pontus zum neuen Abdruck, und ich empfahl ihm den in Berlin bei Littfaß herausgekommenen Werther. Er versprach beides zu drucken. Eigentlich hält er uns, die wir doch Tübinger Gelehrte vorstellen, für etwas närrisch, daß wir uns mit seinem Löschpapier befassen, und um seine Ausgaben kümmern. Daß auf unsrer Rechnung der Kaiser Oktavianus wie ein bloßes Format als 8vian angesetzt war, darüber hatte Kerner unendliches Vergnügen! — Die Rückfahrt geschah in dunkler Nacht, bei kaltem

Regen, wir fuhren aber gut, und auch das war ein Vergnügen. — Die Briefe von Rahel sind jetzt mein einziger Trost. Was sie mir schreibt, erfüllt meine Seele mit Vertrauen und Stärke. Mir ist als wär' ich erst durch sie zur Tageshelle gekommen, als hätte ich bis dahin nur Dämmerung gekannt. Besonders ist der ältere Briefwechsel, den sie mir geschenkt, reich an starkem Ausdruck des Lebens, aus den höchsten ethischen Standpunkten, in reichster Wahrheitsgluth. Harscher, mit dem ich zuletzt noch viele Blätter las, auch einige aus den neuesten Briefen an mich, wußte nicht genug zu preisen, welch Glück mir geworden, und begriff nicht, nach diesem Lesen besonders nicht, wie ich mich von Rahel habe trennen können.

Tübingen, Donnerstag den 1. Dezember 1808. Nach einem zerstreuten, unnütz verbrachten Abend nahm ich den Wilhelm Meister, und las ein ziemliches Stück. O wie wohl that mir die edle, klare, lebendige Darstellung. Es war als hörte ich eine schöne, kräftige Troststimme in der Brust, als fühlte ich eine sanfte streichende Hand auf den Augen, als flösse der Tag wieder in silbernen Wellen, getrübt bisher zur dunklen trägen Fluth. Nie hat mich der Meister so entzückt, wie bei dem diesmaligen Lesen, er rührt mich innig, und reißt mich zu staunender Bewunderung hin; ich entdeckte, indem ich die alten bekannten Züge schärfer fasse, tausend neue. Den Stil studir' ich bis in's genaueste Detail hinein, und mich dünkt, daß ich ihn sehr gut kenne. Ich weiß ihm nichts an die Seite zu stellen, im Deutschen nichts, denn wenn ich in Berlin bisweilen gelten ließ, daß Harscher die Weihnachtsfeier von Schleiermacher als etwas Aehnliches pries, so dünkt mich jetzt diese Prosa gegen jene doch nur wie eine affektirte Melina neben der anmuthigen Philine. Und dieser Zauber der Vortrefflichkeit, dieser wunderbare Lichtreiz, erscheint mir am stärksten, indem ich darauf ausgehe — ihr werdet es kaum glauben — Schwächen und Lücken in dem Buche aufzuspüren, die ich auch — werdet ihr es glauben? — reichlich finde und aufzeichne. Es ist aber als ob die Einsicht in diese Schwächen auch die Vorzüge heller strahlen machte. Mir ist als wandelte ich an

einem Feiertage durch die kunstreiche, geheimnißvolle Werkstatt des Dichters, sähe seine Arbeit auf allen ihren Stufen, vom rohen Stoffe, wie er daliegt, bis zum feinsten Gebild, in das er verarbeitet worden, sähe die Werkzeuge und Hülfsmittel, deren er sich bedient, und könnte ihm sein ganzes Verfahren absehen, und es so gut wie er machen, — wenn er mir zu allem diesen nur noch ein bischen seinen Kopf und seine Hand leihen wollte! — Verlacht mich nicht, aber meine Sinnesart führt mich immerfort in solche Untersuchungen, wobei viel Einzelnes genau zu betrachten ist; sogar die Uebersicht eines Ganzen und seiner Gliederung gewinn' ich meist nur auf diese Weise, und ich finde nach dem absichtlichen Aufmerken auf das Einzelne auch mein Verständniß der ganzen Gestalt und ihrer Bedeutung erhöht. — Ich lese aber auch, weil ich ihn doch persönlich kennen gelernt, jetzt viel in Jean Paul Richter. Aus dem Hesperus, den ich eben vorhabe, hängen eine Menge bunter Papierstreifen, die als Abfall ausgeschnittener Bilderchen auf meinem Tische lagen, als Zeichen und Freudenbänder schöner Stellen heraus; die Bilderchen waren für Jean Paul's Kinder, und so giebt er mir Geschenk für Geschenk zurück, daß ich beinah sagen kann, diese Stelle sei der Dank für dieses Bildchen. Wie aus Jean Paul's Zettelkasten, nicht wahr?

Tübingen, Freitag den 9. Dezember 1808. Ich habe mit Kerner einen Abend und eine Nacht verlebt, an die ich gedenken werde. Aus Cotta's Laden hatte ich die eben erschienene Theorie der Geisterkunde von Jung-Stilling mitgebracht, das Titelbild, die weiße Frau vorstellend, machte schon einen unheimlichen Eindruck, und als Kerner Abends zu mir kam, reizte uns der schauerliche Inhalt. Es ist merkwürdig, wie Jung sich zugleich als schlechter Denker und als geschickter Darsteller zeigt. Sein rastloser, gläubiger Eifer, die wirkliche Frömmigkeit, mit der er schlechthin alles auf den Buchstaben des Christenthums zurückführt, alle geselligen und politischen Ereignisse davon abhängig macht, das Feuer seiner Ueberzeugung, alles dies reißt unsern Glauben auf einen Augenblick hin, und unsre Phantasie nimmt er auf's ungeheuerste dadurch ein, daß er alles, was für sie

gelten soll, grade als die baarste Wirklichkeit nicht ihr, sondern der sinnlichen Anschauung aufdrängt. Wer dürfte alles, was er erzählt, Täuschung nennen, aber in einigen Stücken ist doch der plumpe Aberglauben handgreiflich! Die Erscheinungen des Magnetismus muß man am meisten zugestehen, doch sind das dunkle Regionen, mit denen sich der besonnene, dem Tage zugewandte Geist nicht gern befaßt, sondern sie den Forschern überläßt, die dazu durch Naturanlage begünstigt sind. Jung war Arzt, indeß davon kommt dem Buche nichts zu gut, als daß er bei manchen Wundern zweifelt, und sie als Verirrungen des Aberglaubens verwirft. Aber seine willkürlichen Vorstellungen vom bläulichen Dunstkreis der Seele, vom Hades, und andres dergleichen, stellt er als unzweifelhafte Naturwahrheiten hin. Seine Gläubigkeit ist rührend, seine Absicht sehr redlich, nur hat er nicht frische Geisteskraft und scharfen Verstand genug, um die wahre Bahn zwischen Unglauben und Aberglauben zu bestimmen. Diese Bahn bestimmt sich für jeden Menschen wohl nach eignem Maße. Die auffallende Prophezeihung von Cazotte zum Beispiel, die hier nach Laharpe mitgetheilt wird, hat das Ansehen der gröbsten Erfindung, der handgreiflichsten Zusammenstellung nach dem Geschehenen, und doch hörte ich einmal von Schleiermacher, dem in Halle auf den Grund dieser Geschichte erzählt wurde, Cazotte habe Szenen der französischen Revolution vorhergesagt, die merkwürdige Aeußerung: „Warum nicht? Ein Mensch, der die Biondetta hat schreiben können, bei dem ist es nicht unglaublich, daß er auch wirklich habe prophezeihen können.“ Diese Biondetta hab' ich nun seitdem gelesen, und finde das Mährchen ein wahres Kleinod, unbegreiflich in der französischen Litteratur des vorigen Jahrhunderts, vielleicht auch in der That spanischen Ursprungs, wie ja schon der Stoff spanisch ist; aber auf mich macht das Stück nicht einen solchen Eindruck, daß ich jener ungeheuern Folgerung beistimmen könnte. Dagegen ist mir eine Geschichte, welche Jung ebenfalls erzählt, sehr einleuchtend, von einer Frau, die eine Freundin zu sich heranbannt durch den bloßen Willen. Es giebt so etwas; man kann verwandte Sehnsucht fühlen und ihr folgen müssen;

ich glaube es. Daß nicht jeder, und nicht immer, so leisen Regungen offen steht, ist so natürlich, als daß nicht jeder in einer Symphonie den leisesten Mißton jedes Instruments heraushört, oder, wie der ausgelernte Spieler, mit den Fingerspitzen ein As und ein Bild unterscheidet. Aber davon will ich eigentlich nicht reden, sondern euch erzählen, wie es uns erging. Wir lasen, und merkten auf, prüften, lachten, verwarfen, wurden nachdenklich, und endlich von einer Geschichte nach der andern so übernommen, durch die wiederholte Terminologie und die sich steigernde Aufdringlichkeit dieses ganzen Geisterspuks dergestalt befangen, daß wir nach Mitternacht todtschläfrig und aufgereizt in banger Verstimmung einander gegenüber saßen, und uns von Zeit zu Zeit ansahen, ob wir's auch noch wären, und nichts Geisterhaftes ein Spiel mit uns treibe! Wir verwünschten das Buch, billigten die Baseler Regierung, die es weislich verboten, konnten aber aus der Gewalt seiner Schauer nicht los, fürchteten, einzeln und einsam dieser noch mehr zu verfallen, und beschlossen, die Nacht beisammen zu bleiben; Kerner hatte nur wenige Schritte über einen Flur und eine Treppe hinab zu seinem Zimmer, allein er mochte nicht fortgehen, und ich bat ihn, mich nicht zu verlassen. Spät und verstört schliefen wir ein, und ein unerfreuliches Erwachen trug noch die Spuren der unseligen Lukubration!

Dieses Würtemberg ist recht die Heimath des Spuk- und Gespensterwesens, der Wunder des Seelenlebens und der Traumwelt. Die Einbildungskraft der Schwaben hat dafür eine außerordentliche Empfänglichkeit, ihre Nerven sind nach dieser Richtung besonders ausgebildet. Das Land ist gepfropft voll von Sagen, Prophezeihungen, Wundern, Seltsamkeiten dieser Art. Die Physiognomie des Bodens trägt gewiß das Ihrige dazu bei, sie spricht im Allgemeinen das Gemüth tief an, man fühlt sich einsam und wie aus der Welt geschieden in diesen beschränkten Thalstrecken und auf diesen mäßigen Höhenzügen; überall trifft der Blick auf zerstörte Burgen, einsame Kapellen, man wird an ein vergangnes Leben erinnert, zwischen dessen Trümmern sich die Gegenwart kleinlich ausnimmt. Tübingen besonders hat in seinem Oert-

lichen etwas Ahndungsvolles, Seltsames, und es giebt Hügelecken und Thalwindungen, wo man am hellen Mittag irgend eine Unheimlichkeit argwöhnen könnte. Sonderbar ist es, daß gegen diese Stimmung des Landes und der Einwohner die Wirksamkeit des Protestantismus, der hier in den trefflichsten Anstalten und Geistlichen eine unaufhörliche Quelle tief in das Volk dringender Bildung ist, bisher nichts vermocht hat.

Kerner ist nun in diesen Richtungen der wahre Ausdruck seines Landes und Volkes, nur emporgehoben aus der untersten Region in eine höhere, wo wissenschaftliche Einsicht und dichterische Phantasie zu dem Volksthümlichen sich mischen. Seine Natur wirkt so entschieden, daß in seiner Gegenwart mehr möglich scheint als sonst, daß die Empfänglichkeit andrer Gemüther durch ihn wächst. Er hat selbst einmal — voriges Jahr am Weihnachtsabend — etwas Seltsames erlebt. Es war tief im Winter, und er saß mit einem Freunde, einem freisinnigen, aufgeklärten Menschen, Abends bei Licht auf seiner Stube, eine Guitarre lag zur Hand, und er fing an darauf zu spielen. Während des Spielens fühlte er eine wunderbare Beklommenheit, die schnell zunahm, er war in einem unbegreiflichen Zustand, den er nie vorher gekannt, ihm fehlte jeder Maßstab und jeder Ausdruck für seine Empfindung, die dadurch noch fürchterlicher wurde, daß er ganz deutlich sah, wie sein Freund, von ähnlichem Eindruck erfüllt, ganz erschrocken über ihn hinaufblickte; jetzt war ihm, als drücke von obenher eine schwere Masse ihn gewaltsam nieder, und in demselben Augenblicke, als die fürchterliche Angst auf's höchste gestiegen war, sprang der Freund auf, schrie voll Entsetzen: „O Jesus, Kerner!“ und stürzte zur Thür hinaus. Kerner fiel hin, und lag eine Weile besinnungslos, nicht durch den Schreck, wie er ausdrücklich sagt, sondern durch die davon unabhängige Steigerung seines innern Zustandes. Als er zu sich kam, verließ er eiligst das Zimmer, und ging einige Zeit im Freien umher; die sternenhelle Winternacht erquickte ihn, und er konnte, als er in seine Stube zurückgekehrt war, ruhig einschlafen. Am Morgen traf er mit dem Freunde zusammen, beide waren verlegen, doch endlich erzählte der Freund, noch ganz angegriffen und

erschaudernd vor der Erinnerung, es sei ihm vorgekommen, als habe über Kerner's Kopf, während des Spielens, sich eine Gestalt undeutlich gebildet, und sei dann längs der Wand hingezogen. Kerner wußte nur, daß ihm unendlich weh gewesen, mit den Guitarrentönen seine Angst wie von obenher vermehrt worden, ihm dann plötzlich so kalt, und alles umher licht und hell gewesen sei. Kein äußrer Umstand, der zur Erklärung hätte dienen können, war aufzufinden, das Licht hatte Kerner bei der Wiederkehr erloschen gefunden, die Luft nicht beengt. Sie wußten sich einander keine Rechenschaft von ihrer Empfindung zu geben, die Worte fehlten ihnen; „Mer hänn nicks schwätze könne", sagte mir Kerner mehrmals, indem er seine Erzählung beschloß, die ihn selber noch jetzt heftig angriff, und ihm fürchterlich war. Die Empfindung, meinte er, sei so schrecklich gewesen, daß er davon auf der Stelle hätte todt bleiben oder wahnsinnig werden können; vorher war er sehr lustig und guter Dinge, in den Tagen nachher aber fühlte er sich krank, bekam eine Art von Veitstanz, und mußte längere Zeit unter ärztlicher Behandlung bleiben. Er will auch jetzt noch die ganze Geschichte nur als Krankheit angesehen wissen, und verwirft jede geistergläubige Deutung, obwohl er die wunderbare Erscheinung sich nicht wegstreiten kann. Fast gereut ihn, die Sache mir erzählt, und dadurch sie wieder so lebhaft in sich aufgerufen zu haben.

Nicht unterdrücken kann ich bei dieser Gelegenheit eine sonderbare und artige Mähr, die meinen Tübinger Freund einen Augenblick in für ihn vorweltliche Beziehung und Mondscheinnacht versetzt. Seine Mutter, eine gute fromme Frau, die ihren Mann frühzeitig verloren, fiel vor mehreren Jahren in eine hitzige Krankheit, die sie zwar glücklich überstand, aber von der sie doch eine Schwäche behielt. Sie dachte viel und gern an die Vorfälle früherer Lebenszeit, wobei sie leicht ängstliche Anwandlungen hatte. So hatte sie mehrmals im Stillen ihren Sohn herbeigewinkt, und ihn sorgfältig untersucht, ob er nicht verborgne Schuppen habe, und war immer sehr zufrieden, weder Schuppen noch sonst etwas, das an Fisch erinnerte, zu finden. Der Grund dieser

seltsamen Vorstellung blieb lange verborgen, bis die gute Frau einmal ihrem ältesten Sohne Folgendes vertraute. Sie sei eines Abends mit ihrem Manne am Ufer des Neckar spaziren gegangen, und da es am Tage sehr heiß gewesen, so habe ihr Mann Lust bekommen sich zu baden, unterdessen sei sie im Schatten eines nahen Gebüsches geblieben. Eine Weile habe sie ihn im Wasser plätschern hören, dann plötzlich aber seinen Hülferuf vernommen; im Augenblicke der Noth, nur von dem Einen Gedanken erfüllt, zu ihrem Manne zu eilen, sei sie aus dem Gebüsch herausgesprungen, und mit allen Kleidern wie sie war in's Wasser gegangen; da habe ihr Mann sie sogleich umfaßt und scherzend beruhigt, er habe nur sehen wollen, ob sie ihn so lieb habe. Dann habe er sie zu dem Gebüsch zurückgeführt. Sie aber, da sie einige Zeit darauf in's Kindbett gekommen, habe sich sehr gefreut, daß sie ein hübsches Knäbchen und keinen Fisch zur Welt gebracht. Der ganze Vorgang war mehr Einbildung als Wahrheit, in Betreff der Zeit gewiß irrig; allein der Furcht, solcherlei möchte doch eine Sünde gewesen sein und durch ein Zeichen gestraft werden, konnte die gute Frau, in der Schwäche nach der Krankheit, auf Augenblicke sich doch nicht erwehren.

Durch Justinus Kerner lern' ich nun auch seinen Bruder Georg, den ich in Hamburg doch nicht aufmerksam genug beachtet, näher kennen. Dieses Geschlecht hat eine solche Stärke und Fülle von Anlagen, daß sie vertheilt auf die verschiedenen Zweige noch in jedem als besondrer Reichthum erscheinen. Es ist dieselbe Kraft, die im einen Bruder Natur und Welt magnetisch und humoristisch erfaßt, und im andern einen sprühenden Feuergeist für Staats- und Bürgerleben erweckt hat; ein dritter Bruder steht als Oberst in würtembergischen Kriegsdiensten, wo er wegen seines guten Kopfs und tapfren Muthes gleich geschätzt ist. Das Leben Georg's aber, in die französische Revolution verflochten, ist durch Frische und Reinheit des Eifers, wie durch Muth und Selbstständigkeit des Willens ein so achtungswerthes als abentheuerliches Karakterstück; eine deutsche Ehrlichkeitsrolle in französischen Verhältnissen und Hoffnungen, die wie billig mit

dem Ausscheiden des Helden endigt. Geniale Züge bezeichnen diese Bahn von Anfang bis zu Ende; einige derselben habe ich mir besonders aufgezeichnet. Es wäre der Mühe werth, daß dieser Mann sein eignes Leben schriebe, wozu doch seine praktische Rastlosigkeit ihn schwerlich gelangen läßt.

Tübingen, Donnerstag den 29. Dezember 1808. Hier hat sich noch ein Poet eingefunden, mit dem ich bei Cotta einen Abend zugebracht habe. Es ist der Däne Jens Baggesen, der mir auf das Wort von Voß, Erhard, und Andern, bisher viel galt, und der mir nun auf sein eignes wenig gilt. Er kommt von Paris, hat gegen Napoleon einen politischen Faust gedichtet, den er natürlich nicht kann drucken lassen, macht Spottgedichte gegen die deutschen Romantiker, will sogar von Goethe wenig wissen, und meint, man sei ein Dichter, wenn man sich selbstgefällig über alles erhebt, und von Voß die Schmiedearbeit deutscher Hexameter gelernt hat! Er ist gränzenlos eitel, trägt sich immer vor, paßt sich alte Anekdoten und Geschichten an, sucht Effekt darin zu machen, und das läuft bisweilen so schal und kläglich ab, daß ich mich für ihn schäme. Er thut sehr wichtig damit, daß er die französischen Sachen und die bedeutenden Personen in Paris einigermaßen kennt, spricht von seinen großen Verbindungen, Planen, sogar Gefahren. Cotta'n hat er ganz für sich eingenommen, und die Frau gleichfalls. Sie sind beide geschmeichelt durch die Art, wie er sich um ihren Beifall bewirbt, und Cotta findet, daß er Geist und Witz im Uebermaß habe. Ich aber empfehle mich nicht durch meinen Witz, daß ich sage, sein Faust sei doch nur eine Faust in der Tasche! — Baggesen scheint in Stuttgart etwas zu suchen, und einiger Gunst schon versichert zu sein, das wirkt auch bei Cotta mit, wie ich das schon in Betreff Matthisson's gesehen, der die entschiedene Vorliebe des Königs gewonnen und eine schöne Anstellung erhalten hat, weßhalb ihm nun von allen Seiten auf die widerwärtigste Weise der Hof gemacht wird, und er in poetischen und litterarischen Dingen plötzlich eine Ministerautorität sein soll; das Morgenblatt ist da denn eifrig auf dem Platz, und lächelt huldigend!

Zu einem andern Dichter hat mich Kerner geführt, zu einem Dichter im wahren vollen Sinne, einem ächten Meister der Poesie, der aber nicht am Hofe zu suchen ist, noch in Cotta's Abendgesellschaft, sondern — im Irrenhaus. Wie ein Strafschauder traf es mich, als ich zuerst vernahm, Hölderlin lebe hier seit ein paar Jahren als Wahnsinniger! Der edle Dichter des Hyperion, und so manches herrlichen Liedes voll Sehnsucht und Heldenmuth, hatte allerdings eine Uebersetzung des Sophokles in Druck gegeben, die mir ziemlich toll vorgekommen war, aber nur litterarisch toll, worin man bei uns sehr weit gehen kann, ohne grade wahnsinnig zu sein, oder dafür gehalten zu werden. Diese Tollheit zu rügen, war völlig erlaubt, und ich hatte mir für den Doppelroman, zu den übrigen litterarischen Figuren, auch einen Uebersetzer Wachholder ausgedacht, der wie Hölderlin's Sophokles werden sollte. Nur durch Zufall unterblieb es, und wahrlich mir zum Heil! Denn mir wäre es ein schrecklicher Gedanke, einen Geisteskranken verspottet zu haben, eben so schauderhaft, wie eine Leiche prügeln zu wollen! Wie kläglich erscheint das irdische Beginnen, wie ohnmächtig der Haß und die Liebe, gegen das unerreichbar Entrückte! wie heiligend der Tod und großes Unglück! Der Scherz gegen Hölderlin hätte freilich ihn selber nie berührt, wäre nicht böse gemeint gewesen, war in seiner Voraussetzung nicht unrecht einmal, und diese Voraussetzung war die argloseste! aber doch ist es mir unendlich lieb, daß dieser Ausfall nicht geschah, ich fühlte mich wie einer großen Gefahr, einem tiefen Frevel entgangen. — Der arme Hölderlin! Er ist bei einem Schreiner in Kost und Aufsicht, der ihn gut hält, mit ihm spaziren geht, ihn so viel als nöthig bewacht; denn sein Wahnsinn ist nicht grade gefährlich, nur darf man den Einfällen nicht trauen, die ihn plötzlich anwandeln könnten. Er raset nicht, aber spricht unaufhörlich aus seinen Einbildungen, glaubt sich von huldigenden Besuchern umgeben, streitet mit ihnen, horcht auf ihre Einwendungen, widerlegt sie mit größter Lebhaftigkeit, erwähnt großer Werke, die er geschrieben habe, andrer, die er jetzt schreibe, und all sein Wissen, seine Sprachkenntniß, seine Vertrautheit mit den Alten, stehen ihm

hiebei zu Gebot; selten aber fließt ein eigenthümlicher Gedanke, eine geistreiche Verknüpfung, in den Strom seiner Worte, die im Ganzen nur gewöhnliches Irrereden sind. Als Ursache seines Wahnsinns wird ein schrecklicher Auftritt in Frankfurt am Main angegeben, wo er Hofmeister in einem reichen Hause war. Eine zarte liebenswerthe, unglückliche Frau würdigt den hohen Dichtergeist, das reine Gemüth des in seiner Lage gedrückten und verkannten Jünglings, es entsteht eine unschuldige Freundschaft, die aber dem rohesten Argwohn nicht entgeht, und Hölderlin wird thätlich mißhandelt, sieht auch die Freundin mißhandelt! Das brach ihm das Herz. Er wollte seinen Jammer in Arbeit vergraben, er übersetzte den Sophokles; der Verleger, der den ersten Theil drucken ließ und ausgab, ahndete nicht, daß in dem Buche schon manche Spur des Ueberganges zu finden sei, der in dem Verfasser leider nur allzubald sichtbar wurde.

Tübingen, Anfang Januars 1809. Ich lebe in der größten Einsamkeit. Ein paar Abende ausgenommen, von denen ich den einen sehr langweilig bei Cotta, den andern angenehm bei Froriep zugebracht, bin ich gar nicht aus dem Hause gekommen. Bei Froriep ist es norddeutsch, Halle und Berlin klingen mir dort nach, ich bin in heimathlicher Luft, auch freuen mich die Kinder sehr, die mich öfters besuchen. Man bleibt bei Froriep bis in die Nacht hinein, das heißt bis nach 10 Uhr, freilich auf die Gefahr, als Nachtschwärmer, auf der Straße dem Wächter aufzufallen.

Ich warte das Frühjahr ab, weil ich muß; unterdessen laß' ich es an Fleiß nicht fehlen. Ihr glaubt es nicht, was ich alles treibe, die heterogensten Sachen neben einander, und nicht aus willkürlichem Wechsel, nein, sie haben alle ihren nothwendigen Bezug in mir, und was nicht Räderwerk zum Weiterkommen ist, ist Oel zum Räderwerk. Ich habe absatzweise starke medizinische Arbeiten gemacht, ich habe den ganzen Livius durchgelesen, ich habe Studien zu einem Trauerspiel von unserm Kaiser Heinrich dem Vierten gemacht, und ein paar Novellen, und vielerlei Aufsätze, und unzählige Briefe geschrieben; mehr aber noch innerlich mit Welt und Leben, mit Entwürfen und Möglichkeiten mich abgekämpft.

Macht jetzt keine Ansprüche an mich, laßt mich gehn! Vielleicht erfüll' ich künftig eure Erwartungen um so besser.

Tübingen, Mitte Januars 1809. Kerner, der nach seiner ehrenvollen Doktorpromotion gleich nach Hause gereist war, ist wiedergekommen, jetzt aber leider krank. Ich bin die Abende immer bei ihm. Autenrieth ist sein Arzt, und bleibt auch ganze Stunden. Da giebt es die lebhaftesten Gespräche; die romantische Schule, die Naturphilosophie, und vor allem das Wunderhorn, werden schrecklich angegriffen, hartnäckig vertheidigt. Autenrieth ist voll schwäbischer Phantasie und Laune, da er aber auch großen Verstand besitzt, und der ihn mißtrauisch gegen sein Naturell macht, so hat er dieses jenem ganz dienstbar untergeordnet, und nun streiten diese muntern Kräfte wider das, was ihnen eigentlich befreundet ist. Ich habe ihm das einmal bewiesen, daß sein Eifer gegen die Volkslieder nur versteckte Freude an ihnen ist, und er lachte sehr vergnügt darüber. Ein paar junge Tübinger, Pregitzer und Köstlin, nehmen warmen Antheil an diesen Verhandlungen, für Kerner sind sie stärkende Arznei; Uhland schweigt in schroffem Ernst, und seine Gegenwart verhindert uns auch wohl, die streitigen Meinungen allzu stark hervorzurufen. Ich habe aber noch von einem andern Abendgaste zu reden, den ich bei Kerner treffe, abermals einem Poeten, und zwar wieder von ganz anderm Schlag, als die bisher genannten; hoffentlich hab' ich mit ihm nun alle Dichtersorten des hiesigen Platzes erschöpft. Ich stelle euch den Professor Conz vor. Laßt es euch nicht stören, daß er so aussieht, wie Focks in den „Versuchen und Hindernissen" beschrieben ist, er ist doch ein ganz wackrer und guter Kerl! Was kann er dafür, daß er in frühere Jahre fiel, wo es für Dichterglut eine andre Heizung gab, als jetzt? Er hält eine sehr gute Vermittelungslinie zwischen Schiller und Voß, weiß Metrum und Reim zu handhaben, hat sich um Kantische Philosophie bekümmert; wär' er jünger, so machte er Sonette, wüßte von Assonanzen, ließe Schelling'sche Formeln in seinen Dichtungen durchschimmern. Conz ist hier der eigentliche Philolog an der Universität, und wirklich ein gründlicher, auch geschmackvoller Alterthumskenner, eifrig in

seinem Fach, und überhaupt für Schönes und Hohes leicht entzündbar. Da er aber als Anempfinder wenig Festigkeit und Schärfe besitzt, sich theils aus Gutmüthigkeit, theils aus Schwäche, leicht einschüchtern läßt, so kann er seine Sachen nicht mit dem nöthigen Ansehn durchsetzen, die Kollegen necken ihn, die Studenten bezeigen sich leichtfertig, zu Hause giebt es auch wohl Schelte, da bleibt denn die Litteratur die einzige Zuflucht, — aber in der herrscht ein neuer Geist, der von ihm und all dem Seinen nichts wissen will! So lebt der Mann hier seit Jahren gedrückt und gehemmt, und seufzt nach Menschen, die seine Gegenstände kennen, seine Richtungen einsehen, sein Streben würdigen. Unvermuthet findet er mich, mich, liebe Freunde, und nun erwägt, was das heißt! Muß ich es euch Hartsinnigen doch umständlich erörtern? Nun, so hört! Er findet einen jungen Mann, der kein Philolog vom Fach ist, aber den Homer und Platon liest, der mit Wolf und Gurlitt bekannt ist, der den Dichter und Uebersetzer Voß hochschätzt, der die Verdienste metrischer Uebersetzungen würdigt, dem die Oden Klopstock's vertraut sind, der zum Erstaunen der Anwesenden ganze Reihen von Hexametern und Pentametern hersagt aus einer Elegie, worin die Befreiung Griechenlands durch Bonaparte geweissagt wird, und diese Elegie ist von Conz! Genug, der Mann hat die größte Freude an mir, hat es seit Jahren nicht so gut gehabt, kann alle seine langverhaltenen Reden an mich richten, ist unerschöpflich in Mittheilungen, erzählt von sich und Andern, führt seine eignen nicht recht bekannt gewordenen Schriften an, er sieht, daß er verstanden, daß er gewürdigt wird. Leider trägt aber auch dies seltne Glück einen geheimen Stachel von der Nemesis eingepflanzt! Denn, wenn ihr es noch nicht wißt, so erfahret es jetzt, Conz ist der Rezensent in der Hallischen Litteraturzeitung, der unsre Gedichte dort so scharf mitgenommen und heruntergerissen hat, und jetzt, da er an mir seine größte Freude, so ganz seinen langentbehrten Mann findet, ist er beschämt und bestürzt wegen jener That, und fragt Kerner'n ängstlich, ob ich wohl etwas davon wisse, und fürchtet, daß ich es erfahre! Er hat aber nichts zu fürchten, er ist ja für sein

Uebelthun schon genug gestraft durch die Sache selbst, daß er denjenigen getadelt, den er nun liebt und schätzt, und daß dieser ihn nun doch meidet und flieht; denn er langweilt mich ungeheuer, und verhöhnen mag ich ihn nicht, weil er das nicht verdient, und ohnehin schon geplagt genug ist! — Ich ziehe aus der lächerlichen Geschichte die lehrreiche Warnung, daß man im Rezensiren vorsichtig sein und bedenken müsse, ob man auch nicht den Ort verunreinige, wo man später sich werde hinsetzen wollen.

Tübingen, Donnerstag den 16. Februar 1809. Ich konnte heute nicht schreiben, das Frühlingswetter hatte in meine Brust wie in einen jungen Baum seine Unruhe getrieben; der Tag war ein verkündender, noch nicht selber schön, aber schöne Nachfolger verheißend. Ich eilte vor das Thor hinaus, in das freie Neckarthal. Indem ich durch die schmutzigen, engen Straßen ging, und nachher, als ich draußen auf die Stadt zurückblickte, fühlte ich deutlich, daß der Ort mir doch schon lieb geworden, daß ich den Aufenthalt, den ich hier gemacht, und alle Zweifel und Schmerzen, die ich hier durchgekämpft, doch nicht entbehren möchte in meinem Leben. — Die nahe Abreise nahm mir heute die Angst, das Thal war mir kein Kerker mehr, der Sinn konnte sich frei ergehen, und sich jedem lieben Eindruck überlassen. Die Luft war warm und still, die Gegend hell, die Landstraßen fest und trocken, und sehr belebt. Rings am Himmel stand doch viel Gewölk, aber klein, still, und vielfarbig in mattem Glanz; die Wolken schienen sich nur zu bewegen, um sich in einen zarten weißen Flockenschleier über die Himmelsbläue langsam auszubreiten; feine Nebelfäden schwammen hoch im weiten Blau, und unten um die fernen Berge löste sich das dichtere Gewölk sanft in duftigen Nebel auf, der spielend heranwogte mit dem Abend. Längs einem Seitenbache des Neckars ging ich eine weite Strecke fort, und freute mich meines Alleinseins, das mir auf Wanderungen immer behagt. Aber angekommen wär' ich gern bei lieben Freunden, dieses Ziel fehlte mir! Und so mußt' ich endlich den Rückweg nehmen, und unter allmähligem Verstummen des vorher so lauten Herzens, mich in die Stadt und in

mein Zimmer zurückfinden, umdüstert von dickem Abendnebel, der dicht vor meinen Fenstern die schwarzen Dächer überschwebt. Als ich hinausging, sah ich Kürasse schmieden, auf dem Rückwege begegneten mir würtembergische Reiter. So mahnt auch in dem friedlichen Thal schon manches an Krieg, der sich aus Osten und Westen allerdings in allerlei Zeichen drohend ankündigt!

Ich habe die französischen Bülletins über den Krieg in Spanien der Reihe nach durchgelesen, und mehr daraus ersehen, als sie zeigen wollen. Näher aber, als diese Vorgänge, berühren mich die Nachrichten von den Rüstungen in Oesterreich. Dort scheint alles auf einen ächten Volkskrieg abgesehen, und Begeisterung und Kraft jeder Art aufzuwachen. Hier — und wo nicht in Deutschland? — ist die Regierung mit den Franzosen verbündet, das Volk aber ist für Oesterreich, mit dessen Sache die deutsche ihm diesmal eng verbunden dünkt. Die kriegerischen Aussichten machen auch all meine Plane wieder ungewiß. Wo soll, wo kann man hin? wo bleiben? Wie wird es binnen einem halben Jahr in Deutschland aussehen? — In Hamburg find' ich immer weniger, was ich bedarf! Doch will ich es versuchen, nochmals durch die That prüfen, ob ich dort meine Stätte finde. In Berlin eröffnen sich vielleicht neue Aussichten! In Wien stehen sie einladend offen. Meine Wege sind leider stets Umwege.

Sechzehnter Abschnitt.

Berlin.

Mai 1809.

In Berlin sah es wüst und wandelbar aus. Der König weilte zögernd noch in Preußen. Die Franzosen waren fort, aber immer lastete der Druck ihrer Macht noch auf dem ganzen Lande; arm und fortwährend bedrängt wußte man nicht, ob man die letzte Habe nothdürftig zusammenhalten oder vollends in die Schanze schlagen sollte. Schill's kühnes Unternehmen hatte alles noch mehr verwirrt; der Zweifel, ob er lediglich auf seinen Kopf ein tolles Abenteuer gewagt, oder mit verabredetem Zweck und Rückhalt gehandelt habe, durchkreuzte sich mit dem andern, ob ganz Preußen jetzt nothgedrungen in die gebrochne Bahn mit allen Kräften nachstürzen müsse, oder durch Verdammung des Geschehenen sich gegen Napoleon's Mißtrauen und Rache noch werde retten können. Die Einwirkung des Tugendbundes war in dieser Zeit äußerst lebhaft, doch dadurch weniger stark, daß seine tüchtigsten Glieder schon größtentheils auf den eröffneten Kampfplätzen zerstreut waren; die ganze Partei drängte überall, so viel sie vermochte, zu kriegerischen Entschlüssen, besonders wurde die Entscheidung Preußens eifrig betrieben. Den Willen des Königs glaubte man aus der veränderten Besetzung einiger Behörden, die bei der Schill'schen Sache gegen die Franzosen zu arg kompromittirt schienen, noch

nicht so bestimmt abnehmen zu dürfen, jene rasche Maßregel konnte vom Augenblick erfordert sein, und gleichwohl entgegengesetzte zur Folge haben. Es fehlte nicht an Personen, welche den Krieg gegen die Franzosen auch allenfalls zu erzwingen hofften. Bedeutende Staatsbeamte und Offiziere zeigten sich in dieser Art unverhohlen thätig, andre wenigstens geneigt, einem solchen Sinne kräftig beizutreten. Ganz Berlin befand sich solchergestalt in unsichrer Schwebe und in dumpfem Harren.

Ich traf Marwitz und Willisen; sie kamen von Schill zurück, dem jener von Berlin nachgeeilt war, dieser in Halle sich angeschlossen hatte; nach dem Gefechte bei Magdeburg, wo sie tapfer mitgekämpft, waren die beiden Freunde völlig überzeugt, daß Schill bei seinem Zuge nicht Plan noch Ziel habe und für sich allein auch nicht zu fassen noch zu verfolgen im Stande sei, daß die Kühnheit seines Wagnisses nothwendig einer höheren Leitung bedürfe, und alles darauf ankomme, einen tüchtigen Befehlshaber höheren Ranges herbeizurufen; sie verständigten sich hierüber mit den angesehensten Offizieren, und wurden beauftragt, in Berlin dieserhalb das Nöthige zu betreiben, und zugleich das Feuer dort möglichst zu schüren, um eine allgemeinere Bewegung zu entflammen. Sie waren mit noch ein paar Genossen kaum angekommen, als sie die Umstände leider sogleich sich gänzlich verändern sahen; die Waffen der Franzosen drangen siegend in Oesterreich vor, der Aufstand in Hessen war eben so schnell gedämpft als ausgebrochen, der Zug Schill's hatte sich, anstatt kühne Schläge vorwärts zu versuchen, unergiebig und fast schon unrettbar auf Mecklenburg und Pommern zurückgewandt, und Preußen säumte nicht das eigenmächtige Unternehmen mit allem Nachdruck zu verdammen und seinem Schicksale preiszugeben. Unter diesen Umständen war es für Marwitz und Willisen ein Gebot der Klugheit, sich in Berlin den Blicken nicht allzu offen hinzustellen; denn wenn auch im Ganzen auf die Nachsicht der meisten preußischen Behörden in solchem Falle wohl zu rechnen war, so gab es doch deren auch, die lieber dem Buchstaben folgten, und dies auch zuweilen mit Eifer für die Franzosen thaten. Bevor man

wußte, woran man war, durfte man das Schlimmste als möglich denken. Marwitz und Willisen und einige ihrer Genossen hatten keine bestimmte Wohnung, sie waren bei guten Freunden abgetreten, nahmen der Sicherheit wegen jetzt abwechselnd ihre Schlafstelle bald bei dem einen, bald bei dem andern, und gingen bei Tage so wenig aus als möglich. Auch Chamisso, Franzose wie er war, mußte öfters die nöthige Herberge darbieten. Wenn die Gelegenheit zur Nacht nicht günstig war, half auch der Thiergarten aus, wo Scheibeler mehrmals und Schepeler sogar regelmäßig biwackirte. Ich lebte mit den Freunden, ohne ihren Ansichten ganz beizutreten; man warf mir vor, im Hasse gegen die Franzosen allzu lau zu sein, obgleich mein Vorhaben am Kampfe gegen sie Theil zu nehmen ausgesprochen war.

In dieser mehr als ernsthaften Lage, wo mit den Schicksalen des deutschen Vaterlandes und des preußischen Staats der Einzelne auch sein persönliches Loos allen Zufällen bloßgestellt, die Freiheit und das Leben selbst jeden Augenblick in Gefahr sah, und doch willig zu wagen fortfuhr, in dieser Lage und Stimmung wußte ein ihr entsprechender Muthwill sich Raum zu gewinnen, ein gefährliches und unwillkürlich zur Höhe der grausamsten Mystifikation hinaufgetriebenes Spiel, das als eine der tollsten und gelungensten Suiten wohl verdient, hier episodisch aufbewahrt zu werden.

Marwitz war bei edelsten und lichtvollsten Geistesgaben auch von gewaltthätigster Leidenschaft getrieben. Besonders war Befriedigung der Rache, wenn er eine Beleidigung erfahren hatte, ihm in der ersten Zeit heiß angelegen. Ein starkes Beispiel solcher Leidenschaft hatte er vor ein paar Jahren auf dem Lande gegen einen benachbarten Pächter ausgeführt, von dem er gröblich beleidigt war, und den er zur Strafe, mit Hülfe einiger dazu gern willigen Franzosen, und selber als solcher verkleidet, durch nächtlichen Ueberfall in furchtbarsten Schrecken versetzt hatte. Freilich war der Streich schwer auf ihn zurückgefallen, denn die Uniform des im Lande hausenden Feindes zu einer privaten Gewaltthätigkeit mißbrauchen, mußte in jeder Art bedenklich erscheinen, diesem selbst ein Verrath an seiner Ehre und Sicherheit

dünken, so daß Marwitz auf geschehene Anzeige durch französische Gendarmen nächtlich abgeholt und in Ketten nach Küstrin gebracht wurde, und nur auf dringende Fürsprache seine Freiheit wiedererlangte. Genugthuend blieb ihm aber auch späterhin doch die Erinnerung, daß jener Pachter im Schrecken des Ueberfalls eine ganze Nacht angstvoll im Sumpfe versteckt gesessen hatte! Nicht solch wilde und äußerste, aber doch einige Rache glaubte Marwitz gegen einen Freund jetzt ausüben zu müssen, der, nach seiner Ansicht, unverzeihlich an ihm sich vergangen hatte.

Herr von Winterfeld, Referendarius beim Stadtgericht, war in unserm Kreise sowohl wegen seines allgemeinen guten Willens, als auch insbesondere durch kenntnißreiche Liebe für Musik und für spanische Sprache und Poesie günstig angesehen. Ein unverhältnißmäßig großer Kopf und dickes rundes Gesicht auf kleinem untersetzten Rumpfe mit starken Gliedmaßen gab seinem Aeußern etwas Wunderliches, Auffallendes, worin seine innern Eigenschaften sich bald erkennen ließen; Gutmüthigkeit und Bescheidenheit, ruhige Ordnung und Folge, sprach man ihm auf den ersten Blick zu, Scharfsinn aber, Umsicht und Gewandtheit konnte man ihm nicht beimessen. Marwitz wußte jede Virtuosität zu schätzen, und hatte sich mit Winterfeld, der ihn in spanischen Sachen förderte, leicht näher befreundet. Aber nun machte er auch alle andern Forderungen der Freundschaft, denen jener zu genügen weder fähig noch willens war. Auch Winterfeld hatte ihn beherbergen sollen, aber mit übergroßer Angst ihn aufzunehmen abgelehnt; dieses zaghafte Versagen einer Leistung, die in dieser Zeit schon dem Preußen und dem Edelmann kaum zu erlassen schien, konnte Marwitz noch weniger dem Freunde verzeihen, und nun hatte er keine Ruhe, bis er ihn dafür gebührend bestraft wußte. Sogleich schritt er an's Werk; die bezeigte Aengstlichkeit sollte durch auszustehende Angst vergolten werden, und ein kurzer Anschlag hiezu war schnell mit einigen Freunden verabredet. Ich wurde nur obenhin von dem Vorhaben benachrichtigt, jedoch mit den Andern eingeladen, dem Spaß beizuwohnen. Mit ganz andern Gedanken erfüllt, ohne Lust und Fröhlichkeit zu der Sache,

ging ich gleichgültig hin, und versprach mir keine sonderliche Unterhaltung.

Ein schöner Nachmittag war zur Ausführung ersehen. Winterfeld wohnte bei seinen Aeltern in der Behrenstraße, wo er in einem Seitenflügel des Hauses auf dem Hofe zwei Treppen hoch ein paar Zimmer hatte. Als ich zur verabredeten Stunde bei ihm eintrat, war Scheibeler schon da, und ich schien ein eifriges Gespräch zu stören. Winterfeld's Befangenheit war sichtbar, sie steigerte sich zur Beklemmung, jemehr auch Scheibeler sich wegen meiner Anwesenheit verlegen stellte, bis dieser, nach kurzem halblauten Berathen mit ihm, der darüber große Tropfen schwitzte, geradezu herausplatzte, ich sei zwar halb französisch gesinnt, aber vertrauen könne man mir doch, und so wollten sie, da ich doch Ungewöhnliches merken müßte, mir lieber offen sagen, was eben jetzt vor sei und ihnen Sorge mache. Marwitz sei entdeckt, hieß es, man habe ihn als einen von Schill's Offizieren angegeben, und die preußische Behörde könne nicht anders als ihn verhaften; noch zu rechter Zeit sei er gewarnt worden, für die Nacht habe er seine Flucht veranstaltet, bis dahin aber müsse er sich zu verbergen suchen, und diesen letzten Dienst, für wenige Stunden nur, fordre er von Winterfeld; schon sei er durch Scheibeler angemeldet, und jeden Augenblick erwarteten sie ihn selbst. Obgleich die Angst Winterfeld's bei dieser kurzen Wiederholung der Sache, die durch einen Mitwisser mehr nun ihm auch wieder um so viel gefährlicher dünkte, sich auf höchst komische Weise gebärdete, und ich Mühe hatte das Lachen zu unterdrücken, so nahm ich doch meine Rolle wahr, fand die Sache sehr mißlich, und außer Marwitz auch besonders Winterfeld zu bedauern, die Gefahr des Freundes so zu der seinigen machen zu müssen, denn es sei bekanntlich keine Kleinigkeit, als Verheimlicher eines Staatsverbrechers entdeckt zu werden, aber freilich, fügte ich hinzu, könne man sich solcher Aufopferung nicht entziehen.

Nun erschien von Willisen begleitet Marwitz selbst, eilfertig, unruhig, ein Flüchtling, der sich verfolgt weiß. Er schien betroffen, mich zu finden, beruhigte sich aber, als man

ihn verständigte, ich wisse alles. Mitgebrachte Waffen wurden hingelegt, und Willisen äußerte dabei, ihm ahnde nichts Gutes, es habe ihm auf der Straße verdächtig ausgesehen, er fürchte, ihr Eintritt in dieses Haus sei nicht unbemerkt geblieben, in jedem Fall müsse man entschlossenen Muthes sein. Die Mahnung wirkte ihr Gegentheil, Winterfeld sah uns mit forschender Traurigkeit an, und ich, wie aus Angst, als wollte ich nur mit Ehren wegkommen, machte die Bemerkung, es sei nicht gut, daß wir hier so viele beisammen wären, wir andern, die wir hier nichts zu thun hätten, sollten fortgehen. Winterfeld stimmte ein, und wäre am liebsten auch mit fortgegangen, aber kaum hatte ich ausgesprochen, als Scheibeler heftig auffuhr, und mir meine unzeitige Besorgniß vorwarf; im Gegentheil, meinte er, wenn wir beisammen blieben, könnten wir uns auch mit besserem Erfolge wehren, und im Nothfall einen oder ein paar Franzosenknechte todtschlagen. „Doch hier auf Winterfeld's Zimmer nicht?“ rief ich erschrocken. „Warum nicht?“ versetzte jener, und fügte trotzig und lachend noch manches der Art hinzu. Schwerathmend trat Winterfeld jetzt an mich heran, als dessen Empfindungen den seinigen noch am meisten zu entsprechen schienen; ich sagte ihm unverhohlen, daß ich mit dem Prahlen nichts gebessert sähe, vielmehr jede Besorgniß hier gerechtfertigt fände, und dies um so mehr, als ich solche Tollheiten vernehmen müßte; heimlich setzte ich hinzu, ein Mensch von Scheibeler's Art könne hier kein Heil bringen, ich würde alles versuchen, ihn mit guter Art fortzuführen; mit gerührtem Blick und dringendem Händedruck suchte mich Winterfeld in dem Vorhaben zu bestätigen.

Kaum aber, um zu diesem Zweck mit Scheibeler zu sprechen, hatte ich mich neben ihn in's Fenster gelehnt, aus dem er vorgelegt in den Hof blickte, als unten ein Mann erschien, und stracks unsre Treppe zu besteigen begann. Erschrocken und mit lautem Schrei: „Winterfeld, da kommt einer! der ist von der Polizei!“ warf Scheibeler das Fenster heftig zu. „Sind Sie denn rasend, solchen Lärm zu machen?“ nahm ich, nun auch meinerseits heftig, das Wort, — „dadurch muß ja erst recht der Verdacht geweckt werden, ich

bitte Sie um Gotteswillen, alles nur ruhig und still, nur besonnen, und nichts auf's äußerste gebracht!" Winterfeld hing an meinen Lippen, meine Mäßigung war ihm ein Labsal, er bekannte mir, auch ihm sei Scheibeler's Wildheit ein Gräuel, mit diesem Menschen müsse man aus allen Verhältnissen zu kommen suchen. Einige bange Augenblicke gingen hin, da erschollen draußen Tritte, Marwitz floh in die Schlafkammer, es wurde an die Thüre geklopft, und ein Polizeibeamter, in Uniform, den Degen an der Seite, den Hut auf dem Kopfe, trat herein. Er musterte uns der Reihe nach, wir standen verzagt vor ihm, er begann so: „Ich suche hier den Herrn von Marwitz; wer von ihnen ist der Herr von Winterfeld? Sie? bei Ihnen soll er sich aufhalten." In diesem wichtigen Moment nahm der Geängstete alle Kräfte zusammen, und bestand ein scharfes, drängendes Examen, zwar schwitzend und stotternd, aber doch mit ziemlicher Fassung; er läugnete nicht, daß Herr von Marwitz bei ihm gewesen, er sei aber, wie zu sehen, nicht mehr hier, keiner der anwesenden Herren sei Herr von Marwitz. „Das glaub' ich wohl, Sie haben ihn versteckt", antwortete jener. „Ich kann betheuern", sagte Winterfeld rasch und sicher, „daß ich ihn nicht versteckt habe!" Gleichviel, hieß es darauf, wir werden ihn schon zu finden wissen. Es war lächerlich anzusehen, wie der Polizeibeamte durch seine Fragen den Redestehenden listig zu umgarnen suchte, und dieser als Rechtskundiger alle Vorsichten und Aushülfen, die ihm zu Gebote standen, hervorholte, um sich in seinen Aussagen möglichst zu wahren und nicht unnöthig zu verfangen; doch leider entging ihm nicht, daß er schon längst im vollen Nachtheile rang, und mit jedem Worte nur mehr versinken mußte.

Daß nun auch wir der Reihe nach befragt, und unsre Namen aufgezeichnet wurden, ging nicht ohne einiges Gelächter ab, welches aber für Winterfelden, statt ihn aufzuklären, nur eine Verhöhnung der Obrigkeit, und daher, wie er am besten wußte, in jedem Falle eine Verschlimmerung unsrer Lage war, besonders da Scheibeler ungeduldig dazwischen immer brummte: „Man muß den Kerl abmurxen! laßt uns die Bestie doch todtschlagen!" und andres der Art mehr. Die

kurze Frist des Aufathmens war ihm nur vergönnt, sich in der trostlosen Betrachtung recht zu beschauen. Der Hauptschlag kam erst. Unser Verhör war beendigt, ohne Erfolg; da warf der Polizeibeamte sich in die Brust, erklärte fest, wir müßten um Marwitz'ens Versteck wissen, und wenn wir ihn nicht gutwillig auslieferten, so würden wir Alle mit Herrn von Winterfeld verhaftet. Scheibeler kochte schon lange sichtbarlich, jetzt brach er in Wuth hervor: „Eh das geschieht, wollen wir uns noch wehren", und schon hatte er blank gezogen, und schwang den Säbel. Winterfeld erblaßte. „Um Gotteswillen", rief er, „nur kein Blut vergossen! ach, wir sind Alle verloren!" Gelassen aber stand der Polizeibeamte: „Herr von Winterfeld", sagte er mit Nachdruck, „ich mache Sie für alles verantwortlich, was mir in Ihrer Wohnung begegnet"; zwar wurden nun Willisen und ich auch hitzig und sprachen von Niederhauen, so daß Winterfeld uns schwindelnd und weinend in die Arme fiel; aber als jener kaltblütig fortfuhr: „Mich können Sie umbringen, aber entkommen wird keiner, das Haus ist von meinen Leuten besetzt", entfiel uns der Muth, und rathlos sahen wir uns einander an.

In diesem Augenblicke stürzte Marwitz zu unser Aller Schrecken aus der Kammer hervor, versicherte großmüthig, seine Freunde sollten nicht für ihn leiden, er überliefre sich selbst, und um so lieber, als er in dem Polizeibeamten einen Schulfreund wiederfinde, zugleich umarmte und duzte er ihn, dieser ihn ebenso, und sprach nun mit freier Stimme, gegen die man die vorige als eine verstellte erkennen mußte; beide lachten, und so gingen sie Arm in Arm ab. Lautes Gelächter scholl ihnen nach. Die Strafe war an Winterfeld ausgeübt, in vollem Maße und drüber, der Spaß war zu Ende, man konnte nach Hause gehen.

Mit nichten! Für Winterfeld war nichts beendigt, nichts aufgehellt, für ihn dauerte das Spiel noch in voller Kraft, er hatte nichts gemerkt; die offenbare Enttäuschung, da wir sogar in unserm Reden nichts mehr verbargen, denn er sollte ja wissen, daß er zur Strafe geneckt worden, scheiterte an ihm, sein Ohr und Auge vernahmen nur im Sinn und

Dienste der einmal gefaßten Einbildung. Marwitz'ens Benehmen schien ihm der Gipfel der Großmuth und Klugheit, unser Lachen ein frevelhafter Leichtsinn. Als er zu unserm höchsten Erstaunen und Nichtbegreifen uns gewiß machte, daß der Faden seiner Verblendung sich noch ungeschwächt fortspinne, ging Scheibeler unter dem Vorwande des Kundschaftens hinunter, um den Fortgegangenen das Wunder zu melden, und vielleicht eine Fortsetzung auch unsrerseits anzuzetteln, wie auch geschah; er kam wieder, uns zu benachrichtigen, er habe so eben durch den größten Glücksfall Marwitz'en flüchtig gesprochen, der dem Polizeibeamten, sicher gemacht durch die vorgeschobene Schulfreundschaft, auf der Straße wieder entkommen sei, jetzt wolle er sich bei Varnhagen verstecken bis zur Nacht, dann heimlich aus Berlin schlüpfen, vorher aber müsse er nothwendig noch Winterfeld sprechen, und erwarte ihn. Als dieser das starke Mährchen mit noch stärkerem Glauben aufnahm, und auch noch die lächerliche Uebertreibung, die Scheibeler dann fratzenhaft hinzufügte, es schlichen unten schon Kerls von der geheimen Polizei mit rothen Mänteln um's Haus, wir sollten den Augenblick wahrnehmen, da wir noch fortkönnten, bald würde es zu spät sein, so brachen wir abermals in das unwiderstehlichste Lachen aus, wieder glaubend, nun sei alles am Ziel und die Entdeckung da. Doch nichts glich der Starrheit im Glauben, zu der Winterfeld nach der überstandenen Gluthschmelze der Angst jetzt erkaltet war. Ihn freute nur, daß es nicht sein Zimmer war, das ferner in Anspruch genommen wurde, daß seine Verhältnisse hoffentlich geschont blieben; für Marwitz und uns Andre hatte er wenig Sorge; unsren Muth, unsre Klugheit, glaubte er allem überlegen oder doch gewachsen.

Ich hatte bei geringen Wirthsleuten in der Dorotheenstraße ein kleines Zimmer im zweiten Stock nach dem Hofe, mein Wandnachbar war der Spanier Liaño, der sich um einigen Lärm nicht kümmerte; der Schauplatz war also durchaus günstig. Wie es anfing zu dämmern, machten wir vier, Winterfeld, Willisen, Scheibeler und ich, uns dahin auf den Weg. Unmöglich wäre es, alles Unsinnige und

Alberne einzeln wiederzusagen, was die einmal geweckte Laune uns verüben oder aussprechen ließ. Schon unterwegs begannen die Anfechtungen grimmig. Die empfohlene Vorsicht, zu Zweien zu gehen, da denn Winterfeld meinen Arm wählte, wurde ungestüm gebrochen durch Scheibeler, der seinen Gefährten verließ, und sich als Dritter lautredend uns andrängte; ich verwies es ihm, aber Vernunft nahm er nicht an, und als wir in der Charlottenstraße bei der Reiterwache vorübergingen, hatte er gar die Ungeschicklichkeit, seinen unter der Kurtka bisher verborgenen Säbel auf das Steinpflaster niederrasseln zu lassen, und hob ihn dann ebenso ungeschickt lärmend wieder auf. Die Soldaten sahen es, doch, wie natürlich, ohne sich darum zu kümmern; für Winterfeld aber war es kein geringer Schrecken, den ich sogleich in Pflege nahm, und mich in bittern Vorwürfen und schmerzlichen Betrachtungen über die unerhörte Gefahr erschöpfte, in die wir uns durch solchen Leichtsinn unnöthig immer auf's neue stürzten. Winterfeld zitterte am ganzen Leibe, und schmiegte sich fest an meine Seite, begierig meine Weisheit anhörend, die doch nur seine Trostlosigkeit zu vermehren geeignet war.

Auf meinem Zimmer fanden wir Marwitz. Nun ging es an neue Berathungen, in deren Tollheit wir durch Lachen und Reden jeden Augenblick alle Täuschung aufhoben; aber wider Wollen und Erwarten stellte sich das Spiel, so oft wir es preisgaben, gleich durch Winterfeld selbst wieder her; die Angst, die Beklemmung nahmen die lustigsten Gestalten an; wollte sie aus sich herausgehen, und nahm sie einen Anlauf, muthig zu thun, so wurde sie gleich um so tiefer in den Wirbel der Schrecknisse zurückgestürzt. Das Fürchterlichste stand noch bevor. Die Thüre that sich auf, und o Entsetzen! der Polizeibeamte, derselbe wohlbekannte, trat auch hier jetzt ein. Triumphirend rief er: „Hier kommt nun keiner fort, jetzt hab' ich Wache unten!“ Wir schrieen heftig durcheinander; wir müssen uns durchschlagen, hieß es, und nun griffen wir zu umherliegenden Waffen, der Polizeibeamte zog ebenfalls, und im Uebermuthe hieben wir keck auf einander los, daß es ein Wunder

blieb, wenn in dem engen Raume kein Unglück erfolgte.

Eine Weile hatte dieser Tumult von Säbelgeklirr, von Lachen und Schreien gedauert, und Winterfeld indeß wer weiß was ausgestanden, als ein neuer Auftritt begann. Der Polizeibeamte ließ den Degen fallen, und mit dem Ausruf: „Ich bin verwundet!“ sank er auf einen Stuhl hin. Neue Noth und Angst; er sei tödtlich getroffen, hieß es, das Blut fließe unter den Kleidern in die Stiefel, die sich schon füllten, er werde uns unter den Händen sterben! Sollte man noch ärztliche Hülfe rufen? oder ihn vollends abtödten? was aber jedenfalls mit der Leiche machen? wie uns selbst retten? Für uns war nur der Ausweg, über die Dächer zu entfliehen, das mußte versucht werden; was aber dann? Die zärtlichste Besorgniß vereinigte sich für Winterfeld, wir wären wie der Vogel in der Luft, hieß es, er aber habe die theuersten, solidesten Verhältnisse, sein Loos sei das beklagenswertheste. Man ermahnte ihn alberner-weise in diesem Augenblicke, doch ja seine Karriere im Staatsdienste nicht zu verderben. „O die ist schon verdorben!“ rief er verzweiflungsvoll, und rang die Hände; wie er sich hatte und gebärdete, war ohne Lachen auszuhalten nicht möglich. Man fand seinen Ausspruch wahr, schrecklich wahr, und nach raschem Ueberlegen wurde entschieden, daß nun ihm nur zweierlei übrig bliebe, er solle entweder mit Kourierpferden nach Memel eilen, und dort Gnade erflehen, oder die Schill'sche Truppe aufsuchen, und deren gutes oder schlechtes Geschick zu dem seinen machen. Nachdem der Bestürmte eine Zeit lang zwischen diesen beiden äußersten Entschlüssen schrecklich hin und her geschaukelt worden, unter Zuspruch und Rathschlägen, die einer toller als der andre waren, inmitten sichtbaren Beiseiteredens und Lachens, bekam ein andrer Einfall die Oberhand. Ich entdeckte, der Kerl sei doch wohl nicht so arg verwundet, er stelle sich vielleicht nur so, um aus unsrer Angst Vortheil zu ziehen, am Ende sei es auf eine Gelderpressung abgesehen, und wir könnten froh sein, aus dem Handel so loszukommen. Als der Mann von Geld hörte, wurde er

aufmerksam. Nach einiger Unterhandlung erklärte er sich bereit, mittelst einer ansehnlichen Summe das Geschehene gut sein zu lassen, er sei ohnehin deutsch gesinnt, und helfe uns gern, er werde mit seiner Wache abziehen, und höheren Orts berichten, er habe uns nicht auffinden können. Man dingte die Summe mühsam auf 500 Rtl. herab; doch auch soviel nur hatten wir nicht baar; der Mann wollte zwar einen Wechsel annehmen, aber nur von Winterfeld, der ihm als ansässig und als vermöglicher Aeltern Sohn allein sicher schien. Von der größten Noth aufathmend, und aus der fürchterlichsten Entscheidung erlöst, sah der Arme gleich wieder sich vor den Riß gestellt, und sperrte sich gewaltig, die Rettung Aller auf Kosten nur seines Beutels zu erkaufen; der Muth und die Beharrlichkeit, mit welchen er diesmal der Gefahr zu trotzen versuchte, gaben uns die höchste Ergötzlichkeit; es half aber alles nichts, er mußte sich doch endlich dazu bequemen, und die geforderte Verschreibung ausstellen. Der Polizeibeamte, nachdem er das Blatt sorgfältig durchgesehen, dankte höflichst, und wollte uns nun nicht länger beschwerlich fallen, er ging ab, und wir Alle, wenn auch Winterfeld noch unter einiger Last seufzte, sahen uns fröhlich als befreit an.

Mir gegenüber in derselben Straße wohnte ein Freund von Marwitz, der Referendarius Salemon; bei diesem, der einen geräumigen Saal hatte, wollten wir, meinte Marwitz, von den ausgestandenen Drangsalen uns erholen, und zum Thee zusammenbleiben; er nahm es auf sich, uns bei seinem Freunde zu vertreten, den ich allerdings gar nicht kannte. Wir gingen hin. Salemon empfing uns freundlich, ließ sich unsre Gefahren treuherzig erzählen, zweifelte, fragte, und half waidlich auf den Polizeikerl schimpfen, unter Scherzen und Höhnen ohne Ende; als der Kerl näher beschrieben wurde, bemerkte man, daß er große Aehnlichkeit mit Salemon habe, man machte Winterfelden dringend aufmerksam darauf, in der That sehr große Aehnlichkeit, gab er zu, aber nichts half; er sah nichts und argwöhnte nichts, unsre offenbare Enthüllung der Mystifikation, unser ganz unverhohlenes auffallendes Lachen und Wundern, Anspielen und Aussprechen

sogar, gab ihm keinen Aufschluß noch Zweifel, er hielt es vielmehr für wacker und hübsch, diese Art, soviel er nach Fähigkeit und Umständen es erschwingen konnte, munter mitzumachen.

Das Allerunglaublichste aber bleibt, daß Winterfeld mit Salemon (denn kein andrer als dieser, nur durch Perrücke und Brille und angenommenes Wesen verkleidet, denn selbst die Uniform war seine gewöhnliche, die damals alle Referendarien mit den Polizeibeamten fast übereinstimmend trugen, hatte die Rolle des Polizeibeamten gespielt) ebenso wie Marwitz auf du und du bekannt war, noch am selbigen Tage früh ihn gesehen und gesprochen hatte, und dennoch keine Ahndung faßte, nachher so wenig als im Lauf der Sache selbst, daß in dem Schreckensmann ein guter Freund ihn gepeinigt hatte!

Am folgenden Tage wollte man ihm alles frei bekennen, das Wie und Warum sagen, und ihm eine gute Nutzanwendung damit verknüpfen. Man eröffnete ihm daher, Salemon sei wirklich jener angebliche Polizeibeamte gewesen, die Sache sei verabredet worden, ... aber keine Möglichkeit! Er lächelte klug dazu, und meinte, das solle man einem Andern einreden, bei ihm würde die Mystifikation, daß man eine wahre Begebenheit ihm als eine erdichtete aufbinden wolle, nicht gelingen, und was man auch sagen mochte, er blieb überzeugt, daß man ihn jetzt nur zum besten habe, aus dem argen Ernste zum Schluß noch einen Spaß mache. Da ließ man denn ab, und als man gewiß geworden, daß er seinerseits keinen Scherz trieb, wurde in späterer Berathung förmlich der Beschluß gefaßt, Winterfeld solle nunmehr, da er die Sache so fest glaube, die ohnehin zu weit gegangen und das Verhältniß der Freundschaft doch allzusehr verletzt habe, für immer bei seinem Glauben gelassen werden. Die Geldverschreibung wurde ihm sofort zurückgestellt, zu seiner außerordentlichen Freude, denn er hatte die häusliche Kompromittirung und das Bloßstehen vor der Familie fast noch mehr als das politische Unheil gefürchtet; man habe das Blatt, hieß es, dem schuftigen Kerl unter starken Bedrohungen wieder abgetrotzt, und schweigen müsse derselbe, weil er sich

doch der Bestechlichkeit schuldig gemacht. Daß Marwitz ruhig in Berlin blieb, wurde mit dem Vorgeben beschönigt, er habe sich durch seine Verbindungen eine Sicherheitskarte von der französischen Gesandtschaft selbst erwirkt. Was Winterfeld sich nicht zutraute, ja unmöglich wußte, das traute er überschwänglich den Freunden zu, Verwegenheit, Klugheit, Glück. Mir hatte mein Benehmen seine Gunst etwas erworben, gegen Scheibeler behielt er eine entschiedene Abneigung. Wir sprachen nicht viel von der Sache mehr, doch wären leicht, bei so verführerischem Stoffe, neue Mystifikationen angesponnen worden, die glücklicherweise doch unterblieben.

Winterfeld glaubt noch heutiges Tages, eine wahre Geschichte erlebt zu haben, und würde den auslachen, der ihn eines andern, hier freilich in der That nicht bessern, sondern schlimmern, belehren wollte. Wir Uebrigen aber fanden in der Folge noch oft, mit mehr Staunen noch als Behagen, uns dieser einzigen Suite zu erinnern, deren Ausgelassenheit uns inmitten des größten Ernstes der Lebens- und Weltgeschicke hatte bemeistern können.

Siebzehnter Abschnitt.

Die Schlacht von Deutsch-Wagram,

am 5. und 6. Juli 1809.

Nach den großen Unfällen in Baiern, dem Verluste von Wien, und dem Fehlgehen so mancher Aufstandsversuche, von denen man die größte Erwartung gehegt, mußte die österreichische Sache, und mit ihr die deutsche, diesmal wiederum verloren scheinen; — und urplötzlich, ein paar Tage später, da niemand dies mehr hoffen durfte, stand sie in dem herrlichsten Siegesglanze! Die geschlagenen, ermüdeten, mit allen Nachtheilen eines schleunigen Rückzuges ringenden Truppen hatten den stolzen Gegner bei seinem weiteren Vordringen über die Donau streitfertig aufgenommen, in zweitägiger Schlacht am 21. und 22. Mai bekämpft und überwältigt, und über den Fluß zurückgeworfen. Die Schlacht von Aspern erklang weithin durch Deutschland, und erregte mächtig die Gemüther. Napoleon war, seit seinem Auftreten, noch in keiner Schlacht überwunden worden; dies war die erste, die er verlor, und vollständig verlor, im offnen Kriegsfelde, eine große Hauptschlacht. Der Erzherzog Karl zuerst entrang dem gewaltigsten Schlachtengewinner der neuern Zeit einen solchen Sieg; und wenn auch späterhin Napoleon wiederholte und größere Niederlagen erleiden mußte, so überließ er doch niemals wieder nur Einem Gegner so ungetheilt den Siegeskranz.

In Berlin, in Schlesien, wo wir durchreisten, war die Begeisterung allgemein; der Zauber der Unbesiegbarkeit, durch die jüngsten Glücksfälle erst recht befestigt, war von Napoleon gewichen, man sah die Möglichkeit durch die That; im vollen Siegeslaufe hatte der Widerstand ihn gehemmt; er war geschlagen, sein Heer zerrüttet, auch er konnte zu Grunde gehen, wie er bisher die Andern zu Grunde gerichtet hatte. Ja, wenn man die Landkarte betrachtete, wie tief im feindlichen Lande, und wie entfernt und fast geschieden von Frankreich, er die mißlichste Lage überstehen sollte, so konnte die Hoffnung schimmern, es wende sich mit ihm schon jetzt zum Untergange; und er habe die Worte an seine Soldaten, im Beginne des Krieges, dies solle sein letzter Feldzug in Deutschland sein, sich selber zum Verhängnisse gesprochen. Wirklich war Tyrol noch im vollen Aufstande, Norddeutschland jeder neuen Bewegung offen, England thätig, Preußen zum Ausbruche geneigt, der Rheinbund selbst nicht sicher, seine Fürsten konnten von Napoleon abfallen, gegen ihn die Volkskräfte sich überall erheben. Man hielt alle günstigen Aussichten, mit denen man sich vor Eröffnung dieses Krieges geschmeichelt, abermals, und mehr als vorher, der Erfüllung nahe.

Unter solchen Vorstellungen, Glückwünschen und Verheißungen, setzten wir eilig unsre Reise fort. Zwei unsrer Reisegenossen mußten aber in Schlesien noch zurückbleiben, und wir kamen nur unser vier nach Mähren, mit dessen Boden wir nun unwiderruflich eine neue Lebensbahn betreten hatten. Herrlich sprach uns das Land mit ernsten und heitern, von mächtigen Verhältnissen und großem Zusammenhange zeugenden Eindrücken an. Sonderbar dünkte uns die Stimmung der Menschen, weder lebhaft aufgeregt durch den Sieg, wie wir sie zu finden dachten, noch eigentlich antheillos, wie dieser Mangel an Begeisterung zu fürchten gab. Ein gelassenes Zutrauen schien über Glück und Unglück hinaus sich einer guten Sache versichert zu halten, und für diese pflichtmäßig und treu zu handeln, ohne damit einen ungewöhnlichen Aufwand geistiger Bewegung zu verbinden. Althergebrachtes weitschichtiges Regierungswesen, und das

Verhältniß einer größtentheils slavischen Bevölkerung zu diesem, schienen uns, bei näherer Betrachtung, den anfangs befremdlichen Eindruck hinlänglich zu erklären. Auch waren, wo nicht alle verfügbaren, doch die höheren und tüchtigeren Kräfte des Landes schon vorwärts in Thätigkeit; die Besitzer der Herrschaften und Güter, die junge Mannschaft aus den Dörfern und Städten, die kaiserlichen Beamten selbst, alles war zur allgemeinen Vertheidigung bei Linientruppen oder Landwehr eingerückt, und nur hin und wieder sah man einige schwache Abtheilungen neuausgehobener Truppen, welche gleichfalls zu dem Heere stoßen sollten, und vorher nur nothdürftig abgerichtet wurden.

In Olmütz fanden wir den ausführlichen Bericht über die Schlacht von Aspern, wie er amtlich abgefaßt worden und eben im Druck erschienen war. Begierig griffen wir nach diesem Heft, welches den früheren, eiligen und kurzen Nachrichten zur Ergänzung diente, und uns nunmehr ein deutliches Bild des großen Ereignisses vor Augen stellte. Die sachgründliche Erzählung, zuweilen lebhafter einschreitend, machte auf uns einen begeisternden Eindruck, sie wurde laut vorgelesen, vielfältig überdacht und besprochen; vor- und rückwärts knüpften sich hier die mannigfachsten Betrachtungen für uns an. Als wir den Verlust der Oesterreicher mit ihrer anfänglichen Stärke verglichen, und das Ergebniß fanden, daß der vierte Mann getödtet oder verwundet worden, lag die Bemerkung nah, daß für eine neue Schlacht in gleichem Verhältniß auch von uns Vieren Einer zu rechnen sei, und ich warf die Aeußerung hin, ich würde dieser wohl sein; ich mußte das aussprechen, ohne daß weder ich selbst noch die Andern sich weiter dabei aufhielten.

Wir eilten weiter zu kommen, voll Sorgen und Unruhe, daß wir etwas Bedeutendes versäumen könnten, da schon die bis dahin dauernde Waffenstille ein Wunder dünkte, dessen Fortsetzung mit jedem Tage sich weniger glauben ließ. Für Marwitz war noch ein besonderer Grund der Eile; ein jüngerer Bruder von ihm war schon früher in das österreichische Heer getreten, bei Aspern verwundet und darauf nach Nikolsburg gebracht worden, wo er schwer danieder

lag. Wir fanden ihn in einem üblen, fast hoffnungslosen Zustande. Ihm war aufgetragen worden, mit einer kleinen Schaar gegen feindliches Geschütz anzusprengen, damit dessen Aufstellung und Stärke durch das Abfeuern kund würde; dieser Zweck wurde erreicht, dem edlen Jüngling aber dabei durch eine Kartätschenkugel der Oberschenkel zerschmettert, und kaum hatten die Seinigen ihn vor den Mündungen der feindlichen Kanonen noch aufraffen und zurückbringen können. Den Bruder, so weit von der Heimath in diesem Jammer, und so mancher Hülfe und Pflege doch entbehrend, wiederzusehen, war ein großer Schmerz, der dadurch noch vermehrt wurde, daß dieses Wiedersehen nicht einmal dauernd, sondern nur auf kurze Zeit beschränkt sein konnte. Das Beispiel eines solchen traurigen Vorganges mußte den Eifer der beschlossenen Nachfolge noch anspornen und befestigen; man fühlte sich fremdem Leide wie verpflichtet, dem eignen nun um so williger entgegenzugehn. Da jedoch Marwitz mancherlei Anordnungen zu treffen hatte, und dabei seine tröstliche Gegenwart dem Unglücklichen gern einige Tage gönnen wollte, wir Andern aber nur müßige Zuschauer sein konnten, so trennten wir uns hier, um jeder nach eignem Rath und Mittel sein ferneres Geschick aufzusuchen. Marwitz war des Eintritts in das Regiment Klenau Chevauxlegers, wo sein Bruder diente, so gut wie gewiß, die Andern hatten ihr Absehen gleichfalls auf die Reiterei gestellt, ich aber dachte bei dem Fußvolk einzutreten, und wollte ein ganz frisches Verhältniß nur durch mich selber finden, daher ich auch alle Empfehlungsbriefe und sonstige Anknüpfungen verschmäht hatte. Wir schieden froh und leicht, und ich zuerst fuhr mit Kourierpferden dem großen Hauptquartire zu.

Einem Feldwebel, der auf der Landstraße gleichen Weges dahinschritt, war mein Fuhrwerk eine gute Gelegenheit, um schneller fortzukommen, und mir sein Gespräch ganz erwünscht, um von manchen Dingen, die mir jetzt wichtig werden mußten, nähere Kundschaft einzuziehen. Aller Eindruck, den ich bisher von preußischem oder französischem Soldatenwesen gehabt, mußte hier gänzlich schwinden, und ein durchaus verschiedener nahm die Stelle ein. Hier waren alle Be-

standtheile und Verhältnisse anders gestellt, wie schon dem flüchtigsten Blick auffallen mußte, und eine zwar in Worten schwer auszudrückende, aber für die Anschauung unverkennbare Eigenart trat deutlich hervor, die auch in der Folge sich nur bestätigte, und mit dem Namen: ein österreichischer, oder vielmehr, wie aus früherer Gewöhnung noch üblich war zu sagen, ein kaiserlicher Soldat, die ursprünglichste, selbstständigste, und man möchte sagen unveränderlichste Gestalt eines Kriegswesens bezeichnete, das auf der starken Verknüpfung der verschiedenartigsten Völkerschaften und auf der ununterbrochenen Ueberlieferung von Jahrhunderten ruht.

Mit der frühsten Morgenhelle des 21. Juni traf ich in Deutsch-Wagram ein, und bevor ich dem Halbschlummer mich völlig entwunden, der in der Nachtfrische über mich gekommen war, fuhr der Postillon bis vor die Wohnung des Erzherzogs, wo die aufgepflanzte Fahne und eine Grenadierwache mir sogleich in die Augen fielen. Man glaubte, ich sei ein Kourier, und wollte den Erzherzog eiligst wecken, welches ich nur mit Mühe hindern konnte, indem ich wiederholt versicherte, daß ich keine Botschaft zu überbringen hätte, sondern nur in meinen persönlichen Angelegenheiten käme. Man verstand wenigstens, daß der Generalissimus nicht dürfe gestört werden, und ließ es damit gut sein. Ich aber fand mich in einer sonderbaren Lage. Sämmtliche Gebäude des großen Dorfes waren mit Einlagerung überfüllt, die nächsten alle mit hohen Offizieren oder Kanzleien besetzt, wie sich an den vielen Schildwachen abnehmen ließ, die fast vor jeder Thüre ausgestellt waren; ein Wirthshaus gab es unter solchen Umständen überhaupt nicht mehr. Da der ganze Ort noch in großer Stille lag, auch einstweilen sich niemand um mich bekümmerte, so suchte ich auf gut Glück in dem nächsten Hause, wo schon einige Bewegung zu blicken war, ein vorläufiges Unterkommen. Ich fand Stabsfouriere dort, die mich gastlich aufnahmen, und mir sogar Theil an ihrem Frühstück anboten. Hier konnte ich mich den neuen Eindrücken und Betrachtungen, die sich aufdrängten, bequem überlassen, und mir den ferneren Verlauf meines Abentheuers in Gedanken festzustellen suchen. Einige Offiziere kamen,

und nachdem sich leicht ein Gespräch angeknüpft, sahen sie mich fast schon wie einen der Ihrigen an, und gaben mir guten Rath, den ich aber nicht recht verstehen konnte, auch widersprachen sich ihre Meinungen theilweise. Ich setzte mein Anliegen, jedoch in Kürze, schriftlich auf, und ließ dies Blatt durch dienstwillige Hand höheren Ortes abgeben.

Als die Sonne höher gestiegen und das ganze Hauptquartir lebhaft geworden war, begab ich mich wieder in's Freie. Ich sah mir Deutsch-Wagram und das anstoßende Lager an, und wunderte mich nur, daß ein Fremder, unter Hunderttausenden hier vielleicht der einzige dunkelblau Gekleidete, überall so ungehindert umhergehen konnte; niemand fragte mich, wer ich sei oder was ich wolle, meinen Paß hatte seit Olmütz noch niemand wieder zu sehen begehrt. Ein wunderbares Gewirr bewegte sich vor meinen Augen. Die unabsehbaren Lagerreihen wimmelten von Kriegsvolk, und in Wagram flossen die Strömungen dieser mannigfachen Regsamkeit zusammen. Alle Truppengattungen und Grade, in den verschiedensten Geschäften und Kostümen, in Kitteln und im Glanze, zur Arbeit, zum Wachdienste, zur Erkundigung von Neuigkeiten und zum Genuß und Verkehr jeder Art, bewegten sich bunt durcheinander hin. Unter den Uniformen in Oesterreich sind die schönen ganz außerordentlich schön, die der Husaren, Uhlanen und ungarischen Grenadiere gewährten den herrlichsten Anblick; neben diesen nahmen sich freilich manche andre, besonders auch die des deutschen Fußvolks, um so unansehnlicher aus, wiewohl das letztere in größeren Massen zusammenstehend doch auch einen vortrefflichen Eindruck machte. Merkwürdig erschien die Tracht der Generale, die durch hechtblaue Röcke und rothe Hosen das Unscheinbare und Auffallende sonderbar vereinigten. In dem Ausdrucke der Gestalten und Gesichter waren ähnliche Gegensätze wahrzunehmen; zwanglose Beweglichkeit und pedantische Starrheit, muntre Laune und finstrer Ernst, behagliche Trockenheit und wilde Leidenschaft. Deutsche, Franzosen, Wallonen, Slaven, Italiäner, Magyaren erkannte man weniger im Einzelnen, als vielmehr in dem Ganzen das Gemisch aller dieser. Daß die Verschiedenheit so vieler

Völker, Sprachen, Gestalten und Sitten hier in der Gemeinschaft nicht verschwand, aber doch wie von einem höheren Zusammenhange gebunden erschien, war grade das Eigenthümliche dieses kaiserlichen Heeres. Im Allgemeinen konnte man glauben, noch dasselbe Soldatenwesen vor Augen zu haben, welches Schiller im Lager Wallenstein's dargestellt hat, und in der That hätten sich nicht nur die ähnlichen Verhältnisse und Vorgänge, sondern großentheils auch noch dieselben Truppenstämme jener Zeit in den heutigen Regimentern nachweisen lassen. Aus den wunderlichen Szenen und altbewahrten Redensarten, welche hier im Vorbeigehen plötzlich die Aufmerksamkeit anregten, wehte mich unterweilen auch die Luft des abentheuerlichen Simplicissimus noch an, jenes einst vielgelesenen Romans aus dem dreißigjährigen Kriege; und als der Generalgewaltiger reitend durch das Lager mir gezeigt wurde, glaubte ich den Rumormeister jener wilden Zeit leibhaftig vor mir zu sehen!

War in dem Hauptquartire die Bewegung freier, glänzender, und nicht ohne die Zugaben vornehmer und reicher Lebensweise, so ging es dagegen im eigentlichen Lager ernsthafter und stiller zu. Jeder Raum war abgemessen, die Anordnung der Reihen und Gassen streng beobachtet. Ueberall war die wachsamste Aufsicht und Ordnung, kein wilder Lärm, kein Streit; die Truppen sah man beschäftigt, theils ihre Waffen und Geräthe in Ordnung zu halten, theils andre Arbeiten zu verrichten, welche der Tag erforderte, am meisten aber mit Exerziren. Vom frühen Morgen an wurden kleinere und größere Abtheilungen eingeübt; denn die erlittenen starken Verluste waren durch junge Mannschaft ersetzt worden, welche nun eilig ausgebildet werden sollte. Diese fleißigen Uebungen, und die Pünktlichkeit, mit welcher die mannigfachen Dienstverrichtungen nach eingetheilter Zeitfolge wechselten, gab der kriegerischen Bewegung einen Anschein ruhiger Friedensordnung. Dreimal täglich traten die Regimenter herkömmlich zum Gebet in's Gewehr; immer auf's neue berief der Trommelschlag die Feldwebel und Korporale zum Anhören der auszutheilenden Befehle; wurde Vergatterung geschlagen, so war im Augenblicke die unabsehbare Front

schweigsam aufgestellt; die zahlreichen Lagerwachen hielten vorwärts ihre Postenkette besetzt, und nur mit einbrechender Dunkelheit unterbrach ihr wechselseitiger Zuruf die große Stille. Die Truppen lagen sämmtlich unter freiem Himmel; aus der Mitte jedes Regiments erhob sich nur Ein Zelt, welches als Feldkapelle für den Gottesdienst bestimmt war, zugleich aber dem Obersten einen bedeckten Raum darbot; alle übrigen Offiziere, wie die Gemeinen, begnügten sich mit Erdgruben, denen etwan ein Dach von Rasen und Laubgezweig das Ansehn von Hütten und einigen Schutz gegen das Wetter lieh. Betrachtete man dieses Kriegsvolk in seiner ausdruckvollen Kräftigkeit, gelassenen Bewegung, mäßigen Lebensart und unwandelbarem Gehorsam, so mußte man sich wohl bekennen, ein ausgeprägtes Bild des deutschen Karakters vor Augen zu haben, und wenn man sich gegenüber die französische Beweglichkeit, üppige Lust und entzündbare Leidenschaft dachte, so glaubte man jenen Kräften um so sichrer vertrauen zu dürfen, als sie diesmal von bester Feldherrnhand geführt wurden. Einige Züge, welche den österreichischen Soldaten ganz bezeichnen, mögen als jenen Tagen angehörig hier aufbewahrt stehn. Ein schwerverwundeter Reiter wurde während der Schlacht zurückgebracht, und von begegnenden Kammeraden theilnehmend angerufen, wie es ihm gehe? „O recht gut“, erwiederte er, „der Feind ist schon im vollen Zurückweichen gegen die Donau hin!“ Einem Grenadier wurde das Gewehr in der Hand durch eine Kanonenkugel wie ein Waldhorn zusammengekrümmt, staunend betrachtete er den Schaden, und sagte bedauernd: „Ein so gutes Gewehr!“ Einen Trupp Grenadiere, die eben Sturm gelaufen hatten, fragte ein heransprengender Offizier, wo ihr Bataillon sei? „Wir sind das Bataillon“, war die schlichte Antwort; die Andern lagen dahingestreckt. Der einfache Gradsinn macht hier das Erhabene.

An diesem und dem nächsten Tage war ich auch von der Gegend der eigentlichen Heeresstellung einen bestimmten Begriff zu erlangen bemüht. Die Oesterreicher standen seit dem Siege von Aspern noch fast auf derselben Stelle, nur hatten sie ihre Linie mehr rückwärts gezogen und in größeren

Bogen ausgedehnt. Aspern und Eßlingen lagen weitab vor der Fronte, beide Dörfer jetzt außerordentlich verschanzt, und mit Geschütz und Truppen wohlbesetzt. Die Donau strömte zwischen ihnen und dem Feinde, der hauptsächlich auf der Insel Lobenau, gewöhnlich Lobau genannt, sich festgesetzt und durch große Schanzarbeiten gedeckt hatte. Weiter oberhalb, bei Nußdorf und höher hinauf, war das österreichische Heer mit dem rechten Flügel unmittelbar an die Donau gelehnt, entfernte sich dann schräg von dieser gegen Stamersdorf und Wagram hin, und dehnte seinen linken Flügel, der am fernsten von der Donau war, in das Marchfeld bis nach Markgrafen-Neusiedel aus. Deutsch-Wagram lag fast im Mittelpunkte der Stellung; links von diesem Ort erhebt sich der Boden, und bildet ostwärts eine Hochfläche, die gegen Süden terrassenförmig abfällt; etwa hundert Schritt vorwärts fließt in der tieferen Ebne ein mit Weiden bepflanzter Bach, der Rußbach, welcher von Wolkersdorf her durch Wagram, Baumersdorf und Markgrafen-Neusiedel sich in das Marchfeld hinzieht. In weiter Ferne, über die Ebne hinweg und jenseits der Donau, erblickte man am nebligen Horizont den Stephansthurm von Wien; und es war ein eigenthümlicher Reiz, die vom Feinde besetzte Hauptstadt täglich vor Augen zu haben, und nicht anders erreichen zu können! Die österreichische Hauptstellung war nicht verschanzt, durch ihre natürliche Beschaffenheit aber vortheilhaft genug, und besonders bot sie, im Fall es hier zu einer neuen Schlacht kommen sollte, der Reiterei in dem weiten Marchfelde den freisten Spielraum. Dagegen waren längs der Donau, besonders bei Aspern und Eßlingen, wo die besten Uebergangspunkte zu sein schienen, starke und weitläufige Verschanzungen angelegt. Sich gegenseitig in ihren guten Stellungen beobachtend und festhaltend, ohne viel unternehmen zu können, hatten beide Theile das unnütze Schießen größtentheils eingestellt. Bei der Fortdauer dieser stillen Spannung mußte, so schien es, der Vortheil sich mehr und mehr auf die Seite der Oesterreicher wenden. Napoleon stand im feindlichen Lande, mitten in einer unruhigen Bevölkerung, die Donau war gesperrt, man fürchtete in Wien schon Mangel

an Lebensmitteln, Tyrol war im Aufstande, Steiermark nicht sicher, die Bewaffnung in Ungarn gewann täglich an Stärke und Ausbildung. Durch Entsendungen nach der obern Donau suchten die Oesterreicher dem Feinde seine Verbindungen im Rücken noch mehr zu erschweren, die Aufstände zu fördern; abwärts, bei Preßburg, behaupteten sie auf dem rechten Donauufer den starken Brückenkopf, welchen der tapfre Erzherzog Johann gegen die täglichen Stürme der Franzosen ruhmvoll vertheidigte. So konnte das Wort des Erzherzogs Karl, das man sich mittheilte: jeder Tag, den man hier stehen bleibe und den Feind unthätig festhalte, sei als ein Sieg zu betrachten, unter solchen Umständen sehr wohl gelten, besonders da auch die politische Aussicht, die schon zum Theil sich erfüllte, durch Zeitgewinn die günstigsten Wandlungen versprach. Daß vielfachere und raschere Thätigkeit dem Feinde hätte verderblich werden, daß die Vorkehrungen hätten ausgedehnter und eifriger sein können, läßt sich wohl behaupten; indeß muß man bedenken, daß der Geist der Kriegführung wesentlich von dem Körper abhängig ist, mit dem er wirken soll, und daß dieser aus alten Einrichtungen und Gewöhnungen durch den kräftigsten Willen nicht plötzlich zu jeder neuen Brauchbarkeit umgewandelt werden kann. Dies gilt von manchen Vorschlägen, welche zu jener Zeit gemacht wurden, die aber in's Werk zu setzen damals allzu schwierig dünkte. Das Absehen des Erzherzogs Karl war mit Recht auf eine Feldschlacht gerichtet, für welche die Truppen frei verfügbar bleiben, und an keine Verschanzungen gebunden sein sollten, als deren Zweckmäßigkeit für die künftig möglichen Umstände doch nicht voraus zu berechnen war, und deren Vorhandensein dann störend und nachtheilig werden konnte. Jenem wesentlichen Zwecke, das Heer für eine Schlacht in Bereitschaft zu halten, mußte die Hauptsorge des Feldherrn gewidmet bleiben und ihm rastlos zu thun geben, alle übrigen Hülfsmittel konnten erst nach jenem in Betracht kommen, so sehr man auch späterhin wünschen durfte, daß der linke Flügel auf Verschanzungen der Hohenleithen sich gestützt, daß bewaffnete Schiffe die Donau beherrscht, und daß eine Telegraphenlinie zur schleu=

nigen Verbindung zwischen den getrennten Heerestheilen bestanden hätte!

Sehr hatte mich verlangt den Erzherzog selbst endlich zu sehen, wozu die Gelegenheit sich bald darbot, und dann vielmals wiederholte. Schon am ersten Vormittage konnte ich vor seinen Fenstern ihm zuhören, wie er eine Stunde der Muße damit verbrachte, auf dem Fortepiano zu phantasiren, worin er meisterhafte Geschicklichkeit hatte. Nicht lange darauf trat er hervor, stieg zu Pferde und ritt in das Lager hinaus, kehrte zurück, und machte dann einen Gang zu Fuß. Sein Anblick war vortheilhaft und erfreuend. Er sah aus, wie ein tapfrer, biedrer und menschenfreundlicher Mann, der sogleich Zutrauen erweckte, aber auch Scheu und Ehrfurcht gebot, denn aus dem Feldherrnblick leuchtete die Macht und die Gewohnheit des Befehlens hervor, wie aus den freundlichen Mienen Ernst und Hoheit. Seine kleine schmächtige Gestalt erschien kräftig und gewandt genug, vielleicht durfte man aber aus ihr auch die feinnervige Beschaffenheit erkennen, die man ihm allgemein beimaß. Der Krieg mit seinen Anstrengungen und Rauhigkeiten hatte eine sanfte Anmuth aus diesen Gliedern nicht verdrängen können, wie auch Napoleon bei seinem ersten Auftreten gehabt haben soll, der im Beginn seiner Laufbahn eben so mager gewesen war, jetzt aber stark geworden ein weniger gutes Ansehen hatte. Was aber den Erzherzog besonders auszeichnete, war die völlige Einfachheit und Natürlichkeit seines Wesens, die gänzliche Abwesenheit alles Gemachten und Gespannten; aus der Lässigkeit mancher seiner Bewegungen würde man zuweilen fast auf einen Mangel an Kraft geschlossen haben, hätte nicht das Feuer seines heldischen Auges jeden solchen Gedanken niedergeblitzt. Sein unerschrockener Muth, der stets das Beispiel persönlicher Aufopferung und Verläugnung gegeben, seine menschenfreundliche Sorgfalt, sein gerechter und standhafter Sinn, so wie das Andenken seiner frühen Thaten und Siege, hatten ihm die höchste Liebe des Heeres erworben, die Offiziere hingen ihm eifrig an, die Gemeinen waren ihm unbedingt ergeben, vorzüglich die böhmischen Soldaten, denen er als Generalkapitain ihres Landes noch be-

sonders angehörte. Wo er sich zeigte, schallte ihm jauchzender Lebehuf entgegen, der auf den Vorposten dem Feinde leicht seine Anwesenheit verrieth, aber nicht ganz untersagt werden konnte. Als Generalissimus stand er in einer Macht und Wirksamkeit, wie sie seit Waldstein kein österreichischer Feldherr ausgeübt hatte; durch das ganze Kriegswesen erstreckte sich sein unmittelbarer Befehl; er konnte befördern und entfernen, strafen und belohnen, nach eignem Ermessen; die Führung des Krieges sollte seiner Einsicht durchaus überlassen, alle Kräfte des Staates ihm hiezu verfügbar sein. Nur wegen Ungarns offenbarten sich in diesem Betreff einige Schwierigkeiten, und auch andre geheime scheinen den bedungenen Rechten schon im Beginn störend entgegengewirkt zu haben.

Schon zwei lange Tage hatte ich mich in dem Hauptquartir und Lager umhergetrieben, und der wüste Zustand, in welchem ich mich fühlen mußte, wurde mit jeder Stunde unerträglicher. Auf meine schriftliche Eingabe war mir durch Mißverstand eine verkehrte Antwort zugekommen; dagegen hatte ein Flügeladjutant des Erzherzogs, Major Graf von Cavriany mir sehr freundlich und theilnehmend mündliche Auskunft und Anleitung gegeben, mich dem Obersten von Oberndorf empfohlen, welcher das Regiment Reuß=Plauen befehligte, und über das Wunder scherzte, daß nun doch wirklich einige Deutsche in Folge der Aufrufe des Kaisers und des Erzherzogs sich zum Kriegsdienste einfänden; er bedauerte, daß bei seinem Regimente alle erledigten Offizierstellen eben erst wieder besetzt worden, meinte jedoch, dies habe noch nicht bei allen Regimentern geschehen können, und versprach mir deßhalb Erkundigung einzuziehen. Er machte mich auch mit seinem Regimentsinhaber, dem Feldzeugmeister Fürsten von Reuß=Plauen bekannt, und dieser treffliche Mann bezeigte mir gleich das größte Wohlwollen. Indeß verging ein dritter Tag, ohne daß sich etwas entschied; ich hatte aber die Freude, Willisen eintreffen zu sehen, mit dem ich weite Spazirgänge machte, wobei wir uns in allerlei Betrachtungen ergingen, und die allgemeinen und persönlichen Verhältnisse vielfach überlegten. Er begab sich dann zu dem

General Grafen von Carneville, um in dessen Freischaar einzutreten, die rückwärts von Wagram, bei Bockfließ, errichtet wurde. Mich aber rief, da meine Gedanken fast schon andre Richtung nahmen, der Oberst von Oberndorf unvermuthet an, und wies mich zu dem Obersten des Regiments Vogelsang, das links von Wagram auf der oben erwähnten Terrassenhöhe lagerte; dort, meinte er, würde ich sogleich zum Dienst eintreten können. Dieser Oberst war der Graf zu Bentheim, aus Westphalen, ein noch junger Mann, von schönem Ansehn und einnehmendem Wesen, der durch seine Auszeichnung in der Schlacht bei Aspern so früh zu der ansehnlichen Befehlshaberstelle gelangt war. Ein kurzes Gespräch setzte mein Verhältniß leicht in's Klare, der Oberst war sehr zufrieden mich in sein Regiment aufzunehmen, ernannte mich zum Fähnrich, und gab mich zu der ersten Kompanie, die der wackre Hauptmann von Marais befehligte. Ich erkaufte die Equipirung eines bei Aspern gebliebenen Offiziers, vertauschte den Hut mit dem Tschako, schnallte die breite Degenkuppel mit dem kaiserlichen Doppeladler um den Leib, machte mit den Offizieren nähere Bekanntschaft, und schlief in der ersten Nacht in der Erdhütte neben meinem Hauptmann und noch einem Offizier, als hätte ich nie ein anderes Verhältniß gehabt!

Die nächsten Tage hingegen waren schwer und öde. Die große Sommerhitze hatte Laub und Gras verdorrt, die Weiden des Rußbaches waren längst entblättert und zum Theil entrindet, auf der endlosen Ebene zeigte sich nirgends ein Schatten, nur dunkle Staubwolken, von Stoßwinden plötzlich herangeführt, verhüllten augenblicklich den Sonnenhimmel, und überschütteten alles mit heißem Sandregen. Man mußte das Exerziren einstellen, und verkroch sich in die Erdhütten. Der beste Wille der Kriegskammeraden brachte doch nur eine traurige Unterhaltung zuwege. Gesichtspunkte und Antriebe, die wir Norddeutschen für diesen Krieg hatten, waren hier größtentheils fremd; man sah in dem Kriegshandwerk ein erwähltes Fach, dessen Vortheile man geltend machte, man rechnete die zu hoffenden Beförderungen aus, man rühmte das Garnisonleben in Prag. Der Oberst allein

kannte Gentz und wußte von Friedrich Schlegel, den Andern waren dies unbekannte, bedeutungslose Namen. Das Regiment war überdies ein böhmisches, und die meisten Soldaten sprachen nur diese Sprache. Begeisterung und Poesie mußten hier völlig erlöschen; auch selbst die der Gefahr fehlten für jetzt; weit und breit fiel kein Schuß, alles war in tiefster Ruhe. Man zweifelte, daß noch eine bedeutende Waffenentscheidung vorfallen würde; man sprach vom nahen Frieden, und wünschte ihn. Daß unterhandelt wurde, stand außer Zweifel; französische Beauftragte waren wiederholt in Wagram gesehen worden, selbst seinen Vertrauten Duroc wollte man von dem Kaiser Napoleon mit Vorschlägen an den Erzherzog Generalissimus abgeschickt wissen. Ich konnte die Niedergeschlagenheit, die ich hievon empfand, nicht verhehlen; in meinem Unmuthe muß ich mich ganz verzweiflungsvoll, und den Wunsch, wieder fortzugehen, sehr heftig ausgedrückt haben, denn der Hauptmann von Marais eröffnete mir mit großer Theilnahme, wenn dies mein Ernst sei, so könne mir vielleicht noch geholfen werden, er zweifle, daß ich höheren Ortes schon gemeldet sei, und so könne der Oberst wahrscheinlich noch ohne fremdes Zuthun mich entlassen. Mir fuhr der Gedanke durch den Kopf, zu dem Herzoge von Braunschweig-Oels zu gehen, von dessen Unternehmungen die Rede war, oder zu dem Major von Nostitz, des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen gewesenen Adjutanten, der an der Gränze von Franken eine Freischaar sammelte; von diesen Beiden sagte man laut, sie würden keinen Frieden machen, sondern lieber wie Schill auf eigne Hand zu Grunde gehen. Es war aber zu spät; bereits in die Listen eingetragen, hätte ich ein förmliches Abschiedsgesuch einreichen müssen, was während der Kriegszeit unthunlich war. Der Oberst, dem ich meine Unruhe nur im Allgemeinen, nicht aber in ihren besondern Gründen zeigen mochte, wußte nicht, was er von mir denken sollte; über die Waffenruhe und den Friedensanschein aber, die ich verwünschte, suchte er mich zu trösten, und meinte, mit jedem Tage könne sich das ändern, worüber niemand froher sein würde, als er selbst. Ich blieb also einstweilen wo ich war.

Die schlimmste Prüfung war in der That schon überstanden. Nach einem heißen, langweiligen, verzehrenden Tag, der nur eben solchen wieder erwarten ließ, erscholl am 30. Juni Abends plötzlich von der Donau her Kanonendonner, dem Gemüth eine labende Erfrischung! Eine Parthei Franzosen, so vernahm man bald, waren von der Lobau mittelst Kähnen auf eine kleine Aue, die Mühleninsel genannt, übergegangen, die sich nur durch einen schmalen Arm von dem linken Donauufer scheidet; sie legten eine Brücke auf dieses Ufer herüber und beschützten dieselbe durch einen kleinen Vorwall; unsre Batterieen bei Eßlingen wollten dem Feinde diese Ausbreitung nicht gestatten und seine nächsten Kanonen auf der Lobau feuerten nun ebenfalls. Die Unterhandlungen, hieß es, seien abgebrochen, der Kaiser Napoleon habe seine Truppen zusammengezogen, um neuerdings mit ganzer Macht überzugehen und eine Schlacht zu liefern. Die Beharrlichkeit des Erzherzogs Generalissimus in seiner Stellung mußte sich hiedurch gerechtfertigt zeigen, da der Feind keine bessere Gegend für seinen Versuch wußte, als diese gegen ihn vorbereitete und vertheidigte. Mit einbrechender Nacht sahen wir in der vor uns liegenden Ebene die Alarmstangen brennen, und das ganze Lager gerieth in Bewegung. Der Kanonendonner verstummte zwar nach einiger Zeit, allein um 1 Uhr Nachts erhielten die auf der Anhöhe bei Wagram lagernden Regimenter den Befehl, in der Stille anzutreten, und rückten schweigend etwa anderthalb Stunden gegen die Donau hinab; der erste, zweite und dritte Heertheil lagerten daselbst zwischen Breitenlee und Stadt-Enzersdorf, der vierte Heertheil stellte sich bei Wittau, die Reiterei bei Rasdorf; jeden Augenblick erwarteten wir, daß der Feind angreifen würde; das Kanoniren erneuerte sich von Zeit zu Zeit; allein die Franzosen rückten nicht vor, sondern begnügten sich, ihre begonnene Brückenschanze zu vollenden. Der Erzherzog begab sich zuerst nach Rasdorf, sodann nach Stadt-Enzersdorf, und bestieg den dortigen Thurm, um die Anstalten des Feindes zu überschauen; darauf nahm er sein Hauptquartir in Breitenlee. Indeß mußte bald klar werden, daß die Anstalten an dieser Stelle für einen ernstlichen Uebergang zu

unbedeutend blieben; es war offenbar, daß der Feind hier nur die Aufmerksamkeit beschäftigen wolle, und daß er seinen wahren Uebergang entweder oberhalb bei Nußdorf, oder unterhalb in der Gegend von Ort vorhabe, wobei das österreichische Heer in seiner jetzigen Stellung sogleich die rechte oder linke Flanke bloßgeben würde; daher schien es vortheilhafter, bei der Ungewißheit, welchen Punkt der Feind wählen werde, die rückwärtige Stellung wieder einzunehmen, aus welcher man frei und leicht nach jeder nöthigen Richtung hervorbrechen könne. Diesem Rathschlusse zufolge erhielten wir am 3. Juli Mittags unvermuthet Befehl, wieder in unsre vorige Stellung bei Wagram zurückzukehren. Dieser Vor- und Rückmarsch ist in dem österreichischen Bericht unerwähnt geblieben, und doch war die Vorwärtsbewegung nicht gleichgültig; sie erlegte dem Feinde gleichsam eine Schlacht in ähnlichen Verhältnissen wie die von Aspern auf, während unser Rückmarsch ihm statt jener Enge die erwünschtere Ausdehnung freigab, in welcher die Schlacht von Wagram möglich wurde. Da diese verloren ging, so konnte man nachher bedauern, zu ihrer Entwickelung den Raum gegeben zu haben, den man, wie es schien, gleich anfangs versagen, wenigstens mit Vortheil streitig machen konnte, wenn man näher an der Donau den Kampf aufnahm.

Der Anschein, als solle das Leben der vorigen Tage, ohne andern Inhalt als Sonnenbrand und Staubwolken, auf's neue fortgehen, dauerte diesmal nicht lange. Von den Absichten des Feindes hatte man keine zuverlässige Kenntniß, nur unsichere Vermuthungen, doch deuteten alle seine Anstalten auf irgend ein großes Unternehmen. Die Befestigungen der Lobau, die Herstellung und Sicherung der Hauptbrücken über den großen Arm der Donau, die Anlegung vieler Verbindungsbrücken zwischen der großen und den kleinern Inseln, die fortgesetzte Arbeit an Zimmerwerk und Schiffen, die Instandsetzung der Wege auf der Lobau, die Anfuhr von Geschütz und Pulverwagen, alles dies konnte nicht verborgen bleiben; am entscheidensten aber waren die Bewegungen der Truppen, die von der obern und untern

Donau sich hierherzogen; unter andern sah man vom Bisamberge aus am 2. Juli das sogenannte italiänische Heer in jener Richtung anrücken. Der Erzherzog Generalissimus beschloß, das Unternehmen des Feindes zu zerrütten, dem Hauptangriffe zuvorzukommen und ihm den Rückhalt zu verderben, den die Lobau darbot. Die österreichischen Abtheilungen an der obern Donau hatten Befehl erhalten, den Feind lebhaft zu beunruhigen; desgleichen der Erzherzog Johann, mit seiner Hauptstärke aus dem Brückenkopfe von Preßburg auf das rechte Ufer der Donau hervorzubrechen; jetzt wurde diesem am 4. Juli um 7 Uhr Abends der Befehl gesandt, seine Truppen wieder auf das linke Ufer herüberzuziehen, und zugleich bis Marcheck vorzurücken, um für den Fall einer Schlacht auf die rechte Flanke des Feindes wirken zu können. Auch bei uns war ein kräftiges Eingreifen angeordnet. Am 4. Juli Abends erhielten wir die Weisung, wenn in der Nacht kanonirt würde, bis Tagesanbruch in Ruhe zu bleiben, dann aber marschfertig zu sein. Wirklich begann, sobald es dunkel geworden, vor uns an der Donau ein heftiges Geschützfeuer, der Himmel leuchtete immerfort von den Blitzen der Kanonen, von den Wurfbahnen der Bomben und Granaten; fast zwei Stunden dauerte der Wetteifer von beiden Seiten, denn die Franzosen hatten fast gleichzeitig auch ihren Angriff unternommen, und während wir ihre Werke auf der Lobau zu zerstören dachten, die Zerstörung der unsrigen und die Einäscherung von Stadt-Enzersdorf vorbereitet. Das österreichische Geschütz vermochte wenig gegen die starken Werke der Lobau; die französische Mannschaft auf der Mühlau, welche als vermuthlicher Uebergangspunkt am heftigsten beschossen wurde, legte sich nieder und litt nicht viel. Dagegen zeigte sich die Wirkung des feindlichen Angriffs bald nachtheilig; in seinem Zwecke lag zusammenhängendere Absicht und stärkerer Nachdruck; sein Geschütz war zahlreicher und wirksamer; in kurzer Zeit stand Stadt-Enzersdorf in Flammen, und unsre Batterieen strebten fruchtlos gegen die feindliche Uebermacht. Nachdem die Gegend eine Zeit lang durch den Brand der kleinen Stadt erhellt gewesen, verdunkelte sich der Himmel mit

schwarzen Gewitterwolken, der Regen strömte nieder, die Flammen minderten sich, das Geschütz feuerte seltner und verstummte zuletzt völlig. Ein furchtbares Sturmgewitter, wie niemand ein ähnliches erlebt zu haben meinte, wüthete nun über das weite Marchfeld, das von dem Gekrach des Donners erbebte, und im Brausen der Regenfluthen und dem Geheul des Windes so ertoste, daß daneben auch das Geschütz hätte verhallen müssen.

Den Feind, dessen Vorsatz fest und reif und dessen Hülfsmittel bereit waren, mußte diese Sturmnacht äußerst begünstigen. Er hatte die neben der Lobau stromabwärts auf dem linken Ufer über Mühlleithen und Wittau sich erstreckende Fläche zum ersten Antritt seines Ueberganges ersehen, wo seine Truppen ungehindert Fuß fassen und im Angesichte des Brandes von Stadt-Enzersdorf sich rechtshin ungehindert entwickeln konnten. Diese Richtung hatte man österreichischerseits am wenigsten möglich erachtet; sie war kühn und gefahrvoll, besonders wenn der vierte österreichische Heertheil bei Wittau stehen blieb, oder sogleich wieder dorthin vorrückte; es gehörte zu ihrem Erfolge die ganze Meisterschaft der gründlichen Anordnungen und zutreffenden Berechnungen Napoleon's, die sichere Ausführung aller seiner Befehle durch eben so strenge als geschickte Werkzeuge, die Schnelligkeit und Kraft, welche dadurch seinen Bewegungen verliehen war. Er rechnete darauf, den bedenklichen Augenblick schon überstanden zu haben, bevor der Gegner ihn benutzen könnte. Schon um zehn Uhr Abends ließ der General Oudinot 1500 Voltigeurs unter der Anführung des Generals Conroux übersetzen; sie wurden von dem Obersten Baste mit 10 Kanonierschaluppen begleitet, deren Feuer die Landung beschützte. Die österreichischen Vorposten zogen sich aus den Schanzen, welche sie hier aufgeworfen und mit einigen Feldstücken besetzt hatten, ohne Verlust zurück, und der Feind konnte sich vor Mühlleithen auf der Schusterwiese und dem Hanselgrunde festsetzen. Gleichzeitig war der Oberst Sainte-Croix, Adjutant des Marschalls Massena, mit 2500 Mann übergeschifft und weiter abwärts bei Schönau gelandet. Hierauf wurden in der Eile sechs Brücken geschlagen, zu denen

alle Geräthschaft fertig gehalten war. In raschem Laufe zog zuerst das Fußvolk des Marschalls Massena, nebenan dessen Reiterei und Geschütz, auf das linke Ufer, weiter abwärts die Truppen des Marschalls Davoust, des Generals Oudinot; still und geordnet nahmen sie ihre vorherbestimmten Stellungen. Um 3 Uhr Morgens standen mehr als 40,000 Mann zusammengedrängt bei Mühlleithen, während die übrigen Truppen eiligst nachrückten; erst um Mittag trafen die letzten ein, während die vordersten schon im vollen Gefecht und Vormarsch waren. Die anfängliche Schlachtordnung war folgende. Im ersten Treffen als linker Flügel, zunächst der Donau, der vierte Heertheil, unter dem Marschall Massena; als Mitte der zweite Heertheil, von dem General Oudinot befehligt; als rechter Flügel, gegen Wittau, der dritte Heertheil, unter dem Marschall Davoust; hinter diesem, als zweites Treffen, die Truppen des Marschalls Bernadotte oder der neunte Heertheil, das italiänische Heer unter Anführung des Vicekönigs Eugen, und der eilfte Heertheil des Marschalls Marmont; als Schluß und Rückhalt die Garden und die Kürassiere. Die ganze Streitmacht Napoleon's betrug hier mehr als 160,000 Mann, worunter 15,000 Mann Reiterei mit 600 Kanonen. Uebergang und Aufstellung waren mit bewundernswerther Schnelligkeit und Haltung im Sturm und Regen und bei größter Dunkelheit begonnen, wie nachher im vollen Tagesglanze vollendet worden.

Die erste Morgenfrühe des 5. Juli beleuchtete dieses gelungene Ergebniß; der Sturm hatte sich inzwischen gelegt, die Sonne versprach einen heitern Tag, und nach 4 Uhr erhob sich mit erneuter Gewalt der Donner des Geschützes. Neue Rauchsäulen stiegen aus Stadt-Enzersdorf empor, der Marschall Massena ließ durch seine Adjutanten Sainte-Croix und Pelet den Ort wiederholt angreifen, den ein Bataillon des Regiments Bellegarde tapfer vertheidigte, aber der Oberst Sainte-Croix endlich wegnahm; eben so wurde das Schloß Sachsengang zwischen Mühlleithen und Wittau nach kurzem Widerstand erobert. Ein Theil der österreichischen Vortruppen unter dem General von Nordmann bedrohte, über Rutzen-

dorf anrückend, noch einen Augenblick die rechte Flanke der Franzosen, aber der General Oudinot drängte sie bald zurück, und unaufhaltsam entfaltete sich nun die Angriffslinie Napoleon's, überall durch zahlreiches vorangehendes Geschütz bezeichnet. Der Marschall Davoust drängte die österreichischen Vortruppen von Großhofen zurück, und zog rechts von Rutzendorf gegen Markgrafen-Neusiedel heran, seine äußerste Rechte durch zwei Dragonerdivisionen unter den Generalen Grouchy und Pully so wie durch eine Division leichter Reiterei unter dem General Montbrun gedeckt; die Mitte unter dem Marschall Bernadotte wandte sich gegen Pysdorf und Rasdorf; der Marschall Massena rückte rechts gegen Breitenlee vor, links hielt er sich an der Donau, und besetzte, nach Maßgabe, daß sie geräumt wurden, die österreichischen Verschanzungen von Eßlingen und Aspern. Die Verschanzungen, gegen die Lobau gerichtet, waren im Rücken offen, und durch die Bewegung des Feindes jetzt überflügelt nicht mehr haltbar; sie wurden nur langsam verlassen, und sogar die schwersten Geschütze ruhig mit fortgeführt.

Der Erzherzog Generalissimus hatte den raschen und unter Begünstigung der stürmischen Nacht so glücklich gelungenen Uebergang nicht mehr hindern können; die feindliche Stärke hatte nicht nur Fuß gefaßt, sondern sich auch schon beträchtlich ausgebreitet und zum ferneren Angriffe günstig geordnet; ihre sämmtlichen Heertheile waren in zusammenhängender Bewegung, überall wechselseitiger Unterstützung fähig und versichert; die österreichischen Heertheile aber standen noch viel zu weit aus einander, als daß sie dem so rasch entwickelten Feinde gleich mit gehöriger Macht hätten entgegenrücken und ihn gegen die Donau zurückwerfen können. Die Gesammtstärke der Oesterreicher betrug nicht voll 100,000 Mann, nebst 410 Stück Feldgeschütz; die Truppen waren in nachfolgender Weise eingetheilt. Eine Vorhut von allen Waffen, unter dem Befehl des Feldmarschalllieutenant von Nordmann hatte vorwärts an der Donau gestanden, weiter hinauf lehnte sich an den Strom rechts der sechste Heertheil unter dem Feldmarschalllieutenant Grafen von Klenau, welcher den Freiherrn von Hiller, mit dem der Oberfeldherr un-

zufrieden war, in dieser Befehlführung abgelöst hatte; weiter zurück hielt der fünfte Heertheil unter dem Feldzeugmeister Fürsten von Reuß-Plauen die Umgegend des Bisamberges besetzt; dann folgte linkshin rückwärts der dritte Heertheil unter dem Feldzeugmeister Grafen von Kolowrat bei Hagenbrunn, hierauf die von sämmtlichen Regimentern zusammengezogenen Grenadiere unter dem Feldmarschalllieutenant von Prochaska bei Säuring, und bei Breitenlee die Masse der Reiterei unter dem General der Reiterei Fürsten von Liechtenstein; ferner bei Wagram der erste Heertheil unter dem General der Reiterei Grafen von Bellegarde, und in derselben Richtung angeschlossen bei Baumersdorf, der zweite Heertheil unter dem Feldmarschalllieutenant Fürsten von Hohenzollern, und der vierte Heertheil bei Markgrafen-Neusiedel unter dem Feldmarschalllieutenant Fürsten von Rosenberg. Es wären daher zu jenem Zwecke nur die drei Heertheile hinter dem Rußbach nebst der Reiterei zur Hand gewesen, die Grenadiere nicht sogleich, und die beiden Heertheile am Bisamberge standen noch fast zwei Meilen entfernt. Unter diesen Umständen sah sich der Erzherzog Generalissimus genöthigt, die Schlacht nicht an der Donau, sondern erst weiter rückwärts anzunehmen, die Zeit des Anrückens der Franzosen zur Zusammenziehung seiner Kräfte zu verwenden, und in der vortheilhaften Stellung, die er zwischen Samersdorf und Markgrafen-Neusiedel einnahm, den ersten Stoß abzuwehren, dann aber mit aller Stärke selbst anzugreifen, sich vorzugsweise auf den linken Flügel des Feindes zu werfen, ihn von seiner Brückenverbindung abzudrängen, und durch das unerwartete Eintreffen des Erzherzogs Johann in der rechten Flanke und im Rücken des Feindes den Hauptschlag zu thun. In diesem Sinne traf er alle Anordnungen. Die Vortruppen hatten den Befehl, so wie auch die längs der Donau vorgeschobenen Abtheilungen des sechsten Heertheils, sich fechtend zurückzuziehen, und sich, jene dem linken Flügel, diese dem rechten der Hauptstellung anzuschließen. Der vierte Heertheil und die Grenadiere wurden aus ihrer zu großen Entfernung näher herangezogen, um hierdurch den weiten Halbkreis, welchen das Heer bildete, enger zusammen-

zuziehen. Die an die obere Donau bei Krems und Linz entsendeten Truppen waren zu fern, und in jenen Gegenden, besonders wenn der Feind eine Niederlage erlitt, zu wichtig, um auch sie herbeizurufen; dagegen wurde dem Erzherzog Johann am 5. Juli früh Morgens nach Preßburg ein neuer Befehl gesandt, mit allen dortigen Truppen ungesäumt aufzubrechen, über Marcheck heran zu marschiren, und in Gemeinschaft mit dem linken Flügel des Heeres an der Schlacht Theil zu nehmen. Derselbe Befehl wurde gleich darauf nochmals wiederholt, weil die Besorgniß, daß der linke Flügel des Heeres, der keinen rechten Stützpunkt hatte und seitwärts bloßgegeben war, bis zur entscheidenden Stunde einen schweren Stand haben könnte, das Herbeikommen frischer Truppen auf dieser Seite noch besonders zu beschleunigen fand. Der am 4. Juli Abends nach Preßburg abgesandte Kourier war am 5. früh dort eingetroffen, die folgenden kamen ebenfalls ungehindert an; aus den zurückkehrenden Nachrichten ergab sich, daß zwar am selbigen Tage jene Truppen nicht mehr zu erwarten seien, daß aber ihrer Ankunft früh am 6. auf dem Schlachtfelde kein Hinderniß entgegenstehe. Bis dahin jedoch schien der Kampf sich leicht und gewiß ausdehnen und schwebend erhalten zu müssen, da so große Kräfte in so weiten Räumen sich auszutoben hatten.

Zur näheren Beobachtung des Feindes war ein Theil der Reiterei des Fürsten von Liechtenstein von Breitenlee gegen Rasdorf und Pysdorf vorgerückt, wo sie lange Zeit das immer wachsende Kanonenfeuer des Feindes aushielt, welches endlich so mörderisch wurde, daß das Kürassierregiment Hohenzollern bald den sechsten Theil seiner Leute und Pferde verloren hatte, und durch Tod und Verwundung der ältern Offiziere ein junger Preuße, Gustav von Barnekow, der nur eben erst als Rittmeister eingetreten war, die Führung des Regiments nächst dem Obersten überkam, wobei er sich persönlich durch Muth im Handgemenge unter den Augen des Erzherzogs so hervorthat, daß dieser ihn laut belobte, und sagte: „Barnekow hat wie ein Löwe gefochten!“ Gegen Mittag bestand diese Reiterei ein lebhaftes

Gefecht mit dem über Rutzendorf andringenden Heertheil des Marschalls Bernadotte, und warf die sächsische Reiterei desselben mehrmals zurück; in diesem Begegnen fügte es der Zufall, daß auch zwei Regimenter auf einander trafen, österreichische Kürassiere und sächsische Dragoner, welche beide von demselben Inhaber, dem Herzoge Albert von Sachsen-Teschen, den Namen führten. Die österreichische Reiterei behauptete eine Zeit lang das Feld, mußte dann aber dem zahlreich entwickelten Fußvolk und Geschütz weichen. Sein Hauptabsehen hatte der Kaiser Napoleon auf die Stellung von Wagram selbst und auf den linken Flügel der Oesterreicher gerichtet, dessen äußerste Spitze durch einen alten viereckten Thurm bei Markgrafen-Neusiedel bezeichnet wurde. Oesterreichischerseits erkannte man die Richtung sehr wohl, besetzte die Anhöhe jenes Thurmes mit einer Batterie, und wollte sogar in der Eile noch Schanzen aufwerfen. Aber der Anmarsch des Feindes ließ wenig Zeit zu neuen Vorkehrungen. Nachmittags hatte Napoleon's rechter Flügel Glinzendorf erreicht; seine Mitte stand in Rasdorf; am wenigsten war der linke Flügel vorgedrungen, er hielt nur Aspern besetzt. Immer stärkere Batterieen fuhren auf, immer größere Truppenmassen kamen in's Gefecht, die ganze Linie stand im Feuer und rückte immer vor. Wir hatten von unserer höheren Stellung bisher den Bewegungen und Kämpfen vor uns wie einem Schauspiele zugesehen, jetzt rückte der Kampf näher heran, die Luft über uns sauste von Kanonenkugeln, die man uns verschwenderisch zuschickte, und bald krachten antwortend auch unsre Batterieen. Das Fußvolk erhielt Befehl, sich auf die Erde niederzulegen, und die feindlichen Kugeln trafen anfangs wenig, da jedoch der Feind unaufhörlich vorrückte, so stellten die Regimenter sich alsbald in's Gewehr. Der Erzherzog Generalissimus sprengte mit seinem Stabe vorüber und hielt dann vor unsrer Fronte; er theilte Befehle aus, blickte in die Ebene nieder, wo die feindliche Linie stets näher rückte, man sah es ihm an, daß er Gefahr und Tod nicht achtete, daß er ganz in seinem Berufe als Feldherr lebte; der Entscheidungskampf schien seinem ganzen Wesen ein nachdrücklicheres Ansehen zu ver-

leihen, eine höhere Spannung voll freudigen Muthes, den er auch rings um sich her einflößte; die Soldaten blickten auf ihn mit Stolz und Zuversicht, manche Stimme begrüßte ihn. Nachdem er weiter gegen Baumersdorf geritten war, kam einer seiner Adjutanten rasch zurück, und rief: „Freiwillige vor!“ Sogleich war fast die ganze Kompanie des Hauptmanns von Marais bereit; wir dachten, es gelte die nächste Batterie des Feindes zu stürmen, welche durch die vorliegenden Kornfelder herannahte, und jauchzend mit lautem Geschrei eilten wir den Abhang hinab, da kam ein zweiter Adjutant mit dem Befehl, wir sollten nur den Rußbach besetzen, dort den Uebergang vertheidigen, aber nicht eher feuern, als bis der Feind ganz nahe sei. In Plänkler aufgelöst, hinter Weidenstämmen und hohem Korn, harrten wir schußfertig, gegen die Kanonenkugeln gedeckt, aber durch Flintenschüsse und Haubitzgranaten getroffen, die der Feind zahlreich auf unsre Gegend richtete. Ueber eine Stunde weilten wir hier, unter dem unaufhörlichen Krachen des Geschützes, das über uns hinwegschoß; leider mußten wir bald bemerken, daß das feindliche die Uebermacht der Zahl hatte und wenigstens doppelt so viele Schüsse lieferte, als das unsre, welches doch weit bessere Bedienung hatte, um so mehr aber bewunderten wir den thätigen Eifer und die wackre Ausdauer, durch welche der ungleiche Kampf dennoch unterhalten wurde. Da unser Geschütz batterieweise vereinigt stand, so konnte der Feind sich ihm leichter entziehen, dagegen das seinige längs der ganzen Linie auf allen Punkten wie ausgesäet war, und gleichsam anstatt der Plänkler überall das Gefecht eröffnete. Gegen Baumersdorf allein hatte der General Oudinot 40 Kanonen vereinigt, und wiederholt war sein Fußvolk, die Divisionen Grandjean und Tharreau, in den brennenden Ort eingedrungen, aber von dem tapfern General Grafen Ignaz von Hardegg immer wieder zurückgeschlagen worden.

Der Kaiser Napoleon indeß sah mit Ungeduld den Tag unentschieden hingehen, er glaubte den Hauptschlag noch heute ausführen zu können, und wollte nicht umsonst sein Uebergewicht hierher gewendet haben. Rasch ordnete er seine

Truppen zum Sturm. Der Marschall Bernadotte erhielt Befehl, über Atterkla gegen Wagram vorzudringen, und durch Wegnahme dieses Ortes die Mitte der österreichischen Linie zu sprengen. Zwei gedrängte Sturmschaaren sollten zu gleicher Zeit rechts und links von Baumersdorf über den Rußbach dringen, die Höhen der österreichischen Stellung ersteigen und die dortigen Truppen aufrollen. Feindliches Fußvolk war mittlerweile schon dicht an unsre Stellung herangekommen; die Plänkler wurden vom Rußbach zurückgerufen und traten in die Linie wieder ein, längs deren ganzer Ausdehnung sich nun ein furchtbares Gewehrfeuer entspann. Dieser ungeheure Lärm des immerfort erneuten Losknallens und noch weit mehr des unendlichen Eisengeräusches bei Handhabung von mehr als zwanzigtausend Flinten in solcher Nähe und Enge, war eigentlich der einzige neue und wunderbare Eindruck, der mir in diesen ersten Kriegsauftritten, die ich erlebte, zu Theil wurde; alles andre war theils meiner vorausgefaßten Vorstellung gemäß, theils sogar unter ihr; alles aber, auch der Donner des zahlreichsten Geschützes dünkte mich gering gegen das Sturmgetöse des sogenannten Kleingewehrs, dieser Waffe, durch welche gewöhnlich auch unsre neueren Schlachten zumeist mörderisch werden. Indem dieses Feuer eine Weile lebhaft anhielt, und der Erzherzog Generalissimus nach Wagram sprengte, weil auch dort das Schießen zunahm, hieß es plötzlich, feindliche Reiterei breche auf dem linken Flügel hervor. Es war nicht Reiterei, sondern Fußvolk, welches auf die Höhen stürmend andrang. Der Brand von Baumersdorf und der Pulverdampf des Geschütz- und Gewehrfeuers begünstigte den Ueberfall. Ein Schwarm von Plänklern, in wilder Unordnung und mit Geschrei anlaufend, brach zuerst die Bahn. Hierauf ging rechts von Baumersdorf ein Theil der französischen Garden unbemerkt über den Rußbach, sie erschienen plötzlich auf der Höhe und stürmten gegen den linken Flügel des Heertheils von Hohenzollern, wo jedoch der General Buresch an der Spitze der Regimenter Zach und Joseph Colloredo sie mit Entschlossenheit empfing, und der Fürst von Hohenzollern das Chevauxlegersregiment Vin-

cent gegen sie anführte. In dem Gefolge dieses tapfern Generals müssen wir den damals neunzehnjährigen Husarenlieutenant Joseph von Zedlitz anmerken, der schon im Laufe des Krieges durch Tapferkeit sich ausgezeichnet hatte, späterhin als Dichter berühmt wurde. Durch das Gewehrfeuer des standhaften Fußvolks erschüttert, durch das ungestüme Einhauen der Reiter über einander geworfen, war der Feind schnell genöthigt, über den Rußbach zurückzuweichen; der General Graf Ignaz von Hardegg brach nun aus Baumersdorf hervor, fiel auf die Fliehenden und trieb sie mit großem Verlust weit in die Ebene gegen Rasdorf. Der links von Baumersdorf über den Rußbach gedrungene Feind, zwei Divisionen, geführt von den Generalen Macdonald und Lamarque, denen zwei andre Divisionen, vom General Grenier befehligt, unter des Vicekönigs Eugen eigner Anführung nachrückten, benutzte eine Schlucht, welche sie schnell auf die Höhe und grade auf den Zwischenraum des ersten und zweiten Heertheils führte; sie warfen sich gegen den Flügel des ersteren, und begannen denselben aufzurollen. Der französische General Dupas führte den Angriff mit aller Kraft; es erhob sich ein scharfer Kampf, man wechselte Gewehrfeuer in größter Nähe, man erhob die Kolben und legte das Bajonet ein. Der feindliche Stoß auf unsern linken Flügel war jedoch zu heftig, als daß die schwache Linie hätte widerstehen können, sie wurde gesprengt, die äußersten Enden schlugen sich in Haken um, und die Regimenter Argenteau, Vogelsang und ein Theil von Erzherzog Rainer sahen sich auf das zweite Treffen zurückgeworfen. Im ersten Anstürmen des Feindes traf mich ein Schuß durch den Oberschenkel, und ich konnte von nun an nur müßiger Zeuge der ferneren Vorgänge sein, welche das Schlachtfeld darbot. Die Verwirrung war eine Zeit lang sehr groß, und konnte schlimme Folgen haben. Der Erzherzog Generalissimus, begleitet von seinen Gehülfen, den Generalen Graf von Grünne und Freiherrn von Wimpfen, eilte selbst herbei, rief und ordnete die Truppen, und führte sie persönlich gegen den Feind wieder vor; der General Graf von Bellegarde bewies denselben Eifer; der Oberst Graf zu

Bentheim ergriff eine Fahne des von ihm befehligten Regiments Vogelsang, ermuthigte durch Ruf und Beispiel die Truppen, und gewann mit ihnen im Sturmschritt den verlorenen Boden wieder; zugleich eilte aus dem zweiten Treffen das Regiment Erbach, von dem Major von Fromm angeführt, in Divisionsmassen heran und warf die Stürmenden zurück; der Fürst von Hohenzollern, mit seinen tapfern Chevauxlegers von dem siegreichen Einhauen wiederkehrend und diese zweite Abtheilung des Feindes wahrnehmend, säumte nicht, auch diese anzugreifen, und während sie unter den Säbelstreichen blutete, richtete zugleich der Oberlieutenant Löffler eine halbe Batterie mit Kartätschenschüssen in die Flanke der Flüchtigen. So von allen Seiten und von allen Waffen gedrängt und zerschmettert, erleiden die Franzosen ungeheuern Verlust; sie sind ohne Geschütz, weil dasselbe nicht über den Rußbach hatte folgen können; ihre Reiterei, vom General Sahuc befehligt, nach großen Schwierigkeiten endlich kühn hinüberdringend, will zwar die Sachen aufnehmen, aber auch sie wird von dem Fürsten von Hohenzollern, der zu den Chevauxlegers von Vincent noch 4 Schwadronen Husaren von Hessen-Homburg heranzieht, völlig niedergerannt, und nur Trümmer retten sich. Ueberall, wo der Kampf am heißesten, sah man den Erzherzog Generalissimus voran; der Hauptmann von Weitenfeld vom Regimente Vogelsang hieb einen Franzosen nieder, der eben auf den Erzherzog ganz nah sein Gewehr abschießen wollte; ein französischer Offizier, der in der Verwirrung noch einen guten Fang zu machen dachte, wurde zusammengeschossen, als er schon dem Erzherzoge zurief, er solle sich ergeben; der Erzherzog bekam einen Streifschuß, ungeachtet dessen er zu Pferde blieb und seine Aufmerksamkeit auf sein Feldherrnamt keinen Augenblick unterbrach. Der damalige Prinz von Oranien, jetzige König der Niederlande, der im österreichischen Heere als General diente, hatte schnell hinter einander zwei Pferde unter dem Leibe verloren. Auf beiden Seiten war großer Verlust an Todten und Verwundeten. Die Oesterreicher, als zuletzt im Vortheil, machten viele Gefangene, unter ihnen einen General und mehrere Stabsoffiziere. Eine Fahne wurde vom vierten

Legionsbataillon erobert; eine des Regiments Argenteau ging verloren, weil der Fahnenträger niedergehauen war; dagegen riß, diesen Schimpf zu rächen, der Oberlieutenant Tittmayer desselben Regiments, einen französischen Adler aus Feindesreihen. Der Erzherzog Generalissimus verlieh auf der Stelle, nach der ihm zustehenden Befugniß, mehrere Belohnungen für tapfre Thaten, unter andern dem Regiment Erbach das Vorrecht, den Grenadiermarsch zu schlagen.

Inzwischen hatte auch der Marschall Davoust mit einem Theile seiner Truppen bei Markgrafen-Neusiedel den Rußbach überschritten, und während er die österreichische Stellung aus 40 Kanonen in der Front mit größtem Nachdruck beschoß, griffen die beiden Divisionen Morand und Friant auf dem linken Ufer des Rußbachs den Ort heftig an, während die leichte Reiterei des Generals Montbrun die linke Flanke der Oesterreicher zu gewinnen suchte. Alle diese Angriffe wurden durch den Fürsten von Rosenberg muthig abgeschlagen, und mit einbrechender Nacht mußten die Franzosen über den Rußbach zurückweichen; sie lagerten hinter Glinzendorf.

Etwas später, als diese gescheiterten Angriffe, kam der gegen Wagram gerichtete zur Ausführung. Der Marschall Bernadotte führte die Sachsen gegen diesen Ort, welchen der Oberst von Oberndorf mit dem Regimente Reuß-Plauen heldenmüthig vertheidigte; nachdem dieser verwundet worden, drang der Feind auf kurze Zeit durch den Eingang von Atterkla her in die Mitte des Dorfes ein, wurde jedoch durch zwei Bataillone, die von beiden Seiten anrückten, in ein mörderisches Kreuzfeuer genommen und mit großem Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen hinausgeschlagen. Die Dunkelheit hemmte jede weitere Unternehmung, manches brennende Dorf jedoch beleuchtete hin und wieder die Gegend; ganz in der Nähe loderten hohe Flammen von Baumersdorf und Wagram auf; dieser schauerliche Anblick und der freudige unsres Obersten mit der Fahne in der Hand waren die letzten, die ich von dem Schlachtfelde mit mir nahm. Lange noch, während ich mit andern Verwundeten langsam zurückgebracht wurde, flogen die Kanonenkugeln um

uns her, bis tief in die Nacht hörten wir den Geschütz-donner, allein er entfernte sich mehr und mehr, und uns begleitete der Eindruck eines siegreichen Vorschreitens. Wirklich war das höchst gewagte, aber großartige Unterfangen Napoleon's, das noch unerschütterte Heer im ersten Anlaufe zu sprengen, gänzlich fehlgeschlagen und in eine theilweise Niederlage ausgegangen. Er konnte seinen Verdruß und Grimm darüber nicht verhehlen, und beschuldigte theils den üblen Zufall, daß Franzosen und Sachsen aus Irrthum auf einander geschossen haben sollten, theils die Lässigkeit des Marschalls Bernadotte, dem er ohnehin schon grollte und den er in der Meinung herabsetzen mochte. Jedoch konnte er seinem Glücke noch danken, welches zwar den raschen Sieg ihm heute noch versagte, aber auch größeres Unheil ihm abwandte. Denn hätte der Erzherzog Generalissimus hier noch frische Truppen in's Gefecht bringen, oder über eine zahlreichere Reiterei verfügen und seinen Vortheil augenblicklich mit Nachdruck verfolgen können, so würde es um das französische Heer schlecht ausgesehen haben; die vier von der Höhe zurückgeschlagenen Divisionen warfen sich auf die rückwärtsstehenden, und rissen sie mit sich fort, die ganze Linie war in größter Verwirrung und wich während der Nacht immerfort zurück. Nur die kaiserliche Garde stand bei Rasdorf unerschüttert, und gab einen festen Anhalt, um welchen sich die Truppen wieder sammelten. Die österreichischen Heerestheile, welche noch nicht gefochten hatten, waren zu fern, auch ihren schon früher gesetzten Bestimmungen nicht ohne Gefahr zu entziehen; die gesammte Reiterei bei dem Heere betrug nicht über 10,000 Mann, und von diesen waren starke Abtheilungen einzeln verwendet, andre schon den ganzen Tag im Gefecht gewesen. Die Nacht verfloß daher ohne weitere Unternehmung, und beide Theile benutzten sie nur, um den Kampf am nächsten Tage mit gerüsteten Kräften zu erneuern. Den Verfolg dieser Ereignisse, welche bisher aus unmittelbarem Anschauen erzählt worden, liefern vielfache Nachrichten, denen eine sichre Prüfung und zuverlässige Gestalt um so leichter zu geben war, als für so engverknüpfte Begebenheiten jener Vortheil auch

da, wo er eigentlich schon aufhört, noch gewissermaßen nachwirkt.

Diesmal scheint auf österreichischer Seite der Ueberblick und Entschluß, was nunmehr zu thun sei, schneller und kräftiger gefaßt worden zu sein, als auf französischer, wo der ungünstige Ausgang des letzten Gefechts in der Dunkelheit nur Ungewißheit und Schwanken erhielt. Der Kaiser Napoleon begnügte sich während der Nacht, seine Truppen bei Rasdorf zusammenzuziehen, um aus dieser Mitte sie leichter in jeder Richtung verwenden zu können, und erst mit Tagesanbruch entschied er sich zu neuen Angriffsbewegungen. Der Erzherzog Generalissimus aber ließ noch vor Mitternacht aus Wagram, wo er nach gelöschtem Brande in einem der geretteten Häuser wiederum sein Hauptquartir genommen, für die zu erneuernde Schlacht an sämmtliche Befehlshaber folgende Anordnungen ergehen. Der rechte Flügel, bestehend aus dem sechsten und dritten Heertheil und den Grenadieren, sollte sich auf den feindlichen linken werfen, und rechts an die Donau gestützt in gleichlaufender Richtung mit dem Flusse von Stamersdorf gegen Breitenlee und Süßenbrunn vordringen, in der linken Flanke durch die Reiterei des Fürsten von Liechtenstein gedeckt. Mit dieser Bewegung im Zusammenhang bestimmte sich das Vorrücken der Mitte; der erste Heertheil nach Atterkla, links an den Rußbach gestützt, jedoch die Höhe links von Wagram auch noch besetzt haltend, welche Stellung gleichfalls dem zweiten Heertheil angewiesen blieb. Der linke Flügel oder der vierte Heertheil erhielt den Auftrag, den feindlichen angreifend zu beschäftigen, bis der Erzherzog Johann demselben von Preßburg her in den Rücken fiele. Der fünfte Heertheil blieb als Rückhalt in seinen Posten an der obern Donau, wo der Feind gleichfalls Truppen zeigte, und von dem dritten Heertheil wurde eine Brigade nebst einer Batterie auf der Höhe von Stamersdorf aufgestellt. Der sechste und dritte Heertheil sollten um 1 Uhr aufbrechen, die Grenadiere um 3 Uhr, der erste und vierte Heertheil um 4 Uhr. Die Stille wurde besonders empfohlen und das unwirksame Schießen auf zu große Entfernungen verboten. Die Schlacht=

ordnung des Fußvolks waren Bataillonsmassen, mit Plänklern voran. Diese Schlachtordnung hatte der Erzherzog Generalissimus bei dem Heere eingeführt, und sie war in der Schlacht bei Aspern durch den größten Erfolg ,bewährt worden. Die Bataillone, jedes gewöhnlich zu sechs Kompanieen, stellten diese zu zwölf bis achtzehn Gliedern Tiefe, und bildeten hiedurch gefüllte Vierecke, welche, in großen Zwischenräumen von einander aufgestellt, eine Reihe von undurchdringlichen Körpern darboten; sie marschirten in dieser Ordnung, schlugen Reiterangriffe zurück, stürmten ihnen sogar entgegen, wurden im Weichen nicht leicht zersprengt; gegen Geschütz waren sie im Nachtheil, doch gab es auch hiergegen manche Aushülfe.

Der ganze Angriff war berechnet, den Feind von seiner Verbindung mit der Lobau abzuschneiden und in die Ebene des Marchfeldes zu versprengen. Der Schnelligkeit und Kraft des Entschlusses entsprach leider die Ausführung nicht; schon die Ueberbringung der einzelnen Befehle verzögerte sich in der Dunkelheit der Nacht; für die Truppenbewegung selbst aber wäre bei so großen Räumen ein rascheres Einschreiten nöthig gewesen, als in so kurzen Fristen die gewohnte Ordnung leisten konnte. Neue Befehle an den Erzherzog Johann, zur Beschleunigung seines Anrückens, wurden am 6. Juli früh um 2 Uhr abgefertigt.

Der Kaiser Napoleon, welcher in dieser Schlacht keineswegs mit so sichrer Ueberlegung und Voraussicht, als man später wollte glauben machen, einen festen Plan verfolgt, sondern mehrmals schwankend nur nach den Umständen des Augenblicks verfahren zu haben scheint, und dabei große Wagnisse beging, dachte am 6. Juli den am vorigen Abend fehlgeschlagenen Versuch zu erneuern, aber mit größerer Vorsicht und Stärke. Er zog deßhalb seine Macht mehr zusammen gegen die Mitte seines Heeres, in die Gegend bei Rasdorf, wo die Gezelte seines Hauptquartirs aufgeschlagen waren und er selbst, an der Spitze seiner Garde, während der weiteren Schlacht, sich aufhalten wollte. Der Marschall Davoust mußte mit dem rechten Flügel sich dieser Mitte nähern, und hinter Großhofen aufstellen, der Marschall Massena mit

dem linken Flügel die Donau verlassen, wo nur die Division Boudet bei Aspern zum Schutze der Lobaubrücken stehen blieb, und sich rechts gegen Atterkla heranziehen. Schon waren diese Bewegungen angeordnet und Napoleon harrte ungeduldig ihrer Ausführung, als unerwartet das Feuer des Geschützes und des Kleingewehrs längs der Linie von Markgrafen-Neusiedel bis Wagram begann und durch sein Näherkommen zeigte, daß die Oesterreicher zum Angriff vorrückten. Napoleon bewunderte diese Kühnheit, und traf seine Anstalten nur desto sorgsamer, um seinem entschlossenen Gegner keine Blöße zu geben. Kein Ungestüm, keine Verwegenheit fand in den nächsten Stunden auf der Seite der Franzosen Statt, sie wichen auf mehreren Punkten zurück, und es bedurfte mannigfacher Vorbereitung, ehe die gewohnte Leitung des Kampfes wieder für sie zu gewinnen war. Ein erneueter Versuch gegen Wagram, wie er wohl im Sinne Napoleon's gelegen haben mag, wäre in diesem Augenblicke schon deßhalb unmöglich gewesen, weil auch auf dieser Seite der Angriff der Oesterreicher im Vortheil war.

Der erste Heertheil nämlich, bei welchem der Erzherzog Generalissimus seinen persönlichen Aufenthalt wählte, hatte das wenigst ferne Ziel für seinen Marsch. Der Rittmeister von Tettenborn machte an der Spitze einer Schwadron von Klenau Chevauxlegers den Vortrab, fand Atterkla von den Sachsen verlassen, die während der Nacht nach Rasdorf abgezogen waren, und besetzte das mit sächsischen Verwundeten angefüllte Dorf. Hierbei nahm er mehrere Offiziere gefangen, darunter einige vom Generalstabe des Marschalls Bernadotte, warf dann die nächsten feindlichen Posten zurück, und schloß darauf dem Regimente sich wieder an, welches vorgerückt war, um zwei Batterieen zu decken, deren Feuer den Feind nöthigte, den rechten Flügel seines an den Rußbach vorgerückten Treffens, die Division Dupas, gegen Rasdorf zurückzunehmen. Atterkla wurde von Jägern und dem Fußvolk unter dem General Karl von Stutterheim besetzt; der ganze Heertheil rückte zwischen Atterkla und Wagram vor, das erste Treffen in Bataillonsmassen mit gehörigen Zwischenräumen, das zweite hinter demselben in geschlossener

Linie. Hier entspann sich der erste Kampf dieses Tages, und weil die andern Heertheile noch im Anrücken waren, so konnte der Feind das ganze Geschützfeuer seiner bei Rasdorf vereinigten Truppen gegen diesen Angriff wenden. Die Oesterreicher kamen daher bald wieder in Nachtheil, da ihr minderes Geschütz gegen entschiedene Uebermacht ringen mußte; dennoch unterhielten sie den Kampf mehrere Stunden hindurch mit fester Standhaftigkeit.

Inzwischen war der vierte Heertheil von den Anhöhen bei Markgrafen-Neusiedel um 4 Uhr aufgebrochen, und rückte gegen Großhofen und Glinzendorf vor, um diese beiden Dörfer zu nehmen, welche der Marschall Davoust mit Geschütz und Fußvolk besetzt hielt, während Reiterei in zwei Treffen rückwärts aufmarschirt stand. Der dritte französische Heertheil war eben im Begriff, sich dem erhaltenen Befehle gemäß gegen die Mitte zu ziehen. Die französischen Plänkler räumten das Feld, und die Oesterreicher, trotz des mörderischen Feuers schon zum Eingange der genannten Dörfer vorgedrungen, rüsteten sich zum Sturm. Der Angriff hielt die Franzosen nun fest; der General Puthod hielt sich mit seiner Division in Großhofen, der General Friant mit der seinen in Glinzendorf, der Marschall Davoust ließ die Division Gudin den Oesterreichern die Flanke bedrohen. Der Kaiser Napoleon eilte in Person herbei, ihm folgte die schwere Reiterei unter den Generalen Nansouty und Arrighi, und ein Theil der Garde. Während er nun eine furchtbare Reihe Geschütz auffahren und feuern ließ, sandte er zugleich starke Truppenzüge von allen Waffen gegen Loibersdorf, wo sie über den Rußbach gingen und sich auf Ober-Siebenbrunn richteten. Diese Bewegung in seine und des ganzen Heeres Flanke nöthigte den Fürsten von Rosenberg seine Reiterei, welche den Angriff seines Fußvolks unterstützen sollte, links zurückzuhalten, um jene Umgehung zu beobachten. Der Angriff des österreichischen Fußvolks wurde fortgeführt, doch im Augenblicke, da der Sturm geschehen sollte, traf der Befehl des Erzherzog Generalissimus ein, auf dem linken Flügel innezuhalten, weil die Heertheile des rechten Flügels ihrerseits noch außer dem Gefecht waren,

und das des linken Flügels allein, so lange der Feind über seine meisten Kräfte frei verfügen konnte, leicht nachtheilig werden konnte, besonders da von dem Anrücken des Erzherzogs Johann noch nichts zu vernehmen war. Dieses durch keinen örtlichen Nachtheil hier bewirkte, aber im Zusammenhange des Ganzen nöthig erachtete Innehalten war das erste schlimme Zeichen, welches über den Ausgang dieses Tages bedenklich machen konnte. Der Feind ersah darin seinen ersten Vortheil, den zu ergreifen und in seinem ganzen Umfange zu entwickeln er mit rascher Kraft sogleich bereit war. Auf den Höhen von Stamersdorf blinkten die Bajonette der österreichischen Heertheile, welche gegen den französischen linken Flügel heranzogen, allein ihr Gefecht hatte noch nicht begonnen, und der Kaiser Napoleon glaubte, daß ihm nun Zeit bleiben würde, den linken Flügel der Oesterreicher zu schlagen, bevor sein rechter in Gefahr käme, und er sah sich stark genug, den letztern, ehe er überwältigt würde, noch immer aus seiner Mittelstellung zu rechter Zeit zu unterstützen. Er ließ dem Marschall Davoust die Kürassiere von Arrighi, befahl ihm den Angriff gegen Markgrafen-Neusiedel nachdrücklich fortzusetzen, und kehrte nach Rasdorf zurück. Die übrigen nach dem rechten Flügel in Bewegung gesetzten Gardetruppen erhielten den Befehl, gleichfalls in die Stellung bei Rasdorf zurückzumarschiren. Indeß behielt der Marschall Davoust nun Truppen genug, um starke Abtheilungen immerfort rechts auszudehnen und in die linke Flanke der Oesterreicher mehr und mehr vorzudringen. Besonders wurde das französische Geschütz immer zahlreicher und zertrümmerte durch sein furchtbares Feuer einige der Batterieen gegenüber. Der österreichische linke Flügel mußte fortan auf bloße Vertheidigung beschränkt bleiben.

Die Grenadiere von Säuring, über Gerasdorf gegen Süßenbrunn vorrückend, erschienen nunmehr mit Bataillonsmassen in zwei Treffen auf dem Kampfplatze; die Reiterei stellte sich zur Unterstützung des ersten und dritten Heertheils in beider Flanken und Rücken auf. Endlich eröffnete auch der sechste Heertheil zwischen Breitenlee und Hirschstätten

seinen Angriff auf den linken Flügel der Franzosen; ihr zahlreiches Fußvolk stand bei Aspern, die Auen zwischen Aspern und Stadelau waren mit Plänklern angefüllt; hier aber war das österreichische Geschütz überlegen und erschütterte den Feind durch wirksames Feuer, dem bald ein allgemeines Anstürmen folgte; der General Freiherr August von Vecsey drang in die Auen ein und reinigte sie von den feindlichen Plänklern, der Major Michailowich an der Spitze des St.-Georger Bataillons rückte im Sturmschritt durch Aspern in die linke Flanke des Feindes, während in dessen rechte der General Graf von Wallmoden mit dem Husarenregimente Liechtenstein einbrach, ihm viele Leute tödtete und neun Kanonen eroberte, worauf die Franzosen theils bei Aspern vorbei in die Mühlau, theils über Eßlingen nach Stadt-Enzersdorf zurückwichen und viele Gefangene verloren. Der Graf von Klenau besetzte hierauf Aspern und Eßlingen, wie auch die Verschanzungen innerhalb dieses Bereiches wieder. In Bataillonsmassen zwischen Aspern und Breitenlee aufgestellt, harrten die Truppen sodann der weiteren Vorgänge, welche zu ihrer Linken aus dem Kampfe der Mitte sich ergeben mußten. Es war bereits zehn Uhr Vormittags, und inzwischen die Schlacht auf den andern Punkten ununterbrochen fortgeführt worden.

Der dritte Heertheil, bei Gerasdorf in zwei Treffen aufmarschirt, war mittlerweile über Süßenbrunn vorgerückt, und stützte sich rechts auf Breitenlee, welches Dorf drei Bataillons besetzten. Mit großer Kühnheit rückte der Feldzeugmeister Graf von Kolowrat, indem er seinen linken Flügel versagte und sich auf den des Feindes warf, gegen die feindliche Hauptstellung bei Rasdorf im Sturmschritt an, drang bis zum neuen Wirthshause vor, und war eine Zeit lang im Vortheil, konnte diesen aber nicht behaupten, sondern mußte seinen rechten Flügel wieder auf Breitenlee zurückziehen.

Der Kaiser Napoleon hatte im Galopp die ganze Ausdehnung seiner Linie beritten, sich den Truppen gezeigt, sie angefeuert, ihren begeisterten Zuruf empfangen. Gegenüber von Atterkla traf er den Marschall Massena, der eben mit

drei Divisionen ankam, er selbst im Wagen fahrend, weil er gestürzt war und kein Pferd besteigen konnte. Napoleon umarmte ihn, befahl ihm Atterkla ungesäumt anzugreifen, und sprengte nach Rasdorf zurück, um zu sehen, was bei den Heertheilen des Vicekönigs Eugen und des Generals Oudinot vorginge. Er gab unausgesetzt Befehle und ordnete die Bewegungen an, welche den Stand entscheiden sollten; noch immer ließ er Truppen gegen Markgrafen-Neusiedel ziehen und die dortige Umgehung der österreichischen linken Flanke eifrig fortsetzen; er hielt sich für stark genug, beide Angriffe, den gegen den linken Flügel und den gegen die Mitte, gleichzeitig auszuführen. Der nächste und dringendste Zweck war allerdings, durch die Wegnahme von Atterkla seine Mitte sicher zu stellen, welche der ungestüme und nachtheilige Andrang der Oesterreicher zu gefährden anfing.

In der Ebene von Rasdorf, gegen Atterkla und Breitenlee, ließ der Marschall Massena nunmehr eine starke Linie französischer Reiterei aufmarschiren, und unmittelbar darauf führt er selbst, weil ihm der General Carra Saint-Cyr mit seiner Division nicht rasch genug vordringt, zwei gedrängte Schaaren Fußvolk rechts und links gegen Atterkla stürmend an; nicht das heftige Gewehrfeuer der österreichischen Grenadiere noch der mörderische Kartätschenhagel des Geschützes hemmt diese unerschrockenen Truppen, bei jedem Schritt werden ihre Reihen gelichtet, aber sie stürmen unaufhaltsam vorwärts. Schon war Atterkla von ihnen erobert, und die österreichischen Bataillone wichen bestürzt dem ungestümen Anfall, der plötzlich über sie kam und den Feind schon in ihre Linie eingedrungen zeigte. Die Gefahr war groß, und der Sieg auf diesem Punkte konnte den des ganzen Tages nach sich ziehen; die Franzosen glaubten ihn schon gewiß, warfen sich in die Zwischenräume der Massen, die sie abzuschneiden und aufzulösen dachten. Allein jetzt wurde die Unordnung, in welche das Vordringen sie selber brachte, auch ihnen verderblich. Der Erzherzog Generalissimus, der General Graf von Bellegarde, die andern Generale und Stabsoffiziere, unter denen der Oberst Freiherr von Zechmeister verwundet wurde, stellten durch Beispiel, Zuruf und

Anordnung die erschütterten Truppen wieder her, überzeugten sie von der Kraft ihres gedrängten Zusammenhaltens, und führten die ermuthigten Massen nun mit gefälltem Bajonet auf den Feind zurück. Dieser vermochte seine auseinander gekommenen Schaaren nicht so schnell wieder zu vereinigen, wurde geworfen, überflügelt und in ungeordnetem Haufen, bevor er Atterkla erreichte, großentheils niedergemacht; zwei französische Regimenter, das vierundzwanzigste und das vierte, wurden hier fast aufgerieben, mehr als 1000 Mann fielen, 500 wurden gefangen und vier Fahnen erobert. Ein Bataillon von Kolowrat, von dem Major Haberein geführt, und drei Grenadierbataillone Scoveaux, Putheany und Brzezinsky, stürmten hierauf Atterkla und bemächtigten sich nach hartem Kampf auch dieses Dorfes wieder. Der General Karl von Stutterheim wurde hierbei durch eine Kanonenkugel verwundet, worauf der Erzherzog Generalissimus die fernere Vertheidigung dieses Ortes seinem Bruder, dem Erzherzog Ludwig, übertrug. Noch mehrmals stürmte der Feind mit frischen Truppen an, um das Dorf wieder zu nehmen, wurde aber jedesmal von den Grenadierbrigaden Merville und Hammer tapfer zurückgeschlagen, verlor viele Todte, mehrere Gefangene und noch zwei Fahnen. Auf österreichischer Seite war gleichfalls der Verlust nicht gering, noch zuletzt wurde der General Merville, nachdem er den wiederholt eingedrungenen Feind zweimal aus dem Dorfe hinausgetrieben, durch eine Flintenkugel verwundet. Die französische Reiterei war während dieses Gefechts aufmarschirt stehen geblieben; eine Division der österreichischen unter dem Fürsten Moritz von Liechtenstein hielt sie durch drohendes Heranrücken auf ihre Flanke in Unthätigkeit; zwei Reiterregimenter, Kronprinz und Rosenberg, hatten das vorwärts Atterkla aufgepflanzte Geschütz gerettet, welches bei dem ersten Andringen des Feindes einen Augenblick verloren schien. Der Kaiser Napoleon sah die verwirrte Flucht seiner Truppen und eilte herbei. Seinen und des Marschalls Massena's vereinten Anstrengungen gelang es, die Ordnung einigermaßen herzustellen; es war Zeit, denn schon wieder wurde neue Kraftentwickelung nöthig, um andrem Andrang zu begegnen.

Die siegreiche Behauptung von Atterkla vereitelte die Hoffnung Napoleon's, in dieser Richtung die österreichische Linie zu sprengen; nicht wissend, daß seine Truppen sich des Dorfes wirklich schon bemächtigt hatten, soll er mehrmals ausgerufen haben: „Wäre ich doch nur einige Minuten im Besitz von Atterkla gewesen!" Durch die Tapferkeit der Oesterreicher war allerdings eine große Gefahr abgewehrt. Indessen hatte der Stoß des Feindes gegen Atterkla das Vorrücken der österreichischen Linie aufgehalten, die verschiedenen Heertheile schlossen noch nicht in engerem Bogen zusammen, und die Truppen waren nicht zahlreich genug, um den ausgedehnten Raum zu füllen. Die noch übrigen beiden Grenadierbrigaden Murray und Steyrer rückten zwar ebenfalls in die Linie von Atterkla und Breitenlee vor; allein ihre Bataillonsmassen konnten nur das erste Treffen bilden, hinter welchem als zweites sich die Reiterei aufstellen mußte. Der Fürst Johann von Liechtenstein, scharfblickend und wohlentschlossen, wollte deßhalb weiter vordringen und gemeinschaftlich mit dem dritten und sechsten Heertheil die Hauptstellung des Feindes in der Flanke und im Rücken angreifen. Durch den früher bereits erwähnten Abzug des Marschalls Massena von der Donau gegen Rasdorf und Atterkla war dem rechten Flügel des österreichischen Heeres freier Spielraum gegeben. Sein drohendes Vorrücken gefährdete schon die Verbindung Napoleon's mit der Lobau; der dritte und sechste Heertheil brauchten vereinigt nur links einzuschwenken, um in dem Rücken des französischen Heeres zu stehen und dasselbe zwischen zwei Feuer zu bringen.

Dieser Bedrängniß weiß der Kaiser nicht nur ungesäumt Hülfe, sondern er benutzt sie, um einen großen Schlag zu thun. Er zieht aus seiner Mitte beträchtliche Streitkräfte heran und ordnet sie zum Angriff; der Marschall Massena läßt seine Divisionen links gegen Neu-Wirthshaus abmarschiren, dem österreichischen dritten Heertheil entgegen, an seine Stelle rückt mit drei andern Divisionen der General Macdonald, der Vicekönig Eugen und die Garden folgen zur Unterstützung. Furchtbares Geschützfeuer eröffnet die Bahn. Der Marschall Bessières führt sechs schwere Reiter-

regimenter der Garde zum Angriff, Napoleon ermuntert jedes durch kräftigen Zuruf und ermahnt sie, ihre Waffen nicht zum Hauen, sondern zum Stechen zu gebrauchen; sie stürzen gegen den Punkt hin, wo die österreichischen Grenadiere und der dritte Heertheil noch nicht vollkommen zusammenschließen. Der Fürst Johann von Liechtenstein läßt seinen rechten Flügel wieder gegen Süßenbrunn zurückweichen, wodurch dem Feind ein Spielraum eröffnet wird, welchen das Feuer der Grenadiere und das des dritten Heertheils gleicherweise bestreicht. Hinter und neben der französischen Reiterei hat sich auch Fußvolk zum Sturm gestellt, die gedrängten Schaaren achten des kreuzenden Feuers nicht, dringen muthig vor, und greifen die Bataillonsmassen Georgi und Frisch mit dem Bajonet an. Diese halten standhaft aus und strecken den mehrmals andringenden Feind auf hundert Schritt mit einem mörderischen Gewehrfeuer nieder, während die Grenadierbataillone Porter und Leiningen eben so die feindliche Reiterei durch muthiges Entgegengehen abweisen und zurückwerfen. Eine feindliche Schaar gelangt bis an die Bajonete des Bataillons Georgi, und verliert daselbst seinen Anführer, der vom Pferde gerissen und gefangen wird, und in der österreichischen Masse noch zwei Angriffe seiner Reiter und ein unaufhörliches Kanonenfeuer aushalten muß. Der Oberstlieutenant Graf von Leiningen nimmt persönlich vor der Fronte seines Bataillons einen französischen Stabsoffizier gefangen.

Allein der Kaiser Napoleon hatte bereits einen neuen Rückhalt herangezogen. „Das Geschütz der Garde soll vorrücken", rief er, und 60 Kanonen, befehligt von den Obersten Drouot und Daboville, werden von jenseits Rasdorf herbeigeholt, 40 andre schließen sich an, sie fahren im schrecklichsten Feuer der Oesterreicher auf halbe Schußweite auf, und aus diesen 100 Stücken, deren Reihe fast eine Viertelmeile einnimmt, sprüht ein Regen von Kugeln, Haubitzgranaten und Kartätschen, wie niemand einen ähnlichen erlebt zu haben meint; die Massen der Oesterreicher werden gelichtet, ihr Geschütz zusammengeschossen; mehrere Bataillone stürmen wiederholt in dieses mörderische Feuer, sie suchen die französischen

Kanonen wegzunehmen, aber Kartätschenhagel streckt sie nieder, wirft sie zurück; doch leiden auch die Franzosen großen Verlust, sie büßen einen Theil ihrer Kanoniere, ihrer Bespannung ein.

Der Kaiser Napoleon hatte den Marschall Massena linkshin zurückgewendet, hielt jedoch dessen weitere Bewegung noch fest. Er selbst verweilte zwischen Rasdorf und Atterkla im stärksten Kanonenfeuer unbeweglich, mit scharfem Auge alles beachtend und anordnend. Durch den mehrmaligen Wechsel der Truppen war die Schlachtordnung seiner Mitte mehrmals gestört worden, er stellte sie durch Aufreihung neuer Truppen her. Inzwischen kamen Meldungen von Massena; der rechte Flügel der Oesterreicher gewinne noch immer Boden, die Division Boudet sei auf die Lobau zurückgeworfen und habe ihr Geschütz verloren, die Oesterreicher seien der Brücke nah, ihr Geschütz feure schon im Rücken des französischen Heeres. Napoleon hatte bisher alles ruhig vernommen und nichts erwiedert, sondern nur den Blick mehrmals forschend auf die Gegend von Markgrafen-Neusiedel gerichtet. Als er vernahm, daß der Marschall Davoust die Höhe dort gewonnen und sein Geschütz die Flanke der Oesterreicher überflügelt habe, rief er: „Jetzt ist es Zeit!“ und sandte dem Marschall Massena den Befehl zum Angriff des österreichischen rechten Flügels, er selbst ordnet die Divisionen Lamarque und Broussier, denen andre folgen, und wendet diese Schaaren unter der Anführung des Generals Macdonald neben Atterkla vorüber gegen Süßenbrunn, auf den österreichischen dritten Heertheil, dessen linker Flügel der erste Stoß trifft. Der Erzherzog Generalissimus ist auch hier gegenwärtig, führt die Bataillone zum Kampf, verwandelt die Vertheidigung wieder zum Angriff. Der tapfre General Vukassovich empfängt im Vorrücken eine tödtliche Wunde, allein seine Truppen lassen sich nicht erschüttern; die Generale Graf von Saint-Julien und Lilienberg dringen in die linke Flanke des Feindes, dessen geschwächte Schaaren kaum noch widerstehen. Napoleon läßt sein Fußvolk durch die Küraſſiere des Generals Nansouty und durch die Reiterei der Garde unter dem General Walther unterstützen, allein sie werden

durch Kartätschen zurückgeschmettert. Darauf rücken die französische Division Serras und die baierische Division Wrede vor, gefolgt von der jungen Garde unter dem General Reille; zu beiden Seiten von Macdonald, um diesem Luft zu machen, wenden sich die Divisionen Pacthod und Durutte, jene auf Wagram, diese auf Breitenlee. Das Gefecht hartnäckig und mörderisch auf beiden Seiten, kommt eine Weile zum Stehen, doch haben die Oesterreicher einen beträchtlichen Raum eingebüßt.

Es war unter diesen Ereignissen Mittag geworden, und die Schlacht dauerte auf der ganzen Linie mit Heftigkeit fort. Wo die Truppen noch nicht in der Nähe fochten, wie der ganze zweite österreichische Heertheil, der zur Vertheidigung des Rußbachs bei Baumersdorf aufgestellt war, oder wo sie theilweise innehielten, wie der sechste österreichische Heertheil bei Aspern, der das Vorrücken der andern abwartete, da standen sie doch unausgesetzt im Bereiche des heftigsten Kanonenfeuers, das von der Donau bis jenseits Markgrafen=Neusiedel ununterbrochen wüthete, ja mit jedem Augenblicke schien die Zahl und die Gewalt der Geschütze sich zu vermehren.

Der linke Flügel aber des österreichischen Heeres war mittlerweile nicht weniger hart bedrängt worden. Gegen 10 Uhr hatten die französischen Truppen, welche bei Loibersdorf über den Rußbach gegangen waren, bei Ober=Siebenbrunn die Beobachtungs=Reiterei des Generals von Frelich vertrieben, und standen dem vierten Heertheil völlig in der linken Flanke, gegen welche sie zum Angriff vorrückten. Während nun der Fürst von Rosenberg gegen diese Umgehung zwei seiner Regimenter eine Flankenstellung nehmen und die übrigen in Bataillonsmassen zusammenrücken ließ, zogen drei andre feindliche Treffen von Ober=Siebenbrunn und Glinzendorf heran, vor ihrer Front eine lange Reihe von Geschütz, welches feuernd näher kam; der Erzherzog Generalissimus war persönlich hierher geeilt und leitete das Gefecht. Er befahl dem Kürassierregimente Hohenzollern, auf das feindliche Fußvolk einzuhauen und dasselbe zurückzuwerfen; allein die Unmöglichkeit des Gelingens einsehend

und noch dringendere Gefahr von der feindlichen Reiterei wahrnehmend, welche mehr und mehr die linke Flanke gewann, richtete er den Angriff der Kürassiere dorthin, und sprengte zu der Linie der Fußvölker, wo seine Gegenwart nöthig schien. Mehrere Stürme des Feindes auf Markgrafen-Neusiedel wurden tapfer abgewehrt. Endlich aber, nachdem auch der Erzherzog durch die ihm gemeldete Gefahr seines rechten Flügels wieder abgerufen worden, hatten die ermüdeten Truppen der Uebermacht weichen müssen und das Dorf den Franzosen überlassen. Der tapfre General Freiherr Peter von Veesey wurde hier tödtlich verwundet. Sehnlichst hoffte man, der Erzherzog Johann werde endlich im Rücken des Feindes erscheinen und dem allzu nachtheiligen Kampfe eine andere Wendung geben. Schon war zu fürchten, diese Truppen würden zu spät eintreffen, allein so lange ihr Eintreffen noch möglich schien, mußte die Stellung mit angestrengter Kraft behauptet werden. Der Feind indeß zog immer zahlreichere Truppen rechtshin und suchte die Umgehung des linken Flügels mehr und mehr auszudehnen. Da hierdurch dem zweiten Heertheile bei Baumersdorf nur wenige Truppen gegenüber blieben, der Fürst von Hohenzollern also für seine Front nicht besorgt sein durfte, wohl aber den vierten Heertheil hart bedrängt sah, so sandte er diesem aus eignem Antriebe fünf Bataillone und vier Schwadronen Verstärkung; das Gefecht wurde durch deren allmähliges Eintreffen auf der äußersten linken Flanke, die sie verlängern halfen, wohlzeitig erfrischt, jedoch in seinem Gange nicht verändert. Das Mißverhältniß der Kräfte war schon zu groß. Der Marschall Davoust hatte ein Drittheil der ganzen französischen Heeresstärke hier beisammen. Die österreichischen Truppen waren alle schon im Kampfe, kein Rückhalt stand zu schneller Aushülfe bereit, während die bei Rasdorf aufgestellte feindliche Truppenmasse unerschöpflich nach jeder Richtung immerfort Verstärkungen aussandte. Der General Oudinot rückte nun auch wieder gegen Baumersdorf vor, und der zweite Heertheil der Oesterreicher sah sich neuerdings angegriffen. Der hitzigste Kampf aber wurde fortwährend bei Markgrafen-Neusiedel unterhalten. In sechs

geschlossenen Massen, zahlreiches Geschütz vor und neben sich führend, von Plänklerschwärmen umgeben, drangen die feindlichen Divisionen Gudin und Puthod wiederholt zum Sturm heran, während die Divisionen Morand und Friant ihre Linie rechtshin immerfort ausdehnten. Die österreichische Reiterei unter dem Feldmarschallieutenant Grafen von Nostitz, dem General Grafen von Wartensleben, dem Obersten Sardagna und Prinzen von Koburg, den eine Kugel verwundete, warf sich wiederholt den Angreifenden entgegen, sie schlug die Reiterei der Generale Grouchy und Montbrun mehrmals zurück, allein sie war zu schwach, um in das Fußvolk einzudringen, und mußte zurückweichen. Das Fußvolk der Brigade Mayer, an deren Spitze der Feldmarschallieutenant von Nordmann sich gestellt hatte, hielt gegen die beiden ersten Treffen des Feindes guten Stand, als aber dieser tapfre Anführer getödtet, der General von Mayer verwundet und das dritte feindliche Treffen herangekommen war, konnte die hiedurch erschütterte Truppe nicht länger widerstehen und der Feind gewann mehr und mehr Raum. Jetzt griff die Division Morand den Thurm von Markgrafen-Neusiedel an und setzte sich in demselben fest. Bei diesem Angriffe — nach einigen Nachrichten früher, oder gar schon am Tage vorher — wurde der Anführer des 17. Linienregiments, Oberst Oudet, tödtlich getroffen, von dessen Zauber der Persönlichkeit uns Nodier so wunderbare Dinge meldet. Noch hielten sich die österreichischen Bataillonsmassen auf dem rechten Flügel des Heertheils am Rande der Höhen; unter Anführung des Feldmarschallieutenants Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein und des heldenmüthigen Prinzen Philipp von Hessen-Homburg, der hier durch eine Kartätschenkugel verwundet wurde, schlugen sie mehrere Angriffe standhaft zurück. Der Fürst von Rosenberg wollte sogar dem Feinde den Thurm wieder entreißen, mußte jedoch den Versuch aufgeben, da ein kreuzendes Kartätschenfeuer seine Leute niederschmetterte und das Uebergewicht des Feindes nicht mehr zweifelhaft erschien. Auf die Ankunft des Erzherzogs Johann war jetzt nicht mehr zu harren noch zu rechnen, der letzte günstige Augenblick, wo das unerwartete Erscheinen

frischer Truppen im Rücken des Feindes entscheidend einwirken konnte, war vorüber. Der rechte Flügel der Oesterreicher hatte bisher gesiegt, die Mitte sich standhaft behauptet, allein der linke Flügel war umgangen und geschlagen, und sein Loos mußte den Rückzug des ganzen Heeres entscheiden.

Gegen 1 Uhr Nachmittags kam vom Erzherzog Generalissimus dem vierten Heertheil der Befehl, sich zurückzuziehen. Nochmals warf die österreichische Reiterei hier die französische von Arrighi zurück und erleichterte den Abmarsch des Fußvolks, allein der Feind drang nichtsdestoweniger unaufhaltsam vor, entwickelte zuletzt acht Divisionen, und folgte langsam den österreichischen Truppen, die sich in Bataillonsmassen geschlossen fortbewegten, in der Richtung auf Bockfließ.

Hätten die waldigen Anhöhen der Hohenleithen durch Verschanzungen einen festen Anhalt dargeboten, so würde hier der linke Flügel des österreichischen Heeres sich haben stützen und den Feind geraume Zeit hemmen, ja mit Verlust zurückschlagen können. Am Vormittage hatte man wirklich angefangen, einige Schanzen aufzuwerfen, allein ehe die Arbeit noch vorgerückt war, wurde sie als verspätet und zwecklos wieder aufgegeben. Der vierte Heertheil blieb die Nacht auf den Anhöhen stehen und hielt Bockfließ besetzt. Die Regimenter Hiller und Sztarray hatten die Nachhut gebildet und die Verfolger stets in gehöriger Ferne zurückgewiesen; bei Bockfließ hielt eine schwache Bataillonsmasse des Regiments Kerpen gegen die feindliche Reiterei Stand, bis vier österreichische Schwadronen von Erzherzog Ferdinand Husaren herbeieilten und den Feind durch unerwarteten Angriff verjagten. Einige Bataillons und Husarendivisionen unter dem Feldmarschalllieutenant Grafen von Radetzky, von welchem bei diesem Anlaß in dem amtlichen Berichte gesagt wird, daß er die rühmlichsten Beweise seines Eifers und seiner militairischen Talente abgelegt habe, besetzten die Uebergänge des Weidenbachs bei Schweinwart und Hohen-Ruppertsdorf. Hierauf mußte der zweite Heertheil, der nun in der linken Flanke ganz entblößt und bald heftig angegriffen

war, besonders aber durch das seitwärts einschmetternde Geschützfeuer litt, ebenfalls seinen Rückzug nehmen. Auch in der Fronte drang der Feind jetzt ungestümer an, und sein verheerendes Kreuzfeuer traf die österreichischen Massen. Der General Graf Ignaz von Hardegg vertheidigte Baumersdorf gegen alle Angriffe, und erst, als er Befehl dazu erhalten, überließ er den Ort dem Feinde. Hinter Wagram mußte das Fußvolk über den Rußbach, der hier aufwärts sich gegen Westen wendet, zurückgehen und seine geschlossene Ordnung einen Augenblick unterbrechen, diesen wollte die feindliche Reiterei benutzen und sprengte heran, wurde jedoch durch das unerwartete Feuer einiger Bataillone, welche den Graben des Rußbachs besetzt hielten, und durch das Chevauxlegersregiment Vincent zurückgewiesen. Alles Geschütz wurde glücklich fortgebracht und der ganze Heertheil zog ohne Verlust in fester Ordnung über Säuring gegen Enzersfeld. Die eine Brigade des ersten Heertheils, welche auf der Höhe bei Wagram stand, folgte dieser Bewegung; die übrigen Truppen dieses Heertheils behaupteten sich noch in ihrer Stellung bei Atterkla, wo besonders die auf dem linken Flügel aufgepflanzte Batterie des Oberlieutenants Löffler dem Feinde großen Abbruch that, bald aber in der Fronte und in der Flanke zugleich durch überlegenes Geschütz beschossen wurde. Erst nach 2 Uhr empfing dieser Heertheil Befehl zum Rückzuge, der geordnet und langsam angetreten wurde. Als der zahlreiche Feind ungestümer nachdrängte, warf der Oberst Graf von Bentheim mit dem Regimente Vogelsang sich im Sturmschritt entgegen, wobei er verwundet wurde, und hemmte durch diesen muthigen Angriff einige Zeit die Verfolgungslust. Der Marsch wurde sodann über Gerasdorf in bester Haltung fortgesetzt. Doch mußte man in den Dörfern Atterkla, Süßenbrunn, Gerasdorf, Baumersdorf u. s. w. eine große Anzahl Verwundeter zurücklassen, von denen wenige gerettet wurden, als diese Dörfer, zum Theil schon Tags vorher in Brand gerathen und wieder gelöscht, abermals in Flammen aufgingen. Nun kam in dem allgemeinen Rückzuge die Reihe an die Grenadiere und die Reiterei, welche derselben Richtung über Gerasdorf

folgten. Der Feind beschoß die Abziehenden lebhaft, und eine Kanonenkugel verwundete tödtlich den Feldmarschalllieutenant d'Aspre, als er die von ihm befehligten Grenadiere durch das brennende Dorf Atterkla führte. Der dritte Heertheil zog über Süßenbrunn auf die Höhen von Stamersdorf in so guter Verfassung, daß der Feind anfangs nichts gegen ihn zu unternehmen wagte; als aber die Dämmerung eintrat, stürmten unerwartet die französischen Garden heran, nahmen eine Batterie, und suchten ihren Vortheil zu verfolgen, während zugleich die Reiterei in das Fußvolk des ersten Heertheils einzubrechen strebte; dieser aber, schnell in Massen geordnet, schlug die dreimaligen Angriffe zurück. Die österreichische Reiterei sprengte nun herbei, das Kürassierregiment Liechtenstein fiel in die Flanke des Feindes, die Uhlanen von Schwarzenberg und die Chevauxlegers von Klenau machten wiederholte Angriffe, der Rittmeister von Gallois des erstern Regiments hieb die verlorne Batterie wieder aus den Händen des Feindes, der Rittmeister von Tettenborn mit seiner Schwadron Chevauxlegers warf die feindlichen Kürassiere zurück, und wurde von dem Erzherzog Generalissimus noch auf dem Schlachtfelde zum Major befördert, worauf er ferner seine Schwadron und ein unter seinen Befehl gestelltes Jägerbataillon zunächst am Feinde hielt. Der sechste Heertheil hatte bereits um 1 Uhr Eßlingen, eine Stunde später Aspern geräumt, und darauf seinen Rückzug langsam unter stetem Gefecht gegen Stamersdorf fortgesetzt. Auch hier wurde der ungestüm nachdringende Feind durch die tapfre Haltung der Bataillonsmassen des Fußvolks und durch die kühnen Anfälle der Husaren von Kienmayer mit Verlust zurückgeschlagen. Der weitere Rückzug geschah in geordneter und schlagfertiger Haltung; dem Feinde blieb das Schlachtfeld, allein der Sieg, den er gewann, war keine Niederlage der Oesterreicher, und alle Anstrengung der französischen Befehlshaber und ihrer selbsteifrigen Truppen brachte die unwillig Weichenden nicht zu Verwirrung und Flucht. Der Kaiser Napoleon bewunderte die strenge Ordnung der vor seinen Augen langsam sich entfernenden Heertheile, und versagte dem Erzherzog Generalissimus das Lob nicht, welches

ein so hartnäckiger Widerstand und eine so feste Führung auch in dem Feind erweckten.

Auf beiden Seiten hatte der Kampf ungeheure Anstrengungen und Opfer gefordert. Der Feind hatte alle seine Kräfte vereint und noch während der Schlacht alle Truppen von jenseits der Donau an sich gezogen, sodaß er im Ganzen gegen 200,000 Streiter zählte, von denen wenigstens 160,000 gefochten hatten. Die Franzosen verloren über 14,000 Mann an Todten und Verwundeten, 7000 an Gefangenen, 12 Adler und Fahnen, und 11 Kanonen. Von ihren Anführern blieben Lasalle und Duprat, Bessières, Wrede und 14 andre wurden verwundet. Die Oesterreicher entbehrten der Mitwirkung des Erzherzogs Johann, dessen Vortruppen erst Nachmittags um 4 Uhr bei Ober-Siebenbrunn anlangten, und einige Gefangene im Rücken des Feindes machten; allein da die Schlacht bereits verloren war, auch die Franzosen jetzt Streitkräfte genug verfügbar hatten, um der ihnen unerwarteten Erscheinung zu begegnen, so rückte der Erzherzog nicht näher heran, sondern ging den Abend unverfolgt über die March zurück. Er war auf keinen Feind gestoßen, der die Bestimmung gehabt hätte, ihn abzuhalten oder auch nur zu beobachten; unbemerkt und unvermuthet kam er heran, und das französische Heer war von dieser Seite dem verderblichsten Ueberfall ausgesetzt. Vergebens bemüht sich der General Pelet, in seinem übrigens trefflichen Werke, uns glauben zu machen, der Kaiser Napoleon habe gleich im Beginn der Schlacht auch diesen Zug in seine Berechnungen aufgenommen, bei seinen Anordnungen berücksichtigt, und das Nöthige vorgekehrt. Die Thatsachen zeigen das Gegentheil. Dem Erzherzog ist sein spätes Eintreffen zum Vorwurf gemacht worden, er hat sich dagegen mit Nachdruck vertheidigt. Die Tapferkeit, der Geistesmuth und die Feldherrngaben dieses Prinzen sind anerkannt, und niemand wird in Betreff dieser Eigenschaften ihn beschuldigen. Im Allgemeinen muß gesagt werden, daß die Bewegung größerer Truppenmassen im österreichischen Heere nicht immer so leicht und rasch auszuführen war, als in manchen Fällen gewünscht wurde, und selbst der Erzherzog

Generalissimus hatte während seines obersten Kriegsbefehls, unter welchem das österreichische Heer sich zur größten Tüchtigkeit ausbildete, ihm diesen Vorzug des Feindes nur zum Theil aneignen können. Auf österreichischer Seite fochten bei Wagram höchstens 100,000 Mann. Von diesen waren über 20,000 getödtet oder verwundet, gegen 8000 gefangen. Es blieben 4 Generale, unter welchen das französische Bulletin den General von Nordmann einen Verräther schmähte, weil er französischer Abkunft war und im Heere von Dumouriez das Loos dieses Feldherrn getheilt hatte; der Erzherzog Generalissimus selbst und 10 Generale wurden verwundet. Nur Eine Fahne blieb in den Händen des Feindes; an Geschütz gingen 9 Stück verloren, deren Bespannung getödtet war. „Es gehört unter die sonderbaren Ereignisse dieses Krieges", sagt der österreichische Bericht, „daß in dieser Schlacht der Sieger mehr Trophäen verlor, als der Besiegte."

Wie wenig der Muth und die Kraft des österreichischen Feldherrn und seines Heeres gebeugt waren, zeigten schon die nächsten Tage. Der Erzherzog hatte seinen Rückzug, mit Ausnahme des vierten Heertheils, der aber auch gleich wieder herangezogen wurde, nicht gegen Brünn, sondern wider alles Erwarten, aber kühn und absichtsvoll, gegen Znaym genommen, wo er das Heer hinter der Taya aufstellte, und am 10. und 11. Juli dem Sieger abermals eine Schlacht lieferte, deren lange zweifelhafter Vortheil sich endlich ebenfalls auf die Seite der Franzosen neigte; jedoch hemmte der Abschluß eines Waffenstillstandes die weiteren Feindseligkeiten. Bald darauf, nachdem auch der Erzherzog, durch persönliche Verhältnisse bewogen, seinen bisherigen Oberbefehl niedergelegt hatte, folgte der Friedensschluß von Wien. Der Friede war durch große Nachtheile bezeichnet. Allein der Krieg des Jahres 1809, und besonders die Schlachten von Aspern, Wagram und Znaym, ließen in Oesterreich das Gefühl eines Muthes und einer Stärke zurück, deren Bewußtsein nicht untergehen konnte. Auch den Franzosen blieb dieser Krieg ein Gegenstand ernsten Eindrucks, und wenn ihre Kriegserfahrnen die Schlacht von

Wagram erwähnten, dämpfte Ehrerbietung die Ruhmredigkeit. Unter den Deutschen aber, wem noch die Sache des Vaterlandes, der Ruhm deutscher Tapferkeit und Kriegsehre am Herzen lag, der blickte mit Stolz und Vertrauen auf den Erzherzog Karl und das österreichische Heer des Jahres 1809.

Zistersdorf, den 20. Juli 1809.

Für euch, geliebte Freunde, will ich zu schreiben versuchen. Habt ihr ein Blatt, das ich hier schon am 9. Juli zu schreiben unternahm, glücklich bekommen, so wißt ihr, wie es mir in der Schlacht ergangen, deren Namen ich damals noch nicht nennen konnte, wißt, daß ich am Leben, aber verwundet bin. Ich konnte das Schreiben nicht lange aushalten, ich sank alsbald wieder zurück, nach jeder Zeile fast, daher alles so kurz. Nun aber fahr' ich fort, ich hoffe mit besserem Gedeihen. O daß ich das Glück hätte, einen von euch bei mir zu haben, mündliches Gespräch mit ihm zu führen! Nun muß doch die Feder noch glücklich zur Vermittelung dienen!

Als ich den Schuß in den Schenkel erhielt, fühlte ich zuerst nur einen harten Schlag, der mich durchfuhr; ich sah aber gleich, indem ich den Rockschoß weghob, zwei Rinnen Blut hervorquillen, die Kugel war durch und durch gegangen. Hier galt aber kein Besinnen, das Regiment, vom Feinde auf dem linken Flügel lebhaft angegriffen, wich dort eilig zurück, und bald war auch der rechte Flügel in die Flucht mit fortgerissen. Ich mußte die letzte Kraft anstrengen, um nicht zurückzubleiben. Zwei Soldaten faßten mich unter den Armen, und halb gehoben, halb auftretend, kam ich bis rückwärts unserer Lagerhütten. Viele Kanonenkugeln sausten über uns hin, eine so dicht, daß mein einer Führer zu Boden stürzte, unverwundet wie es schien; der andre brachte mich noch etwa hundert Schritte weiter, kehrte dann aber zum Gefecht zurück, das unterdessen wieder zum Stehen gekommen war. Ich konnte allein nicht fort, und stand

betrachtend gegen den Kampf gewandt; da war es, wo ich den Obersten zu Pferde mit der Fahne in der Hand die Truppen wieder vorwärts führen sah; ihr Sturmschritt und der aus unsern durch Zufall oder Absicht angezündeten Lagerhütten sich erhebende Vorhang von Rauchwolken entzog jene bald meinen Augen. Rechts und links aber, aus den Dörfern Wagram und Baumersdorf, stiegen bald ebenfalls mächtige Flammen und Rauchsäulen empor, und der Donner des Geschützes hallte mit verstärkter Wuth. Einige Verwundete, die herankamen, konnten mir Hülfe bieten, ein Soldat trug mich sogar eine Strecke, bis wir einen zerschossenen Pulverwagen trafen, der leer zur Reserve fuhr. Auf diesen setzte man mich, und nun ging's in der Abendkühle langsam fort, eine ganze Schaar Verwundeter schleppte sich mit, bald nahmen Winseln und Klagen überhand, das Schüttern des Wagens verursachte mir großen Schmerz, das Blut, welches anfangs reichlich geflossen war und sich im Stiefel angehäuft hatte, stockte jetzt, und Schenkel und Knie wurden kalt und starr; ich litt, gleich den Andern, an schrecklichem Durst, und auch die Nachtkälte wurde sehr schmerzlich. Ein Wunder war es, daß in der Dunkelheit mein böhmischer Bedienter Lorenz sich zu mir fand, er war leicht an der Hand verwundet, und folgte dem Zuge; nun blieb er fortwährend bei mir. In der Nacht gelangten wir nach Bockfließ, wo ein Wundarzt mich flüchtig besichtigte, und ich bald in tiefen Schlaf sank.

Mit Tagesanbruch weckte mich der Lärm; die Stube, wo ich lag, wimmelte von Verwundeten, so das ganze Haus und selbst die Straße, und alle sollten nun eilig weiter geschafft werden. Der Kanonendonner verkündete schon die Erneuerung der Schlacht. Ich wußte, daß Willisen zuletzt in Bockfließ gestanden, ihn jetzt zu sehen fühlte ich die heftigste Sehnsucht, ich gewann für ansehnliches Geld einen Boten, der ihn zu suchen unternahm, und wirklich hatte ich das Glück, ihn bald vor meinem Lager zu erblicken. Nicht aussprechen kann ich es, welch ein Trost mir in dieser fremden Welt, in diesem Gewirr geworfener und noch zu werfender Geschickesloose, die Erscheinung des Freundes war,

wie er mir in seiner noch unverletzten Waffenfreudigkeit gefiel, wie mir seine Hoffnung, daß noch nichts verloren sei, das Herz bewegte, und mit welcher Innigkeit der Theilnahme für einander wir schieden! Denn er konnte mir nur einige Augenblicke schenken, und mußte eiligst wieder zu seiner Truppe, die vielleicht nun auch in die Kampflinie einrückte.

Meine Wunden hatten die ganze Nacht wieder geblutet, ich konnte mich nicht aufrichten, und wurde daher auf dem Strohsack, der mir zum Lager gedient, und den ich nebst einem zerrissenen Bettlaken für vieles Geld erkaufte, auf einen Leiterwagen geschoben; ein paar andre Verwundete und mein Bedienter setzten sich mit auf, und so ging's landeinwärts, ich fragte kaum wohin, und überließ mich den Fügungen des Geschicks. Ein heißer Tag stieg herauf, die Sonne schoß glühende Strahlen durch die wolkenlose Bläue, alles schwamm in Lichtglanz, und ich empfand lebhaft, wie ganz andern Zwecken und Aussichten ein solcher Sommertag eröffnet sein könnte, als diejenigen, die sich mir und so vielen Genossen unwiderruflich gestellt! Der Kanonendonner begleitete uns immerfort, schien sich öfters sogar zu nähern, und vorübereilende Versprengte ängstigten uns mit der Gefahr, von dem Feinde noch ereilt zu werden. Aber darum kamen wir nicht schneller fort. Der slowakische Bauer hielt seinen Vorspann in gleichmäßigem Schritt, und überdies riefen wir Verwundete bei jedem Stein, über den das Rad ging, unser klägliches: „Pomali!“ denn jeder Ruck ging durch Mark und Bein! Kein Schatten war im weiten Felde zu sehen, nirgends ein Baum noch Strauch, keine Erquickung erreichbar, als etwa ein schlechter Trunk. Als wir Mittags an einem Orte anlangten, wo wir eine Stunde rasten sollten, hatte die Sonne mir im Gesicht und am Halse Blasen gebrannt; mein Zustand jammerte den Offizier, der zur Förderung der Fuhren hierher kommandirt war, und er befahl, grüne Zweige über mich zu decken, wozu ein naher Nußbaum, trotz des Einspruchs von Seiten des Eigenthümers, seinen schönsten Schmuck hergeben mußte. Unter dieser schützenden Decke fuhr ich dann weiter, und empfand

solche Labung von dem Schatten und dem Anblick und Dufte des kräftigen Laubes, daß ich sogar die Schmerzen der Wunden weniger fühlte und zeitenweise in angenehme Träumereien versank. Ja ich kann sagen, daß ich in dieser Lage gedichtet, denn mein Gefühl der Dankbarkeit floß in Lobesströme über für den Baum, der mir durch seine Blätter so wohlthätig wurde, und wenn keine Verse und Reime, so ist doch die Stimmung, aus der sie hervorgehen, von daher mir vollkommen erinnerlich. Indeß wurde diese Stimmung leider allzu oft durch den Aufschrei des Schmerzes unterbrochen, den jedes stärkere Anziehen der Pferde oder eine Ungleichheit des Weges verursachte.

In Zistersdorf, einer kleinen Landstadt, wo ein Spital noch von der Schlacht von Aspern her eingerichtet ist, trafen wir mit dem Abend ein, ich wurde aber nicht im Spital, sondern in einem Bürgerhause bei armen Leuten untergebracht, zum erstenmal eigentlich verbunden, durch einen städtischen Wundarzt, den ich rufen ließ, weil von den Militair-Aerzten keiner kam; ich hatte abermals eine leidliche Nacht. Am folgenden Tage jedoch brach das Wundfieber aus, und ich litt vierundzwanzig Stunden die größten Schmerzen, wobei ich mir nicht verhehlte, daß gar leicht eine schlimme Wendung eintreten könnte. Da mein Arzt auf's Land in die Umgegend abgerufen wurde, so blieb der Verband unerneuert, und die Wunden, bei der großen Hitze schon brandig, forderten dringend entschiedene Hülfe. Die wurde mir denn auch am vierten Tage, man brachte mich in das Spital, wo ich im Erdgeschoß in ein kleines Gemach zu zwei andern Offizieren kam. Nur ein Unterarzt war es, der mich verband, und außer einem ersten Schrecken, den er mir verursachte, hätte kein Generalstabsarzt mich besser besorgen können. Mit dem Schrecken ging es so zu. Ich war bisher der guten Zuversicht, daß der Schenkelknochen nicht zersplittert sei, ich hatte ja noch einigermaßen auftreten können, und dies auch dem Arzte sorglich gesagt; allein als er die Richtung des Schusses erkannt, und die Wunden selbst betrachtet, rief er mit voller Gewißheit, den Kranken vergessend und nur seiner Kenntniß froh, lebhaft aus: „Da ist ohne

weiteres der Knochen gesplittert!“ Für mich war das eine Art Todesurtheil, meine ärztliche Kunde sagte mir, daß unter solchen Umständen man für nöthig erachten könne, das Bein abzuschneiden, und daß dies doch wieder so hoch oben fast kaum thunlich sein würde, daß im günstigsten Falle die schmerzvolle und stets bedenkliche Kur sich über sechs, acht und mehr Monate erstrecken könne; da in der andern, von mir bisher gehegten Annahme kaum so viele Wochen nöthig sein würden. Einstweilen mußte ich wohl dem Ausspruche des Arztes glauben, dem aber doch eine leise Stimme in mir noch immer einige Zweifel entgegensetzte. Nach vielen Tagen, die von jener Vorstellung schlimm verdüstert waren, gab der Arzt endlich zu, daß er sich irren könne, und sagte mir heute fast verdrießlich, ich würde wohl keine sehr langwierige Kur auszustehen haben! Seine Behandlung übrigens ist vortrefflich, nur die nöthigste Berührung, und so leise und zart als möglich; blos Kampherwasser wird angewandt, und bei diesem einfachen Mittel schreitet die Heilung bestens vor. Seit einigen Tagen erhol' ich mich merklich, bin muntern Geistes und frischer Hoffnung. Nur darf ich mich nicht regen, und mit Kunst und Mühe hab' ich es dahin gebracht, daß ich mich etwas aufrichten und auf einem vorgelegten Brette schreiben kann; zuerst meinte der Arzt, es sei gerade zu toll, daß ich schreiben wolle, da er aber sah, wie heftig mein Wunsch und wie jeden Tag mein Befinden besser sei, so ließ er es endlich zu. Seitdem sind die kurzen Viertelstunden, die ich für euch, geliebte Freunde, an diese Blätter wende, die glücklichsten des Tages, die mich für viele lange Stunden der Oede und Ungeduld trösten müssen.

Der Brief aus Zistersdorf an die Freunde nach Berlin und Hamburg läßt meine Lage und Stimmung nach der Schlacht hinreichend und die Färbung des Augenblickes selbst, erkennen. Ich schrieb noch insbesondre an Rahel, an Fouqué und an meine Schwester, aber die Briefe mußten ihren Weg

über Wien suchen, und die Ungewißheit, ob sie ihn finden würden, hemmte den Eifer des Schreibenden. Die Sorge für das Allgemeine war in mir anfangs ungemein rege, so daß ich mein persönliches Geschick daneben kaum beachten wollte; aber sie wurde mit jedem Tage mehr und mehr niedergedrückt und gedämpft, denn alle Nachrichten, wie sparsam und unsicher auch sie zu uns gelangten, stimmten doch darin schmerzlich überein, daß nach der Schlacht bei Wagram auch eine zweite bei Znaym verloren worden, darauf ein Waffenstillstand eingetreten und jetzt ein Friedensschluß nahe sei, den so schlecht als möglich für uns vorauszusehen wir alle Freiheit hatten. Ja was das Schlimmste war, von allen Seiten wurde der Friede, wie er auch sein möchte, nur eiligst gewünscht und verlangt, die paar Beamten des Ortes, die Bürger, die Geistlichen, die Aerzte, die Offiziere selbst und die Soldaten im Spital, alle drückten einstimmig dieses Begehren und die Zuversicht aus, daß die Erfüllung nahe sei. Für mich war dann in Oesterreich kein Zweck des Bleibens mehr, meine Gedanken schweiften in's Weite, aber zunächst immer nach Berlin, und ich sehnte mich ungeduldig nach Heilung meiner Wunden, um nur bald dorthin zurückzukehren.

Einstweilen aber war ich auf die Geduld des Abwartens hingewiesen, sowohl für meinen eignen Zustand, als für den allgemeinen. An den beiden Offizieren, die dasselbe Gemach mit mir theilten, hatte ich keine Gesellschaft, sie waren zu matt und stumpf, um mittheilend zu sein; der jüngere, kaum fünfzehn Jahr alt, dem eine Kanonenkugel den Fuß zerschmettert hatte, konnte nicht gerettet werden, da die Abnahme des Beins, die gleich in den ersten Tagen hätte geschehen müssen, auch jetzt noch unmöglich war, weil die chirurgischen Werkzeuge dazu fehlten, die man der Sicherheit wegen lieber geflüchtet hatte! Der geringe Austausch, der zwischen uns Statt finden konnte, war bald erschöpft. Die Besuche des Amtmanns, seiner Frau und Tochter, und einer artigen Verwalterin, die mir bisweilen frische Blumen brachte, füllten nur hin und wieder eine Viertelstunde, und die langen Sommertage schleppten sich leer dahin. Ich fragte nach

Büchern, und bekam eine Anzahl Cramer'scher Romane, in deren Fluth ich willig stürzte, und an eingestreute Worte von Goethe oder Schiller mich wie ein Ertrinkender heftig anklammerte; tröstlicher wurde mir ein alter Cornelius Nepos und ein eben so zerlesener Julius Cäsar, die ich mit Eifer wieder durchstudirte, und die mir in der That neu waren, da ich für ihre Kriegsgeschichten jetzt einen andern Sinn mitbrachte.

Der schwerverwundete Jüngling wurde täglich schwächer, und wiewohl er fest an seine Genesung glaubte, so gab er doch dem Rath eines alten Feldwebels nach, und wünschte den Beistand eines Geistlichen. Der Pfarrer kam, hörte die Beichte des jungen Menschen, und gab ihm dann die Absolution. Wie sehr ich es auch vermeiden wollte, so war es doch bei der Art, wie unsre Betten standen, nicht anders möglich, ich mußte die Beichte großentheils mithören, wahrscheinlich der dritte Offizier eben so, und die Heiligkeit des Geheimnisses war gewissermaßen entweiht. Es kamen nur geringfügige Sünden vor, die Aufrichtigkeit und das Zutrauen des jungen Menschen rührten mich tief; aber der ganze Vorgang, die Art wie er unternommen und abgethan wurde, gab mir keinen guten Eindruck, es war ein bloß äußerliches Werk, und machte keinen Anspruch etwas andres zu sein. Der Pfarrer fragte dann obenhin bei uns andern Beiden an, ob wir etwa seiner Hülfe benöthigt wären, und schien einigermaßen froh über die Verneinung; mit mir, dem er an der Sprache gleich anhören wollte, daß ich von draußen aus dem Reiche sei, ließ er sich in näheres Gespräch ein, er war selber auch früher am Rhein gewesen, hatte dort gute Aussichten gehabt, die aber durch die Siege der Franzosen zerstört worden; nun hatte er eine gute Pfarre hier in Oesterreich, eine zwar arbeitvolle, aber sehr gute, sagte er mit Bedeutung, doch nun käme das verfluchte Volk ihm auch bis in diese Lande nach, dem armen Orte sei französische Einlagerung schon angekündigt, das Pfarrhaus werde bei solcher Gelegenheit nicht verschont, und Küche und Keller würden sehr leiden müssen. Ich versicherte ihn, ich sähe seine Noth vollkommen ein, doch wenn nur seine Haushälterin

das kanonische Alter habe, so sei sein Fall noch keiner von den schlimmsten; er aber versetzte mit Selbstgefälligkeit, diesem Uebelstande habe er vorgesehen, und das junge Blut in Sicherheit zu Verwandten jenseits des Marchflusses geschickt. Sein fürsorglich berühriges Wesen kam auch mir zu Statten. Mich verpflichtete zu aufrichtigem Danke der Eifer, mit dem er meinem Verlangen nach Büchern zu helfen suchte, ich erhielt durch ihn Schmidt's Geschichte der Deutschen, einige Theile von Hormayr's österreichischem Plutarch, und nun hatten meine Tage wieder festen Rückhalt.

Seitdem erschien auch, von dem Pfarrer dazu ermuntert, öfters ein Franziskanermönch bei uns, nur wie zu gesellschaftlicher Freundlichkeit, aber mir auch zu wahrem Trost. Er war an Schlichtheit und Gutmüthigkeit ein ächtes Bild des Lessing'schen Klosterbruders, kannte das Leben genug, um zu wissen, was den Menschen, den höchsten wie den geringsten, noth thut, und ging immer auf dies Wesentliche hin, um das Aeußerliche wenig bekümmert, und kaum davon gestört. Mit Vergnügen hört' ich ihm zu, und gern beantwortete ich seine wohlmeinenden, nie unbescheidnen Fragen. Seine gelehrten Kenntnisse waren erbärmlich, er theilte arglos mit, was er gläubig überkommen hatte; und so gab er mir in kurzen Worten einen Abriß der Luther'schen Reformation, den kein Protestant sich hätte träumen lassen, alles lief auf kleine Eifersuchten der Mönchsorden, auf einige Kloster- und Hofränke hinaus, und das Unbegreifliche war nur, wie dergleichen in der Welt hatte so groß und wichtig werden können; die dogmatischen Unterschiede kannte er doch recht gut, und über Luther's Person sprach er billig. Indem ich über den guten Alten lächeln mußte, fand ich ihn doch eben so unterhaltend als ehrwürdig, seine Nähe that mir wohl, und wenn sein Verhalten zu den Menschen durchaus liebevoll erschien, so gab seine Fassung in Betreff eignen Lebens und Sterbens ein schönes Beispiel der ruhigsten Ergebung. Ich konnte über sein Kloster wenig von ihm erfahren, nur soviel entnahm ich aus einzelnen Andeutungen, daß man in früherer Zeit ihm allerlei Widriges angethan, in seinen spätern

Jahren aber ihn unangefochten habe gewähren lassen; das Kloster war übrigens durch die Weltereignisse sehr herabgekommen, und schon lange dem Aussterben nahe, da war den mönchischen Leidenschaften und Händeln das Gebiß der Noth angelegt.

Ein Versuch, den ich machte, an Krücken zu gehen, fiel nach Wunsch aus, und mit Wonnegefühl betrat ich den kleinen Blumengarten unter meinem Fenster, dann den Schloßhof, und endlich das freie Feld, unter schattigen Bäumen das sonnenbeschienene Land überschauend, zu den duftigen Anhöhen hin, wo noch vor kurzem der Kanonendonner getobt hatte. Ungeachtet meiner Rührung und Sehnsucht, denen der Friede schmeichlerisch erschien, konnt' ich mich doch des Wunsches nicht erwehren, daß der Krieg sich erneuern möchte, denn die lockenden Bilder der Ruhe fanden nirgends einen Boden, wo sie sich hätten niederlassen können. Auch im Orte selbst war alles wieder voll Sorgen und Bewegung, die Franzosen rückten heran, zwar in friedlicher Ordnung und in Folge des Waffenstillstandes, aber man sah ihnen doch mit Furcht entgegen. Der Amtmann, dem aus Wien bei jetzt offnen Wegen eine hübsche Verwandte zu Besuch gekommen war, und der mich, seit ich ausgehen konnte, täglich einzuladen pflegte, stellte seine Einladungen jetzt ein, und beeilte die hübsche Base, nach Wien zurückzukehren; dagegen nahm er drei verwundete französische Offiziere in's Haus, um die sich niemand bekümmert und von deren Anwesenheit im Spital ich gar nicht gehört hatte. Nun macht' ich doch Bekanntschaft mit ihnen, und sie wollten, ich sollte mit ihnen essen, was ich ablehnte; mein Nothbehelf war der Mittagstisch des Pfarrers. Hier war die Kost gar nicht schlecht, und der Landwein gut, einige Gäste ließen sich beides schmecken; auch der Franziskaner war dabei, ein Mitbruder meines vorhinerwähnten, aber sehr verschieden von ihm: hager, gierig-scharfen Blickes und bleichgelben Gesichts, gab er das Bild des Neides zu erkennen, und offenbar war der Gegenstand desselben unser guter Wirth, dessen Lage und Wohlsein er stets mit bittrem Rückblick auf sich selbst betrachtete, er gestand mir, eine Pfarrei sei

das höchste Ziel seiner Wünsche gewesen, und diese war ihm nie geworden, und nun, bis zu seinem Tode, war immer nur das Kloster sein beschieden Theil, mit allen Entbehrungen und Unterwerfungen, denen der Pfarrer sich entrückt fühlte; die augenblickliche Verstörung des letztern wegen der Ungewißheit in Betreff der Franzosen war dem Schadenfrohen ordentlich ein kleiner Trost! Als wir die Dinge, welche da kommen sollten, hin und her besprachen, und der Franziskaner sich für den nächsten Tag, als dem für die Ankunft der Franzosen anberaumten, bei dem Pfarrer wieder zu Tisch ansagte, um durch ein paar französische Redensarten, die er wußte, zur Dolmetschung behülflich zu sein, erscholl plötzlich Trompetengeschmetter, und die ganze Gesellschaft fuhr erschrocken empor und stürzte nach den Fenstern. Stattliche Reiterzüge schwenkten eben um die Ecke und rückten stracks vor das Haus, es waren Jäger, der Oberst und mehrere Offiziere saßen ab, und ehe man sich noch besinnen konnte, waren sie im Zimmer. Der Oberst entschuldigte sich mit beflissener Höflichkeit, daß er beschwerlich falle, auch daß er einen Tag früher komme, allein er habe die bisherigen Quartiere schon heute räumen müssen, übrigens werde er und die Seinigen leicht zu befriedigen sein. Diese Rede verstand unter allen Anwesenden nur ich, und natürlich übernahm ich das Amt eines Dolmetschers. Ein neues Mittagsmahl wurde in kürzester Zeit aufgetragen, und ich bewunderte nur, wo dasselbe so schnell herkam; aber der Pfarrer hatte klüglich vorhergesorgt, Wildpret, Fisch und Pasteten kamen zum Vorschein, und der Franziskaner sah mit wiederholten Ausrufungen staunenden Neides all den Segen an. Nach geendigter Mahlzeit wurden die Zimmer besehen und der Raum etwas enge gefunden, und da der Oberst hörte, der Amtmann habe schönere Wohnung, so dankte er dem Pfarrer verbindlichst für die erste Bewirthung, versicherte aber, es sei gegen seine Grundsätze, sich bei den Geistlichen einzuquartiren, besonders der ehrwürdige Stand der Pfarrer müsse geschont werden, und er wolle sich lieber bei dem Amtmann behelfen. Dieser war nicht wenig erschrocken, noch vor Abend die zahlreichen Gäste bei sich einrücken zu

sehen, aber jeder Widerspruch wäre vergeblich gewesen, auch mußten die drei Verwundeten dort bleiben, und ich, der österreichische Offizier, den man geglaubt hatte bei Seite halten zu müssen, war der nothgedrungene tägliche Gast der Fremden!

Der Oberst gehörte einer leicht zu durchschauenden Menschenart an, die mir schon öfters bei Kriegsleuten vorgekommen war. Als ein tapfrer Haudegen hatte er sich von untenauf emporgeschwungen, und wußte wohl, daß nur seine kriegserfahrne Tapferkeit ihn zu seiner jetzigen Stellung geführt, wo doch auch andre Eigenschaften, und mit jedem Tage mehr, gefordert schienen. Sein Ehrgeiz war, sich durch ungemeine Höflichkeit und den Ausdruck menschenfreundlicher Gesinnungen das Ansehn höherer Bildung zu geben, und dies gelang ihm so ziemlich, wiewohl seine Uebertreibungen ihn dem Kundigen doch allzu leicht verriethen; dabei wollte er in der Wirklichkeit nichts einbüßen, und wußte sein Behagen und seinen Vortheil trefflich wahrzunehmen. Gegen die wohlerzognen und unterrichteten jungen Leute, welche jetzt immer häufiger aus vornehmen Familien und höheren Lehranstalten gleich als Offiziere bei den Regimentern eintraten, hatte er einen entschiedenen Haß, und setzte sie vielem Ungemach und harten Prüfungen aus, indem er persönlich die größten Artigkeiten an sie verschwendete, mit denen er sie zum Besten zu haben meinte, ihnen aber selber auch wieder lächerlich wurde. Diese Gelbschnäbel, sagte er, seien das Verderben des Heeres, und der Kaiser thue unrecht, sie so sehr zu begünstigen, man müsse ihnen die feine Erziehung erst mit dem Säbel abwischen und ihrem Hochmuth etwas zur Ader lassen, dann würden sie erst brauchbare Soldaten. Er hatte ein paar solcher Herrchen in der Nähe, auf die er und seine ihm gleichgesinnten alten Schnurrbärte ein scharfes Auge hatten.

Im täglichen Verkehr mit diesen Leuten stellte sich bald ein näheres Vertrauen ein, man that sich um meinetwillen in Meinungen und Urtheilen keinen Zwang an. Ich hörte mit heimlicher Freude, wie große Unzufriedenheit doch über-

haupt im Heere herrschte, wie wenig noch im Ganzen die Franzosen dem Willen Napoleon's entsprachen, wie viel Freiheitssinn neben dem Kriegsgehorsam fortbestand. Die Klage über die Verschlechterung des Heeres war allgemein, und kein Zweifel über die Ursachen, als welche man Napoleon's Hoffahrt und Verblendung angab, die ihn vergessen ließen, daß er vor allem Feldherr und dadurch Kaiser sei, und daß Verdienst anerkennen und belohnen besser sei als Gunst austheilen. Unbestritten wurde der Satz aufgestellt, eine Division der republikanischen Heere Bonaparte's, Moreau's, Jourdan's habe so viel gegolten, wie jetzt drei oder vier in dem Heere des Kaisers. Auch über die neuesten Kriegsvorfälle erfuhr ich merkwürdige Bekenntnisse, von denen die Napoleonischen Bulletins keine Ahndung zuließen; eine Uebermacht französischer Kürassiere war durch die österreichischen Husaren von Blankenstein zusammengehauen worden, hier hatte das Fußvolk seine Schuldigkeit nicht gethan, dort ein General Dummheiten begangen, ja der Kaiser selbst nur schlechte Arbeit gemacht. Sie ließen sich in Betreff der Thatsachen nichts einreden, sie wußten recht gut und sagten es dürr heraus, daß Napoleon ein Schalk sei. Dagegen nahmen sie in andrer Richtung blindlings an, was er ihnen hinwarf. In einem seiner Bulletins hatte Napoleon den Krieg des Kaisers von Oesterreich gegen ihn als einen Aufstand bezeichnet, denn der Kaiser Franz sei ein Lothringer, und Lothringen gehöre zu Frankreich; die Richtigkeit und Macht dieser Folgerung galt für unantastbar, und da ich die Frage: „Ist er ein Lothringer oder nicht?“ nur bejahen konnte, so wurde jede weitere Erörterung abgelehnt und für Sophisterei erklärt. Am hartnäckigsten waren hierin ein Rittmeister aus dem Elsaß und ein Wundarzt aus Worms, sie setzten den Streit gegen mich in deutscher Sprache fort, und der Oberst mußte ihnen zuletzt Schweigen auferlegen. Der Wundarzt besonders, der sich volksthümlich ganz als Deutscher fühlte und die Franzosen geringschätzte, wollte politisch alles Recht auf ihrer Seite sehen, und meinte, eine deutsche Sache gäbe es nicht.

Mit jedem Tage wurden meine Wunden besser, das schönste Wetter begünstigte die Heilung; ich konnte in kurzem die eine und bald auch die andere Krücke ablegen. Ich hatte die enge Krankenstube des Spitals verlassen, und ein heitres Zimmer bei dem Verwalter bezogen, dessen Familie mir keine noch wünschbare Pflege fehlen ließ. Daß der Frieden mittlerweile unterhandelt wurde, war bekannt, allein das Ergebniß schwebte in noch unsichrer Ferne: die österreichischen Streitkräfte, deren Oberbefehl der Erzherzog Karl abgegeben hatte, zogen sich nach Ungarn zusammen, um neue kriegerische Stellung zu nehmen, und was noch mehr an dem Frieden zweifeln machte, man war wegen einer persönlichen Auswechselung der Kriegsgefangenen übereingekommen, da man bei zuverlässiger Friedensaussicht eher die Freilassung in Massen würde festgesetzt haben. Die Umstände bedingten meine Lage sehr eigen: die Franzosen waren in Folge des Waffenstillstandes nach Zistersdorf gekommen, das Spital hätte alle Zeit gehabt weiterzuziehen, nur aus Schonung für die vielen Schwerleidenden und im Vertrauen auf den Schutz der französischen Befehlshaber war es dageblieben. Nun aber erklärten die Franzosen uns alle für kriegsgefangen, und unser Einspruch wurde nicht angenommen. Ich gedachte mich so gutwillig dem Unrechte nicht zu fügen, und traf mit einem braven Bürgersmanne die Abrede, daß er mich in einer dunkeln Nacht über den Marchfluß nach Ungarn fahren sollte, wie es ihm schon mit ein paar Genesenen glücklich gelungen war. Dem Obersten hatte ich wiederholt erklärt, ich betrachte mich als frei, und er hätte mir es kaum verdacht, wenn ich mich ohne Abschied entfernt hätte. Zum Unglück erhielt er unvermuthet aus Wien den Befehl, alle Oesterreicher, deren Fortschaffung aus dem Spital möglich wäre, zum Behuf der Auswechselung sofort nach Wien zu senden. Eine meiner Wunden war noch offen, aber das konnte nicht hindern, der Oberst bewirthete mich noch zu guter Letzt, und mit seinen besten Glückwünschen, unter dem lauten Weinen der Frau und Tochter des Amtmanns nahm ich Platz auf dem Vorspannswagen, neben dem ein französischer

Jäger ritt. Mein Bedienter Lorenz begleitete mich; er hatte bis dahin sein Gewehr vor dem Feinde zu bewahren gewußt, und fand Mittel, dasselbe auch hier sicher im Stroh zu verbergen und mitzunehmen. Wir kamen ohne weiteres Ereigniß am 14. August mit der Dämmerung in Wien an.

Achtzehnter Abschnitt.

W i e n.

1809.

Nach der traurigen Fahrt über einen Theil des stillen verödeten Schlachtfeldes von Wagram und gegen die Donau hin, wo die unheimlich einsame Gegend nur düstre Bilder aufkommen ließ, überraschten die starkbefahrnen Donaubrücken und sodann die erfüllten Straßen von Wien mich mit neuen Lebenseindrücken, und ich mußte mir sagen, daß in dieser noch ungekannten Welt mir zunächst eine neue Wendung meines persönlichen Geschickes zu gewärtigen sei, wobei die größten Wechselfälle vorhanden, und mein eigner Wille wie meine Thätigkeit so gut wie ausgeschlossen waren. Doch für diese Gedanken blieb nur wenige Zeit, wir hielten vor der französischen Kommandantur, ich vernahm, daß die Auswechselung der Kriegsgefangenen schon im Gange sei, und wurde vorläufig, bis die Reihe an mich käme, in der Stadt einquartirt.

Dies geschah bei einem Gastwirthe, einem reichen Bürger, der vor dem Kriege aus brennendem Vaterlandseifer eine Summe von zwanzigtausend Gulden zu den Rüstungen geschenkt, und jetzt, um nur keine Franzosen aufnehmen zu müssen, abermals eine große Summe geopfert hatte, um sich von aller Einquartirung loszukaufen. Das Quartiramt ließ ihm sagen, man wisse wohl, daß er von solcher Belastung

frei sei, aber das Zutrauen zu seiner Vaterlandsliebe lasse hoffen, daß er einen verwundeten „Unsrigen" dennoch gern aufnehmen werde. „Nun", sagte der Mann, „wenn man so gut von mir denkt, so will ich es auch wahrmachen!" und als er meinen Tschako sah mit dem Namenszeichen des Kaisers Franz, und den Doppeladler auf dem Schlosse meiner Degenkuppel, konnte er sich der Thränen kaum erwehren. Er umarmte mich, führte mich zu seiner Familie, ließ mir ein schönes Zimmer anweisen, und war mit den Seinigen bestens für mich bemüht. Die Frau, eine ächte Wienerin, fragte und sagte Dinge, die mich in eine ganz eigenthümliche Volks- und Sittenart blicken ließen; die bildschönen Töchter dagegen hatten schon mehr Erziehung, und ihre unschuldige Lebhaftigkeit äußerte sich mit anmuthiger Zurückhaltung, es ließ sich mit ihnen allerliebst plaudern.

Gleich am Tage nach meiner Ankunft war Napoleon's Geburtsfeier, und es war alles angeordnet, um dieselbe auf das prächtigste zu begehn. Soweit die Anstalten unmittelbar von den Franzosen ausgingen, kam freiwilliger Eifer dem Gebot reichlich entgegen, allein wo die wiener Bürger mit betroffen waren, da zeigte sich nur Unwillen und vielfaches Widerstreben. Mein Wirth war in Verzweiflung, sein Haus Abends erleuchten zu müssen, konnte sich aber doch der allgemein angeordneten Maßregel nicht entziehen. Die Neugier der Töchter brachte den guten Vater sogar dahin, daß er mit ihnen ausging, um die Beleuchtung auf ihren glänzendsten Stellen und besonders auf der Bastei zu sehen, wo man den freien Ausblick über die Glacis hinweg nach dem Rundgemählde der Vorstädte genoß. Wir waren noch nicht weit gekommen, als der eifrige Bürger, durch die vielen Lichter und Lichtgebilde, die alle dem Feinde zu Ehren brannten, ganz außer Fassung gesetzt, im höchsten Unmuth erklärte, er gehe nicht weiter, mir die Töchter anvertraute und nach Hause eilte. Die schönen Kinder schmiegten sich fest an mich; wir begegneten einigen ihrer Bekannten, vor denen sie auf die Begleitung ihres österreichischen Offiziers etwas stolz thaten, und als das Gewühl auf der Kärntnerthor-Bastei allzu groß wurde, suchten und fanden wir eine ziemlich ein-

same Bank, wo wir unbelästigt ausruhen konnten. Wir besprachen das Fest, die wiener Lebensweise, die Verhältnisse des Hauses; die jüngere Schwester wollte auch von mir allerlei wissen, und ich mußte von meinen letzten Schicksalen umständlich erzählen, man gestand, daß man mir gern zuhöre, daß man meine Sprachweise so hübsch fände; hiezu stimmte die ältere Schwester lebhaft ein. Es verging eine geraume Zeit, die mir sehr kurz erschien. Nur wenige Spazirgänger waren an uns vorbeigekommen, sie hatten unser und wir ihrer nicht geachtet. Plötzlich aber standen ein paar junge Damen, von einem französischen Offizier geführt, vor uns still, die eine sah mir näher in's Gesicht, und „Wahrhaftig, Sie sind es!" rief sie aus, ließ ihren Begleiter los, umarmte mich, und gab mir einen Kuß. Es war die Base des Beamten aus Zistersdorf, ich erkannte sie gleich, nur blieb ihr lebhaftes Bezeigen mir befremdlich, denn unsere kurze Bekanntschaft war in ganz äußerlichen Formen stehn geblieben, sie jedoch fuhr fort, mich mit schmeichelnder Freundlichkeit zu überschütten, und von unsrem Zusammenleben in Zistersdorf wie von einer Wonnezeit zu reden; ich war nicht so verblendet, um nicht bald einzusehen, daß ich hier nur als Mittel gebraucht wurde, und daß unsre angebliche Vertrautheit entweder dem Franzosen oder der Begleiterin vorgespielt wurde, ein Zweck, dem ich ohne die größte Unhöflichkeit mich nicht entziehen konnte. Nach einer Weile, als ich meinen Besuch versprochen, und die Angabe der Wohnung empfangen hatte, schieden wir unter eifrigen Händedrücken, und ich begann nun meinen Begleiterinnen lachend zu erklären, wie jene Bekanntschaft eigentlich gewesen. Doch wie groß war mein Erstaunen, wie bewegt mein Gemüth, als ich bemerkte, die jüngere Schwester wehre vergeblich ihren Thränen. Ich empfing auf meine antheilvollen Fragen nur ablehnende Antwort, und ich fühlte wohl, daß hier ein dringenderes Forschen nichts nützen würde. Die ältere Schwester verhielt sich gleicherweise schweigsam, und ihre Kälte ließ erkennen, daß auch sie wenig zufrieden sei. So kamen wir in nicht angenehmer Stimmung nach Hause, wo noch alles im hellsten Lichtglanze schimmerte, und der Vater die Mädchen zu Bette

gehen hieß, mich aber in ein besonderes Kämmerchen aufnahm, wo er mit ein paar vertrauten Freunden in gutem Weine die Gesundheit des Kaisers Franz und der Erzherzoge trank.

Am nächsten Tage meldete ich mich bei dem Generalmajor Freiherrn von Rothkirch, der von österreichischer Seite mit der Auswechselung der Kriegsgefangenen beauftragt war. Ich stellte ihm vor, daß ich mich als solchen nicht bekennen dürfe, und nur die französische Willkür uns in Zistersdorf Vorgefundene dafür anspreche; allein er zuckte die Achseln, meinte, hier sei die Willkür mit der Macht verbunden, wir dürften nicht neue Schwierigkeiten machen, und die Hauptsache bliebe, daß ich nur schnell wieder zum Regimente käme. Da der General so urtheilte, und gewiß ganz der Sachlage gemäß, so kam es mir nicht zu, fernere Einsprache zu thun, und ich beschloß, den Geschäftsgang der Auswechselung ruhig in Wien abzuwarten. Doch erklärte ich, meinen Degen würde ich nicht ablegen, und trug ihn wirklich immerfort und unangefochten. Ich war nämlich, da mein Gepäck mit dem des Regiments gleich im Beginn der Schlacht war zurückgeschickt worden, auf die Kleidung beschränkt, die ich im Augenblicke meiner Verwundung angehabt, und machte mit meinem zerschossenen grauen Ueberrock und abgetragenen Tschako eine klägliche Figur, die nur durch den Degen etwas gehoben wurde. Auch freuten sich die Leute, einen bewaffneten kaiserlichen Offizier zu sehen, und wo ich ging und stand, hört' ich die Worte: „Das ist ein Unsriger!“ und freudiger Blick und Gruß und Zuruf bezeigten die Theilnahme, welche allgemein für das österreichische Heer empfunden wurde. Zwar hätte ich viel bequemer und schicklicher mich in gewöhnliche Bürgerkleidung gesteckt, allein diese neu anzuschaffen ging weit über meine Kräfte, und die wenigen Gelder, die ich noch hatte oder in Wien beziehen konnte, waren für dringenderes Bedürfniß anzuwenden oder aufzusparen. Ich machte demnach alle meine Gänge und Besuche in jenem schlechten, aber militairischen Aufzuge, und die Leute, mit denen ich zusammenkam, freuten sich des Trotzes, der darin zu liegen schien, und diejenigen, die ich in's Vertrauen zog,

waren nicht wenig erstaunt, anstatt des Trotzes nur Armuth zu finden! —

Jener Napoleonsabend hatte mir meinen Wirthsleuten gegenüber eine Befangenheit gegeben, welche sich in den nächsten Tagen nicht minderte; jeder Ernst lag mir fern, Scherz und Leichtsinn wären hier Frevel gewesen, und so blieb nichts übrig, als einander zu vermeiden. Unter diesen Umständen war es mir nur erwünscht, als ich in den nächsten Tagen umquartirt wurde; ich nahm von den guten Leuten herzlich Abschied, versprach sie zu besuchen, und zog bei dem Grafen von Gatterburg ein.

Auch hier fand ich die günstigste Aufnahme, mir wurde meine Eigenschaft als österreichischer Offizier hoch angerechnet, und daß ich „aus dem Reiche“ war, stand ebenfalls in besonderem Werthe, weil damit ein Vorurtheil von Bildung und Thätigkeit sich verknüpft hatte. Der Graf von Gatterburg, der die feindliche Einquartirung möglichst entfernt von sich hielt, kam mir gleich mit dem Wunsch entgegen, daß ich an seinem Tische vorlieb nehmen möchte; er hatte sich in den obersten Stock seines großen in der Dorotheengasse gelegenen Hauses zurückgezogen, und führte hier, abgesondert und fast versteckt, das behaglichste Leben fort, sah wenige vertraute Gäste bei sich, und vergaß beim üppigen Mahle die Stürme, welche draußen tobten. Er hatte gedient, war als Offizier nach Venedig gekommen, und als ein schöner, lebhafter Mann dort einer Erbtochter des Hauses Morosini werth geworden, die Heirath hatte ihn längere Zeit an Venedig gefesselt, seit kurzem lebte er aber wieder in Wien, während seine Gattin auf ihren großen Besitzungen im Venetianischen verweilte. Er haßte die Franzosen und ihren Kaiser mit dem doppelten Hasse des Oesterreichers und Venetianers, hatte jedoch in der angenommenen letztern Eigenschaft auch gegen die österreichische Herrschaft schon manche Abneigung eingesogen, und seiner Wiener Behaglichkeit etwas italiänisches Mißvergnügen beigemischt. Da wir oft allein aßen, und nach dem Essen der Kaffee sich tief in den Nachmittag zu verlängern pflegte, so fehlte es nicht an Zeit und Gelegenheit zu mancher vertraulichen Mittheilung, ich wurde über die innersten Verhältnisse

des Landes und der Regierung auf die unmittelbarste Weise aufgeklärt, durch Erzählung von Thatsachen, in welchen, sie mochten wichtige oder geringere Gegenstände betreffen, für mich immer etwas Bezeichnendes lag. Bisweilen verlor er sich in alterthümliche Untersuchungen, erörterte den Ursprung der Geschlechter, seines eigenen und der Morosini, holte Diplome und Urkunden hervor, und eines Tages auch ein schönes Manuskript, die Denkwürdigkeiten des Helden Morosini, der den Türken die Halbinsel Morea glücklich abgerungen, und dafür den Beinamen der Peloponnesische empfangen; der Graf wollte mir dieses Manuskript jedoch auf keine Weise zum Lesen anvertrauen, dieser geschichtliche Inhalt schien ihm kostbarer als die Tagesgeheimnisse der österreichischen Monarchie, und meine Neugier mußte sich an einigen flüchtigen Einblicken genügen lassen. Er wußte nicht, und ich damals ebensowenig, daß das Buch längst im Druck erschienen war.

Das Haus hatte mehrere Miether, mit denen ich nothwendig Bekanntschaft machen mußte. Ein wohlhabender Baron bewohnte den ersten Stock, war aber nie zu sehen, sondern brachte den ganzen Tag und oft auch die Nacht in einer chemischen Küche mit alchemistischen Versuchen zu. Seine Frau hingegen war gesellig, wünschte die Huldigungen, welche früher ihre Schönheit empfangen, fortgesetzt zu sehen, und konnte nicht umhin zu bekennen, daß die Franzosen in Betracht der Artigkeit und Feinheit den plumpen Wienern sehr vorzuziehen wären, sie rühmte besonders ihre jetzige Einquartirung, einen jungen Mann von gewiß vornehmer Herkunft, denn sonst würde er so früh nicht den hohen Verwaltungsposten erlangt haben, den er bei der Garde des Kaisers bekleide. Diesen Bemerkungen war im Allgemeinen nicht zu widersprechen; doch als ich gleich darauf den belobten Franzosen zu sehen bekam, durft' ich die Richtigkeit der Anwendung wohl etwas in Zweifel ziehen; es war ein schlanker rothbäckiger Bursche, überschwänglich in Höflichkeiten und dreisten Schmeicheleien, des Bodens, auf dem er stand, allerdings wie es schien schon kundig und sicher, und von der Dame mit lächelnder Zufriedenheit aufgemuntert. Er führte

das große Wort bei Tisch, begleitete die Baronin auf die Bastei und in's Theater, und wurde wie ein Mitglied der Familie gehalten. Die Freude dauerte nicht lange. Eines Tages, als ich die Treppe hinaufgehen wollte, rief mich die Baronin zu sich hinein, ich fand sie in aufgebrachter Stimmung, sie hatte vor Aerger geweint, doch jetzt flammte nur Zorn in ihren Augen, und rief mit Heftigkeit: „Wissen Sie denn, wie mir's ergangen ist? Der Schlingel von Franzos, der sich bei mir eingeschlichen hat, wissen Sie, was er ist? Garde-magasin nennen's die Leute, ich hab' Wunder geglaubt, was das ist, ich hab' mir nicht träumen lassen, daß das nur so ein „kleines Viech" ist, wie ich jetzt erfahre! Und er untersteht sich, und kneipt meinem Kammermädel in die Backen! Nein, ich möchte Gichter kriegen! Auf der Stelle müssen mir Beide aus dem Hause, das Mädel ist schon fort, und der Franzos soll umgelegt werden, das Quartiramt hat's mir versprochen!" Ich sollte nun geloben, mit dem Menschen kein Wort mehr zu wechseln, ja ich sollte als Oesterreicher ihm zeigen, daß wir ihn als unsern Feind haßten, ihn als Menschen verachteten. Ich konnte die unerwartete Zumuthung nur sonderbar und mich zu dem plötzlichen Ritterthum aus keinem Grunde verpflichtet finden, lehnte dasselbe daher so glimpflich als möglich ab, wiewohl mir nicht entging, daß ich selber dadurch in der bisherigen Gnade merklich sank. Bald hatte ich dieselbe ganz verloren, und wurde nicht mehr eingeladen; vielleicht war inzwischen auch in Betreff meiner die Entdeckung geschehen, daß ich im Grunde doch nur so ein „kleines Viech" sei. — Mit einer andern Familie, die im Hause wohnte, wurde ich ebenfalls bekannt, und behielt mit den braven liebenswürdigen Leuten ein gutes Verhältniß noch über die Dauer meines damaligen Aufenthalts hinaus. —

Bei dem Grafen von Gatterburg sah' ich öfters zwei ihm verwandte Damen, Mutter und Tochter, von denen die letztere, Gräfin Laura, durch Schönheit, muntre Laune und klaren Verstand einen sehr angenehmen Eindruck machte. Sie war bei der letzten Bombardirung Wiens durch ein Stück einer gesprungenen Haubitzgranate am Bein verwundet

worden, und hinkte noch etwas davon, wiewohl die Wunde schon geheilt war; ich befand mich in gleichem Falle, und so wurden wir scherzend als zusammengehörige Kriegsgenossen anerkannt. Der Scherz leitet in solchen Gelegenheiten oft nur den Ernst ein, der für sich vielleicht gar keinen Zugang fände, und in der That fühlten auch wir bald einen gegenseitig annähernden Zug, der aber nur eine freundliche Offenheit und ein gutes Vertrauen zum Ergebniß hatte, wie sie denn bald wegen einer Bewerbung, die um sie geschah, und gegen die sie nicht gleichgültig zu sein bekannte, mich um Rath fragte, den ich nur günstig ertheilen konnte, mit den eifrigen Wünschen der Mutter übereinstimmend, wiewohl aus andern Gründen als den ihrigen. Auf dieses Verhältniß, dessen ich hier nur vorläufig erwähne, wird weiterhin noch zurückzukommen sein. —

Außer mir waren noch drei polnische Offiziere bei dem Grafen einquartirt, ein Saal zwischen unsern Zimmern diente uns als gemeinschaftlicher Eingang, und man konnte nicht umhin, sich hier zu begegnen; dem Gruße folgte Gespräch, und das zufällige Zusammentreffen wurde absichtliches. Die Polen waren Männer von Auszeichnung und Bildung, sie ließen sich auf allgemeine Ansichten ein, auf Geschichts- und Rechtserörterung, und von einem Norddeutschen, einem Preußen, der ich ohne Frage sein mußte, glaubten sie manches vernehmen zu können, was ihrem Sinn oder wenigstens ihrer Neugier entspräche. Wir waren bald in so weit einverstanden, daß wir, wie auf dieses Saales Boden, auch oft auf dem der Vaterlandsliebe uns recht gut zusammenfanden, dann aber freilich nach verschiedenen Richtungen gingen. Sie waren leidenschaftlich für ihr Land, für ein selbstständiges, freies Polen begeistert, und hingen den Franzosen nur an, sofern diese unbezweifelt sich als die thätigsten Freunde und Förderer der polnischen Sache erwiesen. Sie fanden mich in meinem vollen Rechte, ein Deutscher sein zu wollen, bestritten mir aber, dies in Oesterreich sein zu können, wo die deutsche Sache von jeher nur geopfert oder beschädigt worden sei; sie führten frühere Ereignisse schlagend an, die Preisgebung des deutschen Reiches während des

Rastatter Kongresses, die Auslieferung der Festungen an den Reichsfeind, ja selbst die Niederlegung der Kaiserkrone vor dem Preßburger Frieden, ich hatte es mit unterrichteten Sachwaltern zu thun! Ich setzte ihnen die Behauptung entgegen, der jetzige Augenblick sei ein andrer, ein ganz neuer, der sich von aller Vergangenheit ablöse; hätten früher die Völker ohne und wider ihren Willen den Zwecken der Fürsten gedient, so dienten jetzt unwillkürlich die Fürsten dem Volksthume, und ihre Dienste seien wohl anzunehmen. Wir gingen hierauf in die Geschichte der französischen Revolution zurück, und fanden hier unsre Sympathieen wunderbar übereinstimmend, unsre Urtheile über Menschen und Vorgänge meist ganz dieselben. Wir erkannten uns in Grundsätzen und Interessen mehr mit einander verbunden, als jene es mit ihren französischen Kampfgenossen, ja mit manchen ihrer polnischen Landsleuten waren, und als ich es mit den meisten meiner österreichischen Kameraden sein mochte. Und doch waren wir jeden Augenblick gewärtig und bereit, in feindliche Stellung auseinander zu treten, und uns wechselseitig zu tödten, zu beschädigen! Ein Widerspruch, den wir nicht lösen, dem wir uns nicht entziehen konnten, den wir sogar mit Willen festhielten, der aber unsern friedlichen Umgang nicht störte, sondern vielmehr erhöhte. Daß über den Kämpfenden ein Höheres schwebt, für das beide Theile streiten, daß die Geschichte für ihre einfachen Ergebnisse widerstrebender Richtungen bedarf, und auch die scheinbar überwundene das Drama fördern hilft gleich der augenscheinlich siegenden, dieser Trost der geschlagenen dämmerte mir aus unsern Betrachtungen damals auf; in der That ließ Wien inmitten der Unterdrückung manchen Funken leuchten, der ohne sie nie hervorgesprüht wäre! —

Ich sah mich schon in größeren Kreisen um, und konnte Leben und Treiben der Wiener auf den reichsten Schauplätzen beobachten. In dem Banquierhause, dem ich empfohlen war, und durch das ich eine geringe Geldhülfe zu beziehen eilte, machte ich manche Bekanntschaften, und Herr Leopold von Herz erbot sich, mich im Arnstein'schen Hause einzuführen. Ich lehnte seinen Antrag ab, und ging allein hin. Man

hatte mir nämlich von Hamburg her die Bemerkung nicht erspart, wie es nun recht bedauerlich sei, daß ich durch gewisse Schroffheiten die schätzenswerthesten Empfehlungen, nämlich an das Haus Arnstein und Eskeles, mir verschlagen habe, und deutete mir Umwege an, wie solche vielleicht noch zu erlangen wären. Dies verdroß mich, und ich wollte nun den Zweck, dessen Werth ich ohnehin noch als sehr problematisch ansah, nur durch mich selbst erreichen. Ich ließ mich bei Frau von Arnstein melden, und sagte ihr einfach, woher und wieso ich nach Wien gekommen, und daß ich ihre Bekanntschaft zu machen schon längst gewünscht. Die erfahrne Weltdame war kaum befremdet, sondern gleich leidenschaftlich entzückt, nur wieder eine österreichische Uniform zu sehen; denn, unter die Gewalt der Franzosen gebeugt und von Franzosen umschwärmt und umlagert, nährte und äußerte sie den glühendsten Haß gegen das Volk und insbesondere gegen Napoleon. Ich fragte nach Frau von Schlegel, der Gattin Friedrich's, die ich im Arnstein'schen Hause gastlich aufgenommen wußte, während der Mann den Kriegsereignissen nach Ungarn gefolgt war. Sie wurde gerufen und erschien, sie erkannte mich auf den ersten Blick, senkte aber traurig den Kopf, und sagte mit herbem Vorwurf: „Ich weiß noch recht gut, wie Sie in Dresden auf der Galerie die französischen Truppen lobten, mir zum Schmerz und Verdruß, aber das dacht' ich nicht, daß ich Sie selber hier unter ihnen finden würde!“ Durch den wunderlichsten Irrthum hielt sie mich für einen französischen Offizier. „Aber was reden Sie denn“, rief Frau von Arnstein, „sehen Sie denn nicht, daß es ein Unsriger ist?“ Frau von Schlegel blickte auf, und wie von einer Last befreit überließ sie sich der lautesten Freude. Nun begann ein Fragen und Erzählen, an welchem bald alle Anwesenden Theil nahmen, besonders aber Frau von Arnstein, deren Interessen stets heftig, vollgiebig und für den Augenblick ausschließlich waren. Die ausgezeichnete Frau und ihre gesellige Kraft und Wirksamkeit ist schon anderweitig geschildert worden; hier füge ich nur die Bemerkung bei, daß die Anwesenheit des Feindes den geselligen Glanz des Hauses nicht störte, sondern in manchem

Betracht sogar erhöhte. Man mußte mit den Franzosen verkehren, man konnte sie nicht abweisen, es war wichtig und nebenher angenehm, sich mit ihnen gut zu stehen, ihre Generale und Oberbeamte, wie ihre jungen Elegants, zum Theil aus alten vornehmen Geschlechtern, wußten sich in der Gesellschaft geltend und den Grund ihrer Anwesenheit vergessen zu machen. Der Haß der Wirthin gegen den Kaiser wurde als die liebenswürdige Thorheit einer Frau lachend hingenommen, ja nicht selten stimmten vornehme Franzosen in die bösen Reden ein, mit denen jene nicht karg war. Es war ein seltsames Verhältniß, das überall, wo die Gebildeten zweier kriegführenden Nationen friedlich zusammenkommen, mehr oder minder hervortreten muß, das die Franzosen aber besonders geeignet sind anzubauen. Die Wiener ihrerseits, anstatt sich zurückzuziehen, strömten eifriger als je herbei; es war der augenscheinlichste Gewinn, mit den unvermeidlichen, und hinwieder so anziehenden Feinden sich im fremden Salon zusammenzufinden, der für viele andre die Aufnahme und Bewirthung dieser Gäste abmachen zu wollen schien.

Auf ähnliche Weise, wie bei Frau von Arnstein, nur in etwas minderem Maße, ging es bei ihrer Schwester Frau von Eskeles und bei ihrer Tochter Frau von Pereira gesellschaftlich her. Ich war in beiden Häusern günstig aufgenommen, und fand mich von den gewählten kleineren Kreisen mehr angezogen, als von dem großen Durcheinander bei Arnstein's. Frau von Eskeles hatte nicht die Lebhaftigkeit ihrer Schwester, vereinigte aber mit dem feinsten Ton und leisesten Takt einer vornehmen Wirthin das gutmüthigste Wohlwollen, das auch dem Geringsten ihrer Gäste zu Gute kam. Zwei schöne Kinder waren die Freude ihres Herzens, und da beide, und besonders das Mädchen, gleich am ersten Tage sich mir innigst anschmiegten, so genoß ich des vollen Zutrauens auch der Mutter. Dasselbe war der Fall im Hause Pereira, wo drei wunderschöne Knaben die zarte liebliche Mutter heiter umspielten, und diese durch kluges Maß den oft allzuheißen Liebeseifer der Großmutter sanft auszugleichen wußte.

Bei Frau von Fließ, einer Schwester des Herrn von

Eskeles, war ebenfalls ein anziehender Gesellschaftskreis. Denon und andre Franzosen von Bildung und Ansehn sprachen hier gern ein, und lebten mit den guten Wienern, die hier Stammgäste waren, als gäbe es keinen Krieg in der Welt. Hier war es auch, wo die geachtete und ehrenwerthe Wiener Schriftstellerin Karoline Pichler mir zuerst begegnete, und zwar nach einer tiefen Gemüthsbewegung, die ich ihr ohne Absicht und Wissen verursacht hatte. Sie fand nämlich im Vorzimmer meinen Degen und meine Schärpe, beide von ihr sogleich als österreichisch erkannt, und bei dem unerwarteten Anblick in Thränen ausbrechend konnte sie sich nicht enthalten, die vaterländischen geliebten Zeichen zu küssen. Sie erzählt dies in ihren Denkwürdigkeiten, giebt aber eine irrige Zeit dafür an, nämlich die des geschlossenen Friedens. Es kann aber nur in der Zeit des Waffenstillstandes gewesen sein, und als die Franzosen Wien noch nicht geräumt hatten. Denn damals war ich genöthigt, in Uniform einherzugehen, weil ich andre Kleidung weder besaß noch anschaffen konnte; als ich nach dem Frieden in Wien war, ging ich, wie alle Offiziere, in bürgerlicher Kleidung, wenn nicht grade der Dienst die Uniform erforderte, die nun aber in diesem Fall auch keine Seltenheit mehr sein konnte. Uebrigens war in meinem Gedächtniß keine Spur mehr jenes kleinen Vorganges, bis sie durch obige Erwähnung wieder aufgeregt wurde. Von allen diesen Personen und Familienverhältnissen hatte Reichardt in seinen kurz vorher erschienenen Briefen über Wien öffentlich gesprochen, und obschon er nur loben wollte, so hatte er es damit doch nicht immer gut getroffen, und ich hörte mancherlei Beschwerden gegen ihn, ja man muthete mir zu, da meine litterarische Seite nicht verborgen geblieben war, meine vermeintlich bessere Anschauung der seinigen entgegenzustellen. Meine Frage, ob ich nur von den Frauen reden dürfe, oder auch von den Männern sprechen müsse? verrieth allzuschnell, daß mir bei der Sache doch nicht ganz zu trauen sein möchte, und man ließ sie fallen.

Kamen in diesen Häusern wirklich fast nur die Frauen in Betracht, und war von den Männern kaum die Rede, so machte doch Herr von Eskeles hierin eine bedeutende Aus=

nahme. Er war einer von den hochbegabten, vielumfassenden Geschäftsmännern, die neben der wachsamsten und unermüdlichsten Aufmerksamkeit auf die Staats- und Handelswelt auch noch lebendigen Sinn und frische Thätigkeit für höhere geistige und allgemein menschliche Verhältnisse bewahren. Seine große Umsicht und strenge Zuverlässigkeit hatten ihm schon früh das Zutrauen des Staatsministers Freiherrn von Thugut erworben, der sich dadurch nicht irren ließ, daß man ihm den trefflichen Banquier politisch verdächtigte, er wußte, daß Eskeles, bei seinem unverläugneten Freiheitseifer, von österreichischer Vaterlandsliebe durchglüht, und, trotz seiner republikanischen Denkart, für den Dienst des Kaisers von unverbrüchlicher Pflichttreue erfüllt war. Auch jetzt wieder, wie erst in der Folge bekannt wurde, hatte Eskeles, mit eigner Aufopferung und selbst Gefahr, dem Staate große Summen gerettet, die ohne seine kluge Fürsorge den Franzosen zugefallen wären. Sein scharfer Blick und richtiges Urtheil bewährte sich im Kleinen wie im Großen, wo er unterstützte, forthalf, Rath ertheilte, geschah es stets mit Sachkenntniß, Richtigkeit, und daher meist mit Erfolg. Arme und Leidende jeder Art, von der Willkür der Macht oder des bürgerlichen Zustandes Getroffene, Künstler, geistig strebende und durch irgend eine Tüchtigkeit ausgezeichnete Menschen, hatten ein entschiedenes Anrecht auf seine Theilnahme und Hülfe. Das Gefühl des Wohlwollens, das er hegte, und sein gutes Bewußtsein gaben seinem ernsten Gesicht einen Ausdruck froher Heiterkeit, die auch in Witz und Laune reichlich ausströmte. Doch sein persönliches Wesen vollständig zu bezeichnen, ruf' ich am besten die Worte Rahel's zu Hülfe, die von ihm in einem Briefe aus der späteren Kongreßzeit treffend sagt: „Eskeles, den ich sehr liebe, weil ihm seine Klugheit bis aus den Poren dringt, er ißt, er schweigt, er lacht klug, er sagt lauter Selbstgedachtes, Originales! Ic! er amüsirt mich in gewissem Sinn hier besser, als alle andere Leute; weil er ganz altväterisch geblieben ist, mit geistigen Gaben, und ein reiches Leben über ihn weggegangen ist, welches er ganz nach seiner Art bearbeitet hat, und lauter Originales davon ausgiebt, mit der aisance

des gelebtesten Menschen auf gut alttestamentliche Weise." Um dies letztere Wort in seiner vollen Bedeutung zu sehen, mußte man freilich schon etwas im Vertrauen sein, denn während in den Zimmern der Frau von Eskeles alles, durch Pracht und Geschmack der Ausstattung wie durch Vornehmheit der Gesellschaft und des Gesprächtons, mit den höchsten Kreisen von Wien wetteiferte, ja die Kinder nicht die entfernteste Ahndung von ihrer eigentlichen Herkunft hatten, so pflegte Eskeles selbst, nachdem er eine Weile nach Gebühr und Würden in dieser vornehmen Welt erschienen, alsbald in eine Hinterstube zu entschlüpfen, wo er die Besuche seiner Glaubensgenossen empfing, alter Haus- und kluger Geschäftsfreunde, und bei Taback und Bier rücksichtslos und behaglich den Rest des Abends hinbrachte.

Die politische Lage der Dinge hielt alles in Spannung; der Waffenstillstand dauerte fort, und Friedensverhandlungen waren eröffnet, doch rüstete man sich auf beiden Seiten zu neuem Kampfe. Die Kriegsanstalten der Franzosen hatte man vor Augen; Nachrichten aus Ungarn rühmten die Stärke und Streitbegier der österreichischen Schaaren. Frau von Schlegel hatte einen Brief ihres Mannes, der neben tiefem Schmerz auch neue Hoffnungen ausdrückte; sie fordete mich auf, ihm zu schreiben, und ich that es mit Freudigkeit, er schien so ganz für sich allein zu stehen, so unerkannt und unbenutzt in dem Thun und Treiben seiner Umgebung, daß jeder Anklang verwandter deutscher Gesinnung ihm ein Trost sein mußte. Seine Frau selber hoffte schon einzig auf den Frieden, und wünschte nur sicher nach Ungarn reisen zu können, um ihn dort abzuwarten; durch beides verletzte sie Frau von Arnstein, die weder von Frieden noch je von dem Wegziehen eines Gastes hören wollte. Im Grunde glaubten Wenige an die Fortsetzung des Krieges; wer hinter den Vorhang sah, hielt sie auf österreichischer Seite für unmöglich und im Falle des Versuchs für das unausbleiblichste Verderben; man zweifelte nicht an dem Muthe der Krieger, an der Willigkeit des Volkes, aber durchaus an der Kraft und Geschicklichkeit der obersten Leitung, die selbst in der fähigsten Hand an dem Mißtrauen, der Unentschlossenheit und den Partheiränken

der unfähigsten aber unlenksamsten Köpfe zunicht werden mußte. Daß der Erzherzog Karl den Oberbefehl wieder empfinge, war nicht zu hoffen; und wenn auch seine Fähigkeiten durch andre hätten ersetzt werden können, so wußte man schon voraus, daß diese doch nur in untergeordneter Stellung würden verbraucht werden. Diese Kenntniß des innern Zusammenhanges der Dinge war weiter ausgebreitet, als man denken sollte, sie war schon in das untere Volk eingedrungen, dessen Stimmung sich in heftigen Schimpfreden gegen diejenigen ausließ, die es sonst zu verehren gewohnt gewesen. Die Besonnensten meinten, bei dem Bewußtsein seiner selbst, das man österreichischerseits haben müsse, sei das Klügste, so schnell als möglich Frieden zu schließen und nur einzig darauf zu sehen, daß man den Feind aus dem Lande schaffte, und lieber Geld als Gebiet abträte. Dieser letzteren Meinung war auch Eskeles, der hier seine Eigenschaft als Banquier verläugnete, und die ungeheuersten Geldopfer als gering ansah in Vergleich zu denen, die man an Land und Leuten zu bringen hatte.

Unter den großen und kleinen Schwankungen, den Leiden und Lasten, die sich im Allgemeinen und für jeden Einzelnen fühlbar machten, übte der Tag mit seinen nächsten Darbietungen sein Recht, und zwischen die wichtigen Fragen, die zur Entscheidung schwebten, drängten sich andre, der Neigung, der Eitelkeit, der Vergnügung. Wiener und Franzosen wetteiferten hierin mit einander, und beiderseits gab es Verhältnisse genug, die weder den Krieg noch den Frieden wünschen konnten, weil sowohl der eine wie der andre sie aufheben mußte, und nur dieser Mittelzustand ihr Boden war. Wenn auch für mich selbst unbetheiligt, lebte ich als Zuschauer, als Vertrauter, in solchen Tagesreizen mit, und bewunderte die dichterische Fruchtbarkeit des wirklichen Lebens, das neben seinen Helden- und Staatsgeschichten so manchen Roman und unzählbare Novellen spinnt, wundersam und abentheuerlich, daß keine Dichtung hierin es ihm zuvorthut. Ich schrieb einiges der Art nieder, in der Absicht es künftig auszuarbeiten, allein die Blätter sind mir verloren gegangen, und mit ihnen zum Theil die Erinnerung des Stoffes, der ohne-

hin von der unstatthaften Angabe der genausten Wirklichkeit schwerlich ablösbar gewesen wäre. Auf diesem Gebiete traf ich mit Bartholdy zusammen, dem Neffen der Frau von Arnstein, welcher von Berlin kurz vor der Erhebung Oesterreichs gekommen war, sich an den Obersten von Steigentesch angeschlossen hatte, und, als Landwehroffizier in Wien zurückgeblieben, gleich mir seine Auswechselung erwartete. Für ihn war diese Geschichte völlig zu Ende, er wollte gar nichts mehr davon hören, sein Abschiedsgesuch lag schon fertig, und harrte nur der schicklichen Zeit. Mit allen seinen Kräften wandte er sich dem Leben des Genusses und der Zerstreuung zu, wobei doch sein nicht gemeiner Geist und sein reger litterarischer Trieb nicht ausgeschlossen sein wollten. Er hatte noch in Berlin ein artiges und feines Lustspiel „der Liebe Luftgewebe“ in Druck gegeben, und schickte sich an, dem glücklichen Versuche andre folgen zu lassen, in welchen wirkliche Vorgänge nur schwach verhüllt werden sollten; seine Auffassung der Novellenstoffe war von üppiger Derbheit, mehr italiänisch lustig, als sinnig deutsch, und wäre er zur Ausarbeitung gekommen, oder diese an's Licht getreten, so würden in Wien manche Verdrüsse nicht gefehlt haben.

Im Hause von Eskeles lernt' ich zwei berühmte Wiener Aerzte kennen, den ausgedienten, in seinem hohen Alter originell dreisten Freiherrn von Quarin, und den angehenden, scharfgeistigen, schnell und tief blickenden Malfatti, der ein Schüler der Naturphilosophie mit dem Naturphilosophen Dr. Troxler eng verbunden war. Auf den letztern hatt' ich es abgesehen, da seine Schriften mir in hohen Ehren standen; doch traf ich nur Einmal mit ihm zusammen, wo er den Stand der Philosophie und ihr Verhältniß zur Heilkunde mit großem Geiste besprach, und mich tadelte, daß ich der letztern untreu geworden, indem er deren Ausübung weit über alle politische und militairische Wirksamkeit erhob. Mir gefiel sein freier Geist wie sein edles Aeußere, und es that mir sehr leid, daß wir durch Zufall nicht wieder zusammenkamen, er selbst war in Wien als Fremder, und dachte ernstlich an die Rückkehr in die schweizerische Heimath.

Unmöglich darf ich Herrn von Sonnenfels hier ungenannt

lassen, dem ich in dem Arnstein'schen Kreise begegnete. Er stellte in seiner schon ziemlich verfallenen Person eine weit rückwärts liegende Zeit vor, die Zeit Kaiser Joseph's des Zweiten, deren Bildung längst untergegangen ist, deren Einfluß auf Welt und Menschen aber noch heute in nachhaltiger voller Wirkung steht. Sonnenfels, der einst in allen Fächern als ein Stern erster Größe geglänzt, und wirklich im Staate viel vermocht und geleistet hatte, konnte sich nicht in die Fortschritte finden, die er doch selber mit hervorgerufen, und die ihn jetzt völlig in Schatten stellten. Er galt in Wien vorzugsweise für den philosophischen Kopf, und es gab allerdings noch Kreise, wo man ihn als den kühnen Denker und Neuerer bewunderte, was ihn für die Vernachlässigung, die er von anderen Seiten erfuhr, wenig trösten konnte. Zu dem Wiener Philosophen sollte mir auch der Wiener Poet nicht fehlen, es war Joseph Ludwig Stoll, der mir durch Frau von Pereira bekannt wurde. Ich erinnerte mich, daß schon früher einmal in Berlin, als ich mit Koreff ging, er diesen angeredet und dann auch mit mir gesprochen, aber freilich mit einer ganz andern Stimme, als die er jetzt losließ, denn seine damals feine Kinderstimme war zum kräftigen Baß geworden. Diese plötzliche, ihm selbst unverhoffte und unerklärliche Verwandlung, die er als eine Rettung aus erniedrigender Schmach ansah, hatte er in einem rührenden Gedicht schön besungen. Wo ein wahrer innrer Antrieb ihn beseelte, war sein Talent kräftig und reich. Aber dasselbe würdig zu nähren und sittlich zu verwalten, fehlte ihm jedes Geschick. Goethe's Gunst hatte er erworben, Fichte war ihm wohlgesinnt; aber für ihn war auch solcher Vorzug und Anhalt fruchtlos. Losgebunden von aller Ordnung, nur der Laune des Augenblickes lebend, von jedem Einfall fortgerissen und immer Neues ergreifend, hatte er im phantastischen Herumtreiben sein ererbtes Vermögen und zum Theil auch seine Gesundheit zugesetzt, und lebte jetzt kümmerlich von dem Ertrage, den er als Theaterdichter und durch andere litterarische Aushülfen erwarb. Faul und unlustig, ja wirklich unvermögend, wenn es irgend eine nöthige Anstrengung galt, war sein Gemüth doch gleich erweckt und zu jedem Handeln

fähig, sobald seine Eitelkeit gereizt, seine Gedichte oder sein Dichternamen gerühmt wurde. Wer ihm schmeichelte, der konnte mit ihm machen, was er wollte, wer von seinen Versen nichts wußte, der, mochte er sonst noch so ausgezeichnet und merkwürdig sein, war für ihn nicht da. Von seinem kleinen Zweipersonenspiel „Scherz und Ernst", das noch dazu nicht seine Erfindung, sondern einem französischen Stücke nachgebildet war, machte er so viel Wesens, daß man glauben konnte, es sei von einer Reihe großer Werke die Rede, die eine neue Epoche für die Schaubühne begründeten. Ich mußte den sonst harmlosen, nur sich selber zum Schaden lebenden Menschen aufrichtig bemitleiden, aber angezogen fühlt' ich mich zu Leuten seiner Art niemals. Leo von Seckendorf, mit welchem vereint Stoll vor dem Kriege eine Zeitschrift, Prometheus, unternommen hatte, in welcher der Anfang der Goethischen Pandora zuerst erschienen war, würde mir besser zugesagt haben, allein er war mit in den Krieg gegangen und bei Ebersberg erschossen worden. Ihm wurde im Pereira'schen Hause ein wehmüthiges Andenken gewidmet, um so mehr, als aus manchen Umständen zu erhellen schien, daß nicht Vaterlandseifer allein, sondern auch der Schmerz unerwiederter Neigung ihn zum Kriegsdienst und in den Tod getrieben habe. —

Ich erfuhr, daß zwei Offiziere des Regiments Vogelsang gleich mir als Kriegsgefangene in Wien seien, und suchte sie auf. Da wir beim Regiment einander nicht gekannt, so hatte der eine, Fähndrich Sternwagen, meinen Namen, als er ihm auf der Auswechslungsliste zu Gesicht gekommen, für eine Verunstaltung des seinigen gehalten, und daher diesen herstellen lassen, so daß ich also ausfiel, und ohne die neue, von mir sogleich beeilte Berichtigung gar nicht zur Auswechslung gekommen, sondern ewig kriegsgefangen geblieben wäre! Der andre Offizier hieß Wenzelmann, war aus Berlin, ein Vetter von Karl Thiel, kannte Chamisso, Schleiermacher, und hiernach hätten wir gute Gemeinschaft haben sollen, allein es fand sich, daß wir einander wenig leisten konnten, und auch unser verabredetes Zusammenreisen nach

Ungarn unterblieb, denn ich mußte, durch die Schuld jenes Irrthums, länger in Wien bleiben.

Von angesehenen Franzosen, mit denen ich in der Gesellschaft öfter zusammen war, habe ich zuförderst La Bouillerie zu nennen, der sein wichtiges und hartes Amt, die Einziehung der Kriegsauflagen, durch Menschenfreundlichkeit und Güte so viel als möglich vergessen machte, ferner den Grafen Turenne, Ordonanzoffizier Napoleon's und beredten Kriegserzähler, den Auditeur im Staatsrath, Finot, eben so liebenswürdig im Gespräch, als hülfreich und wohlthätig in seinem nicht unbedeutenden Geschäftskreise, endlich den berühmten General Grafen Rapp, einen biedern, treuherzigen Elsasser, seinem Kaiser unverbrüchlich zugethan, aber billig gegen Andersdenkende.

Es fehlte nicht an Aufforderungen, mich in die Gesellschaftskreise der französischen Großen einführen zu lassen; man wollte mich zu dem Vicekönige von Italien, Eugen Beauharnais, bringen, es wurde sogar bemerkt, als geborner Rheinländer müßt' ich eigentlich dem Kaiser der Franzosen oder seinen Verbündeten dienen, und man gab mir zu verstehen, ich würde, als beider Sprachen und der Feder mächtig, meinen Weg dort rascher machen als in den österreichischen, sich ohnehin jetzt noch verengenden Aussichten. Meinen Weg! als ob meinen Weg hier jemand hätte nur ahnden können! Ich versäumte die großen französischen Bekanntschaften, die mir nur bei Zwecken, die ich nicht hatte, der Mühe werth sein konnten, und vernachlässigte sogar die deutschen Kreise, wo jene zu stark vorwalteten. Ich brachte manchen Abend einsam für mich allein hin, und die Stunden, welche mir so verflossen, durft' ich zu meinen besten rechnen, ich las mit einer durch die politischen Reizungen erhöhten Aufmerksamkeit Montesquieu's Werk de l'esprit des lois, und jemehr ich in dasselbe eindrang, desto weniger konnt' ich die Mißachtung gelten lassen, in welche neuere deutsche Urtheile das tiefsinnige und gründliche französische Buch bringen wollten; Oberflächlichkeit und Dünkel erschienen mir diesmal ganz auf der deutschen Seite. Den heitersten Genuß gewährten mir die Lustspiele Moliere's, die ich hier zum erstenmale mit

reifem Sinne las und in ihrer Bedeutung anschauen lernte, gegen welche selbst die des geliebten Racine merklich zurücktreten mußte. Solche Bücher lesend, konnt' ich nun dennoch behaupten, in Wien die Gesellschaft der allervornehmsten und besten Franzosen nach Wunsch genossen zu haben! — Ich las aber noch andre Bücher, bei denen nicht so sehr der Autor, als der Inhalt in Betracht kam, zum Beispiel Bertrand de Moleville's Geschichte der französischen Revolution, wo mir die Ansichten vom Standpunkte der Emigration freilich nicht zusagten, die ausführliche und mit urkundlichen Zeugnissen belegte Erzählung aber doch mancher bisher gehegten Einseitigkeit entgegentrat.

Die mir liebsten und angenehmsten Franzosen sollten mir aber nicht in Büchern oder im Salon begegnen, sondern leibhaftig auf der Straße! So traf ich den geliebten Grafen von Lafoye ganz unerwartet in einem Durchgange; wir hatten uns in sechs Jahren nicht gesehen, standen plötzlich Stirn gegen Stirn, die Erkennung war gleichzeitig, und ohne ein Wort zu sprechen, fielen wir einander in die Arme. Allein der Freund sah sehr betrübt aus, und ungeachtet er im Gefolge des Sieges hieher gekommen, schien er an dem Gewinn und Ruhm seiner Landsleute wenig Theil zu haben. Es ging ihm und seiner Mutter in der Normandie schon lange Zeit schlecht, er hatte an einen Stand, an einen Erwerb denken müssen, und wiewohl er als Altadlicher und schon gedienter Offizier auf die günstigste Weise hätte in das Heer eintreten können, so war es doch seiner Gesinnung unerträglich, für Napoleon zu fechten, und er fand es seines Adels würdiger, mit Verläugnung desselben in den Stand eines gemeinen Verwaltungsbeamten unterzutauchen, als seine Herkunft im Dienste des Usurpators zur Schau zu tragen. Leider half ihm seine Demuth nicht viel, er war auf trügerische Zusagen hieher geeilt, und hatte noch nicht die kleinste Anstellung gefunden! Zum Glück war er wenigstens einquartirt, und wollte nun abwarten, was sich ereignen würde. In seiner Noth konnte er noch, wie früher Chamisso, dem unseligen Bourguet, der sich ihm angehängt, Schutz und Obdach verleihen, denn auch dieser hatte sich eingefunden,

um sein verdorbenes und versunkenes Leben irgendwie zu fristen. Das unverhoffteste und glücklichste Begegnen aber war das mit Ponsard, unserm Freunde von Hameln her. Ich sah einen Voltigeur aus einem Fiaker springen, warf einen flüchtigen Blick in den Wagen, traute meinen Augen nicht, setzte dem Voltigeur nach, und fragte heftig, wie der Offizier hieße, der im Wagen sitze? etwa . . . „Ponsard“ sagte er mit mir zugleich. Ich zurück, den Wagen aufgerissen, hineingesprungen, und dem Verwunderten die Hand gedrückt, er erkannte mich nicht, als ich aber Chamisso und Hameln genannt, wußte er auch meinen Namen, und staunte nur, mich in dieser Uniform zu sehen. Wir blieben einige Stunden zusammen, anfangs allein, dann mit mehreren seiner Kammeraden, am Abend reiste er nach Austerlitz, wo sein Regiment stand, zu den Truppen des Marschalls Massena gehörig. Er war jetzt Hauptmann, hatte das Kreuz der Ehrenlegion, bei Wagram war er an der Stirne leicht verwundet worden. Er sagte mit tiefer Bewegung, er würde heiße Thränen vergossen haben, wenn er mich im Gefecht erkannt, verwundet oder todt gesehen hätte. Nach Chamisso und Neumann, den er besonders liebte, fragte er mit herzlichster Theilnahme, und erinnerte sich mit heitrer Rührung jedes kleinen Umstandes unsres Zusammenlebens in Hameln, unsrer Gedichte, meiner Ausschnitte, die er noch sorgfältig bewahrte. Er sprach über die Welthändel frei und kühn, unterrichtet, vorurtheilslos, in Napoleon liebte er die Kraft, den Schwung, sonst nichts, er ehrte den Nationalsinn der Spanier, die Tapferkeit der Oesterreicher. Als er mich seinen Kammeraden einigermaßen deutlich gemacht, und daß ich im Grunde kein Oesterreicher sei, kam wieder die Mahnung, ich sollte französische Dienste nehmen, Frankreich sei ja schon mein Vaterland. Daß Chamisso wieder Franzose sei, war für Ponsard eine frohe Nachricht. Als ich ihm sagte, daß in unsrem Roman „die Versuche und Hindernisse“ sein Name vorkomme, wollte er sich todt lachen, und theilte es seinen Kammeraden mit, so wie auch, daß er an dem Polarsternbunde Theil habe, einem Orden von Gelehrten, setzte er erklärend hinzu. Er trug mir beim Abschiede die herzlichsten

Grüße an die Freunde auf, die seine innigste Liebe hätten, deren Andenken ihm unvergeßlich sei, er erneuerte seinen Bund mit uns, wollte in Briefwechsel mit uns bleiben, uns alle wiedersehen. Wir trennten uns in tiefer, doch freudiger Rührung. Ich hatte bisher oft und stets vergebens nach ihm gefragt, ihn todt geglaubt, nun hatte der seltenste Zufall uns zusammengeführt; einen Augenblick früher, und es wäre nicht gewesen. Leider hab' ich den trefflichen Mann nie wiedergesehen und auch nie mehr von ihm gehört! —

Mit Lafoye, der es mir als Glück anrechnete, Ponsard so gefunden zu haben, und sich als Mißgeschick, nicht dabei gewesen zu sein, lebte ich in alter traulicher Weise, wir machten große Spazirgänge, wir schossen unsre Hülfsmittel zusammen, bestritten gemeinsam kleine Verschwendungen, und besuchten auch die Theater mehrmals. Die Sängerin Anna Milder hörten wir wiederholt mit gesteigertem Entzücken, wiewohl die Opern, in welchen sie den größten Beifall ärntete, das Waisenhaus und dann die berühmte Schweizer-familie, von Weigl komponirt, uns wenig gefielen. Schiller's Don Carlos sahen wir mit Staunen und Lachen, ich aus Studium sogar ein zweitesmal, weil ich mir deutlich zu machen wünschte, wie es mit der kunstreich falschen, abentheuerlich verschobenen und völlig lächerlichen Betonung, mit welcher der Schauspieler Lange seit vielen Jahren Beifall und Ruhm erwarb, eigentlich beschaffen sei; aber es war uns nicht möglich, der Sache auf den Grund zu kommen; er betonte regelmäßig die Worte, von denen man es am wenigsten erwartete, es war ein fortwährendes Ueberraschtwerden, und eine Regel, die doch vorhanden schien, ließ sich nicht entdecken. Ein Lustspiel von Steigentesch versetzte uns durch die Gemeinheit und Nichtswürdigkeit, aus der das Ganze mit frechem Anspruch auf Bildung und Zierlichkeit liederlich zusammengeknetet war, in solche Empörung, daß wir daran dachten, dem Verfasser unsre Verachtung schriftlich kund zu geben, wobei wir freilich daran nicht dachten, was für ein neues und unerhörtes Verhältniß zwischen einem Fähndrich und einem Obersten, in einem und demselben Kriegsdienste, durch solche That entstehen müßte, für welche die Folgen

erst zu erfinden gewesen wären! Steigentesch war übrigens in der Gesellschaft von Wien ein vielgeltender Mann, bei dem vortrefflich gegessen und hoch gespielt wurde, und der auch später in der Diplomatik noch von sich reden machte. Ich war nachgehends oft genug mit ihm zusammen, und mußte wohl dem Range seine Gebühr erweisen, aber nichts hätte mich bewegen können, über Litteratur mit ihm zu sprechen, oder eine nur laue Artigkeit über seine Schriften zu sagen, die in der That noch tief unter Kotzebue stehen. Die Unterlassung blieb ihm nicht unbemerkt, und er seinerseits ignorirte auch mich, was mir eben recht war. —

Lafoye hatte mittlerweile durch die Gunst eines Garde-magasin ein kleines Unteramt erlangt, und mußte nach Znaym abgehen, dort beim Brodbacken die Aufsicht zu führen. Zum Abschied ließ er mir eine kleine Ilias, die von Chamisso herkam, und die er in Caen noch aufgerafft hatte, in der Meinung, sich unterwegs daran zu laben, er konnte aber mit den Abbreviaturen des uralten Druckes nicht fertig werden, und schenkte mir das Büchlein, das mir nachher zu großem Trost gereichte.

Nach kurzer Zeit empfing ich die Anzeige, daß ich ausgewechselt sei, und meiner Abreise nach Ungarn nichts mehr im Wege stände. Bei meinen letzten Besuchen empfing ich noch werthe Zeugnisse der guten Gesinnung, die man mir hegte, und die mich von einigen Personen, bei denen ich sie vielleicht weniger verdient hatte, um so mehr beschämte. Die Gräfin von Engl, eine Freundin der Frau von Pereira, wollte mich nicht abreisen lassen, ohne mir die Karten zu schlagen. Sie that es, meines spöttischen Unglaubens nicht achtend, mit allem feierlichen Ernst und Eifer, den eine so wichtige Handlung erforderte, und begann ihre Weissagungen. Ich erstaunte mehr und mehr, ja ich wurde bestürzt, als ihre Worte stets treffender meinen innersten Zustand bezeichneten, und auf Verhältnisse anspielten, die durch bloßen Zufall so genau zu errathen unmöglich schien. Sie achtete meiner verwunderten Aufregung so wenig, wie vorher meines Zweifelns, und fuhr in ihrer Aussage gelassen fort. Zuletzt verkündigte

sie mir, ich würde bald wieder in Wien sein, wozu die Wahrscheinlichkeit grade für mich, es mochte wieder Krieg oder nun Frieden werden, am wenigsten denkbar war. Mit solchem Spruch und besten Wünschen entlassen, reiste ich am 23. September nach Preßburg, wo ich zum Abend eintraf.

Neunzehnter Abschnitt.

Ungarn.

Preßburg. Wagha. Szered. Tyrnau. 1809.

Dem Grafen Vinzenz Szápáry durch einen Brief wohlempfohlen, machte ich noch am Abend einen Besuch bei diesem Magnaten, und traf eine zahlreiche, doch wie sich leicht erkennen ließ, vertrauliche Gesellschaft dort versammelt. Der Hausherr war ein Mann von Gesinnung und Verstand, seine Naturwüchsigkeit entbehrte der Weltbildung nicht, und rauhe und feine Aeußerungen kamen aus seinem Munde in einer Weise gemischt, die ich späterhin bei manchen seiner Landsleute wiederfand, und zuletzt als einen Vorzug anerkennen mußte. Sein Urtheil über die politische Lage der Dinge, denn diesen nächsten Gegenstand alles damaligen Gespräches hatte meine Erscheinung sogleich mit erhöhtem Reiz hervorgerufen, zeugte von gesundem Sinn und guter Einsicht, aber da sie einer trostlosen Wirklichkeit keine phantastischen Hoffnungen lassen wollte, so erregte sie meinen Widerspruch, der sich freilich auf Ideen gründete, die allenfalls im Kreise meiner Hallischen und Berlinischen Freunde gelten konnten, hier aber als fremd und sonderbar auffielen. Natürlich wollt' ich den Krieg fortgesetzt wissen, sprach von Möglichkeiten, welche den Anwesenden nur Träume schienen, hoffte auf die Erhebung des Volks, nicht nur in den österreichischen Ländern, sondern auch in den norddeutschen, der Erzherzog Karl,

meinte ich, würde auf's neue an die Spitze des Heeres berufen werden, und er dasselbe, bei ungehinderter Befehlsmacht, entschieden zum Siege führen. Ich mußte viel von Wien erzählen, von dem Walten der Franzosen daselbst, von der Stimmung des Volks, und wie man im Allgemeinen die Sache ansehe; ich hatte genug mitzutheilen, und konnte die meisten Fragen gut beantworten. Aber ich merkte bald, daß ich nur Waffen gegen mich lieferte, denn meine Wahrnehmungen waren getreu aus der Wirklichkeit, und wurden auf der Stelle gebraucht, um meine Ansichten zu bestreiten. In der That fühlte ich die Widersprüche, in die ich gerathen war, und dachte schon auf einen klugen Rückzug, als unvermuthete Hülfe mich auf's neue das Feld behaupten ließ. Die Herren nämlich waren mir alle entgegen, sie sahen auf die thatsächliche Macht, auf die zählbaren Hülfsmittel, die gegebenen Einrichtungen und Verhältnisse, und sahen den unausweichlichen und dabei völlig nutzlosen Ruin Ungarns vor Augen, wenn die Feindseligkeiten wieder anhöben; die Frauen hingegen hatten mir mit einigem Wohlgefallen zugehört, sie traten jetzt auf meine Seite, und redeten der idealeren Meinung das Wort, erklärten der Begeisterung und Vaterlandsliebe alles möglich, und eine jugendliche Dame mit dunklen feurigen Augen ging so weit zu behaupten, die Franzosen selber hätten im Anfang der Revolution auch nur mit Hülfe des allgemeinen Volksaufschwunges gegen alle Wahrscheinlichkeit und Erwartung die tapfersten, eingeübtesten Heere und die erfahrensten Feldherren besiegt. Das Gespräch wurde nun überaus lebhaft, die mannigfachsten Meinungen wurden kund, und ich erkannte mit Staunen, daß unter diesen vornehmen Ungarn auch Freunde der französischen Freiheit waren, die eben deßhalb den Kaiser Napoleon am stärksten haßten, während Andre, im Hasse jener Freiheit, schon weniger gegen den Mann ergrimmten, der das französische Volk wieder unter eine Krone gebeugt hatte. Auch von der Größe Napoleon's sprach ein Anwesender ohne Scheu, rühmte seine Kriegsthaten, und meinte, es müßte eine Lust sein, unter solch einem Anführer in den Krieg zu ziehen. Genug, es herrschte die größte Freiheit der Meinungen,

und niemand wurde wegen der seinigen angefeindet, auch mir verdachte man die meine nicht, und schien willig zu vergessen, daß ich österreichischer Offizier, wie ich es selber wohl ein wenig vergaß. Als es spät wurde, zog ich mich ermüdet zurück, ein Mitglied der Gesellschaft brachte mich durch die nächtlichen Straßen in mein Quartir, und suchte mir unterwegs noch manchen Aufschluß über die eigenthümlichen Verhältnisse, Ansprüche und Stimmungen Ungarns zu geben, auch hört' ich hier zum erstenmale, daß Napoleon ernstlich daran gedacht habe, Ungarn zum Abfall von Oesterreich zu verleiten, und unter andern dem Grafen Festetics wirklich die ungarische Königskrone angetragen, von diesem aber eine stolze Abweisung erfahren habe. Was ich über den Zustand der Dinge am Hoflager des Kaisers Franz, über den Karakter dieses Herrschers, über die Erbärmlichkeiten der Partheiungen und Ränke, welche den Hof, die leitenden Behörden und die ganze Heerführung zerrissen, und die alles Große und Gute schlechterdings unmöglich machten, von meinem wie es schien tiefeingeweihten Begleiter hören mußte, ließ meine noch eben vorher so flammenden Hoffnungen traurig zusammensinken. Ich erfuhr seinen Namen nicht; nur daß er ein Freund von Gentz sei, ging aus einigen Worten deutlich hervor, und meine zufällig günstige Erwähnung desselben hatte mir ein Vertrauen gewonnen, das trotz dieses Umstandes noch immer sehr ungewöhnlich heißen konnte. —

Am andern Morgen fuhr ich mit frischem Vorspann aus Preßburg ab und weiter in Ungarn hinein; durch die Raschheit der Pferde, die Munterkeit und Kühnheit des jugendlichen Lenkers, dem die Unebenheiten eines willkürlichen Weges wenig Sorge machten, dann durch den Reiz eines mir neuen Landes eine ganz lustige Fahrt, welche den Eindruck der gestrigen Gespräche bald verwischte, und mich das Abentheuer meines Lebens auf's neue in romantischem Schimmer betrachten ließ. In Tyrnau sah ich die ersten bedeutenden Schaaren österreichischer Truppen und alle Eindrücke des Lagers von Wagram wieder, wobei mir ein schon völlig heimisches Gefühl das Herz erregte; der Feldzeugmeister Fürst von Reuß-Plauen hatte hier sein Quartir. Die Truppen

des von ihm befehligten Heertheils lagerten in der Umgegend. Der ehrwürdige tapfre Fürst empfing mich auf das gütigste, bestätigte mir, daß mein Oberst Graf zu Bentheim nicht beim Regiment, sondern wegen seiner bei Wagram erhaltenen Wunde noch im Bade zu Trentschin sei, und wollte mich bis zu dessen Rückkehr bei sich behalten, allein ich glaubte dies nicht annehmen zu dürfen. Bei der Mittagstafel, zu der ich doch bleiben mußte, gab mir der Zufall einen Hauptmann vom Generalstabe zum Nachbar, den Baron d'Aspre, der sich sogleich mit mir in's Gespräch einließ, aber auch mit den andern Anwesenden rechts und links und querüber leichte und rasche Reden wechselte. Seine unruhige Freundlichkeit konnte mich nicht gewinnen, sondern verdroß mich vielmehr, und als er eine irrige Behauptung über frühere Kriegsvorfälle dreist vortrug, nahm ich Gelegenheit seine Angaben zu berichtigen. Er sah mich verwundert an, und gab zu verstehen, er sei nicht gewohnt, daß man in solchen Dingen ihm widerspreche, und da ich die Erwiederung nicht fehlen ließ, so meinte er mich dadurch in größten Nachtheil zu bringen, daß er gereizt mir vorwarf, ich träte durch meine Angaben der Ehre des österreichischen Heeres zu nahe. Diese Wendung war allerdings eine für mich, den Fremden unter lauter österreichischen Generalen und Offizieren, sehr gefährliche, doch sollt' ich bald erkennen, daß mein Gegner unter ihnen wenig Freunde habe, vielen mochte das laute Wortführen und Absprechen desselben schon längst mißfallen, genug ich fand unerwartete Zustimmung, und zuletzt that der Fürst selber den beruhigenden Ausspruch, was ich gesagt, sei keiner Mißdeutung fähig und eine geschichtliche Thatsache dürfe nicht geläugnet werden. Nach diesem Scharmützel, der doch zu viel Aufsehen gemacht hatte, um nicht im Gedächtniß zu bleiben und noch später zu allerlei Anspielungen zu dienen, beurlaubte ich mich heitern Muthes und setzte meine Reise über Szered nach Wagha fort, einem großen Dorfe an dem Flusse Wag, wo das Regiment in ziemlich engen Quartiren beisammen stand.

Der Empfang der Kammeraden war überaus herzlich, und der einstweilige Kommandant des Regiments, Oberst=

lieutenant von Liezenmayer, ganz eingenommen von einem kurz vorher empfangenen Briefe, durch den ich meine nahe Rückkehr angemeldet hatte, wußte mir nicht genug Freundliches und Artiges zu erweisen; der Brief war den sämmtlichen Offizieren vorgelesen worden, und galt für ein Muster guten Ausdrucks; „geschickt in der Feder" war aber ein Lob, das allgemein in höchstem Werthe stand, und von dem Einzelnen, der es empfing, auf die ganze Körperschaft, der er angehörte, überzugehen schien. Nach einigen Flittertagen, in denen ich alles seit der Trennung Erlebte getreulich mitgetheilt und dafür das inzwischen bei dem Regiment Vorgefallene vernommen hatte, nahm die gewöhnliche Tagesweise mich in Anspruch, und ich fand mich in eine von allen Seiten beschränkte, in ihren Leistungen und Genüssen langweilige, durchaus unergiebige Lebensordnung abgeschlossen. Als Vortheil mußt' ich mir anrechnen, wieder mit meinem Hauptmann von Marais zusammenzuwohnen; aber auch der Oberlieutenant der Kompanie war unser Genosse, und die Bauersleute, welche uns ihre kleine Stube hatten einräumen müssen, wollten nicht ganz auf sie verzichten. Diese Enge war sehr beschwerlich, besonders für jemanden, der nicht rauchte, und der oft zu schreiben wünschte. So lange das Wetter noch gut war, und man im Freien sein konnte, fand sich allenfalls Aushülfe; frühmorgens wurden die Truppen exerzirt, dienstliche Geschäfte vor dem Hause abgethan, darauf Spazirgänge und Besuche gemacht; wir ritten in die Nachbarschaft zu einigen Edelleuten, deren Töchtern wir den Hof zu machen versuchten, welches doch nur den Entschlossensten und Wenigstеklen gelang, denn diese Fräulein waren roh und schmutzig gleich den Bauerdirnen, nur Dünkel und Hoffahrt hatten sie vor diesen voraus, und erschienen dadurch um so widerlicher. Ein paar Ausflüge nach Tyrnau zu dem Fürsten von Reuß-Plauen ließen außer der gleichmäßigen Freundlichkeit, desselben wenig in der Erinnerung. Oft besucht' ich das Ufer der Wag; der reißende Strom stürzte seine wallenden Fluthen durch weite Wiesenfläche, die hin und wieder von Strauchwerk und Baumgruppen unterbrochen eine malerische Wildniß erschien, wo mächtige Weidenstämme theils modernd am

Boden lagen, theils in noch stehenden Trümmern üppig grünend abstarben; in dieser Einsamkeit, wo ich ungestört meinen Gedanken nachhing, und die Augen an den starken Natureindrücken erfrischte, verbracht' ich meine besten Stunden, oft in tiefer Wehmuth, oft auch in kräftiger Ermuthigung; mehr als hundertmal las ich hier, unter den Zweigen eines ungeheuern Weidenstumpfs, der wie ein Denkmal der Urzeit über die ganze Gegend hervorragte, die wenigen Briefblätter, die ich von Rahel noch bei mir führte, und steigerte das Andenken der Freundin so zur Gegenwart, daß ich mit ihr Gespräche zu haben, ihre Stimme zu hören, ihr Urtheil und ihren Rath zu vernehmen glaubte; stets kehrte ich dann gestärkt heim, und meine Kammeraden, die mich zufriedner und heiterer sahen, meinten mit Recht, ich müsse in der Nähe ein Geheimniß wünschenswerther Zusammenkünfte haben, deren Weg mir allein durch besondere Gunst eröffnet sei. Ich ließ ihre Vermuthungen unberichtigt, und suchte mich ihren Scherzen und Unterhaltungen, in denen die gute Meinung immer offen lag, so viel als möglich anzubequemen, so daß ich allen bei der größten Verschiedenheit der Ansicht und des Benehmens, doch im Ganzen als ein guter Kammerad galt und gehalten wurde.

Nur ein paar Persönlichkeiten, in denen das Niedrige und Gemeine so vorherrschte, daß mir kein Auskommen mit ihnen möglich war, wies ich entschieden von mir ab, und nahm eine geradezu feindliche Stellung gegen sie. Wenn Abends bei dem Stabsmarketender ein ziemlicher Kreis zusammen war, der leidliche Wein fleißig genossen wurde, in Scherz und Lachen auch der Muth fröhlich und kriegerischer Gesang angestimmt wurde, so entsagt' ich gern aller Kritik, und sang die fratzenhaften Strophen des Cramer'schen Liedes „Feinde ringsum" ohne weiters mit, als wär' es eines von Tyrtäus selbst; auch den Inhalt der schlechtesten Romane, der aus der Erinnerung erzählt und recht eigentlich mir zu Liebe aufgetischt wurde, um mir zu zeigen, daß in dem Regiment doch auch, wie sein Standort Prag ohnehin erwarten ließ, einige Belesenheit sei, wußte ich anständig genug hinunterzuschlucken und ließ mir nicht merken, wie schlecht

mir es mundete; an die mehr handwerksmäßige als ritterliche Ansicht des Soldatenwesens hatte ich mich schon gewöhnt, und die elenden politischen Meinungen fochten mich wenig an, ich erkannte, daß dieses alles hier vollkommen gleichgültig, diese Männer aber innerhalb ihres Berufes wacker und tüchtig seien, und ihre Stellung zwischen Höhern und Niedern gut genug ausfüllten. Allein es gab andre Anlässe, die mir nicht erlaubten, meine Denkart zu verhehlen, sondern mich zwangen, aus mir herauszutreten. Der älteste Hauptmann des Regiments, Namens Floriano, hatte von der Pike auf gedient, nach langen Jahren durch Tapferkeit und sonstiges gutes Benehmen es zum Offizier gebracht, und war allmählig zu seiner nunmehrigen Würde aufgestiegen. Seine Manieren verläugneten seine Herkunft nicht, unwissend in allem, außer im Dienste, den er pünktlich zu kennen stolz war, hatte er für nichts anderes Sinn, und da er von dem Bewußtsein seiner Stellung durchdrungen war, so sprach und handelte er gern imponirend; wobei er sich denn freilich oft arg vergriff und fast immer lächerlich wurde, so daß Witzworte über ihn gang und gäbe waren, und mancher Muthwillen gegen ihn ersonnen wurde. Sein höchster Ehrgeiz war, noch Major zu werden, was aber bei seiner Beschaffenheit weder wahrscheinlich noch rathsam war; als nun wirklich eine Beförderung im Regiment eintrat, und er übergangen wurde, fühlte er sich tief gekränkt; die Anstrengung, die er machte um dies doch einigermaßen zu verbergen, war gewiß höchst ehrenwerth, und man vergaß seine Lächerlichkeit, um ihn aufrichtig zu bemitleiden. Nur einer der jüngern Hauptleute war so roh und grausam, ihn wegen der erlittenen Zurücksetzung zu necken, und da der alte Mann die Stiche hinnehmen mußte, ohne Waffen dagegen zu haben, so war es bald kein Spaß mehr, sondern nur ein Jammer, wie denn auch alles Lachen aufhörte; als jener aber in seinem unwürdigen Martern fortfuhr, enthielt ich mich nicht länger, sondern schlug mich auf die Seite des alten Floriano und machte mit scharfen und bittern Worten dem Gegner ein so böses Spiel, daß er bald in seinem Grimm verstummte. Daß ein Fähndrich gegen einen Hauptmann so aufzutreten

wagte, war nicht gewöhnlich, aber es ging mir so hin, und hatte keine weitere Folge, als daß ich fortan in gutem Ansehen stand. Bei einer andern Gelegenheit hatte ich es abermals mit einem Hauptmann zu thun, einem Ausbunde von Liederlichkeit, der in Böhmen mit einem jungen reichen Mädchen verlobt war, und zwar sein ganzes zeitliches Glück von dieser Verbindung hoffte, aber doch so schamlos war uns die größten Schändlichkeiten zu erzählen, die er mit seiner Braut theils vorgenommen habe, theils vorzunehmen denke; er sah wohl, daß er die Zuhörer nur empörte, aber da es keiner ausdrückte, so trieb er es immer weiter, bis ich endlich ausbrach, und ihn versicherte, heirathen solle er das Mädchen nun nicht mehr, nicht umsonst habe er Namen und Wohnort genannt, ich würde sie und ihre Eltern zu benachrichtigen wissen, welche Reden er hier geführt, die Zeugen fehlten nicht, und würden, bei ihrer Ehre aufgefordert, die Wahrheit nicht verläugnen. Die Frechheit sank sogleich in Erbärmlichkeit, der Mann bat verwirrt und kleinlaut, die Kammeraden möchten ihm etwas Unart nachsehen, es sei ja nur in die Luft geredet, und so arg nicht gemeint! Man zuckte die Achseln, und ließ es gut sein; ich aber habe mit ihm nie mehr ein Wort gewechselt, wiewohl er seinerseits keinen Groll zeigte, sondern gern freundlich anknüpfen wollte. Späterhin verließ er das Regiment, und ich habe ihn darauf nicht wiedergesehen.

In dieser Zeit wurde mir auch zuerst ein Anblick, den ich schon lange gewünscht hatte, und der freilich in Ungarn kaum ausbleiben konnte. In der Nähe unsres Dorfes hatte sich eine Horde Zigeuner gelagert, und ich war nicht wenig beeifert, mir diese Leute zu betrachten. Alles was von ihrer Herkunft, Lebensart, ihren Künsten und Eigenheiten mir bekannt geworden, Geschichte und Poesie, rief ich mir in's Gedächtniß, und suchte es an der Wirklichkeit zu prüfen. Nun konnten sie zwar sich der Neugier der Augen nicht entziehen, aber jeder vertraulichen Annäherung und Erforschung wichen sie sorgsam aus; sie arbeiteten emsig als geschickte Schmiede, Kesselflicker, Stellmacher, sie sagten die Zukunft vorher, wenn es verlangt wurde, sie spielten auch zum Tanz

auf; aber weiter ließen sie sich nicht ein, ein unüberwindliches Mißtrauen hielt sie von uns getrennt. Die Männer waren durchgehends schön, und hatten ein trotziges, verwegnes Ansehen, von Weibern hingegen konnten nur ein paar jüngere leidlich heißen; die völlige Nacktheit der Kinder, und auch schon halberwachsener Jünglinge und Mädchen, in dieser Jahreszeit, schien aus Zufall oder Dürftigkeit nicht zu erklären, sondern auf irgend eine Satzung zu deuten. Eindringlich und aufregend klang ihr Nationalgesang, der Rakoczy genannt, der ihren Wohlthäter, einen Fürsten von Siebenbürgen dieses Namens, mit rührenden Klagelauten feierte. Dieser hatte sie aus ihrer schmachvollen Niedrigkeit zu erheben gesucht, ihnen bleibende Wohnstätten anweisen, sie zu Waffenehren befördern wollen, aber sein eigner Untergang ließ sie nur um so tiefer in das Elend zurückfallen, und das räthselhafte Volk schloß sich wieder um so mehr in sich selber ab. Sie wurden zum österreichischen Kriegsdienste herangezogen, und man rühmte sie als gute Soldaten, doch wollte man wissen, daß sie als solche die Abhärtung und Unverdrossenheit bald verlören, welche bei ihnen in freiem Umherschweifen oft an das Fabelhafte gränzten.

Als eine Reihe von Regentagen eintrat, wurde der Zustand, der bisher schon peinlich genug gewesen, wahrhaft verzweiflungsvoll. Man war buchstäblich auf die Stube beschränkt, draußen watete man im Koth, jeder Schritt war eine Anstrengung. Alles Exerziren wurde eingestellt, der Dienst nahm wenig in Anspruch. Daheim gab es keine Unterhaltung als etwa Rauchen und Kartenspiel. Unser enges Gemach, schon an sich übervölkert, nahm noch mehrere Gäste auf, Spielgenossen des Hauptmanns, welche den ganzen Tag nicht vom Platze wichen. Wir regneten völlig ein; keine Nachricht, keine Zeitung drang mehr zu uns, niemand empfing Briefe; Bücher waren weder im Dorfe noch im Regiment zu finden, mein kleiner Homer war in diesen Nöthen ein Schatz, für den ich dem Himmel dankte, aber ihn zu genießen war so leicht nicht. Zu halben Tagen saß ich draußen am Feuerheerd und suchte zu lesen; aber, wie drinnen die Kartenspieler, störten mich hier die Slowaken; in andrer

Zeit wären sie vielleicht der Gegenstand unterhaltender Beobachtung geworden, ihr Wesen verrieth manches Eigenthümliche, aber diesem nachzuspüren, die Hülle von Schmutz und Störrigkeit und Mißtrauen, unter der es versteckt lag, zu durchbrechen, fehlten mir damals Geschick und Stimmung. In der Verzweiflung fiel ich über die Früchte her, die der Herbst reichlich brachte, und aß immerfort Aepfel und Nüsse, als wenn es eine Kur gewesen wäre. Zuletzt warf ich mich tagelang auf mein Bett, in dessen Federn ich versank, und befliß mich einer völligen Unempfindlichkeit nach außen, um ganz den innern Bildern und Träumen zu leben, die ich leicht hervorrief, und die mich in ihrer Art beglückten. Allein dieses Glück mußte ich bald wieder aufgeben, denn der gewaltsamen Anspannung der Nerven folgte schnell die Erschlaffung, die um so bedenklicher war, als bereits die in Ungarn besonders gefährlichen Herbstfieber herrschten und leicht in Nervenfieber ausarteten, die auch schon in Wagha häufig vorkamen. Ein paar Tage fühlt' ich mich dem Erkranken ganz nahe, und flößte auch der Umgebung schon Besorgnisse ein, indeß kam ich mit einigen leichten Schauern noch glücklich ab.

Das Wetter klärte sich ein wenig auf, und ein frohes Ereigniß erheiterte meine Tage noch mehr. Alexander von der Marwitz, der mit dem Klenau'schen Chevauxlegersregiment ebenfalls nach Ungarn gekommen war, hatte meinen Aufenthalt erfahren, und kam mich zu besuchen. Ich war überglücklich, hier in dieser Oede einen norddeutschen Freund zu umarmen; auch ihm war ich jetzt mehr, das war deutlich, als ich jemals in früherer Zeit ihm hatte sein können. Das Bedürfniß, uns gegeneinander auszuschütten, war auf beiden Seiten gleich groß. Was hatten wir nicht alles zu erzählen, zu erörtern, wechselseitig in Erinnerung zu rufen! Wir sprachen von Rahel, von den Freunden, von den Kriegsvorgängen, den nächsten Aussichten und Planen, den persönlichen Begegnissen und Empfindungen. Ueber sein Mißgeschick in Olmütz ging er mit düstrem Unmuthe schnell hinweg, die schlimmen Folgen für ihn hatten sich auf kurze Haft beschränkt, er suchte den ganzen Vorfall zu vergessen.

Seine sonstige Lage und Stimmung war ungefähr der meinigen gleich, nur daß ihn die Umgebung noch fremdartiger ansprach, als mich, er legte unwillkürlich immer einen idealern Maßstab an, und die Macht einer mißfälligen aber unabweisbaren Wirklichkeit brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Auch er litt gleicherweise an der Einsamkeit und an der Gesellschaft, auch er hatte nur ein Buch, an dem er sich labte, das er immer auf's neue las, nämlich Friedrich Schlegel's Gedichte, und da er meinen Homer entdeckte, schlug er mir vor, auf einige Zeit zu tauschen. Er hatte sich mit ernsten und schweren Dingen beschäftigt, aber er gestand mir, daß er unter dem Widerspruch und Druck einer schalen Alltäglichkeit sich endlich stumpf dieser hingegeben, und den Zeiten gemäß eine ihm sonst fremde Leichtfertigkeit angenommen habe. Durch unser Wiedersehen erglühte er auf's neue für höhere Ansichten. Er theilte mir einen Operationsplan mit, den er für den Wiederbeginn der Feindseligkeiten ausgearbeitet hatte, und was auch der kundigere Stratege dawider einwenden mochte, Geist und Kühnheit sprachen aus dem Werk, und mancher gesunde Gedanke lag darin, dessen Würdigung aber eher bei dem Feinde zu suchen gewesen wäre, als bei dem österreichischen Hofkriegsrathe.

Wir verlebten ein paar Tage sehr angenehm, soviel als möglich im Freien, denn die Gesellschaft der Offiziere, wiewohl alle dem Gaste die größte Zuvorkommenheit bezeigten, mußte unsre eigentlichen Gespräche mehr oder minder stören. Als Marwitz sich zur Abfahrt anschickte, gab der Regimentskommandant mir ungefordert Urlaub, den Freund auf einige Tage zu begleiten. Wir hatten die herrlichste Fahrt, genossen hundert neue Eindrücke, und gelangten beim prachtvollsten Sonnenuntergang in die Klenau'schen Quartire.

Hier war das Leben reichlicher ausgestattet als bei uns, hier hatte man besseren Zufluß aller Art, und wußte doch einigermaßen, was in der Welt vorging. Es hatten sich eben neue Kriegsgerüchte verbreitet, und die jüngern Offiziere äußerten laut ihre Freude, während die ältern ungläubig blieben, und Marwitzens Schwadronskommandant, der besonnene und wohlunterrichtete Rittmeister Baron von Selby

unerschütterlich behauptete, der Frieden sei nur allzugewiß, und werde je später nur desto ungünstiger geschlossen werden. Auch mir wurde in diesem fremden Regimente die gastlichste Aufnahme zu Theil, und wir konnten nicht umhin, öfters unsre Betrachtungen darüber auszutauschen, wie bieder und herzlich diese Oesterreicher im Allgemeinen seien, wie kammeradschaftlich sie zusammenlebten, in wie gutem Ton und wechselseitiger Anerkennung, wobei denn doch schroffe Gegensätze nicht ausgeschlossen waren, und sich nicht selten hart berührten; aber leicht war alles geschlichtet — wenn auch bisweilen erst durch die Waffen —, und ausgesöhnt und vertragen ließ der Zwist im arglosen Weiterleben keine Spur zurück. Wir gestanden uns, daß bei unsern norddeutschen Landsleuten dergleichen Erscheinung seltner hervortrete, und daß sie hier mit dem ganzen Zustande Oesterreichs tief zusammenhänge; das militairische Band hatte hier Ungleichartigeres zu verknüpfen, und machte sich daher um so stärker geltend, während auch innerhalb desselben eine besondere Bildungsstufe gegen die gewöhnliche Umgebung schärfer abschnitt.

Wir fanden auch hier schöne Spazirgänge, die uns im Genusse der nächsten Naturreize zu den fernsten Gegenden und Zeiten entführten, besonders ergötzte uns das Homerisiren, das heißt das Hersagen, Besprechen und Anwenden Homerischer Verse, die uns in einem seltenen Grade geläufig waren. So entgingen denn auch die prächtigen ungarischen Viehherden in dieser Beziehung unsrer Aufmerksamkeit nicht, und waren ganz dazu gemacht, die griechischen Bezeichnungen zu tragen, ja diese wurden erst recht wahr an ihnen, an diesen stattlichen, kraftvollen und in ihren Bewegungen majestätisch-graziösen Farren und Kühen, mit den mächtigen, breit ausgebogenen Hörnern, den großen, ruhigen Augen, die wir mit Staunen und Wohlgefallen auf den Weideplätzen betrachteten. Einmal jedoch, als eine gewaltige Färse uns auf dem Rasen, wo wir uns hingestreckt hatten, immer näher kam und ebensowohl feindlich als nur neugierig sein konnte, beschlossen wir die Störerin zu verscheuchen, und warfen nach ihr mit kleinen Steinen, die umher lagen; anfangs fehlten wir und ärgerten uns über unsre wenige Geschicklichkeit,

während der Feind unbekümmert vorschritt, und unsres Bemühens zu spotten schien; daher wir uns aufrichteten, und nun größere Steine mit erhöhtem Eifer schleuderten; alsbald gelang ein Wurf, und das schöne Thier, schmerzlich getroffen, stand still, sah uns mit den großen Augen eine Weile vorwurfsvoll an, wandte dann ruhig um, und schritt langsam in den Busch zurück, aus dem es hervorgekommen war. „Haben Sie das gesehen?“ rief Marwitz, „welch imposanter Rückzug!“ — Ja, versetzte ich, die Kuh hat sich vortrefflich betragen, wir aber sehr schlecht! — Wir schämten uns, und obschon wir lachen wollten und wirklich lachten, so blieb doch das ernste Gefühl der Scham in voller Kraft, wir gestanden uns, daß wir durch das Thier eine sittliche Lehre empfangen hatten, die wir in gutem Werthe zu halten dachten, wie denn wirklich nach mehreren Jahren, als wir uns in Berlin wiedersahen, Marwitz mich nachdrücklich fragte, ob ich noch der Kuh in Ungarn gedächte, die uns so blamirt habe? —

So geschieht es, daß unser Sinn, während er für allgemeine Zustände, in deren Mitte wir leben, sich zur Unempfindlichkeit verhärten muß, einzelne Vorgänge, die uns persönlich durch einen sittlichen Kern anstoßen, mit aller wohlbewahrten Weichheit umfaßt. Gewiß hatten wir die Gewaltsamkeit der Kriegszustände in tausend schreienden Zügen der Härte und des Unglücks vor Augen, und konnten in jeder Stunde hundertmal unsre Menschenliebe und unser Rechtsgefühl empört finden; ja wir halfen wohl gar unwillkürlich durch unsern Stand das Unrecht und die Leiden mehren, welche unsern Mitmenschen widerfuhren; aber diese Mißgeschicke waren nicht mit zarter Wehmuth zu behandeln, sondern bedurften eher der zornigen Kraft eines Helden, der zu sein der Unberufene sich nicht anmaßen darf, dem aber, wenn er erscheint, zu folgen und beizustehen jeder berufen ist. Zwar die Feindseligkeiten waren eingestellt und Blut wurde jetzt nicht vergossen, aber schwerer als Tod und Wunden auf dem Schlachtfelde trafen jetzt Krankheiten unser armes Kriegsvolk und wütheten schrecklich in seinen Reihen! Der erkrankte Soldat gab sich augenblicklich verloren, und er war es fast

immer, denn in das Spital gebracht, konnte er in den seltensten Fällen der Ansteckung der dort schon herrschenden Faulfieber entgehen! Schon hatten auch die Spitäler keinen Raum, die unglücklichen Leute lagen schaarenweise unter Wagenschuppen, oder auch in Höfen unter freiem Himmel, aller Nässe und Kälte des Oktobers ausgesetzt; es fehlte in den meisten Orten an schicklichen Gebäuden, die ansehnlichern gehörten fast immer den Edelleuten oder bevorrechteten Körperschaften, die nach ungarischem Gesetz keiner Einquartirung unterworfen sind. Man suchte die Noth dadurch zu mindern, daß man die Kranken zu Tausenden nach Niederungarn schaffte; ich selbst habe zahlreiche Stromkähne mit solcher traurigen Ladung die Wag hinabeilen sehen, um nachher auf der Donau weiter zu schiffen; manche der Kähne, die bei Wagha anhielten, hab' ich bestiegen, und das Herz mußte sich bei dem Anblick empören! Die übergedeckten Bretter hielten nicht überall den Regen ab, an gehörige Erwärmung, Erquickung und Pflege war nicht zu denken; die Ausdünstungen des Flusses verursachten schnelle Verschlimmerung, die spärlichen Arzneien blieben wirkungslos unter diesen gehäuften Nachtheilen. Ob und wo die Armen lebend anlangten, hab' ich nicht erfahren, aber es ist gewiß, daß keiner von ihnen zurückkehrte.

Dieser Zustand, den wir heftig besprachen und der unser Menschengefühl empörte, hatte nebenher auch seine politische Wichtigkeit. Das ganze Heer, welches im August und September mit bewundernswürdiger Anstrengung sich wieder stark und schlagfertig aufgestellt hatte, sank im Oktober auf die Hälfte seines Bestandes zurück, und die Angabe, daß neunzigtausend Kranke gezählt wurden, war ein Hauptgrund, den Frieden um jeden Preis nöthig, die Wiederaufnahme des Kampfes für ganz unmöglich zu erachten. Unter solchen Umständen mußte auch dem Eifrigsten jede Lust und Hoffnung des Krieges erlöschen, und auch wir, die wir noch an künftigen, in besseren Händen nochmals möglichen Aufschwung dieser Sachen glaubten, mußten uns eingestehen, daß für jetzt ein schleuniger Frieden zu wünschen sei.

Für Marwitz und mich führten diese Verhältnisse noch

eine hartbedrängende persönliche Beziehung herbei. Wir gehörten Oesterreich nicht an, wir waren gekommen, um gegen die Franzosen zu fechten, der Frieden schnitt uns von diesem Zwecke völlig ab; wir mußten neue Bahnen eingehen, und im österreichischen Friedensdienste zu bleiben, war ein eben so bedeutender Entschluß, als den Abschied zu nehmen. Doch schien, bei dem traurigen Zustande Norddeutschlands und bei der Schwierigkeit, mit unsern erschöpften Mitteln nach England oder Spanien zu gelangen, der österreichische Dienst uns ein für die nächste Zeit nicht zu verscherzendes Gut, die einzige Stätte, uns für bessere Zeiten sicher und ehrenvoll aufzubewahren! In Marwitz, dessen Stellung fester und einfacher war, gediehen diese Ueberlegungen schon damals zu reifem Vorsatz, den er auch folgerecht ausführte. Ich, loser gestellt und in Wünschen und Möglichkeiten auf mannigfachere Entwickelungen angewiesen, konnte wohl vorläufig dieselbe Richtung einhalten, jedoch mit der Ungewißheit, ob ich nicht im nächsten Augenblicke würde genöthigt sein sie wieder aufzugeben.

Solch aufregende und beunruhigende Erörterungen konnten indessen den Gang unsres jetzigen Stilllebens nicht ändern, und führten dasselbe in zwiefacher Richtung, nach außen in den gegebenen Verhältnissen, nach innen wie Geist und Phantasie es vermochten, gelassen fort. Kein einziger der beiderseitigen Kammeraden verrieth einen Hang an der letztern Richtung irgend Antheil zu nehmen, oder hatte nur einen Begriff davon, aber alle ließen das Wesen gelten, ja ehrten dasselbe, ohne den Anspruch zu haben, in dasselbe einzudringen; wir konnten nicht umhin, dies als eine ächte Freisinnigkeit anzuerkennen, die wir auch unsrerseits üben lernten, indem wir für jede einzelne Eigenschaft und Tüchtigkeit in unsrer Umgebung einsichtig und gerecht zu sein strebten, und hiebei mit Verwunderung oft Gutes und Bestes fanden, wo wir es am wenigsten erwartet hatten. Blieb uns eine gewisse norddeutsche Bildung, wie sie litterarisch überliefert wird, für uns selber ein unentbehrliches Element, so erließen wir dasselbe doch gern den Andern, wo das Licht ohnehin nur als Blendung hinstreifte. Wir erkannten uns zu dieser Billig-

keit eigentlich schon durch Rahel angeleitet, denn wie unsre Kammeraden unter, so stand sie offenbar über jenem Flitterscheine, der in letztem Betracht ja wirklich nur Werth hat, insofern er ein Wesentliches ausdrückt oder auszudrücken fähig ist. Zu Rahel kehrten unsre Unterhaltungen immer zurück, und hatte ich den Vortheil, sie länger und genauer zu kennen, so stand Marwitz mir in Sinn und Eifer für sie kaum nach.

Als ich in Wagha zurück war, fand ich den jüngern Bruder des Obersten, Grafen Eugen zu Bentheim, angelangt, der den Bruder besuchen wollte und dessen Ankunft ungeduldig erwartete. Dieser junge Mann, bildschön und lebenskräftig, war kurz vor Ausbruch des Krieges bei der Reiterei in Dienst getreten, hatte die ungeheuern Schlachten mitgefochten und eine schöne Hiebwunde davongetragen, nahm aber diese wichtigen Vorgänge in unbändiger Jugendlichkeit so leicht, als wären es Knabenraufereien gewesen, und alles trat in den Hintergrund vor dem nächsten Augenblicke der unmittelbaren Gegenwart. Da diese ziemlich leer und arm erschien, so suchte er sie durch Muthwillen zu beleben, dessen Stoff in ihm unerschöpflich war. Eben so gutmüthig als lebhaft und heiter, war sein Treiben uns die willkommenste Ergötzlichkeit, und es war nicht seine Schuld, wenn er nicht mit allen Offizieren binnen vierundzwanzig Stunden auf Du und Du stand. Er allein belebte den düstern armen Aufenthalt und lockerte und verwirrte einigermaßen die Fäden, in welche unsre Tagesordnung verknüpft war. Die Erscheinung des Obersten wurde sehnlich gewünscht, und gab denn auch allem sogleich ein neues Ansehen. Alle Lässigkeit schwand, Eifer und Hoffnung traten an die Stelle, neue Aussichten eröffneten sich. Er trug den bei Wagram verwundeten Arm noch in der Binde, sah leidend aus und noch längeren Ausruhens bedürftig, aber auch voll Muth und Feuer, und recht wie ein Anführer, dem man gern folgen mag; er hatte auf der Herreise Freunde gesprochen, die im Wechsel der Schwankungen gerade von einer kriegerischen erfaßt waren, und diese Täuschungen hatte er mitgebracht.

Der jüngere Bruder blieb nur noch ein paar Tage und

ging dann wieder zu seinem Regiment. Für mich ordnete sich bald ein angenehmes Verhältniß, der Oberst bezeigte mir entschiedenes Wohlwollen, zog mich in seine Nähe und gewöhnte sich, der sonst gegen Untergebene ungemein zurückhaltend war, mit mir vertraulich zu reden, sowohl über allgemeine Sachen, als auch über solche, die ihn und seine Familie betrafen. Nicht wenig kam hiebei mir zu Statten, daß ich gleich ihm aus Westphalen stammte, ein Vorzug, der bei ihm sehr viel galt. Alles was ich mit Marwitz verhandelt hatte, kam auch hier wieder zur Sprache, wenn auch aus andern Gesichtspunkten und mit andern Ausdrücken. Ich erfuhr von dem Obersten den genauen Stand mancher hohen Verhältnisse, die in Oesterreich dem vertrauten Kreise der Vornehmen kein Geheimniß zu sein pflegen, aber es dabei doch für die übrige Welt oft lange bleiben. In allen Klassen und Gebieten findet sich dergleichen, was der Wissende nicht leicht preisgiebt, und die Freimaurer sagen nicht ohne Grund, wer ihr Geheimniß verrathe, habe dasselbe nie recht gewußt. Auch mir wurde alles, was mich über diese Hof- und Staatswelt vertraulich aufklärte, zur wahren Einweihung, es wurde mir angehörig, aber band mich zugleich, ich fühlte mich nur um so mehr als Oesterreicher. Schweigen ist keine Billigung, und was für das Leben des Tages gefesselt sein muß, wird für die Geschichte der Vergangenheit ohnehin wieder frei; das Recht der Wahrheit bleibt somit ungeschmälert, wobei indeß nicht außer Acht zu lassen ist, daß so vieles im Augenblicke Wichtige späterhin völlig unbedeutend wird, und gerade die Geschichte es ist, welche, indem sie die Form des Geheimnisses zerbricht, auch seinen Inhalt oft wegwirft. In den Verhandlungen jener Zeit jedoch stiegen, ich kann es nicht läugnen, auch trostlose Erbärmlichkeiten zu bleibender Bedeutung auf, weil die Staats- und Volksgeschicke leider wesentlich mit ihnen verflochten lagen! — Wir machten ein paar Ausflüge die Wag hinauf und hinab, nach Trentschin und Komorn, und sahen bei dieser Gelegenheit, daß unsre Sachen nirgends sehr glänzend standen, alle Anstalten waren vernachlässigt, bei der Vertheilung der Truppen schien der Zufall gewaltet zu haben, in den Arbeiten an den Werken

von Komorn zeigte sich kein Eifer. Für die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten schien nichts vorbereitet.

Inzwischen wurden die kriegerischen Nachrichten wieder durch friedliche abgelöst, und in den Truppen regte sich fast nur das Verlangen, baldigst in die heimischen Standorte abzumarschiren, wenigstens für den Winter nicht in Ungarn zu bleiben. Der Oberst, ungeduldig, beabsichtigte eine Fahrt nach Dotis in das Hoflager des Kaisers, wo jetzt alle politische Betriebsamkeit vereinigt war, und ich sollte ihn auf dieser Reise als Adjutant begleiten. Ich freute mich ungemein, auf diese günstige Weise dem Schauplatze näher zu treten, wo so viel Wichtiges zur Entscheidung lag. Ich hoffte nun endlich auch Gentz und Friedrich Schlegel aufzufinden und mit ihnen von den Freunden in Berlin zu sprechen. Schon war ein Tag für die Abreise vorausbestimmt und auch das Wetter schien sich vollends aufzuheitern, als unerwartet alle frohen Aussichten wieder schwanden.

Die noch unbefestigte Gesundheit des Obersten wurde durch den Aufenhalt in Wagha, in der Nähe des Wassers und so vieler Krankheiten, auf's neue erschüttert, und seine Willenskraft, die anfangs dem Uebel trotzen wollte, bewirkte nur, daß der verzögerte Ausbruch um so heftiger wurde. Der Kranke wollte sich noch immer nicht fügen und machte dem Regimentsarzt große Noth. Dieser war ein guter Mann, auch geschickt genug, aber etwas verzagt, und alles was der Kranke sagte, klang ihm noch zu sehr als Befehl des Obersten, dem zu gehorchen er gewohnt war. Er war daher sehr erfreut, als der Oberst verlangte, er solle mich zu Rathe ziehen. Das Brown'sche System, bei uns im Norden schon verdrängt, stand in Oesterreich eben in voller Blüthe und auch unser Arzt war ihm zugethan. Mir waren diese Formeln noch geläufig und ich verständigte mich leicht mit ihm. Seinen Anordnungen konnt' ich unbedingt beipflichten, es kam nur darauf an, ihnen bei dem Kranken das Gewicht meiner Zustimmung zu geben. Ein Aderlaß that die beste Wirkung, und die beginnende Genesung machte mir außerordentlichen Ruhm. Ich aber mußte theils lachen, theils ergrimmen, daß die Ironie des Schicksals mich, der ich die

Medizin fliehend die Waffen erwählt hatte, inmitten der Waffen doch wieder auf die Medizin warf. Aber ich sollte diese Ironie bald noch schärfer empfinden!

Die Generale in Szered hatten die Erkrankung des Obersten erfahren und drangen darauf, daß er aus dem ungesunden Wagha nach dem besser gelegenen Szered gebracht würde. Vergebens thaten wir Einspruch, der Oberst selber wünschte in Szered zu sein, und die Stabsoffiziere entschieden, seinem Wunsche und dem Verlangen der Generale sei nachzugeben. Schon auf der Ueberfahrt verschlimmerte sich der Zustand und war gleich nach der Ankunft bedenklich. Statt des Regimentsarztes, der in Wagha blieb, übernahm ein Unterarzt, ein kenntnißreicher, wackerer Mann, der sich in Szered befand, die Kur, und verschrieb angemessene Arznei, die ich durchaus billigen mußte. Zum Unglück aber war ein Oberstabsarzt in der Nähe, und als der von dem vornehmen Kranken hörte, drang er bei uns ein, that die üblichen Fragen, erstattete den Generalen Bericht und machte ihnen begreiflich, daß ein Mann vom Stande durch einen Arzt von Rang behandelt werden müsse. Er kehrte mit hohem Auftrage zurück, löste den Unterarzt ab, verwarf die bisherigen Mittel und verschrieb andere, weit schwächere. Der Kranke phantasirte, merkte aber doch, daß ein andrer Arzt ihn behandelte, wurde darüber zornig und wollte nichts mehr einnehmen; da er sichtlich schlimmer wurde, und die Mittel offenbar unzulänglich waren, so erlaubte ich mir, dem Oberstabsarzt einige Bedenken zu äußern, die aber zur Folge hatten, daß er seine Arznei noch verringerte und höheren Orts vorstellte, wie unerhört und unstatthaft es sei, daß ein Fähndrich sich in ärztliche Sachen mische.

Eines Nachmittags wurde ich von dem Krankenbette, das ich weder bei Tag noch Nacht verließ, durch eine Ordonnanz abgerufen, weil mich jemand sprechen wolle, der unten vor dem Hause auf- und abging. Ein kleiner gedrungener Mann, von feinem und kräftigen Aussehen, sagte mir mit kurzen Worten, er sei der General Freiherr von Wacquant-Geozelles, unser Divisionär, und habe vom kommandirenden General Grafen von Sommariva den Auftrag, mich zur Rede zu

stellen und mir streng zu untersagen, in die medizinische Behandlung meines Obersten irgendwie einzugreifen, wobei er in eignem Namen hinzufügte, er glaube wohl, daß ich in guter Meinung gehandelt, aber ich solle bedenken, welch gefährliches Spiel ich triebe, der Oberst sei ein Mann von größter Auszeichnung, im Heer und am Hofe höchst geschätzt, was sich mit dem ereignete könne nicht unbeachtet vorübergehen, und wenn seine Krankheit einen schlimmen Ausgang nähme, würde es unfehlbar heißen, ich hätte ihn umgebracht; beten Sie nur zu Gott um seine Genesung, schloß er seine Ermahnung, denn wenn er stirbt, so weiß ich nicht, wie Sie der schwersten Verantwortung entgehen wollen! — Ich kannte den General schon von Wagram her und als einen unsrer tapfersten und gebildetsten Anführer. Ich hatte ihn ausreden lassen, und obwohl im Innern heftig bewegt, erwiederte ich doch mit möglichster äußerer Ruhe: wenn der Oberst an dieser Krankheit stürbe, so würde ich dies als ein so großes Unglück empfinden, daß mir alles, was mich sonst beträfe, dagegen gleichgültig wäre; ich aber hoffte, der Kranke werde genesen, und geschähe das nicht, so wäre nicht ich, sondern der Eigensinn und Dünkel des Oberstabsarztes Schuld, der ihn unrichtig behandle, und dessen Takt und Kenntniß ich für äußerst gering erklären müßte. Darauf erzählt' ich ihm den ganzen Hergang, wie der Oberst, von meinen Studien unterrichtet und meiner Einsicht ganz vertrauend, nur auf mich hören wolle, wie von ihm selbst und von den Stabsoffizieren des Regiments mir anbefohlen sei, bei ihm zu bleiben, und wie ich nicht freventlich noch leichtfertig, sondern in der Noth der Umstände, und dabei mit sichrem Bewußtsein, mich einer Aufgabe unterzogen, die ich allerdings lieber gemieden hätte; ich legte ihm darauf dar, wie der Oberstabsarzt nur schwache Mittel anwende, mit denen ein solches Nervenfieber nicht könne bezwungen werden, in vierundzwanzig Stunden sei es vielleicht zu spät, und ich sei entschlossen, dem Kranken, wenn man nicht durch Gewalt mich verhindre, noch in dieser Nacht Moschus und Kampher zu geben, weil ich wisse, daß dieses die rechten Mittel seien, dies hätte ich auch schon, weil ich der Verantwortung nicht

feige mich entziehen wolle, dem Unterarzt vertraut, der glücklicherweise mein Urtheil bestätigt, und mir auch die Arzneien verschafft habe; ich schloß mit der Erklärung, nachdem ich nun mein Gewissen befreit und die Lage der Dinge dargelegt, müsse ich mich gänzlich der höheren Entscheidung überlassen, und wenn der Herr General mir befehle, zum Regimente zurückzukehren, so würde die nächste Viertelstunde mich nicht mehr hier finden; was aber dann aus dem Kranken werden möge, das wolle ich nicht verantworten.

Ich will nicht läugnen, daß der Eifer dieser Rede, wiewohl vor allem ein gutes Gewissen sie stärkte, doch zum Theil auch durch das Gefühl der wirklich beängstigenden Lage geweckt wurde, in die ich mich gedrängt sah. Ich fühlte, daß ich Ursache hatte, hier alle Kraft aufzubieten, um die unglücklichste Niederlage abzuwenden. Wir gingen vor dem Hause, und standen auf Augenblicke still, während welcher der General mich mit durchforschenden Augen prüfte. Der treffliche Mann erkannte bald, daß hier ganz außergewöhnliche Umstände walteten, und erwog die mannigfachen Momente mit rascher Umsicht. Das Ergebniß war, daß er meinen Eifer und meine Hingebung rühmte, mein Verbleiben bei dem Kranken für unerläßlich erklärte, auch keineswegs mir die Hände binden wollte, so zu verfahren, wie ich es vor Gott und meinem Gewissen rechtfertigen könnte, nur gab er mir wiederholt zu bedenken, daß ein schlimmer Ausgang mir die Rechtfertigung vor den Menschen fast unmöglich machen würde! — Mit bestürmtem Innern kehrte ich zu meinem Kranken zurück, der inzwischen unruhig nach mir verlangt hatte. Mein Entschluß wankte nicht, und ich gab die schon bereitgehaltene Arznei. Mich konnte nicht stören, daß auch noch der Kommandirende, Graf von Sommariva, mich zu sich auf das Schloß beschied, und auf den empfangenen, wiewohl vortheilhaften Bericht des Generals von Wacquant mir doch dessen Warnungen nochmals einschärfen wollte. Die ganze Nacht und den folgenden Tag und abermals die ganze Nacht hindurch ließ ich regelmäßig Dosis auf Dosis folgen, unter größter Anspannung des Körpers wie des Gemüths, es war ein Kampf auf Leben und Tod. Endlich erfolgte

die Krisis, die Krankheit war überwunden, die glücklichste Herstellung in Aussicht. Aber nun galt es doppelte Sorgfalt, um alle schädlichen Einflüsse abzuwehren, nicht nur solche, die der Zufall und der sehr eigenwillige Kranke selbst herbeiführen konnte, sondern auch die einer blinden ärztlichen Behandlung, welche den unerwarteten Erfolg als ihr Verdienst ansprechen wollte. Eine Veränderung, welche in der Stellung der Truppen vorging, entfernte glücklicherweise den Oberstabsarzt, und nur ein wackerer Oberarzt, Dr. Maschka — wenn ich mich recht erinnere, vom Regimente Erzherzog Rainer — beaufsichtigte die weitere Genesung.

Diese schritt jedoch überaus langsam vor; wir waren im tiefsten, unfreundlichsten Herbst, die Wohnung eng und schlecht, es fehlte an allen Unterstützungen; auch die Generale hatten Szered verlassen, und ihre Theilnahme und Autorität mußten wir in so manchen Fällen sehr vermissen. Wir hatten Quartir bei einem katholischen Pfarrer, der nebst einer Schwester, die ihm sein Hauswesen führte, nur unmuthig die aufgebürdete Last ertrug, und jede kleinste Gefälligkeit versagte. Der Name Ketzer zeigte genug, was man von uns hielt. Glücklicherweise befand sich außer der Dienerschaft des Obersten noch ein Korporal als Ordonnanz bei uns, der unter diesen Umständen uns zur größten Hülfe wurde. Er hieß Busch, und war von Köln am Rhein gebürtig, also eine Art Landsmann von mir und dem Obersten. „Laßt mich nur machen!“ rief er, „ich bin aus einem erzkatholischen Ort, ich will gut kölnisch mit den Leuten reden; mögen sie uns die Hölle heiß machen, aber nur auch das Feuer im Ofen und auf dem Heerd nicht sparen!“ Wie er es angefangen, bleibe dahingestellt, genug er setzte sich bei dem Bruder in Ansehn und bei der Schwester in Gunst, schaltete in der Küche nach Belieben, sorgte für gute, reinliche Brühen, und uns Allen kam seine Bemühung zu statten. Das Eine hatte er sich ausgebeten, daß er sich für einen Feldwebel ausgeben dürfte, denn als Korporal würde er kein Glück machen; die Scheinerhöhung wurde gern erlaubt, und dem durchtriebenen, in Listen und Anschlägen gewandten Mann gelang es in kurzer Zeit, den Schein zur Wahrheit umzuwandeln, er führte,

als er zum Regimente zurückkehrte, anstatt des Haselstocks wirklich das spanische Rohr. —

Wie die Kräfte des Obersten nur etwas zunahmen, wuchs auch seine Ungeduld und die Schwierigkeit ihn zu behandeln. Er verlangte die Regimentsgeschäfte zu führen, wollte den Stand der politischen Angelegenheiten wissen, ereiferte sich über die Unkunde, in der wir lebten, äußerte den größten Mißmuth, und begehrte aus der Enge in die große Welt hinaus. Da der Frieden nicht zu bezweifeln war, so dachte er den Dienst auf eine Weile zu lassen, nach Pisa zu reisen, und in den dortigen Bädern sich von Wunden und Krankheit zu erholen, so wie des Unglücks der Zeit zu vergessen. Ich sollte ihn auf dieser Reise begleiten, und mußte vorläufig den Plan, der ihn schmeichelhaft beschäftigte, seinen Angehörigen mittheilen, besonders auch seiner Schwester, der Fürstin von Solms-Lich, die er zur Mitreise zu bereden wünschte. Das Regiment lag noch immer in Wagha, in dem traurigen Orte durch die Entfernung des geliebten Obersten völlig verwaist; täglich kamen Offiziere trotz Wegen und Witterung herüber geritten, um von seinem Ergehen zu hören, und als man ihm davon sagte, wollte er sie sprechen, forderte die Stabsoffiziere zu sich, und warf sich in ein Gewirr von Sorgen und Anliegen, das weit über sein Vermögen ging. Diese Aufregung der Nerven wurde bedenklich, es konnte ein Rückfall Statt finden, den zu verhüten wir alles aufboten. Sowohl die Stellung als die Gemüthsart des Kranken erforderten hiebei die zartesten Rücksichten, und es fügte sich von selbst, daß die Last der Dinge hauptsächlich auf mich fiel, sei es, daß eine Weigerung gegen ihn durchzusetzen, oder eine Thätigkeit in seinem Namen auszuführen war. Seine Dankbarkeit für mich erwies sich vorzüglich in dem gränzenlosen Zutrauen, das er mir nun schenkte, und nicht nur in Sachen, in denen ich dasselbe rechtfertigen konnte, sondern auch in Beziehungen, wo dies unmöglich war. Seinem Urtheil und seiner Willensmeinung konnte ich wohl schriftliche Gestalt geben, und allenfalls auch die eigne Meinung dabei geltend machen, allein, wenn er die Höherstehenden geradezu an mich verwies, und ihnen

sagte, sie sollten nur nach meinem Ermessen thun, so mußte diese Ungehörigkeit mich in die größte Verlegenheit bringen und den verdrießlichsten Verwickelungen aussetzen.

Mein Verhältniß zu dem Obersten war im Regimente bald bekannt, und zog mir mancherlei Ansprachen und Gesuche zu, die nicht immer ohne Schwierigkeit abzuweisen waren. Sogar Stabsoffiziere ließen sich herab, den Herrn Fähndrich zu bitten, daß er ihren Wünschen förderlich sein möchte. Abläugnen konnte dieser seinen Einfluß nicht, denn der Oberst selber sagte immerfort: „Sprechen Sie nur mit dem Herrn Fähndrich.“ War mir aufgetragen, ein günstiges Zeugniß oder Empfehlungsschreiben auszufertigen, wie öfters vorkam, so ließen freilich die Ausdrücke und Wendungen sich leicht von der Art finden, daß die Empfänger wohl befriedigt waren, und nie etwas Geschickteres gesehen zu haben betheuerten, wobei die ganze Zierlichkeit und Kraft bisweilen nur auf einem gutangebrachten „sowohl — als auch“ beruhten. Allein es kamen auch Gesuche, die ich dem Obersten zur Unterschrift nicht vorlegen wollte, sondern auf die Zeit seiner völligen Herstellung verwies. In den Tagen, wo sein Zustand die größte Ruhe forderte, kamen die Hauptleute von Marais und von Pirner zu mir, im Auftrage des Oberstlieutenants von Liezenmayer und Namens aller Offiziere, um mir vorzustellen, es sei zuverlässige Nachricht eingegangen, daß in Aussicht des nicht mehr zweifelhaften Friedens binnen wenigen Tagen ein höchster Befehl alles Avancement einstellen werde, da sei es dringend nöthig, für diesen Fall die noch vorhandenen Lücken unverweilt auszufüllen, der Oberst würde außer sich sein, wenn er späterhin sähe, daß dies versäumt worden, von ihm aber müsse die Sache ausgehen, seine Unterschrift sei durch keine andre zu ersetzen, nun seien zwei Lieutenantsstellen im Regimente offen, und zwei Fähndriche könnten noch das Glück dieser Beförderung genießen, der eine sei von Rechts wegen der dienstälteste Fähndrich, ein tapfrer Soldat, eben erst von seiner bei Znaym empfangenen Wunde genesen, der andre möchte ich selber sein, an dem zwar nicht die Reihe stehe, der aber in Betracht der ebenfalls erlittenen Verwundung diese Auszeichnung wohl verdiene. Ich fragte,

was der nächstfolgende Fähndrich, dem ich mich vorschieben sollte, für ein Mann sei? „O ein tüchtiger, ehrenhafter Krieger, dem alles Gute zu gönnen ist! Aber leider zwei Stellen sind nur offen!“ Ich ließ mir die schon bereitgehaltenen Papiere geben, füllte die leergelassenen Namenlücken aus, und ging zu dem Obersten hinein, den ich mit dem Zwecke bekannt machte und um seine möglichst feste und deutliche Unterschrift bat. Als ich wieder hinauskam und den beiden Hauptleuten die nun vollzogenen Ernennungen übergab, sahen diese mit Erstaunen die Fähndriche Trinkwalter und Wolfzettel zu Lieutenants befördert. Sie umarmten mich voll Rührung. Ich versicherte sie, ich hätte nichts gethan, als mir das Recht bewahrt, künftig unter den Offizieren freien und offnen Blickes zu erscheinen, denn wenn ich diese Umstände für mich zum Nachtheil eines braven und mehrberechtigten Kammeraden benutzt hätte, so würde ich stets die Augen haben niederschlagen müssen. Das Regiment aber pries über die Maßen meine Selbstverläugnung, und alle Offiziere, ältere wie jüngere, bezeigten mir um so mehr Achtung und Wohlwollen. Ich hatte wirklich nur die unerläßlichste Pflicht und wahrhaftig ohne den geringsten Kampf erfüllt; auch um höheren Preis hätte ich nicht anders handeln können, aber freilich galt meinem Sinn und Absehen ein solches Aufsteigen in den untersten Graden nicht als ein so großes Heil, wie es allerdings für diejenigen erscheinen mußte, deren ganzes Lebensziel innerhalb dieser Stufenfolge lag.

Unser Aufenthalt wurde von Tag zu Tag unangenehmer, besonders da die Truppen aus der Gegend mehr und mehr wegzogen, und auch an das Regiment in Wagha die Reihe kam; dasselbe auf den langsamen Herbst- und Wintermärschen durch das Slowakenland und Mähren nach Böhmen zu führen, konnte der Oberst ruhig dem bisherigen Kommandanten überlassen, weder Pflicht noch Ehrgeiz litten dabei, und zum Ueberfluß empfing er von obenher sogar die freundliche Aufforderung, sich demnächst in Wien einzufinden, den Zeitpunkt aber, daß der Weg dahin frei würde, einstweilen in Tyrnau abzuwarten. Wir benutzten den ersten etwas sonnigen Tag,

uns mit gehöriger Vorsicht in diese Stadt überzusiedeln, wo wir leidliches Quartir und manche Hülfsmittel fanden, die uns nach der langen Entbehrung in Szered von großem Werthe waren. Es gab wieder Zeitungen zu lesen, einige Bücher, auf den Straßen zeigte sich einiges städtische Leben, die Kaufläden, die Handwerke lieferten manches, was der Augenblick wünschenswerth machte. Unter andern fand sich ein Schachspiel, und der Oberst freute sich, mir darin überlegen zu sein und sich als mein Lehrmeister zu benehmen.

In Tyrnau, wo jetzt vielfacher Durchzug war, fehlte es nicht an Besuchen; ich sah hier den Obersten von Oberndorf wieder, der mich in Wagram zuerst an Bentheim gewiesen hatte, und mich nun beglückwünschte, daß ein so gutes Verhältniß entstanden sei; der General Graf von Weißenwolf war eine willkommne Erscheinung, er wußte feine Laune und soldatische Derbheit angenehm zu verbinden, und erzählte beißende Anekdoten mit großer Gelassenheit; auch der General von Wacquant fand sich zu einem Besuch ein, wobei er mich zwar besondrer Aufmerksamkeit würdigte, aber doch jede Anspielung auf jenes frühere Begegniß vermied, gleichsam als grause ihm noch vor der Gefahr, in der er mich damals schweben gesehen; sein Beruf zur Diplomatie, in welcher seine Thätigkeit nicht weniger als im Kriege sich hervorgethan, wurde in solchen Zügen auch bei geringen Anlässen kenntlich. Mehr als alles erfreute mich das unerwartete Eintreten von Marwitz; er hatte mich abermals ausgespürt, und wünschte mir Nachrichten aus Berlin mitzutheilen; jedes Gespräch mit ihm war mir ein Reiz und ein Gewinn, jedoch mußte ich diesmal einen großen Theil der Unterhaltung dem Oberst überlassen, der an Marwitz das ausgezeichnetste Wohlgefallen hatte, und auch ihm den vortheilhaftesten Eindruck machte. Die militairischen Ereignisse, die politischen Aussichten wurden gründlich und geistreich besprochen; inmitten der traurigsten Demüthigung, die der unglückliche, schmachvolle Frieden uns gebracht, während die Truppen mit gesenkten Fahnen in geschwächter Zahl heimzogen, nach dem größten Länderverlust, dem auch alles vorräthige und noch zu erschwingende Geld nachfolgen mußte, gab und empfing der ungeschwächte Kriegs=

muth schon wieder Handschlag auf neue Waffenentscheidung; nach vier Jahren, hieß es, werde Oesterreich erholt sein, und sein Heer auf's neue in's Feld rücken; den Frieden könnten wir uns als Waffenstillstand gefallen lassen. Auf welchen Umwegen sich diese Vorhersagung erfüllen würde, das lag ungeahndet in Dunkelheit.

Auf des Obersten dringende Einladung kam Marwitz noch ein zweitesmal nach Tyrnau. Es war eine neue Erhellung der im Grunde doch langweiligen Dämmerung, in der ich hinlebte. Als er eben zum Heimfahren in den Wagen steigen wollte, ereignete sich das Glück, daß mir ein Brief eingehändigt wurde, ein Brief von Rahel, der erste und einzige, seit meinem Weggehen von Berlin! Er war vom 8. Juli, und hatte vier Monate herumgeirrt, eh' er mich endlich in diesem Neste hier traf! Ein solcher Augenblick ist nicht zu schildern, und daß Marwitz ihn noch mitgenoß, mußte mir ihn auch in Rahel's Sinn erhöhen. Wir vertheilten die theuren Blätter, und lasen gleichzeitig. Denn mir fiel nicht ein, daß für Marwitz, den ich von gränzenloser Verehrung für Rahel erfüllt sah, etwas geheim zu sein brauchte. Der Oberst gestand, unsre Ergriffenheit übersteige sein Verstehen, von solchem Verhältnisse habe er bisher keinen Begriff gehabt, nun sehe er wohl die Wirkung, aber das müsse ein wunderbares Wesen sein, dem wir vereint so anhingen. —

Auch den Obersten traf noch in Tyrnau zuletzt eine Neuigkeit, die ihm Geist und Gemüth lebhaft ansprechen mußte. Die Offiziere des Regiments hatten einstimmig beschlossen, für ihn den Theresienorden zu fordern, und deßhalb dem Ordenskapitel, das zum Schlusse des Feldzugs Statt finden sollte, ihr Ansuchen eingereicht. Die Regel dieses Ordens bestimmt zwei Bedingungen, unter denen allein er angesprochen werden kann, nämlich daß eine Waffenthat unbefohlen aus freiem Entschlusse ausgeführt worden, und daß ein erheblicher Vortheil dadurch entstanden sei. Beide Bedingungen waren erfüllt, sowohl durch den gelungenen Angriff am Abend des 5. Juli, als durch den nicht minder furchtbaren am Abend des 6., bei welchem der Oberst ver=

wundet worden war. Seine Ansprüche wurden durch das Zeugniß des Regiments, durch das der höchsten Generale, und besonders durch das gewichtige und höchst günstige des Erzherzogs Karl, auf das bündigste begründet. Wenn man weiß, was der Theresienorden im österreichischen Heere bedeutet, so begreift man wohl, daß diese Angelegenheit mit großer Spannung und eifrigster Sorgfalt behandelt wurde. Es gab mancherlei zu erwägen, und viel zu schreiben; mir lag die Beschäftigung mit dieser Sache sehr an, und ich freute mich ihrer als wäre es meine eigne. Aber noch ein Offizier des Regiments, Hauptmann von Weitenfeld, hatte Ansprüche auf den Theresienorden, und auch ihm suchte ich nach Kräften förderlich zu sein. Daß er am Abend des 5. Juli bei dem Anstürmen der Franzosen vor der Fronte des Regiments den Erzherzog Generalissimus aus der Mitte von vier Franzosen herausgehauen, dem einen, der eben abfeuern wollte, das Gewehr weggeschlagen, den andern, der nach den Zügeln des Pferdes griff, niedergestochen, und die beiden übrigen in die Flucht gejagt hatte, war bezeugte Thatsache; zweifelhaft konnte nur sein, wie hoch man den Werth dieses Heldenstücks anschlagen würde. Der Hauptmann selbst rechnete nicht sehr auf den Orden, aber um so sichrer auf ehrenvolle Anerkennung, die ihm auch gebührend zu Theil wurde.

Nachdem dies alles, so weit es jetzt geschehen konnte, in Ordnung und Bereitschaft gebracht war, kam endlich die längstersehnte Nachricht von dem Abzuge der Franzosen von Wien, wo noch zuletzt, ohne Fug und wie zum Hohn, auf Befehl Napoleon's die Festungswerke gesprengt worden waren. Ergrimmt über solches Verfahren, aber doch froh, nur endlich die Hauptstadt frei zu wissen, beeilten wir die Abreise, und verließen Tyrnau und Ungarn, nach einem zweimonatlichen Aufenthalt, ohne sonderliches Bedauern. Gegen Ende des Novembers langten wir wohlbehalten in Wien an.

Zwanzigster Abschnitt.

Nach dem Wiener Frieden.

1809. 1810.

Wie ganz anders jetzt bot Wien sich dem Anblick dar, als noch vor wenigen Monaten! Ich hatte die Stadt im Sonnenschein verlassen, erfüllt und belebt von Glanz und Ueppigkeit, — zwar des Feindes, aber eines Feindes, der zu gefallen suchte, — aufgeregt in den Ansprüchen des Tages und gespannt in Erwartung der nächsten Zukunft; jetzt, in Dunst und Regen eingehüllt, entblößt des fremden Glanzes und der Wiederkehr des eignen noch ungewiß, nun entschieden die gebrachten Opfer und erlangten Nachtheile überschauend, gedemüthigt durch den Frieden, noch hart bedrängt und unselig bedroht durch dessen nächste Folgen, — das waren in der That starke Verdunkelungen des vorher so hellen Bildes! Die Augen wurden zumeist beleidigt durch den nach allen Seiten unvermeidlichen Anblick der Bollwerke, die zerrissen und gestürzt als mächtige Trümmer den Kern der Stadt umlagerten. In den bürgerlichen Verhältnissen begann die Entwerthung des Papiergeldes, das aus den abgetretenen Ländern zurückströmte und immer tiefer sank, als ein neues Unheil fühlbar zu werden, und Sorge, Mißmuth und Widerwillen brachen aller Ecken und Enden hervor. Damit kein Uebel fehlte, suchte die Verstimmung auch den Gegensatz auszubeuten, der zwischen den Dagebliebenen und den Wieder=

kehrenden sich finden ließ; diese warfen jenen vor, mit dem Feinde zu freundlich gewesen zu sein, worauf die erstern mit der Anklage antworteten, daß sie dem Feinde preisgegeben, daß überhaupt der Krieg so schlecht ausgefochten worden.

Gleich nach uns war der Kaiser Franz in Wien eingetroffen und hatte durch diese schnelle Wiederkehr die Einwohner freudigst überrascht und wirklich beglückt. Für einen Augenblick war alle Unzufriedenheit und Klage vergessen; man frohlockte, den geliebten Herrscher wiederzusehen; man drängte sich ihn zu sehen, ihm auf alle Weise zu bezeigen, wie er geliebt sei, wie sein treues Volk an ihm hänge. Im Burgtheater, wo er Abends in der Loge zuerst öffentlich erschien, jauchzte ihm unendlicher Jubel entgegen, das Beifallklatschen und Lebeturfen wollte gar nicht enden und die dankenden Grüße und Verbeugungen des Kaisers mußten seine Kräfte beinah erschöpfen. Ich war sehr nah, und seine schmächtigen, kummervollen Züge rührten mich tief; nur verwunderte mich die blitzartige Schnelligkeit, mit der sie vom Ernst in Freundlichkeit und von Freundlichkeit wieder in Ernst übersprangen, denn der Anlaß zu solchem Wechsel erneuerte sich immerfort. Man gab ein damals beliebtes Stück „Agnes Sorel", worin der Anspielungen auf einen bedrängten unglücklichen Fürsten genug vorkamen, die von den Zuschauern mit Leidenschaft aufgefaßt wurden und immer auf's neue einen Sturm der Begeisterung erregten. Niemand schien ein Arg dabei zu haben, daß die Vorgänge auf der Bühne mit dem Geschicke des Kaisers doch auch bittre Gegensätze lieferten, und daß man ihm ein Bild alles dessen vorhielt, was ihm nicht zu Theil geworden war. Drei Nächte hindurch war die Stadt freiwillig beleuchtet und neues Leben schien die Bürger zu beseelen, mit dem Kaiser war ihnen Muth und Zuversicht wiedergekehrt. Doch jemehr die Liebe und Begeisterung für den Kaiser laut wurde, desto bittrer äußerte sich zugleich der Grimm und Haß gegen die Personen, welche, wie man behauptete, seiner guten und hoffnungsvollen Sache durch Unfähigkeit oder Verrath geschadet hatten; in demselben Maße, wie der Herr gepriesen, wurden seine Diener verwünscht. Durch den langen Aufenthalt der Franzosen war ein Geist

20*

des Widerspruchs, des Tadels und Hohnes in dem Volk erregt worden, den man in ihm früher so nicht gekannt hatte. Die Ehrerbietung vor den höchsten Namen war verschwunden, der Unwillen achtete keiner Würden noch Formen, man konnte bedenklich wahrnehmen, was für gefährliche Elemente auch hier schon in der Menge hin und her wogten.

In dieser Atmosphäre, welche sowohl die höchsten als die untersten Kreise durchdrang, schien kein sonderliches Behagen zu hoffen, und die sonstige Anziehungskraft des Wiener Lebens übte wenige Wirkung mehr. Auch mein Oberst, von dem unfreundlichen Element widrig berührt, dachte nicht lange darin zu verweilen, sondern nach Besorgung der nothwendigsten Geschäfte die Reise nach Italien alsbald anzutreten. Wir waren im Gasthofe zum Erzherzog Karl eingekehrt, wo wir uns enge behelfen mußten, weil die besten Zimmer noch von Franzosen besetzt waren, die mit den österreichischen Behörden noch allerlei abzuschließen hatten. Die ersten Tage vergingen in trüber Zurückhaltung, denn wir mußten vor allem abwarten, daß unsre bürgerliche Kleidung fertig würde, da die österreichischen Offiziere die Uniform nur im Dienste zu tragen pflegten. Nun begannen wir unsre Besuche zu machen, jeder die seinigen, manche auch zusammen.

Die Häuser Arnstein, Pereira, Eskeles fand ich offen und freundlich wie immer; allein die Art, wie in diesen Kreisen die herrschende Unzufriedenheit sich aussprach, konnte mir nicht gefallen und wurde mir oft peinlich. Besonders war Frau von Arnstein leidenschaftlich aufgeregt; ihren Haß gegen die Franzosen überbot noch der Haß gegen diejenigen Oesterreicher, denen sie die Schuld der unglücklichen Kriegführung und des noch unglücklichern Friedens beimaß; natürlich kamen hiebei Aeußerungen vor, die ruhig anzuhören mir nicht geziemte. Bei einem solchen Anlasse, der durch die Zahl und Art der Zeugen noch unangenehmer wurde, gab ich ihr, mit Berufung auf Worte von Goethe, eine Erwiederung, daß sie verstummte, worauf ich mich empfahl und nicht wieder hinging. Bei Frau von Eskeles war dergleichen Verlegenheit nicht zu fürchten, alles war dort in gemäßigter Form, dagegen hatte die Unterhaltung viel von ihrem früheren

Reiz eingebüßt; die lebhaften Franzosen, die ich dort früher gesehen, waren durch niemand ersetzt, am wenigsten durch Bartholdy, der in diesen Kreisen nun eine Hauptperson war und in seinem eitlen Ehrgeiz oft die wunderlichsten Ansprüche machte; daß er Geist und Kenntnisse hatte, war ihm von allen Seiten zugestanden, daß er aber bei seiner Häßlichkeit ein Liebling der Damen sei und an Verschwendung, Sittenfreiheit und Weltton den glänzendsten Kavalieren gleichstehe, wollte man nicht gelten lassen; auch das politische Ansehn, welches er sich zu geben strebte, hatte keinen Grund und Halt mehr, die öffentlichen Angelegenheiten wurden nun in enger Häuslichkeit abgethan, wo für fremden Diensteifer kein Raum blieb.

Frau von Schlegel, die ich aufsuchte, lebte bald wieder mit ihrem Manne vereint, der aus Ungarn etwas später eintraf; auch sie hielten sich in bescheidener Stille, weil ihnen der Umgang in jenen Häusern, mit denen sie doch nahe Verbindung hatten, wenig behagen konnte. Zwar regte sich in Friedrich von Schlegel die Tadelsucht heftig und er mochte in manchen Urtheilen die Strenge der Frau von Arnstein noch überbieten, aber in seinen Aeußerungen beobachtete er die größte Vorsicht, denn ungeachtet er schon damals seine eignen Wege im Auge hatte und dem Gange der österreichischen Sachen oft gar nicht zustimmte, so schloß er sich doch möglichst an die Staatsbehörde an und suchte den Maßregeln derselben eine gute Seite abzugewinnen, die sich loben ließe. Anfangs hatte er viele Offenheit für mich und verhehlte seine tieferen Gedanken weniger; als er aber bemerkte, daß ich gerade in diesen von ihm abwich, wollte er auch seine Tagesmeinungen nicht mehr bloßgeben und verhielt sich schweigend, wenn ich, unbefangen und rücksichtslos, frei heraussagte, was mir in den Sinn kam. Seinen Geist und seine edlern Geisteswerke, seine Gedichte, Fragmente, kritischen Forschungen verehrte ich mit treuem Eifer, der ihm auch in der Oede, die ihn damals umgab, doppelt wohlgefällig sein mußte, denn er gestand, daß kein eigentlicher Wiener das Geringste von ihm wisse, oder höchstens ihn mit seinem Bruder verwechsle, der das Jahr vorher als Begleiter der Frau von

Staël dort einigermaßen bekannt geworden war; in Ungarn aber sei ihm widerfahren, daß man wohl von ihm gewußt, doch nur als von dem Verfasser der Lucinde, und daher gezweifelt habe, ob man ihn bei Damen einführen könne! Diesen berüchtigten Roman und das sinnliche Treiben, das ihm zu Grunde liegt, wollte er damals noch keineswegs preisgeben, wie er späterhin zu thun doch gezwungen war, indem sowohl er selbst als auch die Forderung der Welt sich in entgegengesetzter Richtung steigerten. Nicht in eben solchen Ehren, wie ihn, konnt' ich seinen Bruder August Wilhelm halten, obschon ich bekennen mußte, daß dessen Meisterschaft und Eleganz der Formen von jeher wie ein Zauber auf mich gewirkt habe; es half nichts, daß in dieser Zeit aus Coppet ein Brief von ihm eintraf, der mich und meine Freunde wegen des Doppelromans ungemein lobte, ich verspottete die Vornehmheit und Beschützerart, die aus seinem Briefe sprachen, und gewann mir dadurch auch bei Friedrich keinen Dank, der wohl selbst über den Bruder sich gern lustig machte, aber dies doch höchst ungern von Andern sah.

Der preußische Gesandte Graf Karl von Finckenstein, dessen Bekanntschaft ich nicht entgehen konnte, denn er hatte in Ungarn, von Berlin her angeregt, sich eifrig nach mir umgethan, war mir in mehrfacher Hinsicht merkwürdig. Wohlwollend, fein, mit Ansprüchen auf höhere Bildung, eifrig und sogar nachdrücklich in seiner Aeußerungsart, gab er dem prüfenden Blicke doch im Ganzen nur ein Bild gutmüthiger Schwäche; im Sittlichen, im Aesthetischen mochte er mit seinen angenehmen Eigenschaften noch leidlich auskommen, im Diplomatischen dagegen, wo sie noch am ehsten sich verbergen zu können schien, war seine Schwäche ganz offenbar. In Zeiten der mächtigsten Krisen war er unbedeutender geblieben, als es einem Gesandten Preußens, selbst damals in der freilich ungünstigen Lage seines Landes, erlaubt sein konnte. Er hatte das Gefühl seines Mißgeschicks, und allerdings trat ihm dieses bei jedem Schritte deutlich genug entgegen; er stand wie außerhalb des diplomatischen Verkehrs, erfuhr kaum die nothdürftigsten Neuigkeiten, suchte in Bartholdy's Betriebsamkeit Rath, und gab sich dadurch nur noch mehr bloß.

Früher war ihm einiger düstre Franzosenhaß noch günstig angerechnet worden, jetzt durfte dieser nicht zu sehr vortreten, denn gerade die diplomatischen Formen hatten die Aufgabe, in diesem Betreff den Schein freundschaftlicher Verhältnisse zu liefern. Von meinen Verbindungen in Berlin unterrichtet und dadurch sich mir näher fühlend, faßte er Vertrauen zu mir, klagte über seine Lage, wünschte sich zurückziehen zu können, hielt dies aber doch in keinem Betracht für möglich. Der Einblick in diesen liebenswürdigen, doch schwachen und für ein kräftiges Staatswirken ganz ungeeigneten Karakter machte mir vieles begreiflich, was ich früher von ihm gehört hatte, und ich empfand eine aufrichtige Theilnahme für den Mann, der bei mäßigen Lebensaufgaben ganz erfolgreich und glücklich hätte sein können, durch den Zufall aber an zu große war gewiesen worden. Zum Ueberfluß hatte er noch eine Geliebte, die ihn plagte und deren Gewalt er sich nicht zu entziehen wußte. Unter allen diesen Umständen mußte meine Theilnahme denn freilich eine unfruchtbare bleiben!

Bentheim, der mich in seine Kreise einführen wollte, versäumte nicht, seinen Freunden mich auf das günstigste vorzustellen, und mir wurde fast überall die beste Aufnahme. Bei den Fürsten Moritz und Aloys von Liechtenstein wurden vorzugsweise militairische Gegenstände besprochen, die letzten Kriegsereignisse führten auf die früheren Feldzüge zurück, und selbst Plane für künftige wagten sich hervor, denn der Friedensschluß hatte die Gesinnungen nicht versöhnt und in der Brust der Tapfern den Muth nicht gedämpft, der mit dem Feinde sich bald wieder zu messen hoffte; man sprach mit Verachtung von den Wenigen, die sich zu Gunsten einer wirklichen Befreundung mit Napoleon äußerten, und schonte dabei die nächsten Angehörigen nicht; selbst dem alten Fürsten Johannes von Liechtenstein, dessen Tapferkeit und Seelenstärke allgemein gepriesen wurden, nahm man es hier übel, daß er zu Herbeiführung des Friedens allzu eifrig mitgewirkt. Neben der militairischen Gradheit und Rauhigkeit dieser trefflichen Männer bewegte sich das anmuthigschöne Walten der Fürstin Leopoldine, der durch Schönheit

und Bildung ausgezeichneten Gattin des Fürsten Moritz, in freier Würde und Heiterkeit.

Ein glänzender Mittelpunkt für das gesellige Leben war der Graf Ferdinand Palffy, wo Theater, Kunst, Laune und Vergnügen, und insbesondere auch hohes Spiel, den politischen Antheil ganz in den Hintergrund drängten. Doch hatte dieser Mann auf die letzten Verhandlungen einen nicht unbedeutenden Einfluß gehabt, denn die Kaiserin schätzte seinen hellen Verstand und vernahm gern seine Ansichten; er war auf diese Art ein starker Stützpunkt der Kriegspartei gewesen und nur spät erst von der Nothwendigkeit des Friedens überzeugt worden. Aber von diesen Sachen war nun bei ihm keine Rede mehr, wenige Eingeweihte wußten um seine Betheiligung, und er selbst war der erste sie zu vergessen. Man mußte doch wohl eine edle Stärke und geistige Freiheit in solcher Sinnesart anerkennen, welche sich den wichtigsten Aufgaben eben so leicht entzieht als widmet, und in beiden Fällen kaum davon spricht. Sein Glück im Spiel, seine Theaterführung, seine pracht- und geschmackvolle Eleganz lagen ihm jetzt mehr an, als der politische Ehrgeiz, der ohnehin jetzt auch der eifrigsten Arbeit nur kurze Früchte verheißen konnte.

Bald war auch das Haus des venezianischen Grafen Jenizeo wiedereröffnet, wo sich eine auserlesene vornehme Welt einfand, die regelmäßig am großen Spiel hier Theil nahm; bedeutend waren die Summen, die jeden Abend hier umgesetzt wurden und deren Verlust bisweilen in die Lebensverhältnisse erschütternd eingriff; da mir das müssige Zuschauen nur langweilig war, und neben der Geselligkeit des Spiels keine andre recht aufkommen konnte, so hatte das Haus für mich keinen Reiz, und wenn ich den Obersten Abends dorthin begleitete, kehrte ich am liebsten schon vor der Thüre um.

Dagegen fand ich Behagen und Annehmlichkeit jeder Art in dem Kreise, der sich um die Gräfin Eleonore von Fuchs, geborne Gräfin von Gallenberg, vereinigte. Sie war weniger schön als lieblich, reizend und fein, sie hatte nicht eben hervorstechenden Geist noch irgend solche Talente, aber die an-

muthigste Laune, eine sanfte Munterkeit voll kleiner Blitze, die natürlichste, offenste Freundlichkeit, bemüht und sorglos zugleich, mit einem Wort ein hinreißendes Benehmen, dem Männer und Frauen gleicherweise huldigten. Von denen, die sich ihr angehörig bekannten, wurde sie „die Königin" genannt, ihre Unterthanen freuten sich der Ausbreitung ihres Reichs, und lebten in größter Eintracht mit einander. Bentheim, der Graf von Wallmoden und Graf von Neipperg, der Prinz Philipp von Hessen-Homburg, der Graf Nugent, eben so die Prinzessinnen von Kurland, besonders die jüngere, Herzogin von Acerenza, ferner eine Stiftsdame Gräfin Christine von Kinsky, häßlich, aber überaus klug, in höchstem Grade lebhaft und aufregend, und noch andre Damen hohen Ranges und Ansehens, waren hier ganz heimisch. Der Fürst Paul Esterhazy, die Fürsten Moritz und Wenzel von Liechtenstein, der Niederländer Boreel, der Engländer King, der Major Graf von Nesselrode, und Andre beschlossen hier die meisten ihrer Abende. Auch den Grafen von Cavriany, der im Lager von Wagram nützlich gewesen war, sah ich hier wieder, wo seine heitern Einfälle viel zur Unterhaltung beitrugen. Man bedauerte die Abwesenheit von Gentz, der aus Ungarn gleich nach Prag gereist war, des Freiherrn von Tettenborn, des Fürsten von Windischgrätz, und Anderer, die ebenfalls diesem Kreise angehörten. Diese Gesellschaft, aus den glänzendsten Bestandtheilen zusammengesetzt, hatte durchaus nichts von dem Zwange der großen Welt, dagegen alle Bildung und Freiheit derselben; Geschmack und Feinheit waren hier ein gemeinsames Element, in welchem jeder sich bewegte und seine Eigenheiten spielen ließ; von Schein und Ansprüchen konnte nicht die Rede sein, sie ordneten sich von selbst dem Wirklichen unter, was jeder war und leistete. Im besten Sinne durfte diese Gesellschaft die gute heißen, und ich habe selten genug andre gefunden, die ich ihr hätte gleichstellen können. Zwischen muntre Scherze und leichten Austausch unwichtigster Kleinigkeiten drängte sich die Erörterung großer Geschichtsmomente, der Ausdruck tiefer Empfindungen für Vaterland und Freiheit, denn beide Begriffe waren auch damals eng verknüpft, wenn schon der Inhalt

des letztern etwas beschränkter gefaßt wurde, als späterhin, so war doch die Vorstellung des erstern groß und weit, denn man dachte nicht Oesterreich allein, sondern immer auch Deutschland, und nahm die Sache des einen für die des andern. Oft betrachtete ich mir im Stillen wie diese Vornehmsten und Ersten des Landes hier zusammensaßen, unpartheiisch und vorurtheilslos die Gebrechen der öffentlichen Zustände aufdeckten, deren Abhülfe und Heilung besprachen, und in Ermanglung solcher Möglichkeit wenigstens Muth und Hoffnung in sich aufrecht erhielten; sie schienen dann ihrer Titel und Würden völlig zu vergessen, und nur edle Krieger zu sein; sie dünkten mich von bürgerlichen Verschwörern, wie ich sie im nördlichen Deutschland kannte, durch nichts verschieden. Den Prinzen von Hessen-Homburg hörte ich einst mit so eindringender Biederkeit über die deutschen Zustände reden, daß er mir das innerste Herz rührte, eben so den Grafen von Wallmoden, und einst auch den Fürsten Paul von Esterhazy, wovon diese Männer vielleicht keine Erinnerung mehr haben, mir aber blieb es eingeprägt. Sie erkannten die Nothwendigkeit an, daß das gesammte Volksleben neue Gestalt gewinne, daß der Einzelne darin aufgehe, und scheinsamen Auszeichnungen entsage, um wirkliche zu gewinnen und durch diese zu gelten. So glücklich wirkt auf edle Gemüther Noth und Drangsal; es waren vom Schicksal hart Getroffene, in ihrem Stolz Gekränkte, auf Selbstverläugnung Angewiesene, die so zusammensaßen.

Uebrigens darf ich dergleichen Richtung keineswegs für die allgemeine ausgeben. Die große Menge, vornehm und gering, trachtete nur alles Ueberstandene zu vergessen und so schnell als möglich wieder in alten Gewohnheiten und Genüssen zu leben. Kaum vier Wochen waren vergangen, so gewährte Wien schon wieder den Anblick einer belebten, volkreichen, üppigen Stadt, die bürgerliche Thätigkeit, die Lustbarkeiten des Volks, die Gesellschaften der Vornehmen, alles nahm einen neuen Schwung. Fünf Theater waren jeden Abend gefüllt. Man versprach sich eine herrliche Faschingszeit. Die Nachwehen des Kriegs suchte man zu verschmerzen, den Verlusten, welche das Papiergeld ver-

ursachte, standen andrerseits ungeheure Gewinnste gegenüber; es war auch hier sichtbar, daß öffentliches Unheil nicht alle Schultern belastet, daß mancher Einzelne nicht nur frei ausgeht, sondern auch unverhoffte Vortheile zieht; die Reichsten und Begütertsten des Landes wurden persönlich ihre Einbußen oft kaum gewahr, die Größe ihrer Mittel bot ihnen immer noch im Ueberfluß alle gewohnten Annehmlichkeiten des Lebens. Wollte dem strengern Sinne, der die traurigen Ereignisse und die allgemeine politische Lage nicht vergessen konnte, dieses eilige Zurücksinken in Weichheit und Ueppigkeit, in den Wirbel alltäglicher Vergnügung und Langweile, nur widerwärtig und verächtlich dünken, so mußte ein billiger Betrachter doch zugestehen, daß in diesem Leichtsinn auch ein Selbstgefühl verborgen lag, welches mit Muth und Trotz nicht ohne Verbindung ist. Wohlleben und Fröhlichkeit kleiden das Wiener Volk auch ganz besonders gut, ihm scheint vor andern ein Recht darauf gegeben, dessen Ausübung mit so viel Anmuth verbunden ist, daß alles Anstößige dabei verschwindet. Unmerklich wird auch der widerstrebendste Sinn etwas hingezogen, der Luft, die man athmet, muß man einige Einwirkung schon gestatten.

In unserm Kreise der „Königin" hatten sich allerlei gesellschaftliche Talente aufgethan; die Musik in allen ihren Zweigen, von der meisterhaften Ausführung Beethoven'scher Sonaten bis zum volksmäßigen Vortrag tyrolischer und steiermärkischer Lieder, lieferte die reichsten Gaben; eben so wenig fehlte es an zeichnenden Talenten, launige Szenen und Einfälle, Bildnisse, Landschaften bereicherten die Albums, die in allen Formaten auf den Tischen umherlagen; ein Gemisch von Bildung und Natürlichkeit, wie man es nur in Oesterreich findet, lieferte die artigsten Erzählungen, Scherze des Nachahmens, den verzeihlichsten Muthwillen; nur eine Art der Unterhaltung, die im nördlichen Deutschland bis zur Plage sich aufdringt, und die auch fast immer das Zeichen eines nothdürftigen Zustandes ist, das eigentliche Vorlesen, fand keinen Raum, und mir war das sehr recht, wenn schon meine Stimme und Sprache, bei gelegentlichem Lesen irgend eines Gedichts oder Aufsatzes aus dem Hor-

mayr'schen Archiv über die Maßen gerühmt wurden. Dagegen machte mein Ausschneiden entschiednes Glück, und ich war bald genöthigt, mich nach einer neuen guten Scheere umzusehen, welcher geringe Umstand mir sehr bedeutend werden und meinem Aufenthalt eine ganz neue Wendung geben sollte.

Ich hatte nach dem besten Stahlarbeiter gefragt, und war in den Laden des Herrn Turiet auf dem Graben gewiesen worden. Hier fand ich in der That die köstlichsten Arbeiten aller Art, und auch vortreffliche Scheeren, ganz wie ich ihrer bedurfte, nur daß an den Spitzen noch eine Kleinigkeit fehlte, auf die es doch besonders ankam. Um den Mann zu bestimmen, auf diese Kleinigkeit den erforderlichen Fleiß zu verwenden, machte ich ihm den Zweck derselben in einer Probe meines Ausschneidens anschaulich. Herr Turiet lächelte wohlgefällig und versicherte, er wolle das Begehrte sorgsam anfertigen. Was es doch für hübsche Talente gebe! — so fügte er hinzu, — so habe er eben auch ein ganz gewöhnliches Werkzeug unter Händen, für das ihm aber ungewöhnliche Genauigkeit anempfohlen sei, eine Maultrommel nämlich, und gewiß, der Herr, der sie bestellt, wisse ihr wahre Zaubertöne zu entlocken. Mir schlug das Herz, ich dachte gleich an Justinus Kerner und an die Möglichkeit seines Hierseins. Die Antworten auf meine raschen Fragen bestärkten nur meinen Verdacht; Namen und Wohnung des Bestellers waren zwar unbekannt, aber er mußte ja wiederkommen, und dann sollten nähere Angaben gefordert werden. Noch desselben Tages kehrte ich in den Laden zurück; es war richtig, Doktor Kerner hatte die Maultrommel abgeholt, und auf Befragen, wo und wann er zu treffen sei, eine Abendstunde im nahen Kaffeehause angegeben; er dachte nicht an mich, er meinte irgend ein Landsmann aus Schwaben möchte seine Spur entdeckt haben. Ich traf ihn am bestimmten Ort, er saß gleichgültig da, das Geräusch und Gewühl um ihn her schien er nicht zu bemerken, er sah mißtrauisch vor sich hin, — da fällt sein Blick auf mich, er springt heftig auf, schreit meinen Namen, und liegt in meinen Armen. Ich wußte nichts von seinen Begegnissen, und fragte, wieso er

in Wien sei? Seine Geschichte war kürzlich diese: er hatte nicht lange nach mir Tübingen verlassen, seinen Bruder in Hamburg besucht, wo er mich wiederzufinden dachte, und als er mich schon abgereist fand, war er mir nach Berlin nachgefolgt, wo er mit Chamisso ein paar Tage verkehrte, wie in dessen Briefen zu lesen ist, darauf, um als junger Arzt die Hospitäler zu besuchen, war er nach Wien gekommen, und hatte hier einen zweiten Bruder besucht, der als Oberst bei den Würtembergern stand, und erst spät den Rückmarsch angetreten hatte; von dem Regimente Vogelsang war ihm bekannt, daß es nach den Schlachten von Wagram und Znaym nach Ungarn gezogen war, und nun durch Mähren nach Böhmen heimkehrte, mich glaubte er unzweifelhaft bei dem Regiment, und hätte nie gedacht, daß er mich in Wien finden könnte. Aber auch ich hatte ihn hier nicht vermuthen können; ich war ohne alle Nachrichten aus Hamburg und Berlin; hatte man mir geschrieben, so waren die Briefe in die Irre gegangen, anstatt von Kerner durch die Freunde zu hören, empfing ich jetzt durch ihn die neueste Kunde von ihnen. Nachdem wir hastig alles ausgetauscht, überließen wir uns ganz der Freude des Augenblicks, und priesen den Himmel, daß wir uns so glücklich gefunden, auch den Umstand, daß dies Finden durch unsre kleinen Talente vermittelt worden, und ohne diese Vermittlung schwerlich geschehen wäre.

Ich brachte Kerner'n sogleich mit Bentheim zusammen, der ihn zuvorkommend aufnahm, und es ganz natürlich fand, daß ich nun meine Zeit vorzugsweise dem unverhofft gefundenen Freunde widmete. Zwar den Morgen und einen Theil des Nachmittags hatte Kerner auf seine medizinischen Zwecke zu verwenden, aber die Abende waren wir größtentheils zusammen. Er hatte mir besonders von Hamburg viel zu erzählen, von dem genialen Bruder, dessen sehr ausgezeichneter Frau, von Reinhold, dem Herzensfreunde seines Bruders, und auch von meiner Schwester, mit der er mehrmals zusammengetroffen war. Er hatte, als der schlichte Natursohn, und als der zwar kluge aber noch nicht gewitzigte Schwabe, der er war, unter den Ansprüchen der Gesellschaft einen harten Stand, und vertraute mir wahrhaft Rousseau'sche

Leiden, die über ihn gekommen, wobei besonders auf Reinhold mancher Tadel fiel. Als einen Karakterzug von ihm muß ich mittheilen, daß er mir vorhielt, ich hätte von Tübingen über ihn ungünstig an Reinhold geschrieben, und mein Bild seiner sogenannten Unarten und Fehler sei oft gebraucht worden, ihn zu beschämen und zu bestrafen, das habe ihm unbeschreiblich wehe gethan; indem er dies aber sagte, blickte er mich mit den liebevollsten Augen an, und hegte nicht den geringsten Groll, noch wollte er mich eines Unrechts anklagen, sondern nur seinen Schmerz mir erzählen. So war sein ganzes Wesen, harmlos und liebenswürdig, und auch sein satyrisches Talent hatte nie die Absicht zu verletzen, wenn auch die Gewalt des Komischen ihn bisweilen weiter fortriß, wie in seinen Reiseschatten, die zwei Jahre später gedruckt wurden, aber damals schon größtentheils fertig waren. Das Lesen und Besprechen dieses wunderlichen Erzeugnisses, das seiner poetischen Ader wie von selbst entquollen war, gewährte uns viel Vergnügen. Er hatte mir aber auch Anliegen des Herzens zu vertrauen, die schon in Tübingen angesponnen, mir dort aber unbekannt geblieben waren, und die auf seiner Reise zu tiefrührender Gestalt sich entwickelt hatten. Mich ergriff seine Mittheilung sehr, es war der Stoff einer tragischen Idylle, der Reiz der schönsten Unschuld darin, und ich war drauf und dran, das Ganze poetisch zu verarbeiten. Der Himmel aber führte die Sache besser zum Ziele, und ließ anstatt einer vielleicht erfolglosen Dichtung eine glückliche Wirklichkeit daraus entstehen.

Für unser Zusammensein fehlte uns seltsamerweise ein paarmal der Ort, denn Kerner's Wohnung war entlegen und kein tauglicher Aufenthalt, mein Zimmer im Gasthof aber hatte unbequeme Nachbarn, die jedes unsrer Worte hören mußten. Wir nahmen unsre Zuflucht zum Theater, wo wir behagliche Plätze fanden, und in den Zwischenakten noch immer genug plaudern konnten. Durch den Stand des Papiergeldes war der Eintritt überaus billig und überstieg unsre Kräfte nicht, da wir — ich wenigstens zum Theil — Silbergeld bezogen. Wir fanden Geschmack an der Unterhaltung, und gewöhnten uns mehr und mehr zu ihr; besonders war

Kerner ganz beeifert, als er zum erstenmal den großen Reiz des Theaters in solcher Fülle und Folge genoß. Das deutsche Schauspiel und Singspiel mußten wir als vortrefflich anerkennen, wenn auch Einzelne — wie der alte Lange — uns in ihrer Manier zuwider oder mindestens fremd blieben, Andre uns keineswegs so hoch zu stehen schienen, als der herkömmliche Beifall es besagen wollte. Für die Sängerin Anna Milder fühlten wir die reinste Bewunderung, auch Brockmann und Ochsenheimer befriedigten uns sehr, besonders aber Krüger, der in humoristischen Feinheiten des Lustspiels unübertrefflich war. Mehr indeß als das Burgtheater, gefiel uns das Theater am Kärtnerthore, wo die italiänische Oper herrschte, und besonders Cimarosa uns entzückte, dessen matrimonio segreto so frisch und rund gegeben wurde, daß wir keine Wiederholung versäumten; die Ballette, welche mit der italiänischen Oper verbunden waren, übertrafen alles, was wir je gesehen hatten, manche der Pantomimen, in welchen auch gewaltige Groteskttänzer auftraten, gingen in Muthwillen und Laune weit über den Ausdruck sogar des Wiener Komischen hinaus, und versetzten uns in die überschwängliche halbtolle Volksart der Italiäner, wo denn Kerner für seinen Humor vielfachen Anklang fand.

Das Theater an der Wien leistete in seiner Weise ebenfalls Außerordentliches. Die großen Lärmstücke mit Gefechten, Pferden, Verwandlungen, ließen in Betreff dieser Erfordernisse nichts zu wünschen übrig. Auch niedrigkomische Vorstellungen, besonders wenn Hasenhut darin zu thun hatte, gewannen verdienten Beifall. Für uns blieben jedoch die Schauspiele von Emanuel Schikaneder bei weitem die Hauptsache. Dieser Mann, der als Direktor und Dichter einst in Wien so hoch gestanden und durch Talent und Thätigkeit eine große Bedeutung und mannigfachen Einfluß erworben hatte, genoß außerhalb Oesterreichs nur einen schlechten Ruhm; von Jugend auf hatten wir seinen Namen nur als Bezeichnung des Verwerflichen, des Jämmerlichen gehört, und sein Textbuch zu Mozart's Zauberflöte, das uns eben so gering dünkte als die Musik herrlich, konnte die Verdammniß nur bestätigen. Hier aber, wo wir die Schauspiele des

Mannes kennen lernten, seine Bürger in Wien, seine Fiaker, diese Stücke, welche freilich nur in der Oertlichkeit wurzelten, nur hier verstanden und gefühlt werden, ja auch nur hier die entsprechenden Darsteller finden konnten, erfuhr unser Urtheil eine gänzliche Umkehrung. Ich mußte gestehen, daß in Schikaneder's Erzeugnissen eine poetische Kraft waltete, in der sich Lebensverstand und Phantasie mit ernstem Gehalt vereinigten; ich bedachte die Umstände, unter denen er hervorgetreten und gewirkt, das Verhältniß der Litteratur und der Sprache, dem er unterworfen blieb, und mir wurde klar, daß ein großes Talent in ihm durch nothgedrungene Hingebung an das unmittelbare Leben gleichsam verbraucht und aufgerieben worden! Ein Geschick, das wohl tragisch zu nennen ist und das in gewissem Sinne ein wahrhaft deutsches heißen kann, denn bei andern Nationen, wo Litteratur und Sprache in gleichmäßiger Geltung und mehr zur Einheit entwickelt sind, kann ein solches Loos weniger vorkommen. Schikaneder hätte in der deutschen dramatischen Litteratur gewiß Großes leisten können, wäre ihre Bildung mit dem Volksthümlichen, das ihm zunächst lag, vereinbar gewesen; aber um das allgemeine Deutsche anzustreben, hätte er das Wienerische zurücksetzen, und dadurch seiner wahren Kraft entbehren müssen, ohne diese wäre er den Deutschen doch immer nur gering, den Wienern aber gar nichts gewesen; es war natürlich, daß er dem stärkeren Zuge folgte und sich dem ihm nächsten Element überließ, das ihn doch eigentlich verschlang. — In der Poesie wie im Staate und überhaupt in jeder Thätigkeit des Menschen giebt es Epochen und Stellungen, die dem Einzelnen wohl als unheilvolle Sterne, die bei seiner Geburt leuchteten, erscheinen dürfen.

Einen solchen Unglücklichen hatten wir sogar unmittelbar vor Augen, nämlich den Dichter Stoll, von welchem schon früher die Rede war. Er hatte sich eifrig wieder zu mir gefunden, und bald noch inniger mit Kerner verknüpft, der für solchen Kauz die größte Neugier und Theilnahme fühlte. Stoll's Talent war unzweifelhaft und hatte sich eben in einem Lustspiele „die Schnecken" wieder bewährt, das zwar nicht in dem Geleise der Bühne, sondern quer in das Weite

lief, aber dafür etwas Aristophanisches anzustreben suchte, was in geringen Anfängen schon dankenswerth war. In einer früheren Zeit, und noch mehr in späterer, würde Stoll mit seinen Fähigkeiten und Gaben ausgezeichnetes Glück gemacht haben; in der Gegenwart stand er mit ihnen so trostlos, daß er dem Verhungern nahe war. Freilich hatte er weder Ordnung noch Folge in seinen Angelegenheiten, und sein Talent allein war ihm nie Sporn genug zur Thätigkeit, er mußte um zu arbeiten den Stachel der Noth oder den Reiz des Beifalls empfinden; aber in günstigen Zeiten würde der letztere ihm nicht gefehlt haben, und er hätte fruchtbar sein können, denn an Einfällen und Plänen war er unerschöpflich. Wir suchten ihm zu helfen, so viel wir konnten, und besonders plagte Kerner sich lange mit ihm.

Das Leopoldstädter oder Kasperle-Theater, welches damals in der Höhe seines Glanzes stand, besuchten wir weniger gern, und nur zweimal, so viel ich mich erinnere, das Josephstädter; dem Niedrigkomischen wie es dort ausgeführt wurde, sprachen wir seine Vortrefflichkeit nicht ab, indeß waren wir doch weit mehr dem Humor zugethan, der uns auf den andern Bühnen angenehm entgegen trat; übrigens herrschte in den kleinen Theatern ein Uebermaß von Rohheit, in welcher Schauspieler und Publikum behaglich zusammenstimmten, wir aber keinen Reiz finden konnten.

Die Theaterlust und Gewohnheit weckte bald auch einigen persönlichen Antheil für die Schauspieler. Bartholdy, der mir fast verschwunden war, aber plötzlich wieder auftauchte, erbot sich, mich bei Mad. Pedrillo einzuführen, die früher als Mlle. Eigensatz in den Berliner Kreisen großen Eifer erweckt hatte, und auf die ich besonders deßhalb neugierig war. Diese Einführung mußte aber mit einigem Geheimniß geschehen; denn Bartholdy war damals eng verbunden mit Lady Fitzgerald, der berühmten Pamela der Frau von Genlis, und, wie behauptet wurde, Tochter derselben und des Herzogs von Orleans-Egalité; sie lebte als Wittwe des Lord Edward Fitzgerald, der im irländischen Aufruhr von 1798 umkam, und machte in Wien, wie es hieß, alte Familienansprüche geltend, bei denen Bartholdy, sagte man, ihr mit

seinem Rathe behülflich war; diese Dame nun würde nicht gestattet haben, daß ihr Freund eine liebenswürdige Schauspielerin besuchte, die allerdings fähig war jede Eifersucht aufzuregen. Mad. Pedrillo hatte vor wenig Tagen als Page in Figaro's Hochzeit uns den größten Eindruck gemacht, und ich fand den ihrer wirklichen Person in keiner Art geringer; ich begriff wenigstens nun die Leidenschaften, welche ich von ihr eingeflößt wußte, und von denen auch Herzen entzündet waren, die bisher für unentzündbar gegolten hatten. Das Gespräch, das zum Theil in bescheidenen Winken jene Erinnerungen hervorrief, aber auch die Wärme der anmuthigen Gegenwart nicht verläugnete, dauerte schon einige Zeit und ließ mich der Uhr nicht gedenken, als Bartholdy nach einiger Unruhe, die ich nicht beachtet hatte, plötzlich aufbrach, da ich denn wohl mit ihm fortgehen mußte. Meinen Vorwürfen, daß er den schönen Besuch so früh beendigt, begegneten die seinigen, daß ich ihn schon über Gebühr ausgedehnt, und ich wurde unterrichtet, die Dame habe ihrerseits einen Freund, den sie jeden Abend zu erwarten pflege und der ihr wegen neuer Bekanntschaften leicht unangenehme Fragen thun könnte. Hiergegen ließ sich nichts einwenden; ich fand jedoch den Besuch nun so schön nicht mehr, als er mir noch kurz vorher geschienen.

Mir war es unbehaglich, mit einem Gegenstande täglich zu verkehren, ohne ihm ernstere Thätigkeit zu widmen. Eine Reihe solcher Theaterabende, wie ich sie mit Kerner und auch zum Theil mit Stoll verlebte, weckte mancherlei Betrachtungen auf. Ich ließ mir Lessing's Hamburgische Dramaturgie geben, ich las einige Stücke von Molière und Racine wieder, einige von Goldoni, welche zugleich zur Uebung im Italiänischen dienten, begann mit Hülfe dieser Eindrücke meine Anschauungen zu läutern und versuchte zugleich, sie in lebendiger Weise darzustellen, nämlich die kritischen Berichte mit novellenartiger Erzählung zu durchflechten. Dieser Versuch blieb aber bald wieder liegen, da die Gefährten, deren Theilnahme ich aufforderte, keinen Eifer dafür hatten, und später ging er mit andern Papieren im Feuer auf. Friedrich von Schlegel übrigens hatte dem

Gedanken Beifall geschenkt, und da er stark betrieb und hoffte, daß ihm die Herausgabe eines Tageblattes aufgetragen oder doch bewilligt würde, so konnte dergleichen Schriftstellerei ihm für seine Zwecke in der Folge tauglich dünken; indeß war auch hierin kein Halt, die Sache mit der Zeitung fand Schwierigkeiten und Verzögerungen in Menge, und erst nach längerer Zeit begann sie unter dem Namen des Oesterreichischen Beobachters, den aber Schlegel nach kurzer Frist doch in andre Hände wieder abgeben mußte.

Mein Theaterbesuch ließ mich die vornehmere Welt nicht ganz vernachlässigen, die ohnehin erst am späten Abend zusammenkam. Ich fand bei der Gräfin von Fuchs immer die gleiche liebenswürdige Stimmung, das innere Leben der Gesellschaft nur erhöht, den Ton nur offner und traulicher. Mein Seltnerkommen war im Grunde für niemanden beachtenswerth, und wenn es zufällig zur Sprache kam, so war es nur in dem Sinne, daß man mir größere Freundlichkeit beweisen wollte. Von dieser Seite war also kein Mangel. Dagegen fühlt' ich einen solchen in mir selbst, ich war in dem Kreise nicht mehr so behaglich, als in der ersten Zeit. Die Ursache war mir bald klar: der wahre Reiz einer solchen Geselligkeit entsteht aus dem täglichen Zusammensein, aus der ununterbrochenen Gewohnheit, welche stets im Innersten der Beziehungen weilt, ihre Anknüpfungen einmal gemacht hat und nun immer in derselben Spannung erhält; treten Lücken ein und finden Abschweifungen statt, so lockern sich die Fäden, hin und wieder reißt auch wohl einer ab, und man hat dann bei der Wiederkehr immer erst wieder herzustellen, einzurichten. Wiewohl ich nun dies Geheimniß der Geselligkeit genugsam einsah, so wollt' ich mich doch der Lehre, die daraus hervorging, nicht recht fügen, sondern war fast auf dem Punkt, aus dem einzigen Grunde, weil ich seltner gekommen, nun gar nicht mehr zu kommen, eine Thorheit, die mein Oberst doch hinderte. Aber in dieser kleinen Verstimmung unterließ ich, andre Kreise zu betreten, die mir nicht gleichgültig sein durften, namentlich versäumte ich den Fürsten von Ligne und die Fürstlich Clary'sche Familie aufzusuchen, auf welche ich angewiesen und wo ich des

besten Empfangs und der mannigfachsten Annehmlichkeiten versichert war. Ich versäumte auch, mit nachheriger Reue, den berühmten Historiker Freiherrn von Hormayr persönlich kennen zu lernen, dessen Geschichte von Tyrol und österreichischen Plutarch ich mir doch nicht entgehen ließ. Gentz war nicht in Wien, sondern aus Ungarn geradesweges nach Prag abgereist, wo er häuslich eingerichtet war.

Mittlerweile hatte sich ein kleiner Kreis meist norddeutscher Elemente gebildet, der Kerner'n eben so wie mich anzog. Eine Künstlerin aus Königsberg, mit der gebildeten Welt von Berlin und Weimar, mit Frau von Kalb und Rahel Levin, mit Jean Paul Richter und dessen Freunden Otto und Emanuel in Verbindung, führte ein stilles arbeitsames Leben in großer Zurückgezogenheit, die doch nicht ohne Geselligkeit war. Ein junger Arzt aus Königsberg, Doktor Assing, der in Wien seine medizinischen Studien praktisch vervollständigte, und hiebei mit Kerner zusammentraf, ein Kaufmann aus Berlin, der sehr angenehm sang, ein Mahler aus Dresden, eine Lehrerin aus Danzig, die mit einem ansehnlichen Hause in Ungarn wegen ihres Eintritts in Unterhandlung stand, und einige andre Norddeutsche, die meistens in Wien noch nicht gefunden hatten was sie suchten, kamen hier zusammen, und ein Zeuge ihrer abendlichen Munterkeit hätte schwerlich vermuthet, daß die Meisten, die Wirthin nicht ausgenommen, ihren Tag mühsam durchgekämpft. Aber das Spärliche selbst, eingestanden und gemeinsam, wurde beinahe förderlich, es war ein stärkeres Band, als Reichthum und Ueppigkeit gewesen wären, man scherzte über die vielen Treppen, die man hatte steigen müssen, man spottete der Wiener, denen Thee und Brod als Abendessen wie eine Art Hungerkur vorgekommen wäre, und das Backwerk, das doch bisweilen erschwungen wurde, machte den größten Eindruck. Hier konnte sich Kerner's Humor und Talent vollkommen entfalten, er und Assing unterstützten und ergänzten einander. Denn auch dieser letztere, der sich des Hauptsitzes norddeutschen Humors als seiner Heimath rühmen konnte, vereinigte Tiefsinn und Witz, Fülle der Empfindung und Schärfe der Satyre. Sein durchaus gediegenes Wesen, die

grundfeste Redlichkeit, die sich in all seinem Thun offenbarte, und die frische Gluth, mit der sein Herz für alles Gute schlug, gewannen ihm Achtung und Liebe in gleich hohem Grade. Der Grundton von Schwermuth und Sehnsucht, der seine Laune und Heiterkeit stets begleitete, vermehrte nur die Anziehung, die er ausübte; wir konnten nicht ahnden, wie nahe wir uns in der Folge stehen sollten, und unsre innige Befreundung geschah erst später. Ganz fehlte es doch auch an Wienern in diesem kleinen Kreise nicht; ich sah hier auch die beliebte Schriftstellerin Karoline Pichler wieder, eine wackre, schlichte Frau, verständig und gutmüthig, an Sprache und Ausdruck eine vollkommene Wienerin, deren persönliches Wesen sich in völliger Prosa darstellte, und ein dichterisches Talent gar nicht vermuthen ließ, welches doch in ihren Schriften kräftig und schön hervortrat.

Wie sehr wir auch von der eigentlichen Litteratur abgeschnitten waren, so drang doch die Ankündigung der Goethe'schen Wahlverwandtschaften, die nächstens erscheinen sollten, früh genug bei uns ein, und setzte mich sogleich in Bewegung. Ich beauftragte einen Buchhändler, mir das Buch sobald es erschiene, gleichviel ob erlaubt von der Zensur oder verboten, um jeden Preis zu verschaffen, denn solchen Schatz noch für die Reise nach Italien mitnehmen zu können war mir die wichtigste Angelegenheit. Er versprach alles auf's beste, und als die Abreise schon ganz nahe schien, kamen richtig einige Exemplare an, welche, unaufgehalten von der Zensur sogleich vergriffen waren. Ungeduldig fragte ich nach dem meinigen, aber der Buchhändler war so unverschämt mir zu sagen, er habe mir keines bestellt, sondern mich auf seine Liste geschrieben für den Nachdruck, den er von dem Buche veranstalte, der in drei bis vier Wochen fertig sein würde. Man kann denken, daß meine Empörung in harte Schmähreden ausbrach; die Schändlichkeit des Nachdrucks, der mir gespielte Streich, der Verdruß nun das Buch vor der Abreise nicht mehr bekommen zu können, alles erregte meinen Zorn auf's heftigste. Da sich der Anlaß fand, an Cotta zu schreiben, so ließ ich den abscheulichen Vorfall mit einfließen, war aber nicht wenig verwundert, nach einiger Zeit im

Morgenblatte die betreffende Stelle meines Briefes abgedruckt zu finden, mit Angabe aller Namen. Das war ein Vorgriff, zu dem Cotta nicht berechtigt sein konnte, er hatte seinem Eifer und Zwecke jede Rücksicht geopfert, und mich ungebürlich bloßgestellt, denn meine Ausdrücke waren nicht für die Oeffentlichkeit gewählt. Indeß war mir doch eine Genugthuung bei der Sache, und ich gönnte dem Nachdrucker die empfangene Ladung, die er auch still hinnahm. Uebrigens war es merkwürdig, daß die während der Anwesenheit der Franzosen begonnenen Nachdrücke von Schiller's und Goethe's Werken nach der Rückkehr der österreichischen Behörden ungestört fortgingen; man wollte die Verbreitung der ersten Schriftsteller der Nation doch nicht geradezu hemmen, und daß sie durch Nachdruck geschah, war ein Grund mehr sie zu gestatten, denn es galt noch sehr die Ansicht, daß der Gewinn einheimischer Gewerbe unter allen Umständen zu fördern sei.

Aus meiner damaligen Wiener Zeit muß ich auch eines Erdbebens noch erwähnen, das ich dort, und des einzigen, das ich überhaupt erlebte. An einem späten Nachmittage, als ich mit Bentheim im Zimmer auf und ab ging, klirrten plötzlich die Fensterscheiben, und ein ungewöhnlicher Ruck erschütterte den Fußboden, der Stoß war merklich genug und ein zweiter und vielleicht dritter folgten darauf, aber uns fiel nicht ein, hier eine so große Ursache zu vermuthen, bis anderweitige Nachrichten und unzweifelhafte Wahrnehmungen uns besser belehrten. Wir bedauerten nun, nicht achtsamer auf das Ereigniß und auf unsre Empfindung dabei gewesen zu sein; zu den nachdenklichen Betrachtungen, die bei solcher Gelegenheit erweckt wurden, gab auch ein Geschichtchen seinen Beitrag, das von einem Kinde erzählt wurde, dem der Vater bei dem ersten Schüttern unwillig zugerufen hatte, nicht an den Tisch zu stoßen, und darauf bei dennoch wiederholtem Wanken zornig eine Ohrfeige gab; das Kind betheuerte jedoch hartnäckig seine Unschuld, und als nachher die Umstände genau erwogen und die Zeit berechnet worden, blieb kein Zweifel, daß an dem Kinde bestraft worden, was das Erdbeben verschuldet hatte. Ein

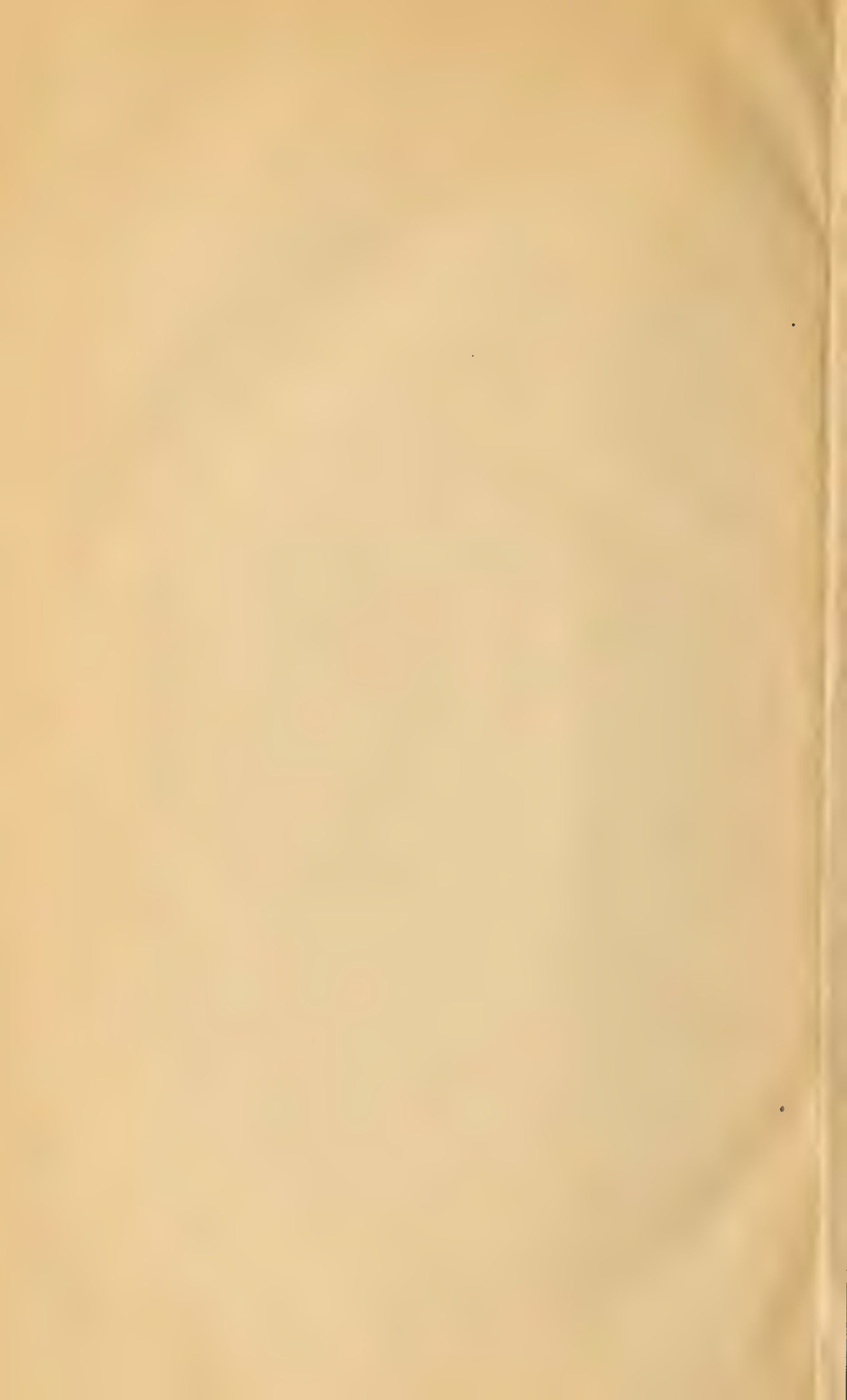
sprechendes Gleichniß für nicht wenige Begebenheiten in der Welt.

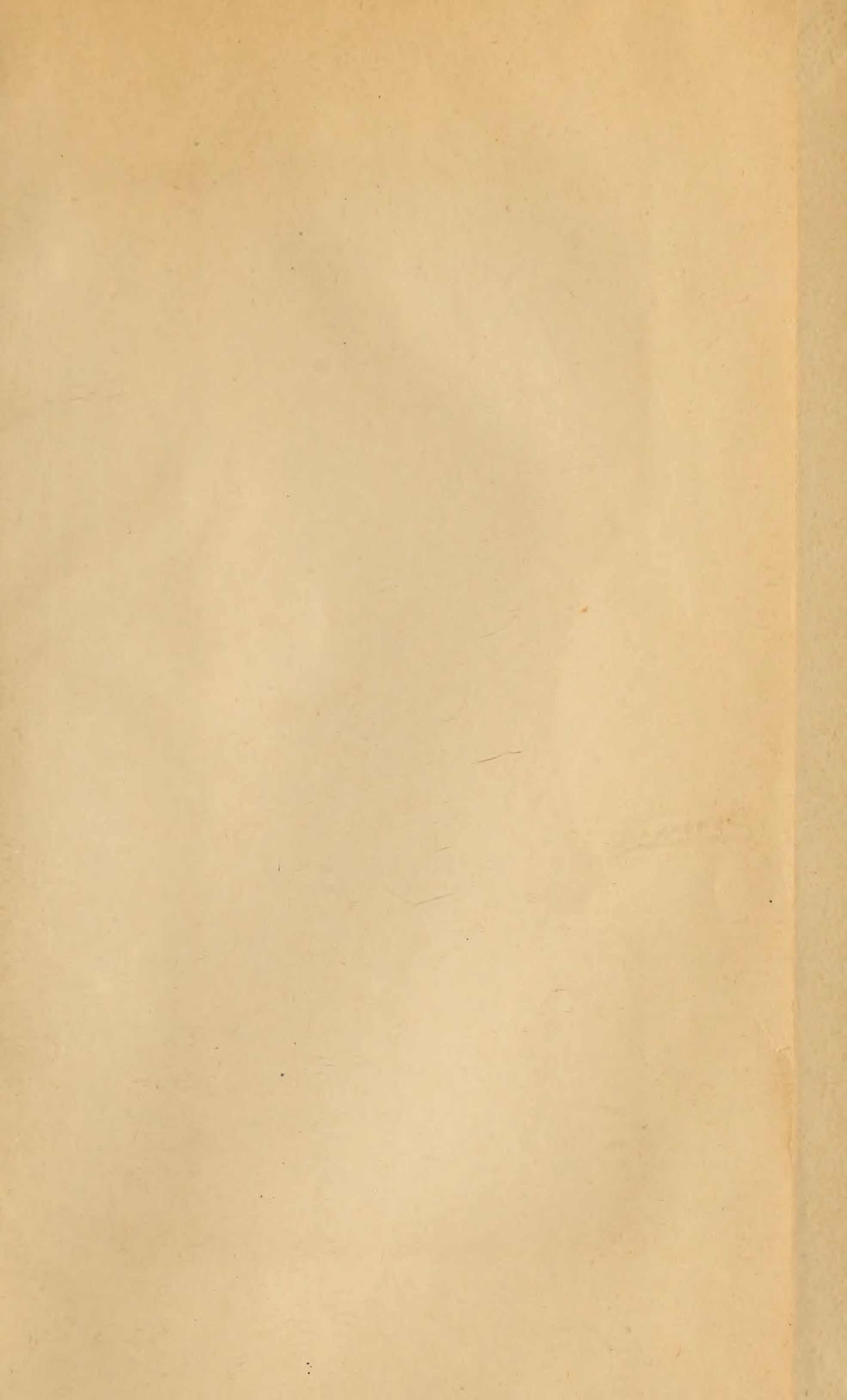
Die Reise nach Italien stand noch stets vor Augen, und mancherlei Vorkehr wurde in diesem Sinn getroffen; indeß war das Jahr 1809 abgelaufen und bald auch der Januar des neuen Jahres schon größtentheils verflossen, ohne daß die Sachen zum Schlusse kamen. Die Hoffnung auf das Karneval in Venedig wurde schon aufgegeben, und plötzlich stellten sich der ganzen Reise unübersteigliche Hindernisse entgegen. Die Briefe aus Westphalen meldeten nur ungünstige Vorgänge und immer trübere Aussichten in der Heimath. Nicht besser lauteten die Nachrichten aus Prag vom Regimente, das inzwischen dort eingetroffen war; es gab Uebelstände jeder Art, die zu beseitigen, vielfache Ansprüche, die nur durch den Obersten zu erfüllen waren; seine Anwesenheit wurde dringend gewünscht, ja wurde durch die Umstände fast geboten. Der Uebergang aus dem Krieg in den Friedensdienst, die Schwierigkeiten einer verwickelten, mit großer Verantwortung verknüpften und dabei peinlich beaufsichtigten Verwaltung, die überall im Kriegswesen eintretende Sparsamkeit bei fortwährendem Sinken des Papiergeldes, alles mußte den Obersten bestimmen, sich zuvörderst zu dem Regiment zu begeben, mit dem er ohnehin noch wenig eingelebt war, und demselben als Haupt und Führer kräftig vorzustehen. Wir reisten demnach in den ersten Tagen des Februar von Wien ab, und nach einer dreitägigen Fahrt, die im trüben Winter und Lande nichts Erfreuliches hatte, gelangten wir glücklich nach Prag.



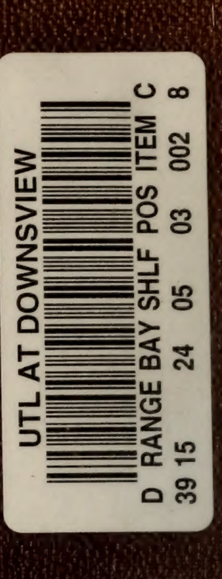
Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.










UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 24 05 03 002 8